

Jasper W. Korte

Dauerbeobachtungen der Gesellschaft

Wie Printmedien über
Sozialwissenschaften berichten

BELTZ JUVENTA

Jasper W. Korte
Dauerbeobachtungen der Gesellschaft

Jasper W. Korte

Dauerbeobachtungen der Gesellschaft

Wie Printmedien über Sozialwissenschaften
berichten

BELTZ JUVENTA

Der Autor

Jasper W. Korte war wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Soziologie der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster und Mitglied der Graduate School of Sociology der WWU. Seine Forschungsschwerpunkte sind Wissenschafts- und Mediensoziologie.

Unterstützt wird die Veröffentlichung durch den Open-Access-Publikationsfonds der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster. Dies ist die bearbeitete Version der im Oktober 2018 eingereichten Doktorarbeit.



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz **Creative Commons Namensnennung – Nicht kommerziell – Keine Bearbeitungen 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)** veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/legalcode.de>

Verwertung, die den Rahmen der **CC BY-NC-ND 4.0 Lizenz** überschreitet, ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für die Bearbeitung und Übersetzungen des Werkes. Die in diesem Werk enthaltenen Bilder und sonstiges Drittmaterial unterliegen ebenfalls der genannten Creative Commons Lizenz, sofern sich aus der Quellenangabe/ Abbildungslegende nichts anderes ergibt. Sofern das betreffende Material nicht unter der genannten Creative Commons Lizenz steht und die betreffende Handlung nicht nach gesetzlichen Vorschriften erlaubt ist, ist für die oben aufgeführten Weiterverwendungen des Materials die Einwilligung des jeweiligen Rechteinhabers einzuholen.



Dieses Buch ist erhältlich als:

ISBN 978-3-7799-6506-0 Print

ISBN 978-3-7799-5829-1 E-Book (PDF)

1. Auflage 2021

© 2021 Beltz Juventa

in der Verlagsgruppe Beltz · Weinheim Basel

Werderstraße 10, 69469 Weinheim

Einige Rechte vorbehalten

Herstellung: Myriam Frericks

Satz: Datagrafix, Berlin

Druck und Bindung: Beltz Grafische Betriebe, Bad Langensalza

Printed in Germany

Weitere Informationen zu unseren Autor_innen und Titeln finden Sie unter: www.beltz.de

Inhalt

1	Einleitung: Sozialwissenschaften, Massenmedien und Öffentlichkeit	7
1.1	Medialisierung	15
1.2	Forschungsstand: Sozialwissenschaften in den Medien	41
1.2.1	Wissenschaft in den Massenmedien	42
1.2.2	Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften	53
1.2.3	Sozialwissenschaften in den Massenmedien	60
1.2.4	Perspektiven von Sozialwissenschaftlern, Journalisten und Rezipienten	97
1.2.5	Sozialwissenschaftler, Experten und Intellektuelle	130
1.3	Fragestellungen	142
2	Zur Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens	148
2.1	Fragen, Methoden und Vorgehen	150
2.2	Akademikerinnenfertilität	158
2.2.1	Eröffnungen	163
2.2.2	Problembeschreibungen	169
2.2.3	Lösungsperspektiven	178
2.3	#regretting motherhood	190
2.4	Fazit	209
3	Sozialwissenschaften in der Presse	211
3.1	Sozialwissenschaftsberichterstattung seit 1945	211
3.1.1	Entwicklung der Sozialwissenschaftsberichterstattung seit 1945	211
3.1.2	Einordnung der Stichprobe im Zeitverlauf	215
3.2	Periodika und Disziplinen	217
3.3	Struktur der Berichterstattung	222
3.3.1	Artikelmerkmale	222
3.3.2	Qualifizierung des Wissens	227
3.3.3	Kontextualisierung des Wissens	232
3.3.4	Artikeltypen	235
3.3.5	Der Raum der Sozialwissenschaftsberichterstattung	239
3.4	Sozialwissenschaftler in der Presse	241
3.4.1	Darstellung und Charakterisierung	243
3.4.2	Sozialwissenschaftlertypen	245

3.4.3	Sozialwissenschaftler in der Sozialwissenschaftsberichterstattung	248
3.5	Fazit	250
4	Medienaffine Nischendisziplin – Ethnologie in der Presse	256
4.1	Ethnologie in den Massenmedien	256
4.2	Ethnologieberichterstattung seit 1946	264
4.3	Struktur der Ethnologieberichterstattung	269
4.4	Ethnologieartikeltypen	272
4.5	Raum der Ethnologieberichterstattung	275
4.6	Spannende Forscher – Ethnologen in der Presse	276
5	Personengebundene Vielfalt – Soziologie in der Presse	281
5.1	Soziologie in den Massenmedien	281
5.2	Umfang der Soziologieberichterstattung	310
5.3	Struktur der Soziologieberichterstattung	315
5.4	Soziologieartikeltypen	318
5.5	Raum der Soziologieberichterstattung	321
5.6	Variantenreiche Persönlichkeiten – Soziologen in der Presse	322
6	Zwischen Dauerbeobachtung und Wissenschaft – Ökonomik in der Presse	327
6.1	Ökonomik in den Massenmedien	327
6.2	Ausmaß und Entwicklung der Ökonomikberichterstattung	342
6.3	Struktur der Ökonomikberichterstattung	346
6.4	Ökonomikartikeltypen	349
6.5	Raum der Ökonomikberichterstattung	354
6.6	Etablierte Experten – Ökonomen in der Presse	355
7	Fazit	359
8	Anhang	381
8.1	Methodischer Anhang	381
8.1.1	Vorgehen	381
8.1.2	Beschreibung der Items	384
8.2	Literatur	395
	Danksagung	411
	Abbildungs- und Tabellenverzeichnis	412

1 Einleitung: Sozialwissenschaften, Massenmedien und Öffentlichkeit

„Soziologie soll sein: eine institutionelle Dauerkontrolle gesellschaftlicher Verhältnisse verbunden mit analytischer Selbstbeobachtung und Selbstreflexion der Disziplin in kritischer Absicht und wissenschaftlicher Form.“

Hans-Georg Soeffner (2010, S. 13)

Die vorliegende Arbeit stellt eine empirische Inspektion des Auftauchens der Sozialwissenschaften in der deutschen Tagespresse dar. Zeitgenössische Gesellschaft in ihrer funktional differenzierten Form wird von den Funktionssystemen Wissenschaft und Massenmedien geprägt, das heißt: in deren Beziehung zur Gesellschaft, in Wechselwirkung zu anderen Funktionssystemen und in reflexiven Prozessen. Diagnosen, den zentralen Stellenwert der Wissenschaft für die Gesellschaft betreffend, sind nicht neu: moderne Wissenschaft gilt als eine der zentralen Bedingungen für die fortlaufende Entwicklung moderner Gesellschaft. Ähnliches gilt für die Massenmedien, die wiederum selbst in einem Ausbau begriffen sind und sich unter technischen Revolutionen verändern. Das Wechselspiel von Wissenschaft und Massenmedien, die sich gegenseitig beeinflussen, aber auch unter dem Einfluss anderer Bereiche stehen, stellt somit einen charakteristischen Bereich zeitgenössischer Gesellschaft dar. Dieser besteht vor allem in einer *institutionellen Dauerbeobachtung der Gesellschaft durch zwei gesellschaftliche Teilbereiche, die sich wiederum auch wechselseitig beobachten*. Von besonderer Bedeutung ist der Nexus von Wissenschaft und Massenmedien, stellen beide Systeme¹ doch Wissensformen zur Verfügung, die sich in ihrem Anspruch an Neutralität – also zumindest in der Reflexion des eigenen Standpunkts – und der Orientierung an neuem Wissen ähneln, sich in ihrem Anspruch, gesichertes bzw. aktuelles Wissen zur Verfügung zu stellen, allerdings unterscheiden. Wissen

1 Die Frage, inwiefern die Massenmedien ein Funktionssystem darstellen, ist in der Literatur noch ungeklärt – im Gegensatz zur Wissenschaft, die in der systemtheoretischen Literatur stets zur Klaviatur der Funktionssysteme gezählt wird. Während Luhmann (1997) die Frage eher bejaht, gibt es aber auch Einwände dagegen, die sich vor allem auf die Frage nach der Selbstbezüglichkeit massenmedialer Kommunikation beziehen, stellt doch das Zurverfügungstellen außersystemischer Nachrichten für andere funktionssystemische Kommunikationszusammenhänge die zentrale Leistung der Massenmedien dar. Diese Frage zu beantworten, ist nicht Gegenstand der Arbeit. Für die Konzeption der Arbeit bietet es sich aber an, massenmediale und wissenschaftliche Kommunikation vorläufig beide als funktionssystemisch zu begreifen und keinen anderen Begriff für massenmediale Kommunikation zu suchen (wie etwa gesellschaftliche Kommunikation oder Öffentlichkeit).

jedoch, also Kenntnisse und Informationen, die wechselseitig auf andere Informationen verweisen, stellt einen zentralen Gegenstand von Gesellschaft und all ihren Teilbereichen an sich dar. Wissen über die Welt zu haben, ist eine notwendige Bedingung für jede Orientierung und Handlungsfähigkeit von Gesellschaftsmitgliedern, alle Theorien und Diagnosen gesellschaftlicher Entwicklung machen Wissen zu einem zentralen Problem und Katalysator gesellschaftlicher Entwicklung. Wissenschaft steht hierbei für die Sicherung wahren Wissens, Massenmedien für die Bereitstellung je tagesaktueller Informationen über den Stand der Dinge, über die Welt. Massenmedien berichten dabei relativ unterschiedslos über Ereignisse der Welt, also auch über Ereignisse in den Wissenschaften, womit in der Regel Veröffentlichungen von Ansprüchen auf wahres Wissen gemeint sind. Wissenschaftliches Wissen gilt immer stärker als Grundvoraussetzung für die Ausübung gesellschaftlicher Tätigkeiten, also auch für journalistische.

Sozialwissenschaften stellen hierbei noch einmal einen besonderen Zusammenhang dar, thematisieren sie doch genau die hier skizzierten Zusammenhänge. Sozialwissenschaften beforschen die Dimension des Sozialen, also grundsätzlich alle zwischenmenschlichen Handlungen, ihre Effekte und strukturellen Voraussetzungen. Dazu zählen Journalismus und das System der Massenmedien, aber eben auch das Verhältnis von Massenmedien und Sozialwissenschaften.

Gegenstand der Forschungsanstrengung der vorliegenden Arbeit sind Produkte journalistischen Handelns: Zeitungsartikel. Da es keine umfassende Dauerinspektion der Produkte der Massenmedien gibt, stellt die Erfassung und Beschreibung der Masse an Artikeln, die tagtäglich erscheinen, den ersten zentralen Schritt für die Untersuchung des Verhältnisses dar. Ohne systematische Erhebung der Produkte, bleiben Aussagen darüber, was massenmedial über und mit Sozialwissenschaften verhandelt wird, anekdotischer Natur, was gegenüber möglichen Verallgemeinerungen und Validierungen skeptisch werden lassen muss. Aufgrund der unübersichtlichen Flut von massenmedialen Beiträgen, muss hier eine Auswahl getroffen werden, die zwar letztendlich unbefriedigend sein muss, die aber die gestellten Fragen zu beantworten erlauben und in der Hoffnung auf kumulative Forschungsanstrengungen spätere umfassendere Darstellungen befruchten können soll. Die Wahl von Printperiodika ist hierbei natürlich kontingent, allerdings stellen geschriebene und auf Papier materialisierte Artikel einen wichtigen Teil der Produkte der Massenmedien allgemein dar. Zudem orientieren sich elektronische Artikel an der Form des Zeitungsartikels. Objekt der Untersuchung waren elektronische Kopien von Zeitungsartikeln aus Datenbanken, nicht zuletzt deren Verfügbarkeit und der bewältigbare Aufwand für eine Person innerhalb der Analyse sprechen für die Wahl des Materials. Als klassischer Gegenstand sozialwissenschaftlicher Forschung über Massenmedien rechtfertigt sich die Wahl zudem, da es zumindest einen kleinen bestehenden Forschungsstand garantiert, der Vergleiche in zeitlicher und räumlicher Dimension zulässt.

Eine Auswahl muss aber auch gegenüber dem Gegenstand der massenmedialen Berichterstattung getroffen werden: Die Sozialwissenschaften haben sich unübersichtlich ausdifferenziert, auch hier erfolgt eine massenhafte Wissensproduktion, nie gab es so viele Sozialwissenschaftler wie gegenwärtig, die auf einen nie dagewesenen Korpus an Veröffentlichungen zugreifen können. Die Auswahl der Disziplinen Soziologie, Ökonomik und Ethnologie ist jedoch kontingent: Andere Sozialwissenschaften (wie Politikwissenschaft) wären möglich und von Interesse gewesen, ebenfalls eine Auswahl von geisteswissenschaftlichen Disziplinen, die in der Öffentlichkeit eine vergleichbare Rolle spielen (wie Geschichtswissenschaft oder Philosophie). Die Auswahl begründet sich aber mit dem Anspruch, grundlegende Bereiche der Sozialwissenschaften abzudecken, und der Möglichkeit, so einen Vergleich der Disziplinen durchzuführen. Eine der Thesen besteht darin, dass sich in den drei untersuchten Disziplinen drei unterschiedliche Gestalten massenmedialer Berichterstattung über Sozialwissenschaften sichtbar machen lassen. Dies antwortet auf die Forschungslage, die zwar eine große Anzahl von Einzelfallstudien umfasst, systematische Vergleiche jedoch, wenn überhaupt, zwischen den größeren Familien der Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften zieht. Damit werden zwar die Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften herausgehoben, die interne Differenziertheit der Familien, die zudem mögliche Erklärungen für auffindbare Berichterstattungsstrukturen erlaubt, bleibt dabei aber notgedrungen im Dunkeln. Ähnliches gilt für Darstellungen der Sozialwissenschaften als Ganzes, die ebenfalls detailliertere Vergleiche zwischen Disziplinen vernachlässigen müssen. Dass Soziologie, Ökonomik und Ethnologie wichtige Vertreter der Sozialwissenschaften sind, sollte unbestritten sein. Die Wahl der Soziologie erklärt sich hierbei sowohl aufgrund der reflexiven Grundarchitektur der gesamten Arbeit, aber auch aufgrund der wiederum speziellen Stellung der Soziologie innerhalb der Sozialwissenschaften, da sie eben auch Ansprüche auf die Rolle der Dach- bzw. Grundlagenwissenschaft erhebt. Als Label für Forschungen über gesellschaftliche Zusammenhänge jeglicher Art bildet die Soziologie die Differenziertheit der Sozialwissenschaften intern noch einmal ab. Ökonomik stellt einen herausragenden Teil der Sozialwissenschaften dar, sowohl was die Größe, die Geltungsansprüche, aber auch die Geschichte sozialwissenschaftlichen Denkens angeht. Hierbei sind die Ansprüche, Dach- oder Grundlagenwissenschaft für die gesamte Sozialwissenschaft zu sein, allerdings durch den Gegenstand Wirtschaft eingeschränkt: Alles wirtschaftliche Handeln ist sozial, aber nicht alle sozialen Handlungen sind wirtschaftlich (auch wenn wohl alle sozialen Verhältnisse anhand der Logik wirtschaftlichen Handelns gemessen werden können). Ethnologie schließlich ist, insbesondere was die Größenverhältnisse forschungsgegenständlicher wie materieller Natur angeht, nicht mit den anderen beiden Disziplinen zu vergleichen. Die Wahl eines vergleichsweise kleinen Fachs begründet sich zum einen durch das Interesse, einen anderen Typ sozialwissenschaftlicher Disziplin zu erfassen,

der jedoch ebenfalls empirische Forschung und theoretische Beschreibungen der Welt produziert, zum anderen durch die spezifische Möglichkeit der Ethnologie, massenmediale Aufmerksamkeit zu generieren. Ethnologische Forschung bietet die anschauliche Möglichkeit für Rezipienten gesellschaftliche Verhältnisse zu verstehen: das Eigene im Fremden zu erkennen, aber auch die Unterschiede menschlichen Zusammenlebens wahrzunehmen. Dies geschieht nicht zuletzt auch in der Form der Darstellung materieller Objekte, was den anderen beiden Disziplinen in der Regel schwerer fällt: Soziologische und ökonomische Forschungsergebnisse werden nicht anhand von Objekten (in Museen) anschaulich gemacht.

Die vorliegende Arbeit umfasst zwei Analysestrategien: eine standardisierte Erfassung des Inhalts von Zeitungsartikeln und eine qualitative Interpretation eines zentralen Übersetzungsmechanismus der Massenmedien bezüglich sozialwissenschaftlichen Wissens. Beide Analysestrategien beantworten auf ihre Weise die Frage, *wie Printmedien über Sozialwissenschaften berichten*. Um diese Wie-Frage zu beantworten, stellt die standardisierte Inhaltsanalyse die klassischen W-Fragen: Was wird wie oft von wem wann und wo berichtet. Sie werden dabei sowohl im Querschnitt aller ausgewerteten Artikel, im Längsschnitt des Untersuchungszeitraums wie im Disziplinenvergleich beantwortet. Zudem wird den dargestellten Protagonisten, den Sozialwissenschaftlern, eigene Aufmerksamkeit geschenkt, auch dies im Quer- und Längsschnitt sowie im Disziplinenvergleich. Dies zwingt zu einer Stichprobenauswahl, zu Kategorienbildung und Subsumierungen. Dafür sollte ein umfassender Überblick über die Struktur der Berichterstattung über Sozialwissenschaften in aggregierter Form vorgelegt werden können. Die Ergebnisse werden dabei in kreuztabellarischer Form und in multivariaten Darstellungen präsentiert. Während die standardisierte Analyse also quasi den Makrokosmos der Berichterstattung inspiziert, zerlegt die qualitative Analyse den Gegenstand Zeitungartikel in seine Grundbestandteile. Die Antwort auf die Frage, wie massenmediale Texte sozialwissenschaftliches Wissen übersetzen, wird dabei in der Explikation der These vorgelegt, dass es sich um eine spezifische Übersetzung handelt, die sozialwissenschaftliches Wissen in massenmediales transformiert.

Im weiteren Verlauf der Einleitung werden die Grundlagen der Untersuchungen expliziert. Dies bezieht sich sowohl auf die theoretischen Grundlagen, die Thesen zur Bedeutung von Sozialwissenschaft und Massenmedien für die Gesellschaft, aber auch auf die Darstellung der Entwicklungen in Sozialwissenschaft und Massenmedien, wie sie für den Untersuchungszeitraum relevant sind. Hier werden die zentralen Fragestellungen eingeordnet sowie die Grundlagen für mögliche Erklärungen gelegt. Es folgt die Darstellung des Forschungsstands bezüglich des Verhältnisses von Massenmedien und Sozialwissenschaft. Die Einleitung schließt mit der Formulierung der Desiderate, die die Ergebnisteile adressieren. Kapitel 2 beschreibt die Durchführung der qualitativen Analyse und

stellt deren Ergebnisse dar. Kapitel 3 bietet ebenjenes für die standardisierte Inhaltsanalyse. Es folgen hiernach jeweils Kapitel, die die Ergebnisse und Besonderheiten der drei Disziplinen thematisieren. Die Arbeit schließt mit dem Fazit in Kapitel 7. Im Anhang finden sich neben Literaturangaben Hinweise zur standardisierten Analyse.

Unsere Zeit ist von Medien und Sozialwissenschaften geprägt. Während ersteres wohl nicht ernsthaft zu bestreiten ist, mögen sich bei Letzterem Augenbrauen heben. Sozialwissenschaften stellen allerdings einen konstitutiven Teil derzeitiger Gesellschaft dar und die wissenschaftliche Untersuchung des Gesellschaftsvollzugs ist operativer wie reflexiver Bestandteil dessen. Die Analyse des umfassenden Verhältnisses der Wissenschaft zu ihrem Gegenstand ist jedoch unzureichend ausgeprägt, der soziale Wandel belegt zudem vorliegende Ergebnisse mit Überprüfungsdruck. Die vorliegende Arbeit soll das Verhältnis von Sozialwissenschaften und Massenmedien zum Thema haben und einen Aspekt des Verhältnisses der Gesellschaft zu ihrer Wissenschaft, die massenmediale Präsenz der Sozialwissenschaften, empirisch untersuchen. Die grundlegende These hierbei lautet, dass Sozialwissenschaften einen normalen Bestandteil der Selbstbeschreibung der Gesellschaft in den Massenmedien darstellen. Die Arbeit ist wissenschaftssoziologisch, da sie den Einfluss der Sozialwissenschaften auf die Gesellschaft untersucht. Die Arbeit ist mediensoziologisch und damit nah an den Kommunikationswissenschaften verortet, da sie das Auftauchen sozialwissenschaftlicher Wissensbestände und deren Träger in den Massenmedien untersucht.

Habermas' (1981) Grundfrage bei der Rekonstruktion der Gesellschaftstheorie wie seines eigenen Entwurfs ist die nach dem Rationalisierungsprozess der modernen Gesellschaft. Dieser Prozess, der sich spätestens seit der Aufklärung reflexiv vollzieht, umfasst die Einsicht und die Aufgabe, dass menschliches Zusammenleben kontingent ist: also weder zufällig noch determiniert. Vielmehr liegen soziale Verhältnisse im Gestaltungsspielraum der Menschen selber, die sich weder mit einem natur- noch gottgegebenen Zustand entschuldigen können, wenn nach den Gründen gefragt wird, warum die Gesellschaft so ist, wie sie ist. Da so auch weder eine Suche nach einer natürlich richtigen noch einer gottgefälligen Ordnung begründet ist, bleibt der Versuch einer vernünftigen, rationalen Erklärung und Legitimierung (die Frage nach den Grundlagen der Vernunft sei an dieser Stelle ausgeklammert). Die Wissenschaft ist diejenige gesellschaftliche Institution, die das explizite Ziel ausgibt, eine rationale Weltbeschreibung zu liefern, auf deren Grundlage vernünftige Entscheidungen getroffen werden können. Eine der Methoden hierzu ist die Infragestellung von Gewissheiten. Als legitimen Gegenstand umfasst das auch die wissenschaftliche Untersuchung der Welt. Dies führt zu einer Reflexionsschleife und einem Paradox: Wissenschaft stellt die Grundlagen der Welt und ihrer Wahrnehmung grundsätzlich in Frage (und delegitimiert dabei andere mögliche Erklärungen) und zweifelt damit

auch ihre eigenen Erklärungen an. Dies wird in der Wissenschaft mittels eines temporalen Arrangements gelöst, indem immer auf den jeweilig verfügbaren Forschungsstand verwiesen wird, was gleichzeitig weitere Forschungsanstrengungen legitimiert (vgl. Luhmann 1990). Gesellschaftliche Entscheidungen (idealtypisch von der Politik getroffen) sehen sich also mit dem Problem konfrontiert, mit einer Institution leben zu müssen, die sowohl den Anspruch erhebt, die einzige Legitimationsquelle für vernünftige Entscheidungen zu sein, als auch die Möglichkeit dieser systematisch untergräbt.

Gegenstandsbereich der Sozialwissenschaften sind soziale Beziehungen und die Gesellschaft als Ganzes. Die Perspektive und der für sie relevante Realitätsausschnitt befinden sich zwischen den gesellschaftlichen Akteuren. Das Soziale als eigenständige Realitätsebene jenseits von Physischem und Psychischem ist Erklärungsobjekt (und, zumindest wenn man Durkheim folgt, auch Erklärungsmittel). Sozialwissenschaften, gruppiert um die Soziologie als Grundlagen-, Dach- und Säulenwissenschaft (vgl. Bolte 1991), erheben also parallel zu Natur- und Geisteswissenschaften den Anspruch, vernünftige Beschreibungen und Erklärungen des Sozialen zu liefern (Dahrendorfs (1968) Beschreibung und Analyse der Soziologie in Amerika trägt daher auch den Titel: Die angewandte Aufklärung; vgl. zur Versozialwissenschaftlichung der Soziologie Meleghy 2003). Reflexiv identifizieren sie sich dabei als soziale Tätigkeit, die Erklärung des eigenen Tuns ist – als Teil ihres Erkenntnisgegenstands.

Neben der Wissenschaft gibt es jedoch ein weiteres gesellschaftliches Teilsystem, welches Soziales hauptsächlich beobachtet: die Massenmedien. Orientiert man sich mittels der Luhmann'schen Gesellschaftstheorie, beobachten alle Subsysteme der Gesellschaft sowohl sich selbst, andere Subsysteme als auch ihre gesellschaftliche Umwelt. Die Massenmedien unterscheiden sich hier jedoch grundsätzlich von anderen Systemen wie Kunst oder Recht, da sie ein ausgesprochener Konkurrent der Aufgabe der Sozialwissenschaften sind: der gesellschaftlichen Selbstbeschreibung. Die Funktionssysteme in der funktional differenzierten Gesellschaft (bzw. der polykontexturalen Moderne) besitzen in ihren Reflexionstheorien über die Gesellschaft je eine eigene Gesellschaftsbeschreibung (vgl. Luhmann 1997; Kieserling 2004), die wiederum von den wissenschaftlichen Selbstbeschreibungen der Gesellschaft, die die Soziologie vornimmt, irritiert werden. Dies wird auch über das Funktionssystem der Massenmedien vermittelt. Sozialwissenschaftliches Wissen wird also als Information von den Massenmedien an Gesellschaft und ihre Funktionssysteme distribuiert, was zahlreiche Übersetzungsprozesse beinhaltet. Das, was von den Sozialwissenschaften als rationale Erkenntnisse über das Soziale ermittelt wird, kommt durch die Filter der strukturellen Kopplungen und zu überschreitenden Grenzen zwischen Wissenschaft, Medien und anderen Systemen an, es handelt sich bei Luhmann aber um je systeminterne Konstruktionen der Irritationen der Umwelt. Die Frage, inwiefern es sich bei der Berichterstattung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse um eine

Übersetzung handelt und wie diese spezifiziert werden kann, ist das Hauptinteresse der qualitativen Studie in Kapitel 2.

Die Massenmedien der Gesellschaft vermitteln Informationen zwischen den Funktionssystemen der Gesellschaft mittels des Codes der Neuigkeit. Ereignisse werden durch die Massenmedien zu einer Neuigkeit konstruiert und somit beobachtbar für andere Subsysteme. Hier unterscheidet sich die Wissenschaft nicht grundsätzlich von anderen ereignisproduzierenden Systemen für die Massenmedien. Potenziell jedes Ereignis, also sei es sachlicher (etwa Forschungsergebnisse), sozialer (etwa Ehrungen) oder zeitlicher (etwa Entwicklungen) Natur, kann von den Massenmedien als Neuigkeit konstruiert werden. Selektion und Konstruktion unterliegen dabei massenmedialen Bedingungen. Wissenschaft unterliegt also einer massenmedialen Dauerbeobachtung, die wiederum von der Wissenschaft beobachtet wird. Systemtheoretisch nennt man solche wechselseitigen Beobachtungsverhältnisse strukturelle Kopplungen. Die entscheidende Frage hierbei ist nun, ob und welche Konsequenzen diese Kopplungen für die jeweiligen Systeme haben. Jenseits der strengen systemtheoretischen Konzeption von Kommunikation tritt die Frage nach den Übersetzungsverhältnissen (Renn 2006) hinzu. Zumindest Systeme, Organisationen, Milieus und Personen stellen Integrationseinheiten der multipel differenzierten Gesellschaft dar, die Verhältnisse und Beeinflussungen untereinander und zwischeneinander verlaufen in hochkomplexen Übersetzungskaskaden, die allerdings mehr als Irritationen zur Folge haben können. Das Verhältnis von Massenmedien und Wissenschaften ist zumindest eine Frage der Wissenschaftssoziologie, wenn sie nach der Verwissenschaftlichung der Gesellschaft und der Vergesellschaftung der Wissenschaft fragt (Weingart 2008). Und diese Frage ist im oben beschriebenen Sinn in das Gesamtprojekt der Soziologie eingebunden: die Erklärung der Gesellschaft (bzw. Gesamtdeutung der Moderne).

Die These der enger werdenden Kopplung² zwischen Wissenschaft und Gesellschaft wird von Weingart in drei Teilthesen aufgefaltet: je enger werdende Kopplungen zwischen der Wissenschaft auf der einen und Wirtschaft, Politik und Medien auf der anderen Seite. Komplementär zur Verwissenschaftlichung der Medien und der Medialisierung der Wissenschaften finden sich also eine Politisierung und Ökonomisierung der Wissenschaft bzw. eine Verwissenschaftlichung von Politik und Wirtschaft. Weingarts Analyse weist dabei eine eigentümliche Verteilung auf: Zum einen sieht er die Funktionstüchtigkeit der Wissenschaft durch die Vergesellschaftlichung bedroht. Die wissenschaftsinternen Selektionskriterien für Personal und Forschungsprogramme werden durch

2 Auch bei Weingart sind die strukturellen Kopplungen nicht orthodox luhmannianisch gefasst. Strukturelle Kopplungen sind jedoch nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit, hier reicht es davon auszugehen, dass es Grenzen zwischen sozialen Einheiten gibt, deren Wirkungen sich in der Kommunikation selbst wiederfinden lassen.

systemexterne Maßstäbe korrumpiert. Zum anderen befürwortet er die zunehmende Verwissenschaftlichung. Ganz dem Vernunftglauben der Moderne verpflichtet, begrüßt er die Möglichkeiten wirtschaftlichen Fortschritts durch Wissen, rationale Entscheidungsstrukturierung in der Politik und die zunehmende Wissensbereitstellung durch die Massenmedien. Der Erfolg der Wissenschaften bedroht jedoch ihre Grundlagen, man könnte also ein Motiv reflexiver Modernisierung erblicken (vgl. U. Beck et al. 1996).

Die Analyse der massenmedialen Präsenz der Sozialwissenschaften ist Teil der Beschreibung des Prozesses der Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft (vgl. Weischer 2004). Dieser umfasst selbstverständlich noch mehr: Die Diffusion sozialwissenschaftlicher Bildung durch steigende Abschlussraten und Versozialwissenschaftlichung von Bildungsgängen über die Köpfe der Gesellschaftsmitglieder, die bei allem angebrachten Bildungspessimismus dennoch irritiert werden und die dies wiederum in andere gesellschaftliche Zusammenhänge weitertragen; die zunehmende sozialwissenschaftliche Begleitforschung (auch der Einsatz sozialwissenschaftlicher Methodik) in Politik und Wirtschaft, die teilweise das Menschen- und Gesellschaftsbild der Sozialwissenschaften ja zur Entscheidungsgrundlage für ökonomische und politische Entscheidungen macht; eben auch die Versozialwissenschaftlichung des Rechts, der Medizin, des Militärs und anderer Subsysteme, die die wissenschaftliche Selbstbeschreibung der Gesellschaft in sich aufnehmen; schließlich, von all dem beeinflusst, die Genese eines sozialwissenschaftlichen Weltbilds in den Gesellschaftsmitgliedern, die sich selbst und ihre Welt mittels sozialwissenschaftlichen Begrifflichkeiten zu erklären suchen (vgl. für all das auch kritisch: Schelsky 1977). All diese Dimensionen sind nur analytisch voneinander zu trennen und auch anderen Prozessen unterworfen. Die massenmediale Präsenz der Sozialwissenschaften mag hier allerdings eine besondere Rolle spielen, die Massenmedien sind auch der Spiegel für die Funktionssysteme, in welchem man glaubt, gesellschaftliche Relevanz abzulesen zu können.

In den professionellen Selbstbeschreibungen der Sozialwissenschaften finden sich auf der einen Seite hauptsächlich Klagen über mangelnde Präsenz (Präsenz kann es nicht genug geben), auf der anderen Seite mehr oder weniger große Vorstellungen über Wirkpotenziale durch die Massenmedien. Gleichzeitig wird das strenge Maß der eigenen Methode nur widerwillig auf das Thema angewandt. Die Gefahren sind auch deutlich zu sehen: Die Messung von Präsenz oder gar Wirkung ist wissenschaftlich heikel. Die Bestätigung des Mangels findet keinen Verantwortlichen, da niemand bestimmen könnte, es würde von nun ab stärker über Sozialwissenschaften berichtet. Gleichzeitig wird die Frage als eitle Selbstbespiegelung betrachtet, das Argument, es gäbe wichtigere Fragen, liegt auf der Hand, bzw. die Gefahr wird postuliert, dass eine zu genaue Selbstbeobachtung die Funktionsweise des gesamten Systems lähmen (oder zumindest negativ beeinflussen) könnte (vgl. Burkart 2002). Und: gerade im Hinblick auf die nicht

zu befriedigenden Ansprüche an Präsenz wäre ein negativer Bescheid über den Mangel ein Problem für eben die Klage, die professionspolitisch zumindest den Eindruck erweckt, man wäre nicht selbst Schuld am Grund der Klage. Die Debatte um die Public Sociology brachte das Thema jedoch gerade über den Weg der professionspolitischen Diskussion wieder stärker in den Vordergrund. Wenn es die Aufgabe von Soziologen ist, öffentlich in der Gesellschaft zu intervenieren, fragt man sich zugleich, wie die derzeitige Lage denn nun wirklich aussieht.

Für die These einer Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft hieße dies, dass Rekonstruktionen sozialwissenschaftlicher Theorien zunehmend die Lebenswelten der Alltagsakteure bevölkern, organisieren und färben. Wiederum Luhmann (2009) gibt die Antwort, woher nun dieses Wissen stammt: Alles, was wir über die Welt wissen, wissen wir über die Massenmedien. Es ist klar, dass Sozialisation, sozioökonomischer Hintergrund und höhere Bildung die Grundlagen für die Einordnung dieses Wissens bieten. Trotzdem ist der bevorzugte Ort für das explizite Referat sozialwissenschaftlicher Themen, Theorien und Resultate die massenmediale Sphäre. Alles, was man von Sozialwissenschaften weiß und nicht direkt mit der eigenen Lebenswelt verbunden ist (etwa im Studium oder am Arbeitsplatz), weiß man aus den Massenmedien (die Forschung nennt das dann auch: non-abstrusive topics). Dieses Wissen wird dann in erster Linie alltagsweltlich bewertet und doch sorgt die Auseinandersetzung damit dafür, dass sich hinter dem Rücken der Akteure Strukturen einschleichen, die es erlauben, von einer Versozialwissenschaftlichung durch die Massenmedien zu sprechen, wenn – und das ist die Frage der vorliegenden Arbeit – denn die Sozialwissenschaften eine Rolle in massenmedialer Berichterstattung spielen. Und wenn man diese Frage als positiv beschieden annimmt, dann stellen sich weitere konkretere Fragen: Wie wird über Sozialwissenschaften berichtet? Also welche Quellen, welche Ergebnisse, welche Personalisierungen, welche Positionen werden in der journalistischen Praxis Sozialwissenschaftlern und ihren Produkten zugeschrieben? Aber auch: Welche Geltungsansprüche werden explizit genannt und welche Konkurrenten werden als legitim aufgeführt (der gesunde Menschenverstand, andere Subsysteme, andere Wissenschaften)?

Erst die empirische Inspektion der Massenmedien erlaubt die aufgeworfenen Fragen, insbesondere die mögliche Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft, gesicherter zu behandeln.

1.1 Medialisierung

Die Frage nach dem Einfluss der Medien auf den sozialen Wandel lässt sich unter dem Label Medialisierung zusammenfassen. Hierbei ist jedoch zunächst zwischen Strategien zu unterscheiden, die Medien sehr breit fassen, und solchen, die sich auf die Massenmedien fokussieren. Es setzt sich hierbei anscheinend

durch, Forschungen, die insbesondere alltägliche kommunikative Handlungen in Hinsicht auf den Medieneinsatz und seine Konsequenzen untersuchen, als Mediatisierungsforschung zu bezeichnen. Während die etwas abstraktere Forschungsfamilie, deren Blickpunkt auf die möglichen Veränderungen von sozialen Zusammenhängen zielt, die in Kontakt mit der massenmedialen Logik geraten, als Medialisierungsforschung bezeichnet wird. Im deutschsprachigen Kontext bedeutet dies einen Unterschied von l und t, im englischsprachigen Gebrauch finden sich: mediation, mediazation, mediatization oder medialization (die entsprechenden Literaturbelege finden sich in Rödter & Schäfer 2010, S. 261, Fn. 1). Gemeinsam ist hingegen die Orientierung auf den Einfluss mediengestützter Kommunikation auf die Gesellschaft und ihren Wandel. Der Medienbegriff ist hier denkbar weit, da jede Kommunikation ein Medium braucht, um den Abstand zwischen den Kommunikatoren zu überwinden. Dieser Umstand, dass man also zwischen der Kommunikation und ihrem Medium unterscheiden kann, erregt nun die Aufmerksamkeit, inwieweit die Kommunikation durch ihr Medium beeinflusst wird.

Das Phänomen und die Relevanz der Frage nach Mediatisierung ist ziemlich schnell festgestellt: „Wir leben in einer historischen Phase, in der immer mehr neue Technologien entstehen, die durch die Verwendung und Etablierung in Kultur und Gesellschaft zu Medien werden, wobei diesen dabei eine immer größere Bedeutung zukommt“ (Krotz 2012, S. 24). Mediatisierung als Metaprozess beginnt mit der Kommunikation unter Menschen (ebd., S. 37).

„Das einzige aber, was mediatisiert sein kann, ist offensichtlich Kommunikation oder kommunikatives Handeln; wenn man die Relationen etwas allgemeiner fasst, kann man auch von Mediatisierung dessen sprechen, was durch Kommunikation entsteht: also Wissen, Orientierung, soziale Beziehungen, Identität, Organisationen und Institutionen, Kultur, Gesellschaft, Politik, Wirklichkeit – die Bandbreite der möglichen Aussagen reicht hier, je nachdem also, was man als kommunikativ konstruiert annimmt, von den Mikrobereichen des sozialen Handelns bis hin zu der These einer Konstruktion von Welt auf der Basis kommunikativen Handelns, wie sie etwa Berger und Luckmann [...] nahelegen.“ (Krotz 2012, S. 26)

Mediatisierungsforschung kann man methodologisch in standardisierte und qualitative Forschungsansätze aufteilen. Es existieren große Datensätze (z. B. der *Media-Analyse* vgl. Hagenah & Meulemann 2012), um den Mediengebrauch darzustellen und darüber auch die Mediatisierung des Alltags abzubilden. Die Analysen wissenssoziologischer Orientierung gehen den qualitativen Weg, indem sie den Einfluss von Massenmedien und medialen Möglichkeiten auf Milieus oder Szenen abzubilden suchen. Die Mediatisierungsforschung sieht sich allerdings durch die Ubiquität von Medien mit dem Problem konfrontiert, die speziellen Qualitäten des Medieneinsatzes innerhalb von Kommunikation überhaupt

herauszuarbeiten. Wenn eigentlich alle Kommunikation mediatisiert ist, lässt sich kaum ein Vergleich zu nicht mediatisierter Kommunikation erreichen. Damit ebnet sich der Unterschied von Mediatisierungsforschung und Sozialforschung ein: „In times of the ‚mediatization of everything‘, different media are in their entirety involved in our changing communicative construction of culture and society“ (Hepp 2013, S. 627).

Traditionell wird im Feld der politischen Kommunikation der Einfluss der Medien stark thematisiert (vgl. etwa Imhof et al. 2004; Marcinkowsky 2014; für Parteien als Organisationen: Donges 2008; historisch auch Kruke 2006). Auch bei Imhof (2011, S. 112) heißt Medialisierung vor allem die Orientierung der politischen Akteure an die Medienöffentlichkeit.

„„Mediatisierung der Politik“ soll ausdrücken, dass Medien in doppelter Hinsicht wichtiger für kollektiv bindende Entscheidungen geworden sind, und zwar wichtiger als früher und wichtiger als andere Faktoren wie Parteiapparate, Interessengruppen, Experten oder internationale Beziehungen. „Mediatisierung der Politik“ bezeichnet folglich ein Erklärungsmuster, einen theoretischen Ansatz, demzufolge Veränderungen der Politik mehr als früher auf Veränderungen der medialen Bedingungen für Kommunikation zurückzuführen sind.“ (Vowe 2006, S. 441 f.)

Medialisierung der Wissenschaft

Weingart (2012, S. 30) beschreibt Medialisierung als eine mögliche Formation der Kopplung von Wissenschaft und Massenmedien: „Just as much as couplings between systems can therefore change in intensity, so can medialization. In fact, medialization is a special case of the coupling between science and the media.“ Die These der Medialisierung der Wissenschaft wird von Peter Weingart (2008, Kapitel 6) zentral in seiner Monografie *Die Stunde der Wahrheit* entwickelt. Sie gehört dort in den Dreiklang der wechselseitig enger werdenden Kopplungen der Wissenschaft mit den Systemen der Wirtschaft, der Politik und der Massenmedien. Diese drei Teilbereiche sind dabei auch als Beispiele für den insgesamt diagnostizierten Prozess zu verstehen, der die Distanz der Wissenschaft zur Gesellschaft verändert und verringert: Vergesellschaftung der Wissenschaft und Verwissenschaftlichung der Gesellschaft.

Das Verhältnis von Wissenschaft und Massenmedien ist von Ambivalenzen geprägt. Die beiden Kommunikationssysteme ähneln sich auf bestimmte Weise und sind zentrale Bestandteile der Beschreibung moderner Gesellschaften: ohne Massenmedien und moderne Wissenschaft keine moderne Gesellschaft. Allerdings besteht in dieser Nähe auch ein gewisses Konfliktpotenzial, nicht zuletzt deswegen, weil die Zielhorizonte journalistischer und wissenschaftlicher Arbeit divergieren, die Übersetzung der beiden Arbeitsweisen jedoch relativ leicht möglich scheint. Luhmann (1997, in den Kapiteln 5. XX und 5. XXII) beschreibt dies

als Funktionskonkurrenz von Massenmedien und Wissenschaft um die Selbstbeschreibung der Gesellschaft. Die öffentliche Meinung wird als „Medium der Selbst- und Weltbeschreibung der modernen Gesellschaft“ konzipiert, die „Resultate von Kommunikation“ kommunikativ verfügbar macht – was die „hohe Irritabilität“ der Gesellschaft sicherstellt (ebd., S. 1107f.). Dies gerät für die Soziologie zum „Problem“, da sie zwar „neue Selbstbeschreibungen der Gesellschaft [...] anbrüten“ kann, „nicht aber durchsetzen“ (ebd., S. 1108). Die Versuche mittels „Intellektuellen“ oder „soziologischen Schriftstellern“ die Grenzen der Gesellschaftsstruktur zu überwinden, hält Luhmann (ebd., S. 1108f.) für gescheitert. Die notwendige Bezugnahme der Massenmedien auf sozialwissenschaftliche Ergebnisse und Theorien sowie deren mögliche Folgen für die Sozialwissenschaften, die Massenmedien und die Gesellschaft unterschlägt Luhmann jedoch.

Die ambivalente Konstellation findet auch Niederschlag in den gängigen Vorurteilen, die sich in den Texten zum Thema immer wieder finden (s. u.): Journalisten beschreiben Wissenschaftler als zu verkopft, unverständlich und in diesem Sinne nicht hilfreich für ihre Arbeit. Wissenschaftler verspotten Journalisten als Popularisierer, Vulgarisierer und Verfälscher wissenschaftlicher Wahrheiten. Zudem vollzieht sich der öffentliche Deutungskampf auch anhand von Sprachkritik (Habermas 1977). Während sich im Verlauf des 20. Jahrhunderts mit dem Wissenschaftsjournalismus eine anhand sachlicher Kriterien ausdifferenzierte Subform des Journalismus gebildet hat, die zwar immer noch als verspätetes oder junges Ressort beschrieben wird und sich spezifischem Druck ausgesetzt sieht, ist die Institutionalisierung einer Mittlerrolle in der Wissenschaft etwas schwächer ausgeprägt. Zentraler Bestandteil der Wissenschaftlerrolle bleibt das Forschen und schon mit weniger Ansehen verbunden die Lehre sowie akademische Selbstverwaltung. Die Vertretung der Disziplin und der Wissenschaft in der Öffentlichkeit ist zwar Bestandteil der Rolle als Professor, allerdings nur eine unter Vielen (vgl. Korte & Mautz 2015). Eigens ausdifferenzierte Rollen für die Verbreitung und Stärkung wissenschaftlicher Erkenntnisse in der Öffentlichkeit gibt es nicht. Jede Spezialisierung in diese Richtung wird dagegen unter großer Skepsis betrachtet und relativ schnell aus dem Kernbereich der Wissenschaft verbannt. Intellektuelle und wissenschaftliche Missionare etwa weiten zwar konstitutiv den Publikumsbereich über den wissenschaftlichen, verlassen damit aber zugleich die engere Sphäre der Wissenschaft und werden in ihrem Wirken nicht mehr als Wissenschaftler gemessen. Prominente Wissenschaftler stehen zudem innerhalb der Wissenschaft unter Verdacht, die Spielregeln akademischen Wettstreits zu verlassen und sich auf unlautere Weise Wettbewerbsvorteile zu verschaffen. Prominenz schadet zuweilen innerwissenschaftlicher Reputation (das Stichwort dazu ist das nicht freundlich gemeinte „Fernsehprofessor“).

Die wechselseitigen Abgrenzungen von Massenmedien und Wissenschaft stehen jedoch unter dem Druck der steigenden Verwissenschaftlichung der Gesellschaft. Die zunehmende Relevanz wissenschaftlicher Erkenntnis für etwa Politik

und Wirtschaft macht die Wissenschaft zu einem relevanten Berichterstattungsobjekt für massenmediale Beobachtung. Insbesondere aufgrund der in der Regel öffentlichen Finanzierung von Forschung entsteht auch ein Legitimationsbedarf der Ressourcenzuwendungen, die wiederum massenmedial geprüft wird. Es ist daher nicht zufällig, dass Weingart (2008, Kapitel 6) die Medialisierung der Wissenschaft nach der Politisierung und Ökonomisierung der Wissenschaft thematisiert und das Kapitel mit der sog. Popularisierung der Wissenschaft beginnt, die zentral mit politischen Entscheidungen während des Kalten Kriegs in Verbindung steht. Insbesondere in den USA und von da aus auch in die restliche sogenannte „westliche Welt“ ausstrahlend, wird nach dem sog. Sputnik-Schock wissenschaftliches Wissen und die Verbreitung wissenschaftlicher Kompetenzen in der Bevölkerung zum strategischen Ziel staatlicher Politik, da hierüber sowohl ökonomische als auch militärische Entwicklungsmöglichkeiten gesehen werden. Die sogenannte „scientific literacy“ der Bevölkerung wird als defizitär dargestellt (etwa über einfache Wissensabfragungen der Art, ob die Aussage, die Sonne würde sich um die Erde drehen, richtig sei), zahlreiche bildungspolitische Maßnahmen aber auch die verstärkte Bewerbung und Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnisse über die Massenmedien werden als Abhilfe für dieses Defizit verstanden. Die gesamte Bevölkerung erscheint also als wissenschaftlich ungebildet und damit bildungsbedürftig.

Hieraus ergibt sich das Leitmodell der Popularisierung der Wissenschaft als Leitmodell des Verhältnisses von Wissenschaft und Medien, das erst gegen Ende des zwanzigsten Jahrhunderts ernsthaft herausgefordert wurde. Dieses enthält nach Weingart (ebd., S. 233) auch eine klare Hierarchie der Wissensformen: Nach dieser ist „wissenschaftliches Wissen überlegen und höhergeordnet, populäres Alltagswissen, der sogenannte ‚gesunde Menschenverstand‘, nachrangig [...] Wissenschaft *produziert* ‚wahres Wissen‘, die Medien *vermitteln* Informationen, unter anderem über das von der Wissenschaft produzierte Wissen.“ Weingart (ebd.; wie auch Osrecki 2012) erinnert dabei an eine noch einmal unterschiedliche Situation im 19. Jahrhundert: Hier ist das Publikum für Wissenschaft noch sehr viel kleiner, gleichwohl gibt es zahlreiche Anstrengungen, Wissenschaft zu popularisieren. Gleichzeitig ist der Bildungsgrad und das -verständnis des Publikums ein anderes, für den kleinen tertiär gebildeten Bevölkerungsteil ist wissenschaftliche Methode und Rhetorik nicht fremd, die Beschäftigung mit naturwissenschaftlichen, philosophischen oder auch soziologischen Deutungen selbstverständlich (vgl. auch Osrecki 2012). Der zentrale Unterschied liegt darin, dass nun eine massendemokratische Öffentlichkeit angesprochen wird (vgl. Weingart 2008, S. 233 f.), die gleichzeitig intern so divers ist, dass im Grunde keine Selbstverständlichkeiten mehr angenommen werden können, an deren Stelle die Defizitvermutung tritt.

Das Publikum, welches über Massenmedien erreicht werden kann (und dies wandelt und erweitert sich weiterhin), ist also eine Masse, deren fundamentales

Charakteristikum eben ihre Unüberschaubarkeit und Unkontrolliertheit ist, was die inneren Steuerungsmechanismen der Wissenschaft potenziell in Frage stellt (ebd., S. 234 f.). Das gesellschaftliche Monopol auf wissenschaftliche Wahrheit ist mit der innerwissenschaftlichen Qualitätskontrolle und -zuweisung verbunden. Die Reputationszuweisung über das Peer-Review (und den daraus resultierenden Matthäus-Effekt) funktioniert aber nur über die strenge Kontrolle der Kontrolleure. Genau dies wird aber durch die Ausweitung des Publikums in Frage gestellt. Laien bewerten etwa wissenschaftliche Bücher von Soziologen aufgrund von pragmatischen, professionellen oder auch existenziellen Gesichtspunkten und nur unter anderem auch unter wissenschaftlichen, z. B. soziologischen (vgl. Dierschke & Korte 2012). Aus der Perspektive innerwissenschaftlicher Reputationszuweisung ergibt sich daraus, dass außerwissenschaftliche Zustimmungen potenziell als Korruption innerwissenschaftlicher Qualitätskontrolle wirken können. Auch hierüber wird die normative Vorgabe der Arbeitsteilung zwischen forschenden Wissenschaftlern und popularisierenden Wissenschaftsvermittlern einleuchtend: Was vermittelt werden sollte, entscheidet sich durch die Orientierung der Vermittler an innerwissenschaftlichen Reputationsvergaben, was zugleich die Vermittlung von der Qualitätskontrolle trennt. Tauchen hierbei Differenzen bei den Urteilen auf, ist der Grund in der verfehlten Vermittlung zu suchen.

Dieses Leitbild, bestehend aus den Vorstellungen über Wissenschaft und Massenmedien, dem sog. Deficit Model, den Programmen des *Public Understanding of Science* und den Rollen von Wissenschaftlern und Journalisten, ist spätestens seit den 1980er-Jahren auf vielfältige Weise in die Kritik geraten. Hierzu gehören die eher spezifischer auf Wissenschaftskommunikation fokussierten Beiträge, die insbesondere das Deficit Model kritisieren und programmatisch den Schwerpunkt vom Public Understanding zum Public Engagement verschieben, aber auch die Thesen, die der Wissenschaft einen grundlegenden Wandel unterstellen, sowie auch Thesen, die die Gesellschaft im Wandel sehen (etwa U. Beck 1986) und schließlich auch die Veränderungen innerhalb der Massenmedien. Kern der Kritik am Deficit Model ist die Vorstellung eines belehrungsbedürftigen Publikums, dessen Belehrung letztendlich lediglich die Autorität der Wissenschaft paternalistisch fortschreiben will. Aufgrund der Nähe zu politischen Strategien und Maßnahmen der Public-Understanding-of-Science-Programme ist es auch nicht überraschend, dass sich in der Kritik politische Kritik an der Verbindung wissenschaftlicher Wahrheitsansprüche mit politischen Maßnahmen (zentrales Beispiel bleiben die Auseinandersetzungen um die Kernkraft) und wissenschaftliche Kritik an den Begrifflichkeiten und Konzepten verbinden.

Hinzu tritt aber auch die unterkomplexe Konzeption der Medien als bloße Vermittler, die die Selektions- und Konstruktionsleistungen der Massenmedien unterschätzen (was aus einer politischen Perspektive nachzuvollziehen, aus gesellschaftstheoretischer Perspektive aber unverzeihlich ist) (vgl. Weingart 2008,

S. 237). Die Vermittlung wissenschaftlicher Erkenntnis an Rezipienten geschieht zwar zentral über Massenmedien, diese funktioniert aber nicht neutral, sondern lässt sich am besten als Übersetzungsprozess beschreiben, und zwar in vielfältiger Hinsicht. Schon wissenschaftliche Forschung beinhaltet spezifische medienabhängige Übersetzungsarbeit, am plausibelsten lässt sich das an den pragmatischen Mühen erkennen, die Wissenschaftler bei der Formulierung und Gestaltung von Texten haben, die in medialen Formaten wie Journalen veröffentlicht werden (etwa Knorr-Cetina 1991, Kap. 5). Schon diese Übersetzungsarbeit geschieht arbeitsteilig, da die Veröffentlicher der Texte, etwa in der Form von Korrekturen beteiligt sind (vgl. dazu auch Franzen 2011). Dieser Prozess wiederholt sich in anderer Form, wenn aus der wissenschaftlichen Fachveröffentlichung eine journalistische Veröffentlichung gemacht wird (s. u. für eine empirische Inspektion dieses Vorgangs und die Naturgeschichte eines News Items). Hier übersetzt idealtypisch ein Journalist den wissenschaftlichen Beitrag in einen der Leitbilder des jeweiligen Massenmediums spezifischen. Schließlich ist die Übersetzung bei der Rezeption des Beitrags zu bedenken, die natürlich bei der Vielfalt der Rezipienten und Rezeptionssituationen gänzlich unterschiedlich ausfallen kann.

„Angesichts dessen kann es kaum überraschen, daß die Medien nicht als Überbringer ‚realitätsgetreuer‘ Repräsentationen wissenschaftlicher Erkenntnisse oder irgendwelcher anderer Ereignisse fungieren können. Sie konstruieren ihre eigene Realität, genauso wie die Wissenschaft auch. [...] Mit diesen Anmerkungen des konstruierten Charakters der in den Medien dargestellten Realität wird die Asymmetrie zwischen Wissenschaft und Medien (und implizit auch die Hierarchie der Wissensformen) partiell in Frage gestellt. Die Medien produzieren offenbar ebenfalls Wissen, zumindest im Sinn der eigenständigen Darstellung von Realität und für das von ihnen adressierte Publikum. Zu dieser medial vermittelten Realität gehört unter anderem auch die Wissenschaft und deren Realitätsbeschreibung.“ (Weingart 2008, S. 238 f.)

Umgekehrt gilt natürlich auch, dass wissenschaftliche Beschreibungen der Welt Bezüge auf Journalisten und massenmediale Weltbeschreibungen enthalten und analysieren können, wie es ja auch die vorliegende Arbeit tut.

Die enger werdende Kopplung von Wissenschaft und Massenmedien bedeutet also, dass sich in der wichtiger werdenden Berichterstattung über Wissenschaft, die Kriterien der Berichterstattung vermischen, ohne dass ihre analytische Trennung Aussicht auf Wiederherstellung gänzlich voneinander getrennter Bereiche hätte. Dies gilt insbesondere für die Folgen: innerhalb der Wissenschaft, innerhalb der Medien und auch für die Rezeption. Weingart (ebd., S. 239) fokussiert hierbei auf die Folgen für die Wissenschaft: „In der medialen Berichterstattung über Wissenschaft tritt *mediale Prominenz* potenziell in Konkurrenz zu *wissenschaftlicher Reputation*.“ Prominenz und Reputation werden zwar noch

immer zentral in den jeweiligen Bereichen attribuiert, jedoch im engen Wechselspiel miteinander. Reputierte Wissenschaftler haben sehr viel höhere Chancen, mediale Prominenz zu erlangen, als weniger reputierte. Aber Reputation alleine reicht noch nicht für eine erhöhte Beobachtungsdichte durch die Massenmedien aus, die verlangen nach eigenen Kriterien: Brauchbarkeit und Erreichbarkeit für die jeweiligen Formate (Texte, auditive und visuelle Aufnahmen, Interaktionen). Die Themen, mit denen sich die Reputation verbindet, müssen zudem in mediale Kriterien übersetzbar sein: etwa entlang von Ressortdifferenzierungen, vor allem aber Aktualität. Entsprechend muss also die Konstruktion der Massenmedien auch nicht als völlig referenzlose verstanden werden, sondern sie braucht spezifische Ankerpunkte in der berichteter Welt, die zwar Einfluss auf die journalistische Arbeit haben, jedoch nur innerhalb des medialen Rahmens.

Die Vermischung der Selektionskriterien von Wissenschaft und Medien deutet Weingart (ebd., S. 240–244) als Konflikt über die sozialen Grenzen der Wissenschaft. Die Ausdifferenzierung der Wissenschaft ist zugleich als steter Aushandlungskampf über die Bedeutung und die Grenzen dieses Prozesses zu verstehen, was mit dem Bezug auf Boundary Work (Gieryn 1983; 1999) stark gemacht wird. Dies zeigt sich nun auch im Verhältnis von Massenmedien und Wissenschaft: Popularisierungsbedarf der Wissenschaft vermischt sich mit dem Abgrenzungsbedarf der Wissenschaft. Die Sicherung der Stellung der Wissenschaft in der Gesellschaft, also insbesondere ihre Autonomie, ist in der modernen Gesellschaft nur (aber nicht ausschließlich) unter Rückgriff auf Leistungen des Systems der Massenmedien zu bewerkstelligen. Gleichzeitig bedeutet, sich der Beobachtung einer fremden Systemreferenz auszusetzen, potenziell eine Bedrohung für die Autonomie der Wissenschaft, insbesondere, wenn die Beobachtung selbst nicht kontrollierbar ist (etwa durch investigativen Journalismus), aber auch durch die nivellierende Kraft massenmedialer Beschreibung, die die Form eben nur graduell an ihren Gegenstand anpasst. So erscheint dann Wissenschaft neben anderen Bereichen der Gesellschaft, ohne dass ihre Besonderheit gewürdigt werden könnte. Und die Beharrung auf Besonderheiten, also etwa wissenschaftlicher Wahrheitsgeltungsanspruch wird im massenmedialen Bezugsrahmen zu einer Beharrung unter anderen: etwa verschwörungstheoretischen, rechtlichen oder religiösen Ansprüchen auf wahre Beschreibung der Welt.

Hinzu kommt bezüglich der Kopplung von Wissenschaft und Medien aber die grundsätzlich geteilte Orientierung auf Öffentlichkeit, auch wenn diese, historisch variabel, andere Konsequenzen zeitigt. Im Normgefüge der Wissenschaft spielt Öffentlichkeit eine herausragende Rolle, weil sie die Lösung für verschiedene Probleme sein kann, auch wenn sie dabei zuweilen paradoxe Effekte zeigt: Universalismus, Kommunismus, Uneigennützigkeit und organisierter Skeptizismus verlangen alle nach Öffentlichkeit, um Normverletzungen, die ja naheliegen, registrieren und wirksam sanktionieren zu können. Gleichzeitig wird aber der Öffentlichkeit auch für die Erweiterung der wissenschaftlichen Erkenntnis

Funktionales zugetraut, weil ja nur die Veröffentlichung von Erkenntnis Prioritätsstreitigkeiten und Doppelforschungen soweit kontrollieren kann, dass sie nicht dysfunktional werden. Die Kommunismuskonvention der Wissenschaft fordert die Veröffentlichung des gesamten Forschungsprozesses, um die Prüfung der Geltung zu ermöglichen (die der organisierte Skeptizismus verlangt) und gleichzeitig partikuläre Interessen der Forschenden zugunsten der wissenschaftlichen Gemeinschaft einzuhegen (was im Kern die Uneigennützigkeit bedeutet). Angesichts der Universalismuskonvention werden jedoch die paradoxen Effekte der Öffentlichkeit sichtbar: Diese zeigt sich nämlich erst bei fehlender Öffentlichkeit als stets gefährdet, wenn in Experimenten der Einfluss partikularer Eigenschaften von Autoren sehr wohl Einfluss auf die Qualitätsbeurteilung von wissenschaftlichen Personen und ihren Leistungen haben.

Weingart (ebd.) beschreibt nun einen weiteren Mechanismus, nämlich die strategische Hinwendung zur Öffentlichkeit zur Beendigung von Kontroversen im Sinne der Grenzarbeit. Außerwissenschaftliche Verbündete sind insbesondere für sich konstituierende Disziplinen (etwa der Soziologie) sehr wichtig, allerdings muss vor allem für konstituierte Disziplinen die Grenze zwischen wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Sphäre klar und deutlich gemacht werden. In der Regel wird dies auch über feldtheoretische oder netzwerkanalytische Argumente stark gemacht. „Diese Beobachtung lässt sich verallgemeinern. Es geht um die Mobilisierung von Legitimität im Hinblick auf zwei Typen von Problemen: 1. die Sicherung und gegebenenfalls Expansion der Grenzen gegenüber der gesellschaftlichen Umwelt und 2. die Konfliktregelung im Inneren“ (ebd., S. 244).

Die historischen Beispiele für die Effektivität dieser Strategie machen aber das Verhältnis von Wissenschaft und Medien nun verdächtig. Öffentliche Präsenz oder gar der Anflug von kontroversen Äußerungen in der Öffentlichkeit können erhebliche Konsequenzen für innerwissenschaftliche Kontroversen haben und dies erklärt vielleicht zum Teil die Hitzigkeit, die aus dieser Möglichkeit resultierend öffentliche wissenschaftliche Kontroversen begleitet (s. dann die Beispiele von Weingart: Kalte Fusion (S. 254–261) und die Goldhagen-Debatte (S. 267–272); Große Kracht 2005 für die Zeitgeschichte über Goldhagen hinaus).

Weingarts (2008, S. 244–253) zentrale Diagnose unter dem Label der Medialisierung der Wissenschaft lautet, dass es eine vermehrte und intensiviertere Bemühung innerhalb der Wissenschaft gibt, Massenmedien instrumentell für innerwissenschaftliche Aktivitäten zu nutzen, was aufgrund der Verwissenschaftlichung der Medien auf ebenfalls stärkere Resonanz stößt.

„Sie [die These der Medialisierung der Wissenschaft; JWK] besagt, daß im Zuge des enormen Bedeutungszuwachses der Medien bei der Prägung des öffentlichen Bewusstseins, der politischen Meinung und letztlich der Weltwahrnehmung einerseits und der verstärkten Konkurrenz innerhalb der Wissenschaft sowie zwischen ihr und anderen gesellschaftlichen Teilbereichen um knappe Ressourcen und damit um öffentliche

Aufmerksamkeit andererseits die Orientierung der Wissenschaft an die Medien zunimmt.“ (Weingart 2008, S. 252)

Daneben verschweigt er (ebd., S. 246 f.) jedoch „vergleichsweise vordergründige[.]“ Phänomene wie die Etablierung und Professionalisierung von Kommunikationsabteilungen in wissenschaftlichen Organisationen und deren zunehmend strategischeren PR-Maßnahmen nicht. Hierbei sind insgesamt Orientierungen und Verhaltensweisen zu fassen, die sich stark an massenmedialer Reichweite und Aufmerksamkeit orientieren, bis zwischen „glaubwürdiger Erkenntnis und interessierter Werbung“ nicht mehr unterschieden werden kann und „die bloße Spiegelung in den Medien“ als Erfolg gilt (ebd., S. 247). Diese Angleichung an vermeintliche Medienstandards finden sich in den Selbstdarstellungen von Organisationen, Institutionen und Personen (vgl. dazu auch Korte & Mautz 2015), den Darstellungen wissenschaftlicher Ergebnisse bis hin zu rhetorischen Techniken der Sensationsgenerierung sowie schließlich der Orientierung von Forschungsvorhaben an medialer Vermarktbarkeit statt an innerwissenschaftlichen Kriterien oder auch politischer bzw. wirtschaftlicher Nutzbarkeit.

Unter den Nutzungen der Massenmedien versteht Weingart (2008, S. 253) hier aber vor allem in Hinblick auf das Normsystem der Wissenschaft problematische Handlungen: Vorveröffentlichungen, wissenschaftliche Medienstars und die Vermischung der Kommunikation wissenschaftlicher Erkenntnis mit politischen, wirtschaftlichen oder anderen Interessen. Vorveröffentlichungen sind vor allem daher so problematisch, weil sie ungerechtfertigt den Status der Wissenschaft für die Generierung von Aufmerksamkeit nutzt. Anstatt intersubjektiv anerkannte gesicherte Erkenntnisse der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, werden spektakuläre Versprechungen gemacht, die massenmedial höchste Anschlussfähigkeit aufweisen (Kalte Fusion löst das menschliche Energieproblem). Medienstars können innerwissenschaftliche Steuerungsentscheidungen wie etwa Besetzungen von Professuren beeinträchtigen (Goldhagen, obwohl fachlich umstritten, bekommt eine Professur an einer hochreputierten Universität angeboten), da ja auch Prominenz nach dem Matthäus-Effekt funktioniert, also Prominente höhere Chancen auf folgende Medienbeobachtung haben, was in einer Orientierung nach „bloßer Spiegelung in den Medien“ von Interesse ist – allerdings eben nicht mehr auf Basis anerkannter wissenschaftlicher Leistung. Die Vermischung von wissenschaftlichen, politischen und medialen Diskursen wie im Fall des Klimawandels macht schließlich das „negative Cassandra-Syndrom“ (ebd., S. 273 f.) wahrscheinlich. Hier besteht die Gefahr in der Beeinträchtigung des demokratischen Selbststeuerungsmechanismus der Gesellschaft darin, dass wissenschaftlichen Katastrophenszenarien zu sehr geglaubt wird: Hier wirkt dann die wissenschaftliche Autorität dysfunktional in den öffentlichen demokratischen Prozess, da die Medien die Wirksamkeit von Vorstellungen über die Zukunft weit über die wissenschaftliche Beweisbarkeit ausdehnen können.

In Anschluss an diese Diagnose stellen sich dann die Fragen, welche Konsequenzen die Phänomene, die Weingart unter der Medialisierung der Wissenschaft fasst, für die Wissenschaft haben. Dies besteht zentral in der Unterminierung des Vertrauens, das der Wissenschaft entgegengebracht wird. Sie besteht aber auch in der Störung des Steuerungsprinzip der Wissenschaft durch Reputation, die durch Prominenz von Personen und Themen korrumpiert werden kann, im Sinne, dass Entscheidungen (und Pfadabhängigkeiten) nicht auf Grundlage der von der Wissenschaft grundsätzlich herstellbaren Objektivität getroffen werden, die letztendlich die richtige Entscheidung im größtmöglichen Sinne garantieren soll, sondern aufgrund partikularer Interessen, die sich durch geschickte Nutzung der Verhältnisse durchsetzen.

Medialisierungseffekte im System, in Organisationen und bei Personen

Medialisierung kann im Sinne von Entdifferenzierung gedeutet werden, also der Tendenz, dass Medienimperative handlungsleitend im Wissenschaftssystem werden, oder aber als Differenzierung, wobei letztendlich die fremden Imperative zum Boundary Work und zur Restabilisierung wissenschaftlicher Normen gebraucht werden (vgl. Rödder 2009a). Martina Franzen, Peter Weingart und Simone Rödder (2012) unterscheiden hierbei drei Ebenen, auf denen Folgen der diagnostizierten enger werdenden Kopplung der Wissenschaft mit der Gesellschaft inspiert werden können: auf der Systemebene, der Organisationsebene und der Ebene der Personen.

Unter Systemebene wird insbesondere das Publikationssystem verstanden, das aus einer systemtheoretischen Perspektive das Kernstück der Wissenschaft ausmacht. Dementsprechend würden sich verändernde Standards, Rhetoriken, Produktionsbedingungen, Regelungen und Wertigkeiten sehr stichhaltige Beweise für eine Veränderung der Wissenschaft als Ganzes abgeben. Medialisierungseffekte hier nachzuweisen ist zugleich aufgrund der Tatsache, dass wissenschaftliche Zeitschriften eben auch einfach Medien sind, erschwert. Massenmediale Berichterstattung ist zudem aufgrund der hohen Spezialisierung innerhalb der Wissenschaften notwendig. Die daraus folgenden Probleme von exo- und esoterischen Sprachkreisen verlangen schon eine Differenzierung der Publikationsformen innerhalb der Wissenschaft (vgl. L. Fleck 1980). Selbst als Teilnehmer an einer Forschungsfront hat man mitunter schon grobe Probleme, das Handbuchwissen anderer Disziplinen zu verstehen. Wissen über fremde Disziplinen eignen sich auch Wissenschaftler in den allermeisten Fällen eben nicht über eigene Forschungsarbeit an. Das heißt aber auch, dass die Grenzen der Publika nicht wirklich scharf sind, fachinterne Publikationen werden von fachexternen Interessierten gelesen (und eventuell (miss-)verstanden), fachexterne Publikationen dienen auch Peers zur Informationsbeschaffung. Auch innerhalb der Massenmedien gibt es verschiedene Bearbeitungsweisen der Wissenschaft: mindestens ein

sich selbst professionell verstehender Wissenschaftsjournalismus und Berichterstattung über Wissenschaft (vgl. Weingart et al. 2012, S. 363, 368).

Einer der Wege, über die wissenschaftliches Wissen über die Massenmedien zur Wirkung gelangt, ist die Ansprache von politischen Entscheidern, die gleichzeitig als Akteure in den Medien auftauchen, allerdings auch Rezipienten von Medien sind und diese in spezifischer Art und Weise nutzen (vgl. Petersen et al. 2010, S. 881): So können politische Aktivitäten durch Berichte über wissenschaftliche Ereignisse ausgelöst werden, wissenschaftliches Wissen kann das Bild von der Gesellschaft und aktuelle Stimmungslagen beeinflussen, Berichte über Wissenschaften können als Indiz für soziale Relevanz interpretiert werden, wissenschaftliche Argumente und Standpunkte können in die politische Rhetorik übernommen werden und die Standpunkte und Meinungen von Politikern können durch Presseberichterstattung über Wissenschaft verändert werden. In der empirischen Inspektion der Reaktionen von Politikern auf diese Berichterstattung finden Petersen et al. (ebd.) Bestätigungen dafür, dass diese möglichen Wirkungen wahrgenommen und reflektiert werden: Sie werden entsprechend als nützlich, aber auch Druck produzierend erlebt und die politischen Akteure nehmen die Medienberichterstattung auch als informellen Rat wahr (vgl. unten die Diskussion um Beratung über die Medien). Damit wird medialisiertes wissenschaftliches Wissen aber als öffentliches Wissen auch zu einer „political force of its own“ (ebd., S. 881). Wissenschaftliches Wissen wird auf diese Weise in die politische Arena übersetzt.

Die Inspektion der Medialisierungsfolgen teilt nach Weingart (2012, S. 24) drei Beobachtungen: Die Orientierung an den Massenmedien innerhalb der Wissenschaft ist größer geworden. Die stärkere Orientierung verursacht größere Spannungen zwischen den Norm- und Anforderungssets der Bereiche und diese zeigen sich in der dilemmatischen Situation der Wissenschaftler. Sie müssen mit der Öffentlichkeit über die Massenmedien kommunizieren, stehen dabei unter der Beobachtung ihrer Peers, die zwar Lobbyarbeit unterstützen, persönliche Prominenz aber kritisch beäugen (vgl. ebd., S. 28), und werden unter den Regeln der Massenmedien aber gerade als Personen für ihre Aussagen und die Folgen der Wissenschaft verantwortlich gemacht. Schließlich lassen sich auch organisationale Veränderungen beobachten, aber auch hier spricht Weingart von eher schwachen Effekten, die in Zukunft verstärkt Folgen zeitigen könnten: Neue Disziplinen wie Frauen- oder Umweltforschung sind von massenmedialen Strategien und Hilfestellungen begleitet (aber natürlich auch von sozialen Bewegungen s. Offe 1981). Ebenfalls besitzen gerade neu gegründete Wissenschaftsorganisationen PR-Abteilungen (wie man etwa an Exzellenzclustern beobachten könnte). Gleichzeitig bleibt die Trennung zwischen wissenschaftlicher und massenmedialer Kommunikation erhalten.

Organisationale Veränderungen zeigen Effekte auf die Arbeit der Wissenschaftler, Rankings verändern die Aufstellung von Studienprogrammen,

PR-Abteilungen drängen nach verwertbarer Arbeit, auch die wissenschaftlichen Zeitschriften suchen explizit nach neuen und massenmedial verwertbaren Beiträgen (vgl. Weingart 2012, S. 29). Veränderungen hinsichtlich wissenschaftlicher Organisationen lassen sich etwa bei der Gründung oder Aufgabenumstrukturierung von Pressestellen innerhalb von Universitäten oder wissenschaftlicher Forschungseinrichtungen besonders gut identifizieren.³ Hierbei wird jedoch die auch von Rödder (2009a) noch einmal unterstrichene Komplexität der Doppelbewegung von Vergesellschaftung der Wissenschaft und Verwissenschaftlichung der Gesellschaft deutlich, die mindestens auf dem Wechselspiel von Politisierung, Ökonomisierung und Medialisierung basieren. Bei Marcinkowski et al. (2013) lässt sich die Stärkung von Presseabteilungen in Universitäten weniger über die Beziehung zur Medienlogik verstehen denn als Isomorphie-Effekt gegenüber politischen Organisationen. Der politische Imperativ an die Universitäten, sich als autonome Organisation mit zentraler Steuerung zu verstehen, wird hier übersetzt in eine Aufforderung, massenmediale Resonanz zur eigenen Wirksamkeitsbeobachtung zu erzeugen. Pressestellen dienen hierbei der Rückversicherung der zentralen Leitung, tatsächlich Handlungsspielraum innerhalb der Organisation (gegen renitente Fachbereiche, Institute und Professuren) zu haben und gleichzeitig als relevanter Akteur in der Öffentlichkeit, die wiederum als massenmediale Reichweite übersetzt wird, von außen beobachtbar zu sein.⁴

Bezüglich der Ebene von Personen schließlich bleiben die Fragen, inwiefern Personen Medialisierungseffekten unterworfen sind. Paradigmatische Untersuchungsfrage sind hierbei die sogenannten sichtbaren Wissenschaftler. Hier gerät die Forschungsrichtung nicht zufällig in die Nähe zu intellektuensoziologischen Fragestellungen, vor allem wenn es sich um gesellschaftlich wie wissenschaftlich gleichermaßen relevante Themen dreht. Die empirische Inspektion des *Human Genom Projects* durch Rödder (2009a) erinnert aber zunächst an die zentrale Problematik, dass Sichtbarkeit innerwissenschaftlich als problematisch etikettiert wird. Auch im Selbstverständnis der Wissenschaftler ist der Träger des wissenschaftlichen Wissens die wissenschaftliche Gemeinschaft. Die Fokussierung der Aufmerksamkeit auf einzelne Teile erscheint hieraus als stets prekär. Daher stehen sichtbare Wissenschaftler unter dem Verdacht, in einer

3 Für eine historische Analyse der *Max-Planck-Gesellschaft* anhand der Querelen um das MPI in Starnberg vgl. Leendertz (2014). Hier zeigt sich, auf welche Weise die Medien und das politische Klima auf wissenschaftsinterne Entscheidungen Einfluss nehmen und solche Tatbestände zum Ausgangspunkt der Reflexion werden: sowohl auf der organisatorischen Ebene mit der Gründung einer Pressestelle 1971 und deren Aktionen als auch in den wandelnden Ansprüchen auf Kontrolle der Öffentlichkeitsdarstellung, die als wichtige Ressource gesehen wird (ebd., S. 587–590).

4 Allerdings finden sich in den vorliegenden Inhaltsanalysen eher überschaubare Erfolge der Universitäten, in der Wissenschaftsberichterstattung als relevanter Akteur wahrgenommen zu werden (s. u.).

Weise ungerechtfertigt zu Ruhm zu gelangen. Insbesondere in umkämpften oder politisierten Forschungsbereichen kann daraus eine Frontstellung zwischen Medienberichterstattung und wissenschaftlicher Gemeinschaft resultieren, wie es Weingart (2008) am Fall Goldhagens rekonstruiert. Der Neid, der zudem zuweilen als adhoc-Erklärung dient, wird bei Rödder (2009a) aber als soziologische Ambivalenz aus konfligierenden Rollenbestandteilen gedeutet und nicht als persönliches Defizit.

Rödder (ebd.) weist in ihrem qualitativen Ansatz nach, dass Sichtbarkeit aber situativ durchaus auch positiv wahrgenommen wird, wenn er den Zielen und Chancen von Forschungsfeldern dienlich erscheint. Zu den Rollenerwartungen an Wissenschaftler gehören auch die Verbreitung und das Protegieren von Wissenschaft in der Öffentlichkeit. Es lassen sich spezifische Qualitätskriterien angeben, die individuelle Sichtbarkeit rechtfertigen: Faktenvermittlung, Zielrechtfertigung und Verteidigung institutioneller Kontexte. Wissenschafts-PR, die der Gemeinschaft dient, wird also anerkannt, persönliche Ruhmsuche, die ungerechtfertigte Reputationseffekte zur Folge haben könnte, nicht. Daneben entwickelt Rödder (ebd.) eine Typologie sichtbarer Wissenschaftler, die vom Geek bis zum öffentlichen Wissenschaftler reicht.⁵

„Beim öffentlichen Wissenschaftler schließlich soll Sichtbarkeit elementarer Teil des Berufsbildes sein. Dabei lässt sich der Normaltyp des öffentlichen Wissenschaftlers, der Sichtbarkeit als nicht-anerkennungswürdige ‚central duty‘ (24:1) sieht, von einem Extremtyp unterscheiden, der sie anerkennungsfähig konzipiert, d. h. ohne Distanz zur Kernrolle.“ (Rödder 2009a, S. 201)

Letztendlich erscheint der Medienkontakt und das sich Einlassen auf mediale Spielregeln auch im Fall des *Human Genom Projects* eher als Ausnahme, die nicht im Sinne einer entdifferenzierenden Wissenschaft-Medien-Kopplung gedeutet werden sollte. Die Verkündung der Dechiffrierung des menschlichen Genoms weist zwar deutliche Züge eines Media-Events auf, die Beteiligten aus der Wissenschaft verstehen diesen Fall der symbolischen Forschung allerdings als Normverstoß (vgl. Rödder 2009a).

Der Rollenkonflikt von Protagonisten wissenschaftlicher Forschung, in ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit den Einfluss der eigenen Person kontrollieren und möglichst ausschließen zu sollen, aber gleichzeitig als Person in der Öffentlichkeit die Forschung und ihre Ergebnisse propagieren und vertreten zu sollen, betrifft dabei nicht ausschließlich sichtbare Wissenschaftler als Sonderphänomen.

5 Der Geek orientiert sich in seinem Umweltverhalten an dem an das Public-Understanding-of-Science-Programm angelehnte Modell einer Fachwissenschaft gegenüber einer belehrungsbedürftigen Öffentlichkeit, der öffentliche Wissenschaftler plädiert dagegen für eine Verschmelzung von Diskursen zwischen Fachwissenschaft und Zivilgesellschaft.

Korte und Mautz (2015; 2018a; 2018b) zeigen digitale Selbstdarstellung von Soziologen in einem Spannungsfeld verschiedener Imperative, die sowohl aus eher allgemeinen wissenschaftlichen Bereichen, spezifischen soziologischen und auch sehr konkreten organisationalen Zusammenhängen resultieren. Vorläufige und prekäre Lösungen müssen jedoch die Personen und ihr zugeordnete Ensembles finden, was unter sich wechselnden medialen Bedingungen, hauptsächlich der notwendigen Bedienung der digitalen Infrastruktur, momentan ohne sichere Sedimentierungen vonstatten geht. Die vergebenen Chancen digitaler Kommunikation mit außerwissenschaftlichen Öffentlichkeiten sind hierbei aber eben auch als Sicherung disziplininterner Strukturen zu sehen.

Die Person taucht hier also in zwei Versionen auf: Zum einen ist die Person die sichtbarste Außenstelle der Disziplin der Soziologie. Während bezüglich der Naturwissenschaften sichtbare Wissenschaftler diskutiert und erforscht werden können, verweist man für die Sozialwissenschaften auf Intellektuelle. Zwar sind sichtbare Sozialwissenschaftler mit ähnlichen Vorbehalten konfrontiert, allerdings fehlt der Soziologie etwa ansehnliche Architektur und Technik, wie es in der Regel mit naturwissenschaftlicher Big Science verbunden ist. Dadurch scheint die Diskussion um die Wissenschaftlichkeit prominenter Soziologen sich zu intensivieren, eine Alternative scheint neben dem Austausch des Personals aber nicht zur Hand. Zum anderen verkompliziert dies die Wirkung der Rollenbestandteile und Imperative auf die Personen: Die Selbstdarstellung von Wissenschaftlern soll damit also auch die Darstellung der Disziplin liefern, gleichzeitig sind Soziologen aber einer Vielzahl weiterer Ansprüche ausgesetzt, die ähnliche Doppeldeutigkeiten für die Selbstdarstellung produzieren: Mann und Frau sollen sich also der eigenen Karriere, im Sinne eines individuellen Projektes widmen, zu dem Branding und Präsenz integral gehören, sie sollen sich aber auch spezifischen Milieus als zugehörig darstellen, was auch ein spezifisches Vokabular einschließt (anders ausgedrückt: Einen Teiljargon des sowieso geschmähten Soziologie-Jargons) und schließlich fordert die Organisation, also meist die Universität, ebenfalls die simultane Darstellung der Organisation und der Person als Organisationsmitglied. Demgegenüber stehen die Normen der Bescheidenheit und der Uneigennützigkeit, die Aufforderung sich verständlich auszudrücken und eine gewisse Distanz zur Universität als Organisation zu wahren. Weitere Analysen sichtbarer Sozialwissenschaftler könnten aber unter Berücksichtigung der Lehren der Role-set-Theorie von Merton (s. auch Rödder 2009a) hier Individualitätsnotwendigkeiten und -chancen rekonstruieren, die wiederum aber die Person als notwendige Koordinationsstelle verschiedenster sozialer Einflüsse erkennt.

Insgesamt macht dieser Überblick über die aktuelle Medialisierungsforschung allerdings gerade die Notwendigkeit der Differenzierung deutlich. Zum einen auf der Seite der Massenmedien, denn: „Thus, the pure quantity of media coverage is not indicative of structural changes in science“ (Weingart et al. 2012, S. 371). Zum anderen auf der Seite der Wissenschaft:

„We learn furthermore that there are considerable differences between disciplines. Those fields whose results can be readily commercialized and those which are highly policy-relevant and absorb large amounts of resources are evidently more intensely involved in communicating to the public than those to which these criteria do not apply. But also the humanities and social sciences can attract so much attention from the mass media that scholars are tempted into waging their disputes on newspaper pages and in the argumentative cycle of mass media texts.“ (Weingart et al. 2012, S. 371 f.)

Man muss nicht nur die theoretischen Vorannahmen für die Medialisierung beachten, sondern auch die verschiedenen Seiten des Begriffs. Es handelt sich um einen Prozess, sodass Ursachen, Verlauf und Folgen zu differenzieren sind. Weingart etwa nennt als Ursachen die zunehmende Abhängigkeit der Gesellschaft und ihrer Funktionssysteme von der Funktion und Leistung der Wissenschaft. Der Verlauf wäre der Umstand, dass die Kopplung stärker wird, die Berichterstattung sich stärker medienlogisch darstellt, aber auch die Aufmerksamkeit höher wird und ebenso die Verwissenschaftlichung der Medien zunimmt, insgesamt hier also die Quantität und Qualität der Berichterstattung durch die Massenmedien. Die Effekte sind dann schließlich in der Wissenschaft zu sehen, dass sich Relevanzkriterien ändern, sich eingestellt wird auf Medienbeobachtung und auch Strategien entwickelt werden, mit den Massenmedien umzugehen bzw. sie für sich zu nutzen. Auch die Gefahren der Medialisierung sind hier einzuordnen, etwa dass sich Strukturänderungen in der sozialen Dimension einstellen können oder auch Relevanzkriterien sich in der Sinndimension ändern. Das betrifft auch Veränderungen in der Zeitdimension, wenn schneller und früher veröffentlicht wird.

Medialisierte Berichterstattung

Man kann die Medialisierung auch als Normalisierung einer Berichterstattung verstehen. Die Darstellung von Positionen, die kritische Bewertung dieser, die Hinzunahme von anderen Positionen aus anderen gesellschaftlichen Teilbereichen (und auch die Zunahme von Berichterstattung) stellen Grundmotive medialer Logik dar. So gesehen erscheinen Formen der Popularisierung eher als Anomalie, wenn die Medien sich also vergleichbar mit der historischen Evolution der Massenmedien bezüglich der Politik als parteiische Presse gegenüber der Wissenschaft gebärden, ihre Ergebnisse autoritativ verkünden und andere Wissensformen für irrelevant erklären. Aber auch so eine umgedrehte Deutung lässt wiederum die Wissenschaft als wichtiger werdende und näher in den gesellschaftlichen Normalzustand driftende Institution erkennbar werden, die als ein Schauplatz für gesellschaftlich relevante Ereignisse und deren Diskussion in der Präsentation der Massenmedien erscheint.

Rödter (2009b, S. 459) schlägt die analytische Unterscheidung von Aufmerksamkeit der Medien gegenüber der Wissenschaft und der Orientierung der

Wissenschaft auf die Medien vor, um die wechselseitigen Effekte untersuchen zu können. Das bedeutet die Fokussierung auf die bloße Präsenz von Wissenschaften in den Medien. Reine Präsenz ist allerdings gewissermaßen zu wenig, da im Sinne einer Informationsberichterstattung noch nicht von Medialisierung gesprochen werden sollte. Dass der neue Vorsitzende des Hasenzüchtervereins oder ein Sportergebnis als Meldung in einer Zeitung erscheint, bedeutet ja noch nicht, dass diese Entscheidungen oder das Operieren von massenmedialen Relevanzstrukturen beeinflusst sind. Wenn jedoch der Hasenzüchterverein sich für einen Vorsitzenden entscheidet, dem zugeschrieben wird, durch seine Persönlichkeit massenmediale Präsenz zu bestärken, oder die Sportveranstaltung bezüglich des Ortes und der Zeit so angesetzt wird, damit darüber berichtet werden kann, finden sich Hinweise für eine starke Orientierung an massenmedialen Bedürfnissen.

An einer medialisierten Berichterstattung lässt sich also ablesen, ob die Massenmedien ihr Berichterstattungsobjekt für besonders relevant konstruieren. Und die Qualität dieser Berichterstattung ist ein Indikator dafür, dass die jeweiligen Objekte sich in Zukunft eventuell stärker darauf ausrichten. Zum einen geht es hier um die Ineinssetzung von Öffentlichkeit und Massenmedien aus der Sicht der Wissenschaft oder der Politik. Eine stärkere öffentliche Legitimierung muss ja noch nicht zwangsläufig über die Massenmedien geschehen. Zum anderen liegt die Orientierung an massenmediale Logiken nahe: Neuartigkeit, Personen, emotionale und persönliche Ansprache des Publikums.

Eine bedeutende Operationalisierung und Überprüfung hat das Konzept der Medialisierung der Wissenschaft durch Mike S. Schäfer (2007; 2008) erfahren. Schäfer (2007, S. 11) verbindet wissenschaftssoziologische mit öffentlichkeitssoziologischen Fragestellungen. Erstere besteht in der Orientierung an die möglichen Veränderungen der Wissenschaft durch Medienkontakte; zweiteres orientiert sich am Arena-Modell der Öffentlichkeit und fragt nach der Positionierung von Akteuren in öffentlichen Diskursen. Hierbei wird zwischen Standing und Positionierung der Akteure unterschieden: Die Struktur der Berichterstattung wird über deren Umfang und Dynamik sowie die Akteure bestimmt, deren Standing häufiges und zentrales Auftreten darstellt und Positionierung ihre inhaltlichen Bewertungen, die als Frames konzeptualisiert werden (ebd., S. 22 f.). Medialisierung der Wissenschaft wird hierbei anhand der medialisierten Berichterstattung über naturwissenschaftliche Themen (Neutrinforschung, Humangenomforschung, Stammzellforschung) überprüft, wobei Medialisierungstendenzen vorliegen, wenn eine hohe und zunehmende Berichterstattung festgestellt würde (Extensivierung), wenn eine Vielzahl von Akteuren in der Berichterstattung auftauchen würde (Pluralisierung) und wenn die Akteure bewertende Positionen im öffentlichen Diskurs einnehmen würden (Kontroversität). Entsprechend besteht die methodische Herangehensweise in einer Aufarbeitung der die wissenschaftlichen Themen begleitenden Diskurse und die Herauspräpierung

entsprechender Frames, die etwa wissenschaftliche, wirtschaftliche, politische sowie ethisch, rechtliche und soziale Deutungen darstellen können, auf der qualitativen Seite (vgl. Schäfer 2008, S. 212), auf der anderen Seite eine standardisierte Inhaltsanalyse zweier Qualitätszeitungen (SZ und FAZ) zwischen 1994 und 2003, was insgesamt 3.796 kodierte Artikel zutage brachte (vgl. Schäfer 2007, S. 88).

Die drei ausgewählten Fälle sollen dabei unterschiedliche Wissenskulturen abdecken, deren Medialisierungswahrscheinlichkeit aufgrund der institutionalisierten Außenkontakte variieren (ebd., S. 48). Die Neutrinforschung ist hierbei am wenigsten an Umwelten gekoppelt und erfährt den niedrigsten Umfang an Berichterstattung (134 Artikel). Die Akteure und herausgearbeiteten Frames sind nahezu ausschließlich wissenschaftliche, kritische Deutungen wie der immense Ressourceneinsatz kommen in der Medienberichterstattung nicht vor (ebd., S. 177).

„Zu resümieren bleibt, dass die Berichterstattung über Neutrinforschung in allen Untersuchungsdimensionen und im Zeitverlauf durchgängig einer wissenschaftlichen Fachkommunikation ähnelt, die von Journalisten lediglich an das massenmediale Publikum vermittelt resp. für dieses übersetzt wird. [...] Die Berichterstattung entspricht damit dem vermeintlich anachronistischen, oft kritisierten Modell des „Public Understanding of Science“ [...], die Forschung wird in den Massenmedien also nicht medialisiert, sondern „popularisiert.“ (Schäfer 2007, S. 177)

Die Berichterstattung über Humangenomforschung umfasst im Sample 1.428 Artikel, wobei sich bis 2000 nur wenige Artikel finden und zwischen 2001 und 2002 besonders viele, die von einer Latenz- und einer Spätphase umrandet werden (ebd., S. 154f.). Höhepunkt der Berichterstattung ist der Abschluss der Sequenzierung des menschlichen Genoms im Februar 2001. Hier ist die Berichterstattung bezüglich der Akteure pluralisierter, wobei „wissenschaftlich geprägte Elitenkommunikation“ überwiegt (ebd., S. 178). Ähnliches gilt in der Bewertungsdimension, wobei erst mit der Hochphase der Berichterstattung vermehrt außerwissenschaftliche und kritische Bewertungen zu finden sind (ebd., S. 178f.). Schäfer (ebd., S. 180) bewertet die Humangenomberichterstattung als „wissenschaftlich geprägte und im Grundsatz konsensuell affirmative, dabei aber in Akteuren und Deutungen pluralisierte Berichterstattung“.

Die Stammzellforschung nimmt mit 2.234 Artikeln den größten Teil ein, auch hier findet sich die Einteilung von Früh-, Latenz-, Hoch- und Spätphase, wobei die Hochphase zwischen 2000 und 2001 liegt insbesondere durch die Enquetekommission „Recht und Ethik in der modernen Medizin“ geprägt wird und durch die Verabschiedung des Stammzellgesetzes im Dezember 2002 endet (ebd., S. 154f.). „Die Berichterstattung über Stammzellforschung weist darüber hinaus im Vergleich der drei Themen die stärkste Pluralisierung und die ausgeprägte Kontroverse auf“ (ebd., S. 179). Sowohl die Anlässe der Berichterstattung als

auch die vorkommenden Akteure sind eher außerwissenschaftlicher Natur, insbesondere politische und Vertreter der Zivilgesellschaft (ebd.).

„Im Framing zeigt sich zudem eine breite Deutungspalette, die über wissenschaftliche Deutungen hinausgeht. Stattdessen kann sie als politische Regulierungsdebatte charakterisiert werden: Es werden vornehmlich konkrete, den Kern der geplanten Forschung betreffende Fakten und Vorgehensweisen beschrieben, damit zusammenhängende Probleme identifiziert und an mögliche oder eingeforderte regulative Aktivitäten vornehmlich der Politik geknüpft.“ (Schäfer 2007, S. 179)

Während von einer „themenübergreifenden oder stetigen Medialisierung“ nicht gesprochen werden kann, zeigen sich jedoch bei den Themen unterschiedliche Medialisierungscharakteristika (ebd., S. 181 ff.). Die Berichterstattung über Stammzellforschung zeigt in Phasen alle Charakteristika medialisierter Berichterstattung, es wird kontrovers von unterschiedlichen Akteuren über das Thema gestritten, es wird umfangreich berichtet. Die Humangenomforschung zeigt ebenfalls eine medialisierte Phase, allerdings fehlen hier kritische Bewertungen. Lediglich die Neutrinoforschung weist keine Medialisierungscharakteristika auf. Bei medizinischen und naturwissenschaftlichen Themen scheinen also spezifische Ereignisse für ausgedehnte Berichterstattung erforderlich. Schäfer (ebd., S. 207) beschreibt die Bedingungen für medialisierte Berichterstattung folgendermaßen:

„Unter bestimmten Bedingungen werden Ereignisse aus der Wissenschaft von den Massenmedien als Themen aufgegriffen und der Öffentlichkeit als Kommunikationsvorschläge unterbreitet. Dabei können die Kopplungen dieser Wissenschaftsbereiche eine Rolle spielen. Möglicherweise werden dann – aber nicht in allen Fällen und wiederum unter Bedingungen, die zu klären wären – Akteure aus der Umwelt der Massenmedien dazu animiert, weitere Positionen und Argumente zu diesen Themen auszubilden und zu versuchen, diese in den Massenmedien zu platzieren. An dieser Stelle fungieren Massenmedien jedoch als mehr oder minder starker Filter bzw. „Gatekeeper“, die den Zufluss an Kommunikationsangeboten sichten, nur einen Teil davon weiterverarbeiten und publizieren und zugleich mit ihren eigenen Meinungen und Deutungen in das Geschehen eingreifen und die öffentliche Meinung mitbestimmen. Dabei wiederum berücksichtigen sie die kulturellen Haushalte der betreffenden Gesellschaft und die (vermeintlichen) Interessen des Publikums.“

Die Medialisierungsthese wurde auch danach empirisch spezifiziert (vgl. Schäfer et al. 2015a): Zeitlich finden sich Hoch- und Normalphasen, sachlich unterscheiden sich Disziplinen und Themengebiete erheblich, sozial sind vor allem hochreputierte, in förderlichen institutionellen Kontexten eingebundene und intrinsisch motivierte Forscher wahrscheinlicher von Medienkontakten betroffen. Ebenfalls

wird die These jenseits von der Massenmedialisierung untersucht (Schäfer et al. 2015b, S. 21 f.). Zu anderen Fächern und spezifischen Medienformaten finden sich ebenfalls einige Arbeiten: ein Sammelband zur Molekularen Medizin (Ruhrmann et al. 2011), zu populärwissenschaftlichen Magazinen (Salzmann 2007), zur Archäologie (Gehrke & Sénécheau 2010; Kircher 2012; spezifischer zur Troja-Forschung: Samida 2009; Wagenknecht 2012) und zur Zeitgeschichte (Große Kracht 2005).⁶

Medialisierung ist aber nicht nur ein sozialwissenschaftlicher Beobachtungsbegriff für die Orientierung an der Medienlogik, sondern findet sich auch im Diskurs der Akteure wieder. Scheu (2015, S. 160) untersucht in diesem Zusammenhang die subjektiven Deutungen und Positionierungen bezüglich Medialisierung bei Entscheidern innerhalb und außerhalb des Wissenschaftssystems.⁷ Dabei werden Ansichten zur Wichtigkeit der Medien und zu strukturellen Veränderungen im Verhältnis von Wissenschaft und Medien von allen Interviewten geteilt (ebd., S. 162). Allerdings lassen sich erhebliche Unterschiede in der Einstellung, Positionierung und dargestellten Aktivität der Akteure feststellen: Scheu (ebd., S. 164) identifiziert fünf Typen auf den Achsen der Intensität der Medialisierung und der offensiven bzw. defensiven Ausrichtung gegenüber den Medien. „Als Hauptmotiv für Anpassungen an Medienlogik kann das Ziel gelten, über mediale Präsenz Legitimation herzustellen“ (ebd., S. 174), wobei damit zum einen Legitimität im Sinne der Gesellschaft gemeint ist, aber auch im Sinne, dass „Relevanz und das eigene Leistungsvermögen öffentlich“ gemacht werden. Letzteres ist aber auch wiederum im jeweiligen organisatorischen Kontext zu verstehen, da auch gegenüber der Organisation von Seiten der Entscheider ebenjenes sichtbar gemacht werden kann. Defensive Motive umfassen dabei Schutzmaßnahmen gegenüber noch größerer oder unkontrollierter medialer Beeinflussung, offensive Motive sind „Transparenz“, „Aufklärung der Bevölkerung“ und „Wissenstransfer“ (ebd.). Je näher das Selbstverständnis der Akteure an politischen Selbstverständnissen gelagert ist, desto positiver werden Medialisierungstendenzen gewertet (ebd., S. 174 f.). Hier zeigen sich also Medialisierungseffekte sowohl auf der organisationalen wie der individuellen Ebene (ebd., S. 176).

6 Empirisch scheint sich zudem eine lineare bloße Zunahme einer verwissenschaftlichten Berichterstattung über politische Entscheidungen nicht zu finden. Russ und Schubert (2016, S. 272 f.) lehnen die These der Verwissenschaftlichung der Politik gar auf Basis von vier Fallstudien ab, konstatieren dazu einen allgemeinen Rückgang von Berichterstattung über politische Entscheidungen. In der massenmedialen Berichterstattung werden Krisen, die in wissenschaftlichen Rahmen berichtet werden, eher nicht mit politischem Entscheidungsdruck zusammengebracht, allerdings sind institutionalisierte Kennziffern eine wichtige Konstante in diesem Zusammenhang (ebd., S. 273).

7 Das umfasst Bundestagsfraktionsmitglieder von Parteien, Akteure aus der Forschungsförderung, von Ressortforschungseinrichtungen, Hochschulen, außeruniversitärer Forschungseinrichtungen und Fachgesellschaften.

Medialisierung der Sozialwissenschaften

Für den Fall der Sozialwissenschaften liegen innerhalb der Medialisierungsforschung nur wenige Referenzen vor. Die sprechende Ausnahme sind die Arbeiten von Fran Osrecki (2011; 2012), da sich diese explizit auf die Medialisierungsforschung beziehen. Osrecki macht einen starken Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften, der erhebliche Folgen für die Frage der Medialisierung zeitigt. So fehlt den Sozialwissenschaften nämlich laut Osrecki ein medialisierbarer Kern. Er (2012, S. 311) versteht die Medialisierungsthese so, dass sie als Verletzung innerwissenschaftlicher Kommunikationsformen in der öffentlichen Sphäre sichtbar wird. Der Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaftlern, den er rollentheoretisch vornimmt, ist derjenige, dass das sozialwissenschaftliche Rollenset sehr viel näher an öffentlichen Kommunikationsformen liegt als das naturwissenschaftliche. Osrecki (ebd., S. 308 f.) geht über fünf Annahmen vor: Medialisierung der Sozialwissenschaften bietet als paradigmatischen Fall den Medienexperten, dessen Expertise auf einem Kern wissenschaftlicher Forschung basiert, der innerhalb der Wissenschaft begutachtet wird. Im Falle der Sozialwissenschaften überlappen sich im Auftreten in den Massenmedien jedoch drei Rollen ständig: der Medienexperte, der öffentliche Intellektuelle und der Gegenwartsdiagnostiker. Dies liegt daran, dass öffentliche Deliberation und sozialwissenschaftliche Forschung nahe zusammenliegen. Drittens machen Gegenwartsdiagnostiker sozialen Wandel berichtenswert. Über Dramatisierung und Gegenwartsbezug können größere soziale Wandlungsprozesse in das Format von Zeitungsartikeln überführt werden, sie überbrücken dabei akademische und öffentliche Kommunikationsformen. Dies führt aber zu Verletzungen akademischer Standards gerade im Vergleich zu Gesellschaftstheorien, die ja ebenfalls Erklärungen für sozialen Wandel bereitstellen. Daraus zieht er zwei Schlüsse:

„First, although in sociology there seems to be a fluent continuum between academic and publicly accessible debates, the distinction between general theories and diagnoses of the present allows a distinction between an autonomous core of knowledge production and medialized social science. Second, in line with the differentiation of sociological genres, it is also possible to formulate an analytical role differentiation.“
(Osrecki 2012, S. 309)

Für Sozialwissenschaftler in den Massenmedien gilt, dass sie deren Relevanzen unterliegen, deren Spiel mitspielen müssen, in dem die Gründe für die angenommene Höherwertigkeit des eigenen Wissens (intersubjektive Nachvollziehbarkeit, Validität etc.) eben nicht gelten. Und die Massenmedien sind dazu der Ort der öffentlichen Debatte, an dem öffentliche Belange diskutiert werden, an denen auch Sozialwissenschaftler mit den Ansprüchen der Öffentlichkeit konfrontiert werden, sich diesen stellen müssen. Kommunikation von Wissenschaftlern im

Massenmediensystem unterliegt also den Kriterien der Massenmedien, trotzdem unterliegen Wissenschaftler der Beobachtung des Wissenschaftssystems. Wenn wegen der massenmedialen Bedingungen wissenschaftliche Normen verletzt werden, kann das zu Sanktionen im Wissenschaftssystem führen: „When leaving academia, sociologists do not enter a functionally neutral public sphere were they can act as free-floating social critics, without the restrictions imposed by professionalized science“ (ebd., S. 328).

Osrecki (ebd., S. 310) gibt zwei Gründe für die schwierige Unterscheidung von erlaubter Angleichung an massenmediale Bedingungen und dem Bruch wissenschaftlicher Normen an: Zum einen gibt es keinen klaren sozialwissenschaftlichen Goldstandard, Erkenntnisgewinnung und Theorie sind innerhalb der Sozialwissenschaften in einer ständigen Weiterentwicklung und Kontroverse. Damit schon angedeutet, verlangen die Kriterien der Massenmedien Aktualität, also eine andere Zeitordnung als die retrospektiv argumentierende und Wahrheit sicherstellende Wissenschaft.

Osreckis (ebd., S. 311) Argument ist nun, dass, obwohl es sozialwissenschaftliche Verfahren der Wahrheitsfindung gibt, die Rollenüberlappung von Experten und öffentlichen Intellektuellen, die Sozialwissenschaftlern in der Adressierung der Öffentlichkeit eigen ist, das Konzept der Medialisierung ungeeignet für die Verbindung von Sozialwissenschaften und Massenmedien macht. Was Experten angeht, kann man sich sehr wohl an Medialisierungsforschung halten und dementsprechend ähnliche Effekte auch bei sozialwissenschaftlichen Experten erwarten: die Unsichtbarkeit der Ergebnisse, keine klare Zuordnung zu Disziplinen, (Über-)Simplifizierung bis hin zu Betrug. Der öffentliche Intellektuelle dagegen popularisiert keine wissenschaftliche Forschung, sondern thematisiert mithin in den Massenmedien Fragen, die sich gerade spezialisierter wissenschaftlicher Forschung entziehen. Insbesondere also Fragen von (längerfristigen) Trends und sozialem Wandel, aber auch Fragen der moralischen Bewertung, gerade von öffentlichen Angelegenheiten, die sowohl aktuell und dringlich sind als auch einer Deutung bedürfen, die öffentlich verstanden werden kann – also gerade keine spezialisierte, detaillierte Aufarbeitung, die eben auch nicht sofort zu haben ist, sondern langfristiger, arbeitsteiliger Forschung bedarf. Diese Rolle kann grundsätzlich natürlich auch von Naturwissenschaftlern (oder anderen) übernommen werden, der Unterschied besteht jedoch darin, dass diese Form der Wissenserzeugung sehr viel näher am alltäglichen Forschungsgeschäft der Sozialwissenschaften steht, die Differenzierung (die Naturwissenschaftlern die Rollentrennung besser erlaubt) ist so sehr viel schwieriger, die öffentliche intellektuelle Deutung vermischt sich mit der akademischen Arbeit. „Not only are the social scientists with the highest scientific reputation almost simultaneously public intellectuals; but public intellectual commentary is also regarded as potentially improving or enriching the „core“ of social scientific knowledge production“ (ebd., S. 313). Es gibt auch theoretische Programme, die genau diese

Vermischung der Sphären propagieren, zuletzt etwa in der Diskussion um die Public Sociology.

Der Sozialwissenschaftler erscheint hier als von mehreren Kräften beeinflusst: sowohl von der akademischen Rigorosität als auch von der öffentlichen Sinndeutung. Und dieses intellektuelle Handwerk selbst wird als Übersetzungstätigkeit zwischen Wissenschaft, Politik und öffentlicher Debatte gesehen. Wiederholt wird der Soziologie die Genese aus der öffentlichen (intellektuellen) Kritik, dem Journalismus und der Wissenschaft zugeschrieben (ebd., S. 315 ff.). Was ja selbst in den Überlegungen der Medialisierung zu fassen ist: Gerade Disziplinengründungen und -etablierungen bedürfen ja öffentlicher Unterstützung, die innerwissenschaftliche Differenzierung gerade an den Universitäten muss von außen mit angestoßen werden. Im Anschluss daran setzt aber erwartungsgemäß ein Reinigungsprozess ein, der die etablierte Wissenschaft von außerwissenschaftlichen Ansprüchen wieder reinigt. Dies gelingt der Soziologie aber nicht endgültig, weil starke Forschungsprogramme innerhalb (idealtypisch: der Marxismus) diese Trennung zwischen Wahrheitsproduktion und gesellschaftlicher Intervention ablehnen, die Trennung also gerade nicht mitmachen wollen. Der Anspruch, die eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse der Öffentlichkeit zur Verfügung zu stellen, wird eben auch als politischer Anspruch verstanden, gegen soziale Missstände zu artikulieren und diese zu beseitigen.

Differenzierungstheoretisch schlägt Osrecki (ebd., S. 318) nun vor, öffentliche Debatte und wissenschaftliche Forschung nicht als Kontinuum, sondern als unterschiedliche (kommunikative) Genre (Gattungen) zu begreifen, deren Hauptorientierung sich gerade zwischen Massenmedien und Wissenschaft unterscheiden. Zeitdiagnose und soziologische Theorie sind dementsprechend zwei unterschiedliche kommunikative Gattungen mit anderen rhetorischen Regeln, Qualitäts- und Plausibilitätskriterien sowie Ansprüchen der Reichweite und Konsistenz. Zeitdiagnosen erscheinen so als medialisiertes Genre, dessen Dramatisierung, Simplifizierung und Überbetonung einzelner Aspekte bei gleichzeitiger großflächiger Thematisierung sich an der Systemreferenz der Massenmedien orientiert und nur im Adressieren makro-sozialen Wandels mit soziologischer Theorie vereint erscheint.

Im Weiteren analysiert nun Osrecki (ebd., S. 322) das kommunikative Genre der Zeitdiagnose, die sozialen Wandel in Nachrichtenwerte übersetzbar macht. Sein Beispiel ist Riesmans *Lonely Crowd*. Hier werden ein *neuer* Persönlichkeitstyp und eine *neue* Gesellschaft eingeführt, die Beispiele im Buch stellen geographische und analytische *Nähe* her.

„A possible term for this kind of argumentation could be *retrospective realism*. Social change can appear as an instantaneous break, if the past is described in terms of other theories which are not critically reassessed, but conventionalized into quasi-empirical observations. Highly contested theories are staged as adequate historical accounts. Weber used to be right – until now.“ (Osrecki 2012, S. 323 f.)

Der Unterschied zur soziologischen Theorie liegt dabei nicht in der These der Diskontinuität, sondern soziologische Theorie bietet neuartige Begriffe an, die im Sinne wissenschaftlicher Revolutionen neuartige Sichtweisen erlauben. Die Referenz orientiert sich an weiteren wissenschaftlichen Anwendungsmöglichkeiten. Und bei aller Trennung ist natürlich klar, dass Zeitdiagnosen auch für Theorie Funktionen haben, Neues in der Beschäftigung mit Wandel zu integrieren, und Aussagen über die Gegenwartsgesellschaft zu treffen. Für den Erfolg ist jedoch vieles mehr notwendig:

„First of all, the argumentative reference to mass media does not explain the success of a discontinuous diagnosis. It only explains one of many *prerequisites* of mass media attention. Other factors can be personal networks between the author and influential publishers, the cultural climate which makes a diagnosis plausible for general audiences, institutions of knowledge production, and, of course, the author's personal marketability.“ (Osrecki 2012, S. 324)

Wissenssoziologisch kann nun die Differenzierung der Genres durch Professionalisierung der Disziplin erklärt werden (ebd., S. 325). Die hohe theoretische Abstraktion soziologischer Theorie verschließt Nichtausgebildeten das Verständnis und die Partizipation. Die zunehmende Spezialisierung der Betrachtung sozialen Wandels macht es notwendig, sich zu entscheiden, ob man bei der Verfassung von Arbeiten darüber, sich eher an der Referenz der Massenmedien oder der Wissenschaft orientiert: „Diagnoses of the present thus appeal to another presumed auditory than general theories. The yardstick for drawing that line is the level of generalization and historical detail which is applied for discussing novel social trends“ (ebd., S. 325).

Osreckis Strategie mit der Medialisierung der Sozialwissenschaften umzugehen, ist also relativ weitreichend. Er erklärt ein ganzes Genre sozialwissenschaftlicher Literatur für im Grunde dem Wissenschaftssystem nicht zugehörig. Dies erlaubt zum einen wieder die Konstatierung eines wissenschaftlichen Kerns, der von den Massenmedien notwendigerweise popularisiert wiedergegeben werden könnte. Dies ist allerdings ein Weg, den er nicht explizit geht, sondern er behauptet ein zweites Rollenset für Sozialwissenschaftler, welches sich eher an öffentlichen Debatten und massenmedialer Verwertbarkeit orientiert. Zum einen wird so natürlich unterschätzt, dass sich Debatten über Theorien des sozialen Wandels durchaus auch in öffentlichen, massenmedialen Arenen abspielen können, ob sie dort mitunter auch entscheiden werden, wäre ja eine empirische Frage, der durch den Ausschluss der Zeitdiagnose aus der wissenschaftlichen Diskussion nicht beizukommen ist. Medialisierung der Sozialwissenschaft wird hier einem einzelnen Genre zugeordnet.

„The medialization of sociology, and diagnoses of the present as the corresponding genre, thus are effects of academic professionalization. Despite this trend, diagnoses of

the present still are so widely and willingly discussed in sociology that their genre-specific traits are not yet self-evident for large parts of the academic community. As a genre, they produce direct repercussions in academic sociology, i. e., the autonomous core of sociological knowledge production. This makes them a rather good example of medialized social science.“ (Osrecki 2012, S. 326)

Das Kriterium für Wissenschaftlichkeit ist für Osrecki das Peer-Review: „The success of general sociological theories depends solely on the judgements of peers, while diagnoses of the present can – as in Riesman’s case – be made famous primarily by mass media coverage“ (ebd., S. 326).

Auf der anderen Seite stehen Veränderungen der Öffentlichkeit, insbesondere durch das Verschwinden der klassischen bürgerlich-bourgeoisen Klientel durch die Bildungsexpansion, die eine zunehmend spezialisierte Bildung hervorbringt. Das heißt, dass trotz zunehmender Akademisierung der Gesellschaft, das Publikum für größere Trends der Gesellschaft im wissenschaftlichen Sinn schrumpft: „Addressing well-educated, but heterogenous publics leave the intellectual no other choice but to constantly produce shock, frisson and brilliant novelty“ (ebd., S. 327). Die Ansprache für intellektuelle Kommunikation kann nur noch über die Massenmedien und ihre Referenz geschehen, der sozialstrukturelle Wandel differenziert hier an den Genres mit.

Der Osrecki’sche Vorschlag hat natürlich seine Vorzüge, über die analytische Trennung von verschiedenen Genres, die relativ eindeutig verschiedenen Systemreferenzen zugeordnet werden können, kann auch eine sozialstrukturelle Erklärung angeboten werden. Die Spezialisierung und Professionalisierung innerhalb der Wissenschaft führen zur Differenzierung der Genres. Gleichzeitig muss er selbst andeuten, selbst innerhalb von Texten würden die Genres wechseln, und letztendlich muss eine Gleichzeitigkeit von widerstreitenden Rollenansprüchen an den Soziologen postuliert werden. Schließlich überzeugt aber die Trennung nicht gänzlich, wenn doch Zeitdiagnosen Forschung antreiben können und Theorien über sozialen Wandel nicht um zeitdiagnostische Aussagen herumkommen. Theoretisch liegt das Problem in der Annahme, medialisierte Textgenres würden sich massenmedialen Referenzen unterwerfen. Es bleiben aber sozialwissenschaftliche Texte, die also Wahrheitsansprüche im wissenschaftlichen Sinn erheben und auch so kritisiert werden, dann kann aber eben nur davon gesprochen werden, dass sich hier, für die Adressierung bestimmter Trends, an Ansprüchen orientiert wird, die mit massenmedialer Berichterstattung vergleichbar sind. Sein Argument lautet, dass die fortlaufende Spezialisierung des wissenschaftlichen Diskurses ein anderes kommunikatives Genre produziert, welches die Möglichkeiten der Adressierung eines weiteren Publikums beibehält, dies aber nur um den Preis der Vernachlässigung wissenschaftlicher Standards machen kann. Das hieße für den weiteren Verlauf extrapoliert, dass die Zeitdiagnosen irgendwann Aufgabe des Journalismus werden, während sich die akademische Debatte um sozialen Wandel stärker vereinseitigt.

Der Soziologie relativ nahe, aber doch von anderer Disziplin ist die Zeitgeschichte (für Geschichte und Archäologie vgl. auch Gehrke & Sénécheau 2010 und Kircher 2012). Die Reflexion der Bedeutung von Massenmedien für das eigene Fach ist daher auch für die Sozialwissenschaften instruktiv. Große Kracht (2005) zeigt, dass alle größeren zeithistorischen Kontroversen (von der Fischer-Kontroverse um die Kriegsschuldfrage im ersten Weltkrieg über den Historikerstreit um die Singularität nationalsozialistischer Herrschaft und Verbrechen bis hin zur Goldhagen-Debatte über die Verstrickung deutscher Bevölkerung in den Holocaust) seit dem zweiten Weltkrieg in Deutschland, in und mit und durch die Massenmedien geführt wurden. Eine Besonderheit, die die Zeitgeschichte mit den Sozialwissenschaften teilt, ist die Möglichkeit, dass der Gegenstand, also etwa Zeitzeugen (unter Zeitgeschichtlern der „natürliche[.] Feind“), (öffentlich) spezifischen Erkenntnissen und Deutung widerspricht (ebd., S. 9 ff.). Neben der wissenschaftlichen Methodologie rund um die „oral history“ besteht jedoch der Kontakt in der Regel nur vermittelt über massenmediale Kanäle, selbst wenn beide in die Produktion von massenmedialen Beiträgen (Histotainment) einwirken (ebd., S. 9 f.). Historiker wirken hier vor und hinter der Kamera als Experten.

„Was bei diesem [dem Publikum; JWK] ankommt, bleibt den Experten allerdings meist verborgen, denn die ‚Öffentlichkeit‘, die über die modernen Massenmedien erreicht und hergestellt wird, bleibt letztlich amorph: Das einzige, was ein Autor historischer Bücher oder ein wissenschaftlicher Experte im Fernsehen von seinem Publikum erfährt, ist – abgesehen von gelegentlichen Zuschauer- und Leserzuschriften – die Verkaufszahl seiner Bücher bzw. die Anzahl der an ihn gerichteten Anfragen zur Mitarbeit an außeruniversitären Veranstaltungen und Medienproduktionen.“ (Große Kracht 2005, S. 10)

Zeithistorische Kontroversen bleiben damit Kontroversen zwischen Experten, die vor einem Publikum stattfinden, werden aber von den Massenmedien (etwa durch gatekeeping und agenda setting) strukturiert und verbreitet (ebd., S. 10). Bezogen auf die Zeitgeschichte spielen dabei Jahrestage und Jubiläen eine besondere Rolle, die Große Kracht (ebd., S. 13) als mediale Events bezeichnet:

„Dazu eignen sich beispielsweise Jahrestage historischer Großereignisse in hervorragender Weise, da diese, im Gegensatz zum historischen Geschehen selbst, vorhergesehen und medial vorbereitet werden können. Die Konjunktur der Jahrestage, die seit geraumer Zeit immer deutlicher zu beobachten ist und mittlerweile den Terminkalender vieler Zeithistoriker beherrscht, ist das beste Beispiel dafür, wie ‚Geschichte‘ beständig aktualisiert werden muß, um in die Medien zu kommen.“

Als Nachrichtenwerte der Zeitgeschichte treten Anschlussfähigkeit an „bereits vorhandene Wissensbestände“ und an „normative Beurteilung“ hinzu (ebd.,

S. 14). Medialisiert erscheinen zeithistorische Debatten durch die wechselseitige Orientierung der Wissenschaft und der Medien in diesen Strukturen: Wissensvermittlung und aktuelle kontroverse Berichterstattung werden so sichergestellt, die Aushandlung der „Grenzen legitimen Diskurses“ wie die „Ansprüche nicht-wissenschaftlichen Publikums“ und letztendlich das Boundary Work der Zeitgeschichte verläuft hier ebenfalls (ebd., S. 20 f.).

1.2 Forschungsstand: Sozialwissenschaften in den Medien

„Ein Beispiel für inkompetente Kommunikation ist die Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit.“

Hans Mathias Kepplinger (1976, S. 136)

Dass Sozialwissenschaften in den Medien auftauchen, wird wohl von niemandem bestritten, es finden sich jedoch zahlreiche Auseinandersetzungen über das Ausmaß und die Qualität dieser Präsenz. Im Folgenden werden die zentralen empirischen Ergebnisse zum Gegenstand Sozialwissenschaften in den Massenmedien wiedergegeben. Obwohl der Forschungsstand gewisse klare Konturen besitzt, die eine vollständige Darstellung in die Nähe des Möglichen rücken, zerfasert die Diskussion, insbesondere innerhalb der und für die drei Disziplinen aber derart, dass davon abgesehen wird. Dass die Darstellung des Forschungsstands trotzdem relativ ausführlich ausfällt, hat folgende Gründe:⁸ Sozialwissenschaften in den Massenmedien sind Teil der sehr viel ausladenderen Diskussion um Wissenschaft in den Massenmedien (1.2.1), die entsprechend zumindest cursorisch aufgenommen werden muss. Genauso wie in dem Unterkapitel (1.2.2), welches die Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften in der Medienberichterstattung thematisiert, wird auf aktuelle deutsche Ergebnisse fokussiert, die für den folgenden Ergebnisteil eine Referenz ergeben sollen. Zentrale Aufgabe des dritten Kapitels (1.2.3) ist die Darstellung der empirischen Arbeiten, die Sozialwissenschaften in den Nachrichtenmedien und (mit Abstrichen) Unterhaltungsmedien untersuchen. Forschungsergebnisse, Reflexionen und Statements von Beteiligten enthält das Kapitel 1.2.4 aus den Perspektiven der Sozialwissenschaftler, der Journalisten, intermediären Organisationen und Rezipienten. Daran schließt sich die Thematisierung von Personen in der Medienberichterstattung und der Öffentlichkeit unter den Begriffen Experten und Intellektuelle an (1.2.5).

8 Nicht zuletzt erfolgt die Sammlung der Forschung, da dies in den Überblicksartikeln nur unzureichend erfolgt.

1.2.1 Wissenschaft in den Massenmedien

„Modernisierungsrisiken können den Wissenschaften also nur von *außen*, auf dem Wege ihrer öffentlichen Anerkennung, „aufgedrückt“, „in die Felder diktiert“ werden. Sie beruhen *nicht* auf *innerwissenschaftlichen*, sondern auf *gesamtgesellschaftlichen Definitionen und Beziehungen* und entfalten auch innerwissenschaftlich ihre Wirksamkeit nur durch die treibende Kraft im Hintergrund: die gesellschaftsweite Tagesordnung.“

Ulrich Beck (1986, S. 262)

Die Literatur zu Wissenschaft in den Medien allgemein ist natürlich weitaus größer und hier nicht systematisch wiederzugeben (vgl. etwa die beiden Journals *Science Communication* und *Public Understanding of Science*; als Handbuch Bucchi & Trench 2008 und 2014; für Deutschland: Bonfadelli et al. 2017a; für einen auch schon wieder jahrzehnte alten Literaturüberblick: Weigold 2001, für Deutschland einen noch älteren in Kärtner 1972; zur Popularisierung C. Müller 2004 und im (historischen) Bereichsvergleich Boden & Müller 2009; für eine grundsätzliche Kritik an der Fragestellung: Dornan 1990 und an Popularisierung Hilgartner 1990, zur konzeptionellen Geschichte Logan 2001; für einen empirischen Rückblick auf die letzten zweihundert Jahre Bauer 2012; schließlich für eine Meta-Analyse: Schäfer 2012).

Dornan (1990, S. 48 f.) verortet den engeren Beginn der Auseinandersetzung über Wissenschaft und Medien in seiner konzeptionellen Kritik in den sechziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts, wobei es Vorläufer auch schon seit dem zweiten Weltkrieg gibt.⁹ Die zentrale Orientierung normativer Natur liegt dabei in der Verbesserung der Wissenschaftskommunikation, die zu einem besseren wissenschaftlichen Verständnis in der Bevölkerung beitragen soll (ebd.). Allerdings ist weniger das Verständnis als vor allem die Zustimmung zu einem bestimmten Bild von Wissenschaft im Fokus der Bemühungen, welches heroisch, apolitisch und rational ausgemalt ist (ebd., S. 50 f.). Ignoranz oder Ablehnungen von Wissenschaft werden dementsprechend schlechter, inakkurater und nicht ausreichender Presseberichterstattung zugeschrieben, wobei der Ankerpunkt für Veränderungen in den Journalisten gesehen wird (ebd., S. 51 f.; vgl. auch Kepplinger 1976, S. 155 f.). Eines der zentralen Probleme besteht hierbei bei der notwendigen Übersetzungsleistung von wissenschaftlicher Arbeit in Laiensprache (Dornan 1990, S. 54; Kepplinger (1976, S. 156) merkt dabei auch die Leistung des Rezipienten an, den man in der Ansprache zudem ernst nehmen muss; vgl. auch

9 Die Geschichte von Wissenschaft und Öffentlichkeit ist freilich um einiges älter; vgl. für Popularisierung Cooter & Pumfrey (1994) oder Daum (2009); für das Auseinandertreten von Wissenschaft und Öffentlichkeit Bensaude-Vincent (2001); für das boundary work der frühen Soziologie M. Evans (2009), für Deutschland Neef (2012).

Tannenbaum 1976). Hieraus erklärt sich auch der Hang zum Sensationalismus, der ja über das Herausstellen von Eigenschaften des Ereignisses, die im Grunde nicht zur wissenschaftlichen Arbeit gehören (also z. B. der Erste oder die Erste zu sein, die höchste Fallzahl oder die teuersten Geräte zu haben, Preise zu erhalten, der Bekannteste zu sein (auch in nationalen Rahmen) usw.), funktioniert und der das Übersetzungsproblem umgehen hilft, indem gerade allgemeine Eigenschaften der Ereignisse, die in der Medienberichterstattung allgemein von Belang sind, in den Fokus gerückt werden.

In der Diagnose des zunehmenden Relevanzgewinns wissenschaftlichen Wissens für alle gesellschaftlichen Teilbereiche ist es interessant zu sehen, dass die Presse entsprechend Informationen aus den Wissenschaften verbreiten soll, die dazu taugen, alltägliche Entscheidungen zu beeinflussen:¹⁰ „The press should provide the information and the understanding that is necessary if people are to think critically about decisions affecting their lives“ (Nelkin 1987, S. 2; die selbe Argumentation findet sich auch noch in Schäfer et al. 2015b). Aus einer Anwendungsreflexionsperspektive kann man sich den Anspruch sowohl an wissenschaftliches wie journalistisch präsentiertes Wissen höher im Grunde gar nicht vorstellen. Wiederum wird damit aber auch die grundlegende Orientierung des Wissenschaftsjournalismus unterstrichen, der sich an der Alltagswelt der angenommenen Leser orientiert. In dieser Hinsicht ist zudem in Rechnung zu stellen, dass die Leser im Kontext des Wissenschaftsjournalismus nicht nur Jedermann-Leser sind, sondern auch politische Entscheidungsträger und Wissenschaftler (der dargestellten Disziplin wie anderer) umfassen (vgl. Weiss & Singer 1988, S. 1; s. o.). Streng genommen gilt aber auch für die letzteren Teilpublika: „For most people the reality of science is what they read in press“ (Nelkin 1987, S. 2).

Innerhalb der Massenmedien sind wissenschaftliche Erkenntnisse den allgemeinen Tendenzen journalistischer Berichterstattung unterworfen, die Aufmerksamkeit für ihre Texte generieren müssen, und schon allein deshalb zur Pointierung von Aussagen, Konflikten und Trends neigen. Die Frage nach Medialisierungseffekten setzt in diesem Zusammenhang ein, nämlich inwieweit es zu Fehlentscheidungen aufgrund einer übertriebenen Presseberichterstattung kommen kann, wobei die Forschung auch zeigt, dass die Massenmedien selbst die Dekonstruktion etwa von Versprechen auf Anwendbarkeit gleich stark begleiten (vgl. Nelkin 1987, S. 4ff.). Nelkin (ebd., S. 6f.) nennt drei allgemeine Leitlinien der Wissenschaftsberichterstattung: Die genannten Vorstellungen dominieren gegenüber tatsächlich abgesicherten Inhalten, die Berichterstattung bedient sich

10 Eine direkte Anwendbarkeit wissenschaftlicher Erkenntnisse in alltäglichen Entscheidungssituationen wird allerdings von den wenigsten Wissenschaftlern als Anspruch erhoben. Dornan (1990, S. 49) zeigt noch weitere normative Aporien: Wissen wird in der Literatur als Gut an sich konzeptualisiert, auf Wissen basierte Entscheidungen gelten als bessere und das Überleben demokratischer Gesellschaften hängt vom Grad der wissenschaftlichen Aufklärung ihrer Bevölkerung ab.

dramatischer Narrationen und wissenschaftliche Forschung wird innerhalb eines Wettkampf-Rahmens berichtet, wobei es Wettstreit unter Wissenschaftlern, Kriege¹¹ oder Wettläufe gegen Geheimnisse und um den Erfolg gibt (für letzteren Rahmen sei an die Dekodierung des menschlichen Genoms erinnert, vgl. auch A. Jung 2009). Ebenso findet sich grundsätzlich ein ambivalentes Verhältnis zwischen Wissenschaftlern und Journalisten: „Indeed, while the communities of science and journalism are dependent on each other and both are concerned about improving public communication, relationships between them are strained“ (Nelkin 1987, S. 8).

Auch wenn die Rezeptionsrelevanz im Grunde im alltäglichen Leben liegen soll und man dementsprechend eine Darstellung wissenschaftlichen Wissens als gesammelten, geprüften gesunden Menschenverstand erwarten könnte, wird Wissenschaft in der Berichterstattung in der Regel als weltfremd bis magisch, auf jeden Fall aber außeralltäglich dargestellt (ebd., S. 14 f.; zur Mystifizierung in den Unterhaltungsmedien am Beispiel der *Today Show*: Brewer 2013). Dies ändert sich auch nicht in kritischer Berichterstattung, etwa über Betrug, der Sünde innerhalb eines heiligen Bezugsrahmen bleibt: „The idealization, so evident on the coverage of fraud, has paved the way for the use of science in the press as a neutral source of information for the creation of social policy, and a powerful source of authority in support of popular – if controversial – beliefs“ (Nelkin 1987, S. 26). Paradoxerweise führt also die typische Berichterstattung zu einer Erschwerung der Erfüllung des Ziels der Berichterstattung:

„By avoiding the substance of science and ignoring the process of research, the press ultimately contributes to the obfuscation of science and helps to perpetuate the distance between science and the citizen. These effects are highly problematic in an age when science is in fact very much a part of the common culture, integrally tied to public policy and political affairs.“ (Nelkin 1987, S. 32)

Die Mystifizierung der Wissenschaft scheint aber auch ein Schutzmechanismus zu sein: Der Journalist (wie der Leser) kann vieles eben nicht einschätzen, dafür müsste er Wissenschaftler sein, er kann vieles nicht absehen, dafür müsste er in die Zukunft sehen können. Daher ist die Vereinfachung auch ein Schutz gegenüber der Kontingenz und vor dem Prüfen des Anspruchs des objektiven Wissens, welches ja behauptet, etwa Fragen die Zukunft betreffend beantworten zu können.

11 Gemeint ist etwa der Krieg gegen den Krebs. Diese Kriegsmetaphern integrieren dabei die Vielzahl von Einzelmeldungen, organisieren aber auch Fronten (im Sinne von Solidaritäten und Positionierungen) und relativieren den Anspruch, Zweifel und Kritik zu äußern, was ja aber grundsätzlich zum Auftrag der Journalisten gehört (Nelkin 1987, S. 81 ff.).

Nelkin (ebd., S. 78) beschreibt eine grundlegende Ambivalenz zwischen Journalismus und Wissenschaft, die sich in den Darstellungen der Wissenschaftler niederschlägt, die sowohl als unfähige Nerds wie heroische Wahrheitssucher gezeigt werden, ihnen wird aber bezüglich sozialer Planung vertraut und viel zugetraut.¹² Die Ambivalenz zeigt sich auch in der Haltung der Journalisten gegenüber der Wissenschaft, die sich dem Anspruch verpflichtet fühlen, die Wissenschaft in die Öffentlichkeit zu tragen, kritisch zu hinterfragen, aber auch Wissenschaft im Rahmen der Massenmedien zu verkaufen (ebd., S. 89 ff.). Nelkin (ebd., S. 96) thematisiert diese Ambivalenz auch in der charakteristischen Nähe, die der Wert der Objektivität in Wissenschaft und Journalismus besitzt: Während die journalistische Objektivität darin besteht, möglichst viele Seiten zu Wort kommen zu lassen, bedeutet wissenschaftliche Objektivität eben die Ausschaltung anderer Seiten und anderer Blickwinkel bezogen auf den Wahrheitswert der Aussage. Im Vergleich insbesondere zum politischen Journalismus fehlt jedoch der Zynismus bei den Wissenschaftsjournalisten (ebd., S. 107).

Misstrauen herrscht unter Wissenschaftlern gegenüber intransparenten Informationsflüssen, sowohl innerhalb der Wissenschaft als auch innerhalb der Medien und zwischen Wissenschaft und Medien: Wer was weiß und wer wann was beweisen kann, ist beispielsweise für Prioritätsstreitigkeiten von höchster Wichtigkeit und wird durch zahlreiche Sicherungsmaßnahmen begleitet – die Aufgabe von Journalisten dagegen besteht ja gerade in der Umgehung von Wissenssicherungsmaßnahmen (ebd., S. 155 f.). Während offene und öffentliche Kommunikation auch normativ (s. Merton) für die Wissenschaft essenziell sind, bestehen gleichsam eifersüchtige Sicherungen von mitunter kleinen Wissensvorsprüngen bis hin zu parallelen Patentanmeldungen (ebd., S. 158). Insbesondere da wissenschaftliche Ergebnisse teilweise deutungs offen sind, besteht der Wunsch der Wissenschaftler, die Diskussion darüber kontrollieren zu können: „Control over scientific knowledge is integrally linked to power over public affairs“ (ebd., S. 159). Dies wiederum ist in der Regel nur unter Aufgabe einer gänzlich neutralen Position zu haben, öffentliche Wissenschaftler machen das Idealbild des neutralen Wissenschaftlers sichtbar, indem sie es zum Teil dehnen oder brechen, was wiederum zu Ambivalenz führt: sie sind unbeliebt – gleichzeitig ist dies aber attraktiv für Journalisten (ebd., S. 159 f.). Nelkin (ebd., S. 175 ff.) beschreibt die unkritische Berichterstattung unter dem Strich als paradox, finden sich doch eine

12 In den Worten von Dunwoody et al. (2009, S. 300), die vor allem die Stabilität der Beziehung hervorheben: „Both science and journalism reflect – with a mixture of regret and bemusement – on a historically thorny relationship.“ Relativ konstant seit den 1980er-Jahren findet sich ca. ein Drittel von Wissenschaftlern ohne regelmäßige Kontakte zu Massenmedien, aber eben eine Mehrheit mit regelmäßigen (ebd., S. 308). Ebenfalls konstant ist der Einfluss des Status und von Motivationen, Öffentlichkeit zu erreichen, auf die Chance, Gegenstand von Berichterstattung zu werden (ebd., S. 309).

Reihe von strukturellen Widersprüchen in den Kommunikationsverhältnissen in der problematischen Beziehung zwischen Wissenschaftlern und Journalisten.

„Science writers, in effect, are brokers, framing social reality for their readers and shaping the public consciousness about science-related events. Through their selection of news about science and technology they set the agenda for public policy. Through their presentation of science news they lay the foundation for personal attitudes and public actions. For they are often our only source of information about the technical choices that significantly affect our lives.“ (Nelkin 1987, S. 172)

Wissenschaftskommunikation als Forschungsgegenstand umfasst sowohl wissenschaftsinterne wie -externe Beiträge (Schäfer et al. 2015b, S. 12f.). Im weiteren Verlauf der Argumentation der vorliegenden Arbeit wird die wie auch immer geartete Kommunikation zwischen Wissenschaftlern desselben Gebiets allerdings keine besondere Rolle mehr spielen, sondern die hier als wissenschaftsexterne Kommunikation bezeichnete, die u. a. „Wissenschaftsjournalismus, wissenschaftsbezogene Massenkommunikation und einschlägige PR“ bezogen auf eine „unspezifizierte[.] breite[.] Öffentlichkeit“ umfasst, die auch aus „konkreten Stakeholdern oder Entscheidungsträgern aus Politik, Wirtschaft und anderen Gesellschaftsbereichen“ bestehen kann (ebd., S. 13). Die Entwicklung der Orientierung der Wissenschaft an ihr (außer-wissenschaftliches) Publikum kann man anhand der drei Typen Elfenbeinturm, Popularisierung und Vergesellschaftung darstellen, die jeweils auch Dominanzen in historischen Phasen bezeichnen sollen (ebd., S. 15–22). Diese historische Typisierung ist allerdings nicht zu eng zu verstehen, „nach wie vor [existieren; JWK] unterschiedliche Formen massenmedialer Kommunikation über Wissenschaft parallel nebeneinander“ (ebd., S. 21). Aktuell stehen in der Forschung vor allem die Auswirkungen der Veränderungen der Massenmedien auf dem Prüfstand (ebd., S: 23 f.; vgl. für die Veränderung von Nachrichten als Forschungsmaterial: Riesch 2011): Kommt es zu einer Schwächung des Wissenschaftsjournalismus im Zuge der Krise der Massenmedien und der sich stärker professionalisierenden Wissenschafts-PR? Welche Veränderungen der Wissenschaftskommunikation sind durch die Online-Medien zu verzeichnen, die sowohl das Kommunikationsverhalten von Wissenschaftlern wie deren Publika verändern (Schäfer et al. 2015b, S. 24 f.)? Bonfadelli et al. (2017b, S. 3) thematisieren bezüglich des Forschungsfelds Wissenschaftskommunikation zudem neben individuellen Entscheidungen noch Beeinflussung von Politiken sowie Organisationsentscheidungen, für die Medienberichterstattung ebenfalls einen zentralen Informationskanal darstellen. Während die Inspektion massenmedialer Berichterstattung über Wissenschaften als klassischer Kern der Wissenschaftskommunikationsforschung angesehen wird, erscheint dieser zunehmend zu verschwimmen, was durch sich ändernde Kommunikationspraktiken

von Wissenschaftlern und Rezipienten erklärt wird – aber auch die Fokussierung auf die Sozialwissenschaften fällt unter diesen Punkt (ebd., S. 4 f.).¹³

Für die Wissenschaftler ergibt sich aus dem zunehmenden Druck, der auch aus den organisationalen Veränderungen resultiert (s. o.), sowohl wissenschaftlich zu veröffentlichen als auch den Kontakt mit Gesellschaft und Medien zu intensivieren, ein „Spannungsfeld der Wissenschaftskommunikation“ (Herrmann-Giovanelli 2013, S. 237). In der Befragung von Natur- und Sozialwissenschaftlern, die Herrmann-Giovanelli (ebd., S. 240 f.) durchführt, zeigt sich das in der Ambivalenz der Befragten: Zwar haben so gut wie alle Erfahrungen mit Medien und eine grundsätzlich positive Einstellung gegenüber dem Auftrag der Wissenschaftskommunikation, aber aus Intra-Rollenkonflikten, fehlenden Ressourcen, unklaren Aufgabenstellungen und Anerkennungsstrukturen ergeben sich Probleme.

In einer neueren Umfrage relativiert sich ein linearer Trend zu mehr außer-wissenschaftlicher Kommunikation (Schrenker & Giesecke 2016). Vielmehr scheinen innerhalb der Naturwissenschaften und bei Nachwuchswissenschaftlern internationale Fachpublikationen den höchsten Stellenwert zu besitzen, während in den Geisteswissenschaften und mit zunehmenden Alter der Forschenden die Orientierung hin zu außer-wissenschaftlichen Publika wichtiger erscheint – die Sozialwissenschaften nehmen hier eine Zwischenposition ein (ebd., S. 23). Zunehmend werden Möglichkeiten jenseits der Massenmedien wahrgenommen und genutzt, zudem findet sich eine zunehmende Professionalisierung und Differenzierung bezüglich der Medienkontakte (ebd.). Die Präsenz von Wissenschaften im öffentlichen Diskurs wird von einer Mehrheit für wichtig erachtet (ebd.): „Besonders ausgeprägt ist die öffentliche Diskursorientierung in den Sozialwissenschaften, während Technik- und Wirtschaftswissenschaften sowie Bauwesen und Architektur sich in ihrer Kommunikation stark an den Mittelgebern ausrichten.“ Reputationsgewinne sehen sowohl Sozialwissenschaftler als auch Wirtschaftswissenschaftler in der außer-wissenschaftlichen Kommunikation (ebd.).

Das Wissenschaftsressort ist inzwischen normaler Bestandteil der Presse.¹⁴ Ende der achtziger Jahre war noch von einem „verspäteten Ressort“ die Rede (Hömborg 1989), seitdem wächst die Bedeutung und der Umfang der Wissenschaftsberichterstattung (vgl. Elmer et al. 2008; Volpers & Summ 2015; zur Geschichte der Beschäftigung mit Wissenschaftsjournalismus Kohring 2005). Eines

13 Interessant in diesem Zusammenhang ist die empirische Nachverfolgung der beiden Terme „Public Understanding of“ und „Public Engagement with Science“ bei Bastow et al. (2014, S. 213): Public Understanding und Engagement of Science findet sich von 1997 bis 2012 relativ konstant in der Medienberichterstattung selbst; Engagement entsprechend erst in den 2000ern und 2012 höher als Understanding.

14 Zu Wissenschaft in anderen Ressorts vergleiche z. B. für die Titelseite Ramsey (1994), für das Feuilleton Bonfadelli (2008) und Todorow (2008).

der zentralen Probleme der Forschung, insbesondere der empirischen Inspektion, bleibt dabei die Definition von Wissenschaftsberichterstattung und -journalismus (Volpers & Summ 2015, S. 234 f.). Es lässt sich die Option, die Arbeiten von Wissenschaftsjournalisten als Wissenschaftsjournalismus zu behandeln, von themenzentrierten Optionen unterscheiden. Erstere versteht die Wissenschaftsberichterstattung also akteursgebunden, wobei der Beruf und die Praxis des Wissenschaftsjournalisten dann in den Vordergrund rücken. Inzwischen gibt es eine Vielzahl von Ratgebern und Praxishilfen für diesen Bereich (etwa Trepte et al. 2008), ebenso eine Vereinigung von Wissenschaftsjournalisten (WPK), die auch regelmäßige Treffen und Konferenzen veranstaltet. Themenspezifisch sind engere und weitere Definitionen zu unterscheiden (Volpers & Summ 2015, S. 235). Engere, klassische Definitionen lassen unter Wissenschaftsberichterstattung lediglich Berichterstattung über Medizin, Technik und Naturwissenschaften fallen sowie Berichterstattung über wissenschaftliche Aktivitäten (wie Publikationen, Konferenzen, Auszeichnungen etc.) (ebd.). Weitere Konzeptionen nehmen auch Formen der Berichterstattung hinzu, die wissenschaftliche Erkenntnisse, Quellen oder Experten zur Veranschaulichung anderer, in der Regel politischer oder gesellschaftlicher Ereignisse, benutzen, Popularisierungen von neueren oder state-of-the-art Wissensbeständen von Disziplinen sowie „serviceorientierte“ Berichterstattung im Sinne von Ratgebern (ebd., S. 235 f.).¹⁵

Traditionell ist die Beschäftigung mit Wissenschaftsjournalismus in doppelter Weise auf Mängel orientiert: Es wird sowohl die mangelnde Institutionalisierung des Wissenschaftsjournalismus in den Presseerzeugnissen kritisiert, als auch die Qualität des Wissenschaftsjournalismus, der auf der einen Seite popularisiere, also wissenschaftliche Erkenntnis vereinfacht bzw. verzerrt wiedergebe, zum anderen in der Regel nur auf wenige Quellen zurückgreife und eigenständige Kritik unterlasse (ebd., S. 236). Die Fokussierung auf einzelne Disziplinen oder Themen (in der Regel naturwissenschaftlich/medizinisch) durchzieht die Forschung über den Wissenschaftsjournalismus (ebd., S. 236 f.). Zusammenfassend bieten Volpers und Summ (2015, S. 237 ff.) das Bild, dass in Deutschland lebenswissenschaftliche Themen die Wissenschaftsberichterstattung dominieren, die informationsorientiert und unkritisch in Berichten und Nachrichten wissenschaftliche Erkenntnisse behandelt – allerdings in steigendem Ausmaß sowohl im Wissenschaftsressort als auch in anderen Ressorts (die Sozialwissenschaften bieten hierbei gewissermaßen die Kontrastfolie, findet sich hier doch eine höhere Varianz an Themen und Berichterstattungsformen).

Martin Bauer (2012, S. 35) liefert einen Blick auf den *longue durée* der Wissenschaftsberichterstattung ab dem frühen 19. Jahrhundert, um längerfristige Entwicklungen deutlich zu machen. „Depending on the context, this discourse

15 Zur Rolle von Quellen in der Wissenschaftsberichterstattung vergleiche Blöbaum et al. (2004).

can be informative, celebratory or critical“ (ebd., S. 35). Dafür macht er verschiedene Quellen vergleichbar (ebd., S. 53 f.). Der grobe Verlauf in vier Wellen (ebd., S. 42 f.) zeigt eine erste Höhe zwischen 1850 und 1870, einen gewissen Abschwung während des zweiten Weltkriegs und einen weiteren schwächeren Punkt 1970 ab dem es zu einem exponentiellen Wachstum (insbesondere nach 1990) kommt. Er (ebd., S. 43) fasst zwei Beobachtungen dazu zusammen: Zum einen fluktuiert die Aufmerksamkeit im 19. Jahrhundert stärker als danach.

„Second, the expansion of science news since the 1990s and into the new millennium to over two standard deviations from the trend is without precedent over the past 200 years. This result seems to corroborate an assumption of this yearbook edition: The recent increases in science news are historically unique and point to qualitative change in the system. A new technical term such as ‚medialization‘ might thus be justified to mark this fact.“ (Bauer 2012, S. 43).

Als Erklärung diskutiert er (ebd., S. 53) externe wie interne Gründe: „a response to a crisis of the legitimacy, affordances of new mass media technologies, new actors coming on stage, surfing the waves of economic growth, epistemic self-reassurance, and the paradox of science communication.“

Bei Kärtner (1972, S. 262 ff.) finden sich ebenfalls weiter zurückreichende historische Betrachtungen, die hauptsächlich auf eine Untersuchung der Leipziger Zeitung fußen (Freytag 1924). Hierbei ergibt sich für das 19. Jahrhundert eine stärkere Fokussierung auf Geisteswissenschaften, während davor und danach naturwissenschaftliche Themen dominieren.

„Wenn wir nur die Tageszeitungen im Auge behalten, können wir einen wellenförmigen Trend über drei Epochen hinweg konstatieren, dessen Zusammenhang mit dem Wissenschaftsverständnis der jeweiligen Epochen, wie es aus wissenschaftsphilosophischen Reflexionen zeitgenössischer Gelehrter und dem Selbstverständnis der Universitäten und deren Reformern hervorgeht, evident erscheint.“ (Kärtner 1972, S. 264; Hervorhebung entfernt; JWK)

Zeithistorische Entwicklungen werden von der *Arbeitsgruppe für Kommunikationsforschung & -beratung Zürich* sowie dem *Arbeitsgebiet Wissenschaftsjournalismus des IFPK der FU Berlin* mittels eines Vergleichs der Jahre 1980 und 1995 thematisiert: das Autorenteam findet jedoch „keine dramatischen Änderungen“ (Göpfert & Schanne 1998, S. 22). Insgesamt stellen sie (ebd., S. 3) eine leichte Steigerung des Wissenschaftsjournalismus fest, von ca. drei Artikeln pro Ausgabe 1980 zu vier 1995, wobei die überregionalen Tageszeitungen wie FAZ und SZ den Hauptteil der Steigerung tragen. Dies wird unter anderem auf den umkämpften Markt zurückgeführt, in dem Wissenschaftsjournalismus eine Auszeichnung gegenüber Konkurrenten darstellen kann (ebd., S. 4). In ihrem

Sample (zwei künstliche Wochen mit zwölf Wochentagen aus 13 regionalen und überregionalen Tageszeitungen ergaben insgesamt 777 Artikel mit der engen Definition von Wissenschaftsbericht) entwickelt sich die Wissenschaftsberichterstattung dynamischer (Steigerung um ca. 40 %) als die Gesamtberichterstattung (Steigerung um ca. 19 %), was ebenfalls durch die großen überregionalen Qualitätszeitungen getragen wurde (ebd., S. 3 f.). Die Ressortverteilung zeigt eine Steigerung des Anteils des Wissenschaftsressorts auf Kosten der Ressorts Feuilleton und Sonstigen, etwa die Hälfte der Artikel finden sich im ersteren, ein Fünftel im Lokalteil (meist bezogen auf lokale Hochschulen), der Rest verteilt sich auf die klassischen und sonstigen Ressorts (ebd., S. 5). Die Artikel werden zwischen den beiden Zeiträumen länger und haben mehr grafische Elemente (ebd., S. 5 f.). Die Artikel sind in der Regel faktenorientiert, drei Viertel der Artikel wurden aus journalistischer Eigenleistung heraus produziert (ebd., S. 6). „Insgesamt zeigt sich in der Wissenschaftsberichterstattung eine deutliche Dominanz der „klassischen“ Themen – Medizin, Natur, Umwelt, Naturwissenschaften, Technologien. Diese naturwissenschaftlich-medizinisch orientierte Wissenschaftsberichterstattung gewinnt zwischen 1980 und 1995 sogar noch Anteile hinzu“ (ebd., S. 7). Allerdings gewinnen auch die Sozial- und Geisteswissenschaften hinzu (die ungefähr 20 % ausmachen), während Wissenschaftspolitik (ca. 2 %) im weiteren Sinne an Bedeutung verliert (ebd., S. 8). Die Artikel erscheinen zu einem Viertel stark personenbezogen (wobei die Sozial- und Geisteswissenschaften am stärksten personalisieren (ebd., S. 13)), insgesamt aber an der Neuheit wissenschaftlicher Erkenntnisse orientiert, was sich an Anlässen wie Veröffentlichungen, die die Hälfte der Artikelanlässe ausmachen, ablesen lässt (ebd., S. 8 f.). Wissenschaftsjournalismus ist stark ressort- und rubrikenbestimmt, im Falle des Lokalen werden hierbei „[l]ebendigere“ Artikel gefunden (ebd., S. 11 f.), wobei Wertungen insgesamt, wenn überhaupt, nur positiv vorkamen (ebd., S. 16 f.). Den Unterschied zwischen Natur- und Sozialwissenschaften machen die Autoren (ebd., S. 18) insgesamt in der Wissenschaftsorientierung der Berichterstattung aus, mit der spekulativen Idee, die im engeren Sinne wissenschaftszentrierte Berichterstattung über Sozialwissenschaften würde sich erst noch entwickeln, während bisher die Sozialwissenschaften eher „light“ präsentiert würden. Grundsätzlich werden von der wissenschafts-zentrierten Berichterstattung noch die Lokalberichterstattung und die Service-Berichterstattung unterschieden (ebd., S. 18 f.).

Elmer et al. (2008, S. 878) konstatieren für Deutschland einen Anstieg der Wissenschaftsberichterstattung zwischen 2003 f. sowie 2006 f. Basierend auf je dreizehn Untersuchungswochen der beiden Jahrespaare wurden die SZ, die FAZ und die Welt analysiert, dabei wurden alle Artikel mit mindestens 50 % Bezug zu Wissenschaft oder wissenschaftlichen Ergebnissen erhoben, was allerdings zu einem weitestgehenden Ausschluss der Sozialwissenschaften führte (ebd., S. 881). Während der erste Zeitraum insgesamt 1.643 Artikel hervorbrachte, waren es im zweiten 2.434; also ein Anstieg um fast 50 % (ebd., S. 882). Der

größte Teil des Anstiegs wurde durch Artikel jenseits des Wissenschaftsressorts verursacht, wobei das Wissenschaftsressort jedoch insgesamt jeweils die meisten Artikel beinhaltete (ebd., S. 883). Das Verhältnis von wissenschaftlichen und außer-wissenschaftlichen Anlässen für die Artikel blieb dagegen in etwa gleich, bei einer gewissen Reduzierung wissenschaftlicher Anlässe (ebd.). Während medizinische Themen zu beiden Untersuchungspunkten am häufigsten vertreten waren, stieg vor allem der Anteil von Umwelt-Themen stark an; während weltraumbezogene Themen etwas fielen, stieg der Anteil der Psychologie leicht an (ebd., S. 884f.). Der Evaluationston der Artikel war in der Regel positiv, wobei die Welt am positivsten, die SZ am kritischsten berichtete, Umwelt-themen am kontroversesten berichtet wurden, während die Psychologie etwas positiver als der Durchschnitt dargestellt wurde (ebd., S. 884ff.). Bei Quellen zeigt sich ein großer Unterschied zwischen den Ressorts, während im Wissenschaftsressort 43 % der Artikel ein wissenschaftliches Journal und 61 % andere wissenschaftliche Quellen enthielten, waren es in fast 90 % der anderen Ressorts nichtwissenschaftliche Quellen und nur 6 % bzw. 44 % wissenschaftliche Quellen, während durchschnittlich ca. 1,5 Quellen pro Artikel zu finden waren (ebd., S. 886f.). Die FAZ zitierte am häufigsten wissenschaftliche Journale im Vergleich, während die SZ am häufigsten nichtwissenschaftliche Experten oder Quellen heranzog (ebd., S. 888).

Blöbaum et al. (2013, S. 299; s. u.) zeigen, dass es in Artikeln mit Governance-Bezug eine erstaunlich klare Ordnung gibt: Die Wissenschaft bietet Handlungsempfehlungen, Würdigungen und Kritik, Forderungen und Beruhigungen für die Politik, die Bevölkerung und die Wirtschaft. Sozial- und Geisteswissenschaftliche Disziplinen sind hierbei am häufigsten vertreten und zielen in der Regel auf politische Akteure (ebd., S. 300). Blöbaum et al. (ebd., S. 301) zeigen, dass die Wissenschaftler sehr viel optimistischer bezüglich der Veränderung politischer Agenden über die Medien als die Journalisten sind – bei allen Akteuren herrscht jedoch auch großes Bewusstsein über die Rollen, die gespielt werden müssen. Umgesetzt in Strategien bedeutet das zum Beispiel, dass versucht wird, Gastbeiträge, Interviews und Kommentare zu platzieren (ebd.). „Ohne Medialisierung keine relevante öffentliche Aufmerksamkeit – und damit auch keine Möglichkeit, Entscheidungen zu beeinflussen – so lässt sich die Haltung beschreiben. Die Beobachtungskonstellation ist Voraussetzung für eine Beeinflussungskonstellation“ (Blöbaum et al. 2013, S. 303).

Eine besondere Fragestellung leitet sich aus den Veränderungen der Hochschulen in den letzten Jahrzehnten her. Durch die Stärkung der Leitungs- und Steuerungsinstanzen von Universitäten, etwa unter dem Leitbild der unternehmerischen Hochschule, und dem implementierten verstärkten Wettbewerb zwischen Universitäten (in Deutschland wie international), ist zu erwarten, dass sich Universitäten verstärkt auch in massenmedialen Öffentlichkeiten vor allem als Träger exzellenter Forschung positionieren (vgl. auch Marcinkowski et al.

2013). Die Ergebnisse empirischer Untersuchungen zeigen jedoch ein anderes Bild. Friedrichsmeier et al. (2015, S. 128) zeigen etwa, dass die Wahrscheinlichkeit in überregionalen Medien als Hochschule wahrgenommen zu werden, weniger von der Hochschuleigenen PR als von strukturellen und unveränderlichen Merkmalen wie „Größe, Lokalität und [...] Fächerprofil des Hochschulstandorts“ abhängen. Hochschul-PR wird hierbei als zentrale Öffentlichkeitsarbeit der Organisation verstanden, deren Zweck insbesondere die Vertretung und Wahrung von Interessen der Organisation gegenüber externen Anspruchsgruppen darstellt (ebd., S. 129). Dies geschieht durch Image- und Reputationspflege, was auf die jeweilige Gesamtorganisation zu beziehen ist (ebd., S. 130). Sowohl der Reputationsbegriff, seine Messung sowie die relevanten Zielgruppen, deren Wahrnehmung Reputation mitbestimmt, sind hierbei denkbar diffus, was von den Autoren (ebd., S. 131 f.) allerdings angesichts der komplexen und widersprüchlichen Organisationsumwelt für funktional gehalten wird. Aufgrund der trotz Autonomiestärkungen hohen Abhängigkeit der Hochschulen gegenüber der Politik, sind politische Entscheider innerhalb der Wissenschaftspolitik aber ein zentrales Publikum, von dem sich versprochen wird, es sei über überregionale Nachrichtenmedien erreichbar (ebd., S. 133). Das Ergebnis werten die Autoren (ebd., S. 145) insgesamt als „beruhigendes Signal“: Nicht eine Hochschul-PR bestimmt die Berichterstattung über Universitäten in deutschen Printmedien, sondern die Nachrichtenwerte gehen von der Forschung aus (wobei insgesamt nur ein kleiner Teil kritischer Berichterstattung gefunden wurde). Die zentralen Pressestellen der Universitäten werden somit als Unterstützungseinrichtungen gedeutet, die weniger durch eigene Medienkontakte und -anstrengungen wirken, als durch die Bereitstellung von Ressourcen und Infrastruktur insbesondere für die Professorenschaft – deren wichtiges Interesse die Wertschätzung durch die Organisationsleitung ist (ebd., S. 146 f.).

Dass die Naturwissenschaften tatsächlich stärker im Fokus der sozialwissenschaftlichen Analyse des Verhältnisses von Wissenschaft und Massenmedien stehen, kann Schäfer (2012, S. 650) schließlich in seiner Metaanalyse zeigen. Die Forschung wird hierbei (ebd., S. 658) als häufig vergleichend aufgefunden, was sowohl verschiedene Medien als auch historische Vergleiche umfasst. Neben einem Bias hin zu westlichen Öffentlichkeiten und Printmedien besteht der dritte in der starken Fokussierung auf Naturwissenschaften und hierbei zentral auf Biowissenschaften und Medizin: „scholars analyse media coverage mostly in the natural sciences and neglect social sciences and humanities – even though the latter also deal with topics relevant to society at large, receive major funding they should be held accountable for, and are present in the mass media“ (ebd., S. 658). „So far, however, all three biases have persisted over time. From the 1960s to the 2000s, between 80 and 90 per cent of publications dealt with natural sciences, practically all focused on Western countries, and a clear and even growing majority analysed print media.“ (ebd., S. 659).

1.2.2 Unterschiede zwischen Natur- und Sozialwissenschaften

„Science reporters often refer to them as „garbage science“,
but the social sciences seem to have become a media staple.“

Sharon Dunwoody (1983, S. 3)

Die klassische Referenzuntersuchung zu den Unterschieden von Natur- und Sozialwissenschaften in der Darstellung der Massenmedien ist die Arbeit von William Evans (1995), in der die jenseitigere Naturwissenschaft (arcane) von der diesseitigeren Sozialwissenschaft (mundane) geschieden wird. Der Unterschied referiert auf die wahrgenommene Nähe bzw. Ferne zum Alltagsbewusstsein (common sense): Während naturwissenschaftliches Wissen als kategorial vom Alltagswissen getrennt erlebt wird, erscheint sozialwissenschaftliches als Teil Letzteres, was auch Erklärung für die Sprachkritik an den Sozialwissenschaften ist, da ihre Fachsprachen so als Jargon und Ideologie erlebt werden. Weil die Sozialwissenschaften als weniger wissenschaftlich wahrgenommen werden, herrscht auch weniger Vertrauen in ihre Erkenntnisse (ebd., S. 168 f.). Da gerade Journalisten diesem Wahrnehmungsmuster unterliegen, prägt dieser Unterschied auch die Berichterstattung, was von der Stellung der Sozialwissenschaftsberichterstattung innerhalb der Redaktionen unterstützt wird (ebd., S. 169 f.).¹⁶ Allerdings legt W. Evans (ebd., S. 170) noch einen weiteren Grund für die unterschiedlichen Behandlungen nahe: Während die Prestigeordnung der Naturwissenschaften durch die Unterschiede der Journale in ihre Umwelt kommuniziert wird (etwa durch die Flugschiffperiodika *Science* und *Nature*), fehlen für die Sozialwissenschaften solche offensichtlichen autoritativen Quellen.

Die von W. Evans (ebd., S. 171) durchgeführte Inhaltsanalyse stützt sich auf zwei Tageszeitungen (*New York Times* und *Los Angeles Times*) sowie drei Abendnachrichten (*ABC*, *CBS* und *NBC*), die von Juli bis September 1989 komplett erhoben wurden. Hierbei wurden alle Texte kodiert, die hauptsächlich physikalische, biologische, medizinische oder sozialwissenschaftliche Ergebnisse thematisieren, also keine beiläufigen Thematisierungen oder Experten-Verwendungen (ebd.). Insgesamt fand W. Evans (ebd., S. 172) 377 Texte, wobei davon ca. drei Viertel innerhalb der Tageszeitungen erschienen. Fast 37 % der Beiträge bezogen sich auf Sozialwissenschaften (ebd.). Die sozialwissenschaftlichen

16 Dunwoody (1983, S. 7) zeigt zwar ebenfalls die Vorurteile gegenüber Sozialwissenschaften, zeigt aber bei der Analyse der Presseberichterstattung über AAAS-Meetings, dass die Sozialwissenschaften hier die größte Wahrscheinlichkeit besitzen Gegenstand von Berichterstattung zu werden. Als Erklärung bietet sie die Hypothesen, dass Sozialwissenschaften einfacher in die Berichterstattung fließen könne, da die Logiken und Themen im Vergleich zu den Naturwissenschaften ähnlicher seien, dementsprechend das Auftauchen sozialwissenschaftlichen Wissens in Artikeln auch einfacher zu rechtfertigen und die Zugänglichkeit zu Sozialwissenschaftlern einfacher sei (ebd., S. 11 ff.).

Beiträge erschienen signifikant seltener in den Wissenschaftsressorts, dafür häufiger in den allgemeinen Sektionen (ebd.). Ebenfalls wurden Naturwissenschaftler signifikant häufiger als Wissenschaftler oder Forscher bezeichnet, „[s]ocial scientists responsible for reported research were often described with phrases that emphasized the act of writing, such as „the authors of the study“ or „the writers of the report[.]““ (ebd.). „Journalists typically treat social scientists with respect, but journalists nonetheless seem unwilling to accord social and natural scientists equal status as practitioners of an arcane rather than mundane craft“ (ebd., S. 173). Während in nicht einmal 10 % der TV-Beiträgen eine wissenschaftliche Zeitschrift zitiert wurde, fand sich in über 30 % der Zeitungsbeiträge ein solcher Verweis (ebd., S. 172). Sozialwissenschaftliche Beiträge hatten signifikant weniger Zitate von Journalen (14 % respektive 7 % in den Zeitungen, keines in den TV-Beiträgen) (ebd., S. 172 f.).¹⁷ Dies lässt sich wiederum durch die Bekanntheit der „Marken“ der naturwissenschaftlichen Journale erklären, auch hier findet sich ein gewisser Matthäus-Effekt (ebd., S. 174). „While newspaper science sections celebrate science, social science remains relatively less visible as an approach to understanding the world. Social science appears in the news „disguised“ as stories about public opinion, human relations, and so forth“ (ebd., S. 173).

Eine vergleichbare Untersuchung für den deutschen Sprachraum findet sich bei Karin Böhme-Dürr (1992; vgl. auch Böhme-Dürr & Grube 1989), die zudem Einstellungen von Journalisten erhebt.¹⁸ Böhme-Dürr (1992, S. 167) untersucht in ihrer Inhaltsanalyse vier Periodika (*Spiegel*, *Stern*, *Zeit* und *Rheinischer Merkur*) komplett für das Jahr 1986. Mit expliziten Nennungen im Titel oder im ersten Absatz fanden sich insgesamt 492 Artikel, fast die Hälfte davon in der *Zeit* (45 %), gefolgt von *Spiegel* (28 %), *Merkur* (19 %) und *Stern* (8 %) (ebd., S. 167 f.). Lediglich 103 Artikel wurden den Sozialwissenschaften zugeordnet (inklusive Geschichtswissenschaft und Psychologie), die allerdings ungefähr ein Viertel länger waren als die signifikant häufigeren Naturwissenschaftsartikel (ebd., S. 168).¹⁹ Für die sozialwissenschaftlichen Disziplinen bedeutet das: 22 Artikel für die Psychologie, 12 für die Soziologie, 11 für Ethnologie und 5 für die Ökonomik (im Rest finden sich 20 % Sonstige Sozialwissenschaften sowie fünf weitere Disziplinen) (ebd.). Bezogen auf die Periodika zeigen sich allerdings Unterschiede (Böhme-Dürr & Grube 1989, S. 452), die Publizistik spielt

17 In den Naturwissenschaften dominierten *Science*, *Nature*, *New England Journal of Medicine* und das *Journal of the American Medical Association*, während lediglich das *Journal of Clinical and Consulting Psychology* mehr als ein Zitat bei den Sozialwissenschaften aufwies (ebd., S. 173).

18 Ebenfalls soll das Design eine Replikation der unten dargestellten Studie von Weiss und Singer (1988) sein.

19 Böhme-Dürr (ebd., S. 169 f.) weist darauf hin, dass gemessen an den Ausgaben der DFG die Sozialwissenschaften trotz des Unterschieds nicht unterrepräsentiert sind.

beispielsweise im *Merkur* eine außerordentliche Rolle. Bei den Naturwissenschaften dominiert die Medizin mit über 40 % gefolgt von der Biologie (13 %), während sieben weitere Disziplinen jeweils weniger als zehn Prozent einnehmen und 12 % Sonstigen Naturwissenschaften zugehörig sind (Böhme-Dürr 1992, S. 169). Die Berichterstattung weist wenige Unterschiede zwischen Sozial- und Naturwissenschaften auf: Die Qualität der Berichterstattung wird durch die Verwendung von Zahlen, grafischen Elementen und „theses-like summaries“ operationalisiert (ebd.): Lediglich die Zusammenfassungen finden sich in den Sozialwissenschaften signifikant häufiger (mit 48 %), 16 % der Artikel der Sozialwissenschaften enthielten ein grafisches Element, 56 % Zahlen. In fast der Hälfte der sozialwissenschaftlichen Artikel fanden sich Verweise auf zusätzliche Forschungen, in 46 % wurden Prognosen, in 33 % „practical instructions“ und in 27 % offene Forschungsfragen genannt (jeweils nicht signifikant unterschieden von den Naturwissenschaften) (ebd.). In 80 % der Artikel wurde ein männlicher Forscher genannt, in 24 % ein weiblicher, was einen signifikanten Unterschied zu den Naturwissenschaften darstellt, die insgesamt weniger Forscher und nur 11 % Forscherinnen enthalten (ebd.) – die Journalisten waren jeweils zu 79 % männlich. 43 % der Artikel hatten deutsche Forschung zum Thema, 34 % US-amerikanische, was wiederum keinen signifikanten Unterschied zwischen Sozial- und Naturwissenschaften bedeutet (ebd.).

In der Befragung wurden 56 Journalisten interviewt (ebd., S. 171): Die Anlässe für das Schreiben von Artikeln waren in der Regel Lektüren wissenschaftlicher Beiträge, aber auch Kontakte mit Wissenschaftlern oder Kongresse – andere massenmediale Beiträge, Pressemitteilungen oder -konferenzen wurden seltener genannt).²⁰ Als Hauptproblem bei der Informationssammlung gelten dabei Wissenschaftler mit ihrer „ivory tower mentality“ (ebd.): „They are conceived as supercilious, uncooperative, manipulative, and conceited“. Die Qualität der Forschung ist nicht der Grund, warum die Journalisten sie für ihre Artikel verwenden, sondern Zeitlosigkeit, Leserinteresse und Informativität (ebd.). In ihren Augen soll Forschung eher verständlich denn exakt sein, wobei allerdings unterhaltende Faktoren etwa bei Grafiken weniger wichtig dargestellt werden (ebd.). In der Darstellung dominiert als Problem „linguistic transformation“ vor den Begrenzungen von zugänglichen Grafiken und des Platzes (ebd.). „Articles are not published because „local references“ are missing, results are too detailed or controversial or because a topic has been published too often (in that order)“ (ebd., S. 171 f.). Als Publikum sehen die Journalisten wissenschaftlich interessierte Leser vor dem Durchschnittsleser und Wissenschaftler, sie wollen Interesse generieren, informieren, Wissenschaft popularisieren aber auch Reflektion und

20 Hier liegt einer der zentralen Unterschiede zu us-amerikanischen Journalisten, die weniger direkte wissenschaftliche Quellen denn medial aufbereitete nennen (Böhme-Dürr 1992, S. 174).

Kritik provozieren, Meinungen beeinflussen und unterhalten (in der dargestellten Reihenfolge) (ebd., S. 172). „The assumption that natural science has a better image could be only partially confirmed“ (ebd.): Zwar schreiben die Journalisten den Naturwissenschaften in der Bevölkerung ein besseres Image als den Sozialwissenschaften zu, ansonsten korrelieren die Zuschreibungen aber mit der Nähe zum jeweiligen Feld. Immerhin ein Drittel der Journalisten weisen einen sozialwissenschaftlichen Hintergrund im Studium auf, das Bild der Journalisten ist insgesamt recht konventionell (ebd., S. 174). Zusammengefasst stellt Böhme-Dürr (ebd., S. 175) fest: „Social science are less prestigious than natural science“ und „journalistic criteria are more decisive than scientific ones“.

Kärtner (1972, S. 257) trägt eine Vielzahl von vergleichenden Studien aus dem deutschen Sprachraum zusammen, die neben Inhaltsanalysen (insbesondere des Spiegels) auch andere mediale Formate abdecken. Hierbei findet er (ebd., S. 259) eine zunehmende Wissenschaftsberichterstattung über Sozial- und Geisteswissenschaften im Vergleich zu den Naturwissenschaften im Spiegel, die auch von anderen Untersuchungen bestätigt wird. Dies gilt allerdings weniger für die Tageszeitungen, in denen in seinen Vergleichsuntersuchungen die Naturwissenschaften dominieren (ebd.).

„Genau entgegengesetzte Verhältnisse sind in der Taschenbuch-Titelproduktion zu beobachten. Hier beherrschen die Geisteswissenschaften mit einem Anteil von drei Vierteln an der gesamten wissenschaftlichen Taschenbuchproduktion eindeutig das Feld, während Medizin, Naturwissenschaften und Technik mit einem Anteil von zusammen etwa 10 Prozent die geringste Rolle im Vergleich zu allen anderen Massenmedien spielen.“ (Kärtner 1972, S. 259)

Für die Wissenschaftsberichterstattung des Spiegels stellt Kärtner (ebd., S. 246; Hervorhebung entfernt; JWK) fest:

„Der Anteil der naturwissenschaftlichen Wissenschaftsberichte an der gesamten Wissenschaftsberichterstattung nimmt nicht zu, sondern ab; die geisteswissenschaftlichen Disziplinen erfahren keine Vernachlässigung, sondern durch das starke Interesse für die Geschichtswissenschaft seit 1960 eine zunehmende Beachtung; der Anteil sozialwissenschaftlicher Berichte stagniert [...] und ist [...] nach 1960 nicht signifikant höher.“

Die Zunahme sozialwissenschaftlicher Artikel (zwischen 1956 und 1966) geht nahezu ausschließlich auf das Konto der Soziologie, während sich beispielsweise wirtschaftswissenschaftliche nach 1960 gar nicht finden (ebd., S. 269). Die Artikel haben dabei nahezu alle „einen aktuellen außerwissenschaftlichen Bezug“ (ebd., S. 270; Hervorhebung entfernt; JWK). Kärtner (ebd., S. 271 f.; Hervorhebung entfernt; JWK) hält die Dominanz der Soziologie allerdings für keinen

dauerhaften Trend, sich andeutende Wirtschaftskrisen würden die Wirtschaftswissenschaften auch wieder stärker zum Gegenstand der Presse werden lassen, deren Orientierung auf mögliche „politisch-sozialtechnologische“ Problemlösungen ziele. Als Ausnahme unter den Sozialwissenschaften erscheint die Psychologie, die ohne aktuelle Bezüge auskomme (ebd., S. 272).

Außerhalb der engeren Wissenschaftsberichterstattung zeigt sich eine Abnahme von geisteswissenschaftlichen Disziplinverweisen, während die von Natur- und Sozialwissenschaften steigt (ebd., S. 296). Dies erklärt sich dadurch, dass die Geisteswissenschaften in den Artikeln weniger häufig zur Kommentierung genutzt werden bzw. in den berichteten Zusammenhängen selbst auftauchen (ebd., S. 314). Natur- und Sozialwissenschaften dienen also beide der Kommentierung und sind Kandidaten für Problemlösungen, sie verdrängen zusammen die Geisteswissenschaften entsprechend ihrer Relevanz für die wissenschaftlich-technische Basis der Gesellschaft (ebd., S. 339). Kärtner (ebd., S. 358 f.) deutet dies als das Aufkommen einer dritten Kultur der Sozialwissenschaften jenseits von Geistes- und Naturwissenschaften, die Kontakte zu beiden älteren Kulturen pflegt und sowohl „instrumentelle“ wie „ideologische“ Problemlösungskapazitäten verspricht.

Hans Peter Peters (1984, S. 114) untersucht die Diffusion von Pressemitteilungen verschiedener Wissenschaftsorganisationen und stellt dabei fest, dass die Berichterstattung für die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften nahezu gleich stark ist wie die der Naturwissenschaften und etwas stärker als die der Medizin. Seine Auswahl umfasst dabei 20 Periodika, die *Max-Planck-Institute* nehmen dabei den höchsten Anteil von Nennungen ein, die meisten Hochschulen und die großen Wissenschaftsförderer *DFG* und *VolksWagen-Stiftung* relativ hohe, während andere Forschungseinrichtungen in seiner Auswahl nur selten vorkommen (vgl. ebd., S. 110 f.). Allerdings werden die naturwissenschaftlichen und medizinischen Disziplinen weit häufiger auch so wie in den Pressemitteilungen bezeichnet, während dies bei den Geistes- und Gesellschaftswissenschaften genauso wie in den Ingenieurwissenschaften seltener geschieht – was sich jedoch auch durch die Institutsbezeichnungen erklären lässt (ebd., S. 129 f.). Die Chance für geistes- und gesellschaftswissenschaftliche Pressemitteilungen auch in die Berichterstattung einzufließen, ist hierbei leicht geringer als die der Vergleichsdisziplinengruppen (ebd., S. 132).

Volpers und Summ (2015, S. 239) untersuchen für das Jahr 2011 in Zufallsauswahl²¹ eine große Bandbreite von regionaler und überregionaler Tagespresse, Wochenperiodika und Spiegel Online. Die Untersuchung unterteilt dabei in

21 Diese besteht aus insgesamt 16 Periodika, wobei die wöchentlich erscheinenden ganz in die Analyse eingehen, die täglichen pro Monat mit fünf Erscheinungstagen (Volpers & Summ 2015, S. 239). Auf dieser Auswahl basieren auch Blöbaum et al. (2013) sowie Summ & Volpers (2016).

engere und weitere Wissenschaftsberichterstattung; unter ersterer wurden insgesamt 5.272 Artikel (davon wurde ein Drittel analysiert) gefunden, die in Überschrift, Unterüberschrift oder Highlight auf wissenschaftliche Ergebnisse referieren, letztere umfasste schließlich 1.640 Artikel, die mittels einer „aufwändige[n] Aufgreiflogik“ gefunden wurden, die auf aktuellen Themenstellungen von acht Disziplinen basiert (ebd., S. 240 f.). Die Disziplinendifferenzierung folgt der Logik der DFG. In einer anderen Auswertung der Daten (Summ & Volpers 2016, S. 783 f.) zeigt sich die Besonderheit der Geistes- und Sozialwissenschaften hierbei klar: Als einzige Fachkultur finden sich signifikant mehr Artikel unter der breiteren Definition als in der engeren.

Was die engere Wissenschaftsberichterstattung betrifft, findet sich die Mehrheit in der überregionalen Presse, allerdings auch knapp 40 % in der regionalen (Volpers & Summ 2015, S. 241). 35 % der Artikel entfallen auf die Geistes- und Sozialwissenschaften, die damit knapp mehr Platz beanspruchen als die Lebenswissenschaften, während Naturwissenschaften nur ca. die Hälfte davon und Ingenieurwissenschaften nur ca. 9 % der Artikel (bei 5 % nicht zuordenbaren) beanspruchen (ebd., S. 241 f.). Die Autorinnen schließen hier auf einen tatsächlichen Bedeutungsgewinn der Geistes- und Sozialwissenschaften (ebd., S. 242). In einer etwas genaueren Differenzierung finden sich die „Sozial- und Verhaltenswissenschaften“ mit über 20 % sogar vor Medizin, Geisteswissenschaften und Biologie (ebd., S. 243). Es zeigt sich ein signifikanter Unterschied bezüglich der Ressort-Verteilung: Während die Lebens- und Naturwissenschaften in der Mehrzahl im Wissenschaftsressort zu finden sind, entfallen nur 30 % der Sozial- und Geisteswissenschaften auf dieses Ressort (Insgesamt sind allerdings fast die Hälfte der Artikel im Wissenschaftsressort zu finden, während alle anderen Ressorts einen Anteil von unter 10 % aufweisen) (ebd., S. 242 f.). Die Darstellungsform wird von den Autorinnen als sehr stabil gezeigt, es dominieren „tatsachenbetonte“ Artikel (Berichte, Nachrichten und Meldungen), während Interviews und Rezensionen nur zu ca. 5 % vorkommen (letztere nahezu ausschließlich für Sozial- und Geisteswissenschaften; ebd., S. 243). Aktualität wird in Bezug auf Wissenschaftsberichterstattung speziell definiert: Vor allem außerhalb des Wissenschaftsressorts werden kodierbare Aktualitätsbezüge gefunden, während die Wissenschaftsberichterstattung als Ganzes nicht oder nur „mit pseudoaktuellen [...] Formulierungen“ versehen wird (ebd., S. 244). Der Quellenbezug wird zu ca. zwei Dritteln mit einer einzigen Quelle und zu einem Drittel mit mehr als einer Quelle bestritten; in 20 % der Artikel wird auf eine diffuse Urheberchaft verwiesen (ebd., S. 245). Auch hier differieren die Natur- und Lebenswissenschaften sowie die Sozial- und Geisteswissenschaften signifikant: Erstere Gruppe weist mehr Journalquellen auf, letztere zu einem Drittel Monografien (ebd.). Methoden werden in 56 % der Artikel thematisiert (ebd.). Fast 70 % der Sozial- und Geisteswissenschaften, die thematisiert werden, haben eine deutsche Lokalisierung (ebd.). „Mit der beschriebenen sparsamen Verwendung wissenschaftlicher

Quellen geht auch der Befund einher, dass Wissenschaftsjournalismus im engen Sinne unkontrovers ist: Wissenschaftliche Streitfragen werden nur in jedem zehnten Artikel (10 %) thematisiert“ (ebd., S. 245 f.), wobei hier auch nur wissenschaftliche Kontroversen kodiert wurden. Die grundsätzlich positive Einstellung gegenüber der Wissenschaft findet sich auch in der Beurteilung des Nutzens der Forschung, wobei die Sozial- und Geisteswissenschaften insgesamt am seltensten nach Anwendungen und deren Folgen bewertet wurden (ebd., S. 247).

Die ‚weitere‘ Berichterstattung ist hier von gesondertem Interesse, da mit Politikwissenschaft und Philosophie die Berichterstattung über den Arabischen Frühling und die Euro-Krise im Jahr 2011 abgedeckt wird: Die Geistes- und Sozialwissenschaften gewinnen nun noch einmal an Gewicht, insbesondere in den Artikeln, die sich nicht im Fokus mit wissenschaftlichen Ergebnissen befassen (ebd., S. 248 f.). In ca. 80 % der Artikel fanden sich Wissenschaftler:

„Bei der Gegenüberstellung der Fachkulturen [...] fällt auf, dass sich insbesondere Geistes- und Sozialwissenschaften in der medialen Berichterstattung durch interpretative Statements auszeichnen [...] Verantwortungszuschreibungen, Lösungen und Bewertungen werden überwiegend von Geistes- und Sozialwissenschaftlern geäußert. Auch mit Prognosen und der Benennung von möglichen Risiken liegen sie vor den anderen Fachkulturen.“ (Volpers & Summ 2015, S. 249 f.)

Dem entspricht, dass die Artikel mit geistes- und sozialwissenschaftlichem Anteil, eine etwas kontroversere Berichterstattung enthalten (ebd., S. 250). Die Geistes- und Sozialwissenschaften werden dabei so gut wie nie mit negativen Folgen assoziiert (ebd., S. 251). „Die Forschungsberichterstattung ist sachlich, faktenorientiert, basiert auf wenigen Quellen, ist kaum wertend und wenn, dann positiv gegenüber Wissenschaft eingestellt. [...] Letztere Fachkultur [Geistes- und Sozialwissenschaften; JWK] nimmt in der Wissenschaftsberichterstattung eine Sonderstellung ein“ (ebd., S. 253). Die Sonderstellung zeigt sich zudem in der breiteren Ressortverortung und den vielfältigeren Berichterstattungsstilen (Summ & Volpers 2016, S. 786 f.): Dies lässt nicht unbedingt auf eine schlechtere Reputation der Sozialwissenschaften bei Journalisten insgesamt schließen.

Göpfert (1996) betrachtet schließlich vergleichend die TV-Berichterstattung in Deutschland und Großbritannien und differenziert dabei auch zwischen den Fachgruppen. In Deutschland wird zwischen Oktober und Dezember 1992 mehr über Wissenschaften berichtet als in Großbritannien, wobei die Disziplinenprofile ähnlich sind (ebd., S. 364). Vor den Sozialwissenschaften liegen dabei Natur- und Umweltthemen sowie medizinische (ebd.). In Großbritannien findet im Vergleich mehr Berichterstattung über Sozialwissenschaften statt (ebd., S. 364 f.). Insgesamt findet in den öffentlich-rechtlichen Sendern mehr Wissenschaftsberichterstattung statt (ebd., S. 372).

1.2.3 Sozialwissenschaften in den Massenmedien

Der Literaturstand zur tatsächlichen Präsenz der Sozialwissenschaften in den Massenmedien lässt sich grob ordnen: Als Überblick dient der (allerdings auch schon wieder einige Jahre alte) Artikel von Angela Cassidy (2008). Dort (ebd., S. 233) findet sich die auch weiterhin gültige Zusammenfassung:

„With so little work done, it is difficult to reach firm conclusions about social science communication, and so any assertions made here are by necessity highly provisional and subject to further investigation. Despite this, one thing is immediately clear: social science is simultaneously marginalised *and* immensely popular in the public domain, at least in the English speaking world.“

Und in der zweiten Auflage wird dies aktualisiert (Cassidy 2014, S. 186): „The research literature on PCSS [Public Communication of the Social Sciences and Humanities; JWK] continues to be relatively sparse and scattered across many disciplinary areas.“ Die Sozialwissenschaften erscheinen weiterhin zugleich „everywhere and nowhere“ (ebd., S. 193).

Scheu und Volpers (2017, S: 391 f.) ergänzen die Mangeldiagnose im ersten deutschsprachigen Überblicksartikel mit dem Hinweis auf die Diskussion innerhalb des Feldes, um die Frage, ob Geistes- und Sozialwissenschaftler im öffentlichen Diskurs aktuell eine stärkere oder schwächere Rolle spielen als historisch. Scheu und Volpers (ebd., S. 393 f.) nennen drei Hauptstränge der Thematisierung von Sozialwissenschaften im öffentlichen massenmedialen Diskurs: zum einen die Berichterstattung über neue Ergebnisse, die Kommentierung von Ereignissen unter Zuhilfenahme wissenschaftlicher Ergebnisse und Theorien sowie schließlich die Berichterstattung über Sozialwissenschaften im Sinne von kontroverser Thematisierung oder Ereignissen aus dem Feld. Die Autoren (ebd., S. 398) gehen von einem „Bedeutungsgewinn der Geistes- und Sozialwissenschaften“ in den deutschen Printmedien aus.

Theoretische Rahmen für die Sozialwissenschaften in Nachrichtenmedien

Reporting of Social Science in the National Media von Carol Weiss und Eleanor Singer (und Phyllis Endreny; 1988, S. 1) „takes a systematic look at the reporting of the social sciences in major media in the United States: what the media choose to report and how well they report.“ Das Erkenntnisinteresse für die Beschäftigung mit der massenmedialen Präsenz der Sozialwissenschaften kommt bei den Autoren (insbesondere bei Weiss) aus der Analyse der Bedeutung sozialwissenschaftlichen Wissens für die Politik. Hierbei erscheinen die Massenmedien als ein zentraler Schauplatz, auf dem Aufmerksamkeit generiert und verteilt wird: sowohl für politische Entscheidungsträger (und natürliche Akteure aus anderen

Feldern), aber auch für die konkurrierende Wahrnehmung anderer Sozialwissenschaftler (und anderer Konkurrenten) (ebd.). Über die Frage nach der Selektionsordnung der Massenmedien hinaus wird aber auch der konstruktive Beitrag der Massenmedien bei der Transformation wissenschaftlichen Wissens in massenmediales Wissen thematisiert (ebd., S. 2). Der grundsätzliche Fokus der Untersuchung liegt hierbei auf dem Verhältnis der beiden professionellen Feldern Sozialwissenschaften und Journalismus, welches aber hauptsächlich anhand des Journalismus untersucht wird, wobei das Verhältnis zwischen Ignoranz und Aneignung changiert (ebd., S. 4f.). Die Felder selbst teilen gewisse Eigenschaften, sie sammeln Fakten, basieren auf Erfahrung, benutzen Rahmungen und depersonalisieren Verhältnisse und benötigen große Kunstfertigkeit ihre Texte zu produzieren: „In the end they both produce reports to illuminate the nature of the social world for an audience“ (ebd., S. 5). Die Unterschiede sind in den unterschiedlichen Zielvorstellungen der Produktion des Wissens gelagert: hier Wahrheit, dort unterhaltende Storys (ebd.). Sie finden sich aber auch in den unterschiedlichen Arbeitsrhythmen, -teilungen und Freiheitsgraden in den unterschiedlichen institutionellen Settings: Hier Forschungseinrichtung, dort Verlag (ebd., S. 5f.).

Insgesamt konstatieren die Autorinnen (ebd., S. 255) eine grundsätzliche Zufriedenheit der Sozialwissenschaftler mit der Berichterstattung und, dass die Artikel in der Regel interessanter und besser zu lesen wären als die zugrundeliegenden Forschungsberichte. Dem stehen allerdings vier grundsätzliche Probleme gegenüber (ebd.): „Social science findings are partial and contingent. But in the mass media, these contingencies are too often ignored.“ Dies betrifft insbesondere die Kontextualisierung der Forschung, die in der Regel nicht stattfindet. So werden die Autoren und Quellen des sozialwissenschaftlichen Wissens nicht regelmäßig dargestellt, ebenso wenig, wie es zu Diskussionen über die gewählte Methode oder kontrastive Ergebnisse kommt (ebd., S. 255f.). „Second, and related to this first point, is the media’s handling of social science findings that appear to be at odds with one another“ (ebd., S. 256). Die Atomisierung der Darstellung von Ergebnissen führt nur selten zur Herausstellung von Konflikten oder Widersprüchen, stattdessen werden sich widersprechende Positionen oder herausfordernde Interpretationen diskret behandelt, wenn sie überhaupt auftauchen (ebd.). Werden Konflikte dargestellt, werden die Ursachen dafür in der Regel stiefmütterlich behandelt. Das dritte Problem hängt ebenfalls mit der mangelnden Kontextualisierung zusammen, so werden eine Reihe von „Studien“ dargestellt, deren Ursprung unklar bleibt (ebd., S. 256f.). Dies führt zu einer nicht sichtbaren Äquivokation von Untersuchungen, die wissenschaftlichen Kriterien genügen, mit „so-called surveys of magazine’s readers“, „phone-ins to telephone numbers sponsored by television networks“ usw. (ebd.). Und schließlich:

„The social science research reported in the media is often chosen for its obvious reader relevance or dramatic value. But what is interesting to readers and viewers is not

necessarily either good science, in the sense of providing valid or reliable knowledge, or important science, in the sense of making a significant contribution to knowledge about social life.“ (Weiss & Singer 1988, S. 257)

Zehn Jahre später fragen Natalie Fenton, Alan Bryman, David Deacon und Peter Birmingham in *Mediating Social Science* (1998) nach der Repräsentation der Sozialwissenschaften in der englischen Presse. Ihr (ebd., S. vii ff.) Fokus liegt dabei auf einer möglichst umfassenden Darstellung, was sich sowohl auf die Berichterstattung der methodologischen Herangehensweise wie der schlussendlichen Verbindung in die sog. „natural history“ eines Artikels niederschlägt. Auch hier wird die Relevanz politisch umrandet, weniger jedoch auf die Entscheidungsebene, als auf die breitere Bevölkerungsebene: Die Sozialwissenschaften stellen Wissen über die Gesellschaft bereit, welches grundsätzlich auch von Interesse für die Bürger ist, die ihr Wissen hauptsächlich über Massenmedien beziehen (ebd., S. ix). Fenton et al. (ebd., S. 1 ff.) gehen daher streng von einem aktiven Rezipienten aus, der die polyphonen massenmedialen Texte versteht und verwendet, und der mit dem Agenda-Setting Ansatz innerhalb der Mediensoziologie in Kontakt gebracht werden soll.

In *Disassembling the Mass Media of Research* von Ursula Plesner (2009) finden sich neben vier Fallstudien zum Kontakt von dänischen Sozialwissenschaftlern mit Journalisten auch eine Thematisierung der technisch basierten Aushandlungsprozesse zwischen Massenmedien und Sozialwissenschaft.²² „Mass mediation practices are dependent on other entities than people – also technologies and practical issues influence the creation of a media text“ (ebd., S. 7). Vor dem Hintergrund der Implementierung der Öffentlichkeitskommunikation in das dänische Hochschulgesetz wird nach Alternativen zum linearen Modell der Wissenschaftskommunikation gefahndet: „The thesis demonstrates how a focus on relations and negotiations can lead to a view on the mass mediation of research as something other than an efficient transmission process or a dubious channel for the one way dissemination of research“ (ebd., S. 7). Plesners (ebd., S. 26) theoretischer Hintergrund liegt dabei in der Diskursanalyse und der Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT). Besonderes Augenmerk liegt demnach auf dem Nachvollziehen der Bewegungen der Aktanten über Grenzen hinweg:

„The treatment of social science raises a range of special considerations, notably because it is sneaking into mass media texts – outside of science sections and as an

22 Den Einfluss moderner Kommunikationstechnik thematisiert Plesner (2009, S. 177) beispielsweise so: „In mass mediation of research, email communication becomes an extra powerful actant because it connects with other actants, namely ‚short deadlines‘ and ‚actuality.“

integral part of news production – only to regularly surface as political, biased or commonsensical in public discourse.“ (Plesner 2009, S. 11)

Die Besonderheit an dieser theoretischen Herführung im Kontext dieser Arbeit ist, dass auch hier zentral mit dem Begriff der Übersetzung gearbeitet wird, allerdings in einer gegen die Differenzierungstheorie gerichteten Haltung (ebd., S. 8). Die ANT geht von einer flachen sozialen Ontologie aus, deren verschiedene Aktivitäten unterschiedslos beschrieben werden können, wenn man sich nur eng genug an die Perspektive der Akteure, Aktanten und deren Assoziationen hält. Jegliche Begriffe, wie etwa Gesellschaft oder System, die vorstrukturierende Vorstellungen über Soziales enthalten werden aggressiv abgelehnt, stattdessen werden sie selbst zum Untersuchungsgegenstand, wenn nach ihrer Performativität gefragt wird (vgl. ebd., S. 11). Performativität heißt hier, dass (sozialwissenschaftlich fundierte) Begriffe weniger als Deskription einer Logik vorhandener Praktiken oder Kommunikationen zu verstehen sind denn als beteiligte Aktanten in der Hervorbringung dieser Konstellationen (vertieft für das Beispiel der Medienlogik findet sich eine Analyse bei Plesner 2012). Übersetzung bezeichnet vor diesem Hintergrund den Prozess, der aus den unterschiedlichen Beteiligten des Netzwerks ein zusammenhängendes Netzwerk macht, die unterschiedlichen Agenden der Aktanten zu einem Gebilde übersetzt (Plesner 2009, S. 59 f.).

„The point is that objects and actors do not have fixed identities or interests, but that identities and interests become a collective project where some actors may succeed in defining others' place in the collective. If we take, for instance, the assemblage of a media text with social scientific content, the story has to fit with the interest of an editor (or the editor's interest has to be shaped to fit the story), maybe statistical facts have to be aligned to confirm an angle on the story (or the storyline has to be aligned so that it fits statistical facts), experts have to make proper statements in relation to parts of the story, or journalists have to adjust their interests to fit the expert statements. And so on. If all these elements of the actor-network are not aligned, we cannot talk about a successful translation process – or a successful text, for that matter.“ (Plesner 2009, S. 60)

Plesner (2012, S. 674 f.) erinnert daran, dass die vorschnelle Rede von einer Medienlogik, die alle Entscheidungen, Selektionen und Inhalte erklärt, den Blick auf die vielen kleinen Aushandlungsmomente eher verdeckt als aufhellt. Besonders interessant ist der Ausdruck Medienlogik aber auch, da er von den beteiligten Akteuren selbst immer wieder benutzt wird (ebd.). Plesner (ebd., S. 675) konzipiert den Term daher als leeren Signifikanten, der je nach Situation als pädagogisches Ziel (im Medientraining), als zu beherrschende Regel oder als Gegenbild (unter Wissenschaftlern) gebraucht wird. In den Aushandlungen zwischen Medien und Wissenschaft erscheint die Medienlogik damit auch als ein wichtiger

Bestandteil der Selbstpositionierung der Journalisten und der Wissenschaftler (ebd., S. 680 f.). Die Medienlogik als Differenzmarker zwischen Massenmedien und Wissenschaft reproduziert sich also sowohl in den Diskursen über Wissenschaftskommunikation, aber auch in den konkreten Aushandlungsmomenten, die in der Produktion von massenmedialen Texten stattfinden (ebd., S. 685 f.).

Die ANT nimmt den Prozess des Übersetzens also als Anzeichen dafür, dass sich keine differenten Sinnwelten oder Integrationseinheiten der Gesellschaft finden lassen, sondern konzentriert sich auf die vielen kleinen Schritte und Aushandlungen zwischen Akteuren (Plesner 2009, S. 8). Man muss wohl aber konstatieren, dass das Beobachten von Grenzüberschreitungsprozessen, Grenzen voraussetzen muss. Dass Übersetzen notwendig ist, macht das Vorhandensein von auch höher skalierten Logiken eher wahrscheinlich als unwahrscheinlich. In der Tat muss sich dies allerdings empirisch zeigen, was letztendlich Kern der makrohermeneutischen Tiefenhermeneutik ist. ANT und Übersetzungstheorie sind sich ungewöhnlich nah in ihrer Konzentration auf Übersetzungsprozesse, die den Verlauf sozialer Prozesse bestimmen, gleichzeitig könnte die Entfernung bei den Konzeptionen von Gesellschaft und dem Sozialen nicht größer sein: Kernunterschied ist zudem, dass die ANT Prozesse des Verstehens vollständig aus dem Blick nimmt.

Plesners (ebd., S. 262) zentrale Deutung besteht im Postulat einer politischen Auseinandersetzung über die Stellung der Universitäten, die sich zentral um die Punkte Nützlichkeit und Zugänglichkeit dreht. Innerhalb dieser haben es die Sozialwissenschaften aber wiederum mit ihrer besonderen Stellung zu tun, betreiben sie ihr boundary work doch eher gegen Politik und Alltagsverstand, was für die Erklärung spezifischer Nützlichkeiten dann aber den Raum schmälert (ebd., S. 260). „All in all, we may conclude that the mass mediation of social science does not leave the parties involved untouched“ (ebd., S. 267). „It can be argued that as a consequence of this, publics or audiences are constituted at the same time as they are said to influence the construction of media text“ (ebd., S. 270 f.).

In neueren Untersuchungen findet sich die Hinwendung auf die gesellschaftliche Wirkung, die aber dem Evaluationsregime (gerade in Großbritannien) folgend, als Impact bezeichnet wird. Simon Bastow, Patrick Dunleavy und Jane Tinkler (2014) verfolgen *The Impact of the Social Sciences* in Politik, Wirtschaft und Medien (wobei hier nur auf Letzteres eingegangen wird). Bastow et al. (2014, S. 216 ff.) diskutieren zwei Modelle der Verbindung von Sozialwissenschaftlern mit Medienorganisationen: einmalige und strategische. Erstere, auch „opportunistic relationship“ genannt, wird von den Journalisten gerahmt und dominiert, bietet aber in Einzelfällen für die Sozialwissenschaftler die Möglichkeit, prominent zu werden. Der zweite Verbindungstyp tauscht gewissermaßen die tatsächliche persönliche Präsenz im jeweiligen Programm mit der Chance die gesamte Berichterstattung zu beeinflussen, etwa als Berater (ebd., S. 217 f.). Natürlicherweise ist der zweite Typ der empirisch sehr viel seltenere, wobei spezifische

Koalitionen mit außerwissenschaftlichen Akteuren sich als hilfreich erweisen (ebd.). „Advocacy coalitions“ sehen sie dabei als prägend für die Öffentlichkeit an (ebd., S. 207 f.). Die neuen Medien stellen das bisherige Verhältnis von Sozialwissenschaften und Massenmedien auf die Probe und infrage. Gleichzeitig sollte man nicht davon ausgehen, dass klassische Massenmedien sofort ihre Rolle und Bedeutung verlieren, bieten sie doch gerade im Vergleich zur selbstorganisierten Publikumsansprache eine große Masse und Vielfalt an Publikum bei sehr viel geringeren Kosten (ebd., S. 207).

Wissenschaftler und Forscher sind auch deshalb so beliebte Experten für die Medien, weil ihnen sehr viel Vertrauen entgegengebracht wird (vgl. etwa für Großbritannien ebd., S. 210). Außerdem ist der Einsatz von Experten inzwischen relativ standardisiert, also einfach zu produzieren wie zu verstehen: „They need help to understand complex issues in the first place, and to then work with them (often in a very short space of time) and fashion an accessible ‚story‘ out of the issue, ideally one that quickly connects with existing public pre-conceptions“ (ebd., S. 208). Das gilt auch für autoritative Quellen: „their expertise, status and neutrality can be taken on trust, saving vital time and simplifying the job of presenting many issues“ (ebd.).

Die Ausweitung des massenmedialen Angebots ist laut Bastow et al. (ebd., S. 218 ff.) freilich auch eine Chance für die Sozialwissenschaften, insbesondere in der verstärkten Berichterstattung über das Ausland, welches sich auch in den klassischen Ressorts differenziert, benötigt eine große Anzahl von Experten. Bastow et al. (ebd., S. 237) sehen die Ausweitung des massenmedialen Angebots hier auch als Ausweitung des Wissens:

„Clearly, the expansion and diversification of conventional, digital, and now social media, have increased the sources of expertise and knowledge available to the public, and in some views have produced quantum increases in the numbers of people reading information, and the sum total of all the materials they are reading.“

Bastow et al. (ebd., S. 220 f.) berichten auch von der Expansion von Universitätspressestellen, geben jedoch auch zu bedenken, dass die Professionalisierung von Pressearbeit in anderen Bereichen ebenfalls stattfindet, sodass sich die Auswirkungen auf den massenmedialen Impact nicht zwangsläufig zeigen müssten.

Schließlich gibt es zumindest für den britischen Kontext Verbindungen zwischen Massenmedien und Sozialwissenschaften, die sonst überraschenderweise kaum nachverfolgt wurden. Nach den Unruhen in britischen Städten 2012 sammelte insbesondere die Qualitätspresse Geld, um ein Projekt zu finanzieren, das die Ursachen der „riots“ sozialwissenschaftlich untersuchen sollte (ebd., S. 238). Eine weitere enge Kooperation, medienfinanzierter Sozialwissenschaft findet sich im von der BBC finanzierten Klassensurvey in Großbritannien (ebd., S. 239). Dieses wird als sehr erfolgreich beschrieben und ebenfalls als ein Beispiel

für „Citizen Sociology“ bezüglich Ungleichheit (ebd.). Eine Besonderheit liegt dabei auch auf dem Umstand, dass die Teilnehmer auch über digitale Medien rekrutiert wurden und die Möglichkeit der Selbstpositionierung innerhalb der britischen Klassenstruktur große Aufmerksamkeit produzierte.

Die klassische These zu Sozialwissenschaftsberichterstattung lautet: „Die Sozialwissenschaften werden von den Massenmedien vernachlässigt und sind daher in der Öffentlichkeit nicht ausreichend präsent“ (Weßler 1995, S. 20). Die *Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in der Öffentlichkeit* stellt einen weiteren zentralen theoretischen Rahmen für die Interpretation sozialwissenschaftlichen Wissens in den Massenmedien dar. Zur Einordnung dieser These ist daran erinnert, die Massenmedien nicht als Synonym für die Öffentlichkeit zu gebrauchen, sondern als einen (wichtigen) Teil. So hat rezent Mai (2017) noch einmal darauf aufmerksam gemacht, dass die Soziologie sich in vielen außerwissenschaftlichen Bereichen zwar nicht unbedingt einen Namen gemacht hat, er sich aber trotzdem erlaubt, von einer „[d]iskursiven Hegemonie der Soziologie“ (ebd., S. 11) zu sprechen. Soziologen finden Jobs und machen Karrieren in außerwissenschaftlichen Bereichen wie der Industrie, der Journalistik, der Politik und der staatlichen Verwaltung. Wie auch andere Sozialwissenschaftler verlieren sie dort nicht vollends ihre fachliche Identität, auch wenn die Stellenbeschreibungen soziologische oder ethnologische Abschlüsse nicht verlangen und der Arbeitsalltag mit Studieninhalten wenig bis nichts zu tun hat. Bestimmte Vokabeln, Sichtweisen, Herangehensweisen, Methoden differieren jedoch systematisch gegenüber solchen von beispielsweise Juristen (ebd., S. 13). Was für Arbeitszusammenhänge gilt, gilt ebenso ein Stück weit für massenmediale Diskurse: Begriffe, Perspektiven und Wissen stammen von Sozialwissenschaftlern, auch Journalisten haben häufig sozialwissenschaftliche Hintergründe, nur die Labels fehlen mitunter. Merton und Wolfe (1995) formulieren dies positiv als „cultural incorporation“, Weßler (1997) bezeichnet die Wege sozialwissenschaftlichen Wissens in die Medienberichterstattung als „verschlungene Pfade“.

Dies hat zur Folge, dass Wissenschaftsberichterstattung nicht das einzige Muster ist, das zum Verständnis der Rolle der Sozialwissenschaften in der Öffentlichkeit beiträgt. Es gilt nach Weßler (1995, S. 20), für die Sozialwissenschaften auch andere Arten und Weisen mit in den Blick zu nehmen: „Ihr Eindringen in die Öffentlichkeit funktioniert nach anderen Mustern und Regeln, in anderen institutionellen, organisatorischen und kognitiven Formen.“ An dieser Stelle verbindet Weßler (ebd., S. 20 f.) Ansätze der Wissenschaftsjournalismusforschung mit der Anwendungsdebatte der Soziologie. Erster und wichtigster Hinweis für die differenten Muster ist das Fehlen eines eigenen Ressorts, damit auch das Fehlen spezialisierter Journalisten und die Marginalisierung der Sozialwissenschaften im Wissenschaftsressort: Sozialwissenschaften werden auch unter Politik, Wirtschaft, Feuilleton, Lokalem oder Vermischten berichtet (ebd.). Dem steht noch immer ein Fehlen einer organisierten Pressearbeit der

Sozialwissenschaften gegenüber, wie es sie in der Medizin (ZÖWMF nennt Weßler ebd., S. 21) und inzwischen auch für die Naturwissenschaften (www.science-mediacycenter.de) gibt. In gewisser Weise lassen sich jedoch die Internetportale *H-Soz-Kult* und *Soziopolis* als Äquivalente verstehen, indem sie auf Forschung aufmerksam machen, Rezensionen bündeln und dabei niederschwellig erreichbar sind – hierüber wird jedoch keine institutionelle Kontrolle öffentlicher Aussagen über sozialwissenschaftliches Wissen betrieben. Weßler (ebd., S. 21) bezeichnet den „Wissenstransfer aus den Sozialwissenschaften [...] als] unkoordiniert, weitgehend von Einzelinitiativen abhängig und punktuell.“

Sozialwissenschaftliche Berichterstattung orientiert sich weniger an speziellen als an allgemeinen journalistischen Routinen (ebd., S. 22). Für Weßler (ebd., S. 22) folgt daraus, dass die „*professionelle Verwendbarkeit*“ den Umgang mit sozialwissenschaftlichem Wissen dominiert.²³ Dies folgt also generellen Selektionsregeln wie den Nachrichtenwerten, genauere Betrachtung konkreter Umgangsweisen von Angeboten sozialwissenschaftlicher Natur zeigen jedoch auch unsystematische.²⁴ Sozialwissenschaftlichem Wissen fehlt also ein Teil des Prestiges, das naturwissenschaftliches bei Journalisten besitzt, sondern wird wie anderes Wissen auch behandelt. Das wird wiederum von den Journalisten z. T. den Sozialwissenschaften gegenüber negativ ausgelegt. Weßler (ebd., S. 22 Fn. 6; für englische Beleidigungen s. Fenton et al. 1998) zitiert Aussprüche wie „nichts Neues“, „Geschwafel“, „abgehoben“ und „Fachchinesisch“. Grundlegend bleibt aber die Nähe sozialwissenschaftlicher und journalistischer Perspektive auf die Gesellschaft. Dies lässt sich als Versozialwissenschaftlichung journalistischen Wissens beschreiben wie bei Weßler (1995, S. 22): „Sozialwissenschaftliches Wissen kann [...] Journalisten deshalb nicht ins Auge springen, weil es bereits ihren Blick entscheidend mitstrukturiert.“

Weßler (ebd., S. 24–28) benennt zwei Hauptselektionskriterien von Journalisten: Glaubwürdigkeit und Nützlichkeit. Glaubwürdig erscheint sozialwissenschaftliches Wissen aus Sicht von Journalisten (dies gilt aber auch für andere außerwissenschaftliche Akteure, das Modell wird aus der politischen Verwendungsforschung gewonnen), wenn es Reputation und Qualität trägt und wenn eine Übereinstimmung mit Erwartungen vorliegt. Hier muss die Differenz der Horizonte besonders scharf betont werden, da die Konstrukte hinter diesen Begriffen eben andere sind als innerhalb der Sozialwissenschaften. Reputation speist sich hier eben nicht (nur) aus der Forschungsarbeit, sondern aus Präsenz in anderen Medien. Qualität wird durch vermeintliche Wissenschaftlichkeit wie

23 Böhme-Dürr (1992, S. 175) weist jedoch darauf hin, dass dies nicht nur für die Sozialwissenschaften gilt: „Independently of whether an article focuses on social or natural science research, journalistic criteria are more decisive than scientific ones.“

24 Weiss und Singer (1988, S. 127 f.) kommen hierbei zu folgendem Urteil: „Choices looked ideosyncratic. [...] We see the influence of their [der Journalisten; JWK] news sense and their own particular interests.“

große Fallzahlen und standardisierte Forschung allgemein ausgedrückt sowie in eher allgemeiner Einordnung der Ergebnisse. Die Übereinstimmung mit Erwartungen bezieht sich auf das Vorwissen sowie den Alltag, weniger auf die Erwartbarkeit von Ergebnissen aufgrund theoretischer Herleitungen. Nützlichkeit unterteilt sich in instrumentelle und konzeptionelle. Bei letzterer ist Weßler (ebd., S. 28) bezüglich der Lernpotenziale erstaunlich optimistisch:

„Sozialwissenschaftliches Wissen wird [...] auch dadurch konzeptionell nützlich, daß es die institutionelle Regelung der gesellschaftlichen Bearbeitung eines sozialen Problems in Frage stellt. In dieser Hinsicht kann sozialwissenschaftliches Wissen etablierte politische und professionelle Arrangements herausfordern, also die Richtung und nicht nur die Umsetzung von politischen Strategien und Entscheidungen in Frage stellen.“

Instrumentelle Nützlichkeit lässt sich anhand von Nachrichtenwerten beschreiben: Selektion wird wahrscheinlicher, wird dem Wissen Aktualität, Personenbezug, Elitenbezug und Missstandsbezug zugeschrieben (ebd., S. 27).

Verwendung erschöpft sich aber gerade nicht in Selektion, sondern in der Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens in massenmediale Berichterstattung. Weßler (ebd., S. 28 ff.) diskutiert das anhand der De- und Rekontextualisierung sozialwissenschaftlichen Wissens. Dekontextualisierung beschreibt Weßler (ebd., S. 29) als „kognitive Vereinfachung“. „Übersetzung“ (ebd.) wird als unproblematische Überführung von Fachsprache in Umgangssprache vorgestellt. Des Weiteren werden „unwesentliche Details“ weggelassen, Einzelaussagen verallgemeinert, Abstraktes verbildlicht und Beispiele durch Einzelfälle dargestellt (ebd.).

„Neben dieser kognitiven Vereinfachung wird sozialwissenschaftliches Wissen jedoch noch aus einer Reihe anderer Kontextdimensionen herausgelöst. So wird es in der Medienberichterstattung häufig ohne Nennung seines Entstehungskontextes (Identifikation der Forscher und der Auftraggeber) und seiner Geltungsbedingungen (Beschreibung der Methode, zeitliche, räumliche oder sachliche Einschränkungen der Geltung) verwendet. [...] So entsteht häufig das Bild einer kontextlosen, zeitlos wahren Sozialwissenschaft, deren Aussagen umso problemloser in neue Kontexte hineingestellt werden können.“ (Weßler 1995, S. 29; vgl. auch Weiss & Singer 1988, S. 242)

Die beiden zentralen Rekontextualisierungsrahmen benennt Weßler (1995, S. 30) als Personalisierung und Balancierung. Personalisierung meint hier sowohl die Fokussierung auf den Forschenden als Person wie auch Beispielgebung durch personale Einzelfälle. Balancierung meint die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens zur Unterstützung oder Infragestellung von anderen Aussagen innerhalb von Artikeln, meistens also in Konfliktframes. „Instrumentelle journalistische Verwendung läßt sich in ihrer Prozeßdimension daher

zusammenfassend am besten als *Amalgamierung* sozialwissenschaftlichen Wissens in die allgemeine Berichterstattungspraxis beschreiben“ (ebd., S. 30).

Die journalistische Berichterstattung ist ein Weg für sozialwissenschaftliches Wissen, in größere Diskurse eingebettet zu werden. Weßler (1995, S. 31) unterscheidet dabei politische Auseinandersetzungen von gesellschaftlichen Problemlagen und die alltägliche Bewusstseinsbildung der Personen. Bezüglich öffentlicher Diskurskontexte erscheinen Sozialwissenschaften als „*Argumentationsressource*“ (ebd.). Dies kann im primären oder sekundären Sinne geschehen: Teilnehmer an öffentlichen Diskursen können sich auf sozialwissenschaftliches Wissen beziehen oder aber auf den Bezug von anderen Teilnehmern. „Der öffentliche Diskurs läßt sich in dieser Sichtweise also als Prozeß begreifen, der durch ein Netzwerk von strategisch handelnden Akteuren – Politikern, Interessenvertretern, Journalisten und sozialwissenschaftlichen Experten – determiniert wird“ (ebd.). Auseinandersetzungen geschehen dabei um die jeweiligen Problemdefinitionen, was sich wiederum in Agendasetting und spezifische Deutungen differenzieren lässt.

„Die Funktion der journalistischen Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens besteht in bezug auf den öffentlichen Diskurs daher zunächst in der *bedingten Ermöglichung inhaltlicher Innovation* – innerhalb des Rahmens der vorherrschenden gesellschaftlichen Problemdefinitionen und auf der Basis ungleich verteilter Medienzugangschancen. [...] Die gesellschaftliche Funktion journalistischer Verwendung besteht hier in der *fortwährenden Beschäftigung des Journalismus* als einer zentralen Vermittlungsinstanz öffentlicher Diskurse mit *sozialwissenschaftlichen Deutungsmustern*.“ (Weßler 1995, S. 32)

Weßler (ebd., S. 33) konstatiert, dass ein rein akteurszentriertes Modell des öffentlichen Diskurses die angedeuteten Verschiebungen von Problemdefinitionen (von moralisch zu sozialwissenschaftlich) kaum erklären kann. Letztere schlägt er eher „*nicht-intendierten* Aspekten öffentlicher Diskurse“ (ebd.) zu. Dazu gehört aber auch die Deutung des Wandels als Lernprozess der Gesellschaft. Zudem fasst Weßler (ebd.) hier noch einige strukturelle Aspekte zusammen:

„Die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens dürfte zudem bestimmten Strukturen folgen: So dürfte der sozialwissenschaftliche Begründungsaufwand für minoritäre Positionen insgesamt größer sein als für majoritäre, weil diese sich auf die normative Kraft des Faktischen stützen können. Außerdem ist anzunehmen, daß sozialwissenschaftliche Wissensangebote in den ruhigeren Phasen zwischen wichtigen politischen Entscheidungen größere Chancen haben, in die Medienberichterstattung einzufließen, weil hier mehr Raum bleibt für eigenständige Thematisierungsbemühungen von seiten politischer Akteure oder der Medien. Wichtig wird schließlich auch sein, die jeweiligen Urheber der Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens

deutlich auseinanderzuhalten, um den relativen Anteil von Primärverwendern, sozialwissenschaftlichen Experten und Journalisten an der Versozialwissenschaftlichung eines Diskurses einschätzen zu können und der Doppelrolle des Journalismus als Vermittlungsinstanz und Akteur des Diskurses gerecht zu werden.“ (Weßler 1995, S. 33)

Konkurrenzen sieht Weßler (ebd., S. 33 f.) eher für alltägliche Diskurse. Hier behaupten Journalisten eine Expertise, die zu denjenigen des Alltags aber auch der Sozialwissenschaften in Konflikt geraten kann. Dies ist eine schillernde Konstellation, da hier Rezipienten, Sozialwissenschaftler und Journalisten in verschiedenen Konstellationen in Bezug gesetzt werden können. Journalisten können sich hier im Namen des Alltags gegen sozialwissenschaftliche Deutungen stellen, sie können sie aber auch, um kontraintuitive Gewinne zu erzielen, gerade nutzen. „In jedem Fall ist die Funktion der journalistischen Verwendung in der *Bekräftigung des (scheinbar) Selbstverständlichen* zu sehen“ fasst Weßler (ebd., S. 34) zusammen. Dies bedeutet aber auch: „Die Funktion journalistischer Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens besteht dann in der *fortlaufenden Versozialwissenschaftlichung alltäglicher Deutungsmuster*“ (ebd., S. 34 f.).

Verwendung lässt sich schließlich auch auf den öffentlichen Diskurs beziehen (vgl. Lau 1984). Medienöffentliche Diskurse werden durch Jarren und Weßler (1996, S. 43) durch eine jeweilige thematische Zentrierung, die eigenlogisch verläuft, und Alltagsnähe, die den entscheidenden Relevanzhorizont darstellt, charakterisiert.

„Sozialwissenschaftliches Wissen fungiert in medienöffentlichen Diskursen auf zweifache Weise: 1. als Argumentationsressource der an einem medienöffentlichen Diskurs beteiligten Akteure und 2. als Deutungsmuster, das dem medienöffentlichen Diskurs als kognitive Grundstruktur zugrundeliegt und auf das sich die Akteure beziehen können.“ (Jarren & Weßler 1996, S. 44)

Felt (2000, S. 177 f.) geht mit der Hintergrundfolie eines sich verändernden Wissenschaftssystems (mode 2)²⁵ von einem „wachsenden Rechtfertigungsdruck“ für die Sozialwissenschaften aus, der im Vergleich mit den anderen Wissenschaften auf spezifische Bedingungen trifft und spezifische Folgen zeitigt. Darunter fallen die unterschiedlichen „Fakten“, die von den Sozialwissenschaften produziert werden, aber auch deren instabilerer Markt, die unklarer definierten Grenzen zwischen den sozialwissenschaftlichen Disziplinen sowie gegenüber den Natur- und

25 Felt (2000, S. 182 f.) nennt hier in Bezug auf Gibbons et al. (1994) die Bildungsexpansion und die sich verändernde Wissensproduktion, die sich zunehmend außerhalb der klassischen disziplinären Grenzen und auch jenseits der Grenzen von Wissenschaft und ihrer Umwelt vollzieht, was folgerichtig Veränderungen von Angebot und Nachfrage wissenschaftlichen Wissens nach sich zieht, klassische Fragen nach Anwendung bereits in den Wissensproduktionsprozess verschiebt, zu dem es kein Jenseits mehr gibt.

Geisteswissenschaften (ebd., S. 178). Die zentrale Argumentation von Felt (ebd., S. 193 f.) liegt in paradoxalen Folgen des Erfolgs und des verbesserten Umfelds der Sozialwissenschaften, die sich allerdings in immer stärkere Anforderungen und damit auch Einflüssen niederschlagen, die Forderung „eigenständiger Akteur in der Gesellschaft“ zu werden, wird zu einer „realen Bedrohung“.

„Dies ist im Grunde eine extrem paradoxe Situation, wenn man bedenkt, dass eben dieses sozialwissenschaftliche Wissen vor dem Hintergrund einschneidender sozialer, politischer und demographischer Veränderungen und einer fortschreitenden Verwissenschaftlichung der Gesellschaft immer stärker nachgefragt wird und unabkömmlicher denn je zu sein scheint.“ (Felt 2000, S. 178)

Die Veränderung der Beziehung zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit betrifft die Sozialwissenschaften ebenfalls in einer spezifischen Weise. Die zunehmende Verwissenschaftlichung der Gesellschaft macht Wissenschaft zu einem größeren Thema in der Öffentlichkeit und die Stellung, die die Sozialwissenschaften in dieser einnehmen, werden die Fortentwicklung dieser hemmen oder unterstützen (ebd., S. 178 f.). In der Öffentlichkeit ist nun die Sozialwissenschaft mit einer charakteristischen „Unsichtbarkeit“ konfrontiert, die damit zum zentralen Problempunkt wird, da die Bedeutung zugeschriebener Bilder steigt (ebd., S. 179). Die Massenmedien spielen hier jenseits der in der Öffentlichkeit vertretenen Akteure eine zentrale eigenständige Rolle: Dies bezieht sich sowohl auf den Umgang der Disziplinen mit den Medien und den Bildern, die dort erzeugt werden, aber auch auf den eigenlogischen Umgang der Massenmedien mit den Sozialwissenschaften (ebd., S. 180 f.). Das Verhältnis wird hierbei (ebd., S. 181) als „Interaktions- und Aushandlungsprozess“ konzipiert, welches sich spezifisch komplex ausgestaltet, da die Medien selbst in wissenschaftspolitischer Hinsicht, aber auch als Subjekt und Untersuchungsgegenstand gesellschaftlichen Wandels eine Rolle spielen. Medienpräsenz bedeutet für Felt (ebd., S. 181) also nicht nur die Chance der Verbreitung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen und Deutungen, sondern stellt einen zentralen Schauplatz von Grenzaushandlungen (Boundary Work) dar. Daraus ergibt sich eine „ambivalente Haltung der Sozialwissenschaften“ zwischen den Polen einer stärkeren Annäherung an das naturwissenschaftliche Vorbild, als autoritäre Stimme auf Basis von Erkenntnisproduktion Chancen auf die „Gestaltung von Gesellschaft“ zu haben, oder aber einer postmodernistisch skeptischen Haltung zu den eigenen Wahrheitspotenzialen (ebd., S. 181 f.). Dieses Spannungsfeld findet sich auch in den öffentlichen Bildern wieder, dort zwischen kontrollierten Aussagen und deren skeptischem Bewerten, was Felt (ebd., S. 202) auch mit der staatsnahen Entwicklung der Sozialwissenschaften erklärt.

Die Medien selbst stellen einen Bereich dar, in dem post-klassische sozialwissenschaftliche Wissensproduktion stattfinden kann (vgl. Bastow et al. 2014).

Ebenfalls sind sie zentral an der Konstruktion von Expertise beteiligt, indem sie „einen Raum zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit aufspannen, in dem Expertise zum Teil nur mehr relativ wenig mit den Zuweisungen von Autorität durch wissenschaftliche Institutionen zu tun hat“ (Felt 2000, S. 183). Charakteristisch sind in diesem Kontext das Entstehen und die wachsende Bedeutung von außeruniversitären Forschungseinrichtungen, die sehr viel stärker als universitäre Wissenschaft von Auftragsforschung abhängen (ebd., S. 185 f.). Je höher also der Anspruch und der Rechtfertigungsdruck an die Ergebnisse und Innovationen an die Sozialwissenschaften wächst, desto eher gerät die Autonomie der Wissensproduktion in Gefahr, desto eher verwischen die Grenzen zwischen wissenschaftlicher und nichtwissenschaftlicher Wissensproduktion (ebd., S. 186 f.).²⁶ Diese ist nun aber in den Sozialwissenschaften sehr viel weniger produktförmig und -fähig: „sozialwissenschaftliche Forschung produziert in der Regel kaum unumstößliches Wissen, ist nicht um „Entdeckungen“ herum strukturiert, sondern liefert vor allem Interpretationen“ (ebd., S. 188).

Die Wechselwirkung von Wissenschaft und ihren Öffentlichkeiten versteht Felt (ebd., S. 190) als Koproduktion, also als wechselseitige Konstituierung von wissenschaftlichem Wissen und sozialer Ordnung, sodass die Frage nach der Akkuratheit der Vermittlung sozialwissenschaftlicher Ergebnisse in den Hintergrund tritt zugunsten des Rahmens, der durch die Referenz auf sozialwissenschaftliches Wissen eröffnet wird.

„Wissenschaftspopularisierung ist somit als ein Ort zu verstehen, an dem aus der Heterogenität verschiedener wissenschaftlicher Wissensformen und aus den vielfältigen Teilerkenntnissen eine scheinbare Homogenität von robusten populären Vorstellungen und Stereotypen von Wissenschaft konstruiert wird.“ (Felt 2000, S. 190)

Damit lassen sich aus den öffentlichen Bildern auch Aussagen über den gesellschaftlichen Platz der Wissenschaft ableiten (ebd., S. 190 f.). Angelehnt an die sog. *ignorance studies* lässt sich das auch auf das Nichtvorhandensein von Bildern ausweiten, denn Ignoranz kann auch ein „bewusst gesuchter Zustand“ sein (ebd., S. 192 f.). Für die Sozialwissenschaften gelten jedoch die „verschlungenen Pfade“ (vgl. Weßler 1997), denn „Vokabeln, Bilder und Metaphern [sind] in den öffentlichen Diskurs eingegangen [...] und zwar vielfach über die Schiene der Massenmedien. In diesen gehören Sozialwissenschaften aber auf den ersten Blick hin nicht zu den klassischen Themen“ (Felt 2000, S. 194). „Diese Diskrepanz zwischen öffentlicher Unsichtbarkeit und gleichzeitiger impliziter Präsenz im öffentlichen Diskurs lässt sich wohl damit erklären, dass sozialwissenschaftliches Wissen in einer weitaus diffuseren, nicht so klar nach außen etikettierten

26 Zur Semantik der Innovation und der Probleme der Unscheinbarkeit der Sozialwissenschaften vergleiche auch Aderhold (2010).

Form medial dennoch präsent ist“ (ebd., S. 195).²⁷ Diese Diffusität findet sich auf der Angebotsseite ebenso wieder, bestehen die Sozialwissenschaften doch aus einer unübersichtlichen Fülle theoretischer und methodologischer Positionen, was durch die Tendenz zur interdisziplinären Wissensproduktion noch verstärkt wird (ebd., S. 196). Die öffentliche Präsenz der Sozialwissenschaften lässt sich vor diesem Hintergrund auch als komplexer Grenzaushandlungsprozess verstehen, wobei die wissenschaftliche Landkarte auf Basis „populärer Darstellungen“ eine andere Gestalt als auf Basis von z.B. Curricula oder Forschungsprojekten aufweist (ebd., S. 198). Formen dieses öffentlichen Boundary Works laden den leeren Begriff der Wissenschaft mit Bedeutung auf, was in der Regel mit Feindschaftserklärungen einhergeht, also mit dem Identifizieren von Wissenskorpora, die als bedrohlich oder als zu überwinden konstruiert werden, was „[v]or allem ein robuster Korpus an Volkswissen“ sein kann (ebd., S. 199 f.; vgl. für das boundary work der Soziologie auch M. Evans 2009). Für die Sozialwissenschaften bleibt dahingehend „festzuhalten, dass sich Sozialwissenschaften keineswegs auf ein Monopol für die Produktion von gesellschaftsbezogenem Wissen berufen können“ (Felt 2000, S. 200 f.). Durch die Verwendung auch anderer Akteure erscheint sozialwissenschaftliches Wissen in der Öffentlichkeit in der Regel bereits in „politische Interpretationen „verpackt““ (ebd., S. 201). Bezogen auf alltagsnahe Themen findet sich zudem eine spezifische Legitimationsproblematik zwischen Jargon und common sense (ebd., S. 202). Zentrales Problem bleibt für die Sozialwissenschaften zudem, keine Produkte anbieten zu können, wodurch sich paradoxerweise die Abhängigkeit jenseits staatlicher Basisfinanzierung verstärkt, was sich für Felt auch in epistemologischen Zersplitterungen niederschlägt (ebd., S. 203). Die wachsende Abhängigkeit von äußeren Finanzierungsquellen macht die Selbstdarstellung in medialen Kontexten zudem wichtiger (ebd., S. 203 f.). Unsichtbarkeit speist sich für Felt (ebd., S. 204 ff.) also sowohl aus der starken Inkorporation (s. Merton & Wolfe 1995) in den öffentlichen Diskurs, aus dem Fehlen eigenständiger (nicht naturwissenschaftlich orientierter) Bewertungsmaßstäbe, aus den fehlenden Produkten und aus der Nähe zu Alltagstheorien.

Visualisierungen der Soziologie thematisiert Felt (2000) nicht explizit weiter, während Gerald Beck (2013, S. 202 f.; leider ohne Bezug zu Felt) die Frage, ob die Soziologie eine unsichtbare Wissenschaft sei, abschlägig beantwortet: „Die Frage ist nicht mehr, *ob* die Soziologie visualisiert, sondern *wie*.“ G. Beck (ebd., S. 9 f.) fasst allerdings die Thematisierung von Visualisierungen sehr weit: Hierunter fallen sowohl Grafiken innerhalb der Forschung, innerhalb von Forschungsberichten und Veröffentlichungen über Präsentationen bis hin zu Außendarstellungen und Werbematerial. Damit spielen sowohl Fragen der Wissensproduktion wie der -kommunikation in die dort (ebd., S. 16 f.) vorgelegten bildsemiotischen

27 Für die österreichische Situation sind für Felt (ebd., S. 196) zudem die fehlenden großen außeruniversitären Institute für die Unsichtbarkeit mitverantwortlich.

Analysen. Auch die Bilder der Soziologie unterliegen einem Aufklärungsimperativ, können jedoch auch „dichtes Wissen“ erzeugen bis hin zur Interaktivität (ebd., S. 186–190). Bei Bildern ist der Verlust der Deutungshoheit, aber auch die Wirksamkeit soziologischen Wissens in nichtsoziologischen Kontexten erhöht, dies geschieht nach G. Beck (ebd., S. 191 f.) allerdings nicht im Sinne eines „Transfers“, sondern dient dazu, „soziologisches Wissen für die gesellschaftliche Wahrnehmung und die eigene soziologische Arbeit fruchtbar zu machen und ‚Verwandlungsprozesse‘ anzuregen.“

Präsenz und Darstellung der Sozialwissenschaften

Eine der wichtigen Problemstellungen für jede empirische Überprüfung der klassischen Klage, die Sozialwissenschaften hätten zu wenig Medienpräsenz, liegt in der Tatsache, dass implizite Verweise auf sozialwissenschaftliches Wissen äußerst schwierig zu erheben sind (Weßler 1997, S. 117 f.). Man muss davon ausgehen, „daß sozialwissenschaftliches Wissen zum Teil auf recht verschlungenen Pfaden in die Medienberichterstattung einfließt“ (ebd., S. 117). Weßler (ebd., S. 119 f.; Hervorhebung entfernt; JWK) unterscheidet hierfür zunächst zwei journalistische Verwendungsweisen, bei denen das sozialwissenschaftliche Wissen nicht im Vordergrund steht: zum einen instrumentelle Verweise zur Unterstützung der eigenen Position (hierbei geht es um zuhandene Ergebnisse, deren sozialwissenschaftliche Provenienz letztlich nicht entscheidend ist) und zum anderen „unbewußte, nicht-intendierte Diffusion sozialwissenschaftlicher Problemdeutungen“.

Weiss und Singer (1988, 8f.; vgl. auch Singer 1988) untersuchen Nachrichtenmagazine, Tageszeitungen und Fernsehkanäle.²⁸ Innerhalb eines Fünfmonatszeitraums im Jahr 1982 wurde jede dritte Woche komplett erhoben, was insgesamt über 2.000 inhaltsanalytisch ausgewertete Texte ergab (Weiss & Singer, S. 14 f.). Für einen diachronen Vergleich wurden auch Texte aus dem Jahr 1970 hinzugezogen (ebd.). Die gefundenen Artikel wurden grundsätzlich in „Fokus“ und „Ancillary“ (Zitat-Artikel) unterschieden (ebd., S. 177), wobei ersteres einen Artikel mit Fokus auf sozialwissenschaftlichem Wissen meint, während letzteres etwa die eingestreute Expertise eines Sozialwissenschaftlers innerhalb eines Artikels über ein beliebiges Thema umfasst.²⁹ Innerhalb des Zeitraums 1982 wiesen

28 Die untersuchten Quellen sind die *New York Times*, das *Wall Street Journal*, die *Washington Post*, der *Boston Globe*, *Newsweek*, *Time Magazine*, *U. S. News & World Report*, *Parade Magazine* sowie CBS, NBC und ABC (ebd., S. 14)

29 Dem Design der Untersuchung entsprechend, ist die operative Definition der Sozialwissenschaften möglichst breit (vgl. ebd., S. 14, 261-274): Neben den Kernfächern der Sozialwissenschaften Soziologie, Politikwissenschaft, Ökonomik, Ethnologie zählen auch die Psychologie und „behavioral medicine“ dazu, beim Auffinden von Ergebnissen auch Marktforschung, Bildungsforschung, „policy analysis“ und „public administration“; neben den Kernbestandteilen von Forschung (Theorie, Empirie, Methode und Ergebnisse) wur-

absolut die untersuchten Tageszeitungen (durchschnittlich ca. 600 Artikel; wobei die New York Times mit Abstand die höchste Zahl aufwies) die meisten Artikel auf, gefolgt von den Wochenzeitschriften (ca. 60) und den Fernsehkanälen (ca. 30) (ebd., S. 177). Gemessen an den Ausgaben der Periodika sind die Zahlen für die Tageszeitungen und die Zeitschriften allerdings nahezu gleich (zwischen 10 und 17 Artikel pro Ausgabe), während hier die Nachrichten der Fernsehsender zwischen 0,4 und 1,6 Beiträge pro Ausgabe aufweisen (ebd.). Diese Zahlen sind verglichen mit denen aus dem Jahr 1970 keine deutliche Steigerung (Ausnahme: *Wall Street Journal*) (ebd., S. 179 ff.). Dominierend sind innerhalb der Artikel allerdings solche, die nur wenige Sätze über Sozialwissenschaften enthalten (zwischen 60 % und 76 % je nach Periodikum, während Anteile von über der Hälfte in keinem die 5 % Marke überschreiten) (ebd., S. 190 f.).

Die Artikel wurden nach Auftreten, Sichtbarkeit, Art, Thema und Inhalt kodiert (ebd., S. 176). Sichtbarkeit wird hierbei untersucht, inwiefern die Artikel auf der Titelseite, dem Cover oder auf den jeweiligen ersten Seiten der Ressorts erschienen. Hierbei finden sich kleinere Verschiebungen hin zu einer größeren Sichtbarkeit der Sozialwissenschaften im diachronen Vergleich: So stiegen Titelseiten-Artikel in den Tageszeitungen, vor allem dort aber die Platzierung auf Ressort-Titelseiten signifikant; bei den Zeitschriften stiegen nur bezogen auf Fokus-Artikel die Cover-Artikel (ebd., S. 185). Bilder oder grafische Elemente finden sich in fast 40 % der Artikel 1982, was eine fast zehnpromtente Steigerung gegenüber 1970 darstellt (ebd., S. 189). Bei den untersuchten Themen³⁰ dominiert die Wirtschaft (insgesamt 361 Artikel), gefolgt von Politik (93) und „Social Control and Integration“ (93), wobei lediglich die Wirtschaftsartikel signifikant steigen (auf Kosten politischer)³¹ (ebd., S. 186 f.). Die Verteilung der Themen ist in den drei Medienarten relativ ähnlich, stets dominieren wirtschaftliche vor politischen (bei den Fernsehnachrichten ist der Abstand am niedrigsten), gefolgt von gesellschaftlichen und gesundheitlichen Themen (ebd., S. 192 f.). Besonders häufig finden sich Bezüge zu Umfragen aller Art (ebd., S. 227 f.). Etwa die Hälfte der ausführlichen Berichterstattung enthält solche oder Umfragewerte oder Meinungsforschung, insbesondere in der Politik- und Wirtschaftsberichterstattung (ebd., S. 229 ff.). Die Autoren argumentieren hierbei, dass die etwas ausführlichere Methodenbeschreibung hinsichtlich von Umfragen, aus diesem Umstand resultiert, also Produkt des routinierten Umgangs mit Umfragen bei Journalisten

den auch Nachrichten über Finanzierung und aus sozialwissenschaftlichen Organisationen in die Inhaltsanalyse aufgenommen.

30 Dabei handelt es sich um inländische und ausländische Wirtschaft, in- und ausländische Politik, „Social Control“ (enthält auch Religion, Bildung, Kriminalität, Recht, Militär, Wissenschaft und Kultur), Gesundheit, Demografie sowie „Relationships and Style“ (ebd., S. 186 f., 192 f.).

31 Das wird mit der veränderten Nachrichtenlage, insbesondere dem beendeten Vietnamkrieg erklärt (ebd., S. 195).

sind (ebd., S. 232 ff.). Auch hinsichtlich der Berichterstattungsstile fallen den Autoren weit mehr Gemeinsamkeiten als Unterschiede zwischen den Periodika auf: „Perhaps the most obvious explanation for the absence of startling differences among the media we analyzed is the fact that they are more alike than different“ (ebd., S. 203).

Weiss und Singer (ebd., S. 209 f.) finden weder bei den Autoren der journalistischen Texte, noch unter den aufgefundenen Sozialwissenschaftlern „Stars“, im Sinne von hohen Häufigkeiten und Zentralität für die Berichterstattung.³² In etwa der Hälfte der Artikel wird eine Person genannt, allerdings wird über die Person in nur etwa einem Zehntel der Artikel berichtet (ebd., S. 211).³³ Die meisten Sozialwissenschaftler (1982 etwa 40% für ausführliche Berichterstattung, 35% bei Zitat-Artikeln) haben eine universitäre Affiliation, was verglichen mit 1970 niedrigere Anteile bedeutet (ebd., S. 212 f.). Dafür steigen die Anteile bei Sozialwissenschaftlern mit anderen Herkunftsbezeichnungen (etwa Regierung und außeruniversitäre Forschung; ebd.). Es fanden sich zu 90% männliche Sozialwissenschaftler, Ökonomen waren am häufigsten (auf 50% steigend) gefolgt von Psychiatern (15%), Soziologen und Psychologen (jeweils ca. 10%) (ebd., S. 211 f.). Es gibt hauptsächlich drei Funktionen für Sozialwissenschaftler innerhalb der Artikel (ebd., S. 213 ff.): Die Experten geben in anderen Worten die Kernbotschaft des Artikels wieder, die Zitate bringen einen weiteren, nicht zentralen Aspekt des Artikels hervor oder dienen der Legitimation. In der Regel wird also die Nachricht in den Mund des Sozialwissenschaftlers gelegt, oder aber er kommentiert die Nachricht (ebd., S. 223). Für die Auswahl der Journalisten spielt wissenschaftliche Reputation eine größere Rolle als innerhalb der Sozialwissenschaften selbst, noch wichtiger ist allerdings „Medienreputation“ (ebd., S. 221 f.). Die Wahrscheinlichkeit in den Medien aufzutauchen steigt, je öfter man aufgrund innerwissenschaftlicher Ereignisse in Kontakt mit Medien gerät (etwa Sprecher eines regelmäßigen Zusammenhangs oder in mehrere Forschungsprojekte eingebunden zu sein) und je enger der Kontakt zu den Medien ist (in Form von Medienzitationen oder einer regelmäßigen Autorenschaft innerhalb der Medien) (ebd., S. 219). Gleichzeitig finden die Autorinnen (ebd., S. 217) auch einen positiven Zusammenhang zwischen Zitationen in massenmedialen wie sozialwissenschaftlichen Texten.

Fenton et al. (1998, S. 23 ff., 40) analysieren in einem achtmonatigen Zeitraum (05.1993–01.1994) eine Auswahl von britischen Qualitäts- und Boulevardzeitungen, lokalen und überregionalen Periodika, Zeitschriften, TV- und

32 „In the main, scientists in this category [häufiges Auftreten; JWK] are media staples rather than media stars, but at the far end this category does encompass the „visible (social) scientist“, as well as allusions to such classic figures as Marx and Freud.“ (ebd., S. 220)

33 Wobei die Zahlen nur für den jeweils erstgenannten Sozialwissenschaftler gelten, während des Kodierens wurden die Darstellungen der Artikel akzeptiert, mit Nachrecherche bei Unklarheiten allerdings relativiert (vgl. ebd., S. 269 f.).

Radio-Nachrichten.³⁴ Im Zeitraum (ebd., S. 23 f.) wurde jeder dritte Tag untersucht, was insgesamt 81 Untersuchungstage ergab, wobei auch hier wiederum die Unterscheidung von ausführlicher Forschungsberichterstattung und Expertise zugrunde gelegt wurde. Obgleich der breiten Suchrichtung, die allerdings Meinungsumfragen nicht enthielt, finden sie lediglich 466 Artikel mit Thematisierung sozialwissenschaftlicher Forschung und 126 mit Expertisen (ebd., S. 24).³⁵ Davon entfallen 20 % allein auf den *Guardian*, während die anderen elf überregionalen Qualitätszeitungen zusammen 36 % der Artikel, die Boulevardmedien 13 % und Zeitschriften 8 % enthalten (ebd., S. 25).³⁶ Lokale Zeitungen und die beiden anderen Medienarten umfassen ebenfalls 6 % bzw. jeweils 8 % (ebd.).³⁷ Innerhalb der Forschungsberichterstattung waren etwa drei Viertel der Fälle tatsächlich auf die Forschung fokussiert, während ca. 16 % prominenten Hilfsstatus für den Artikel einnahmen und nur 6 % beiläufige Erwähnungen waren (ebd., S. 27). Der Anlass für die Artikel war in der Regel eine Veröffentlichung oder ein Ergebnis (ebd., S. 27 f.). Relativ selten werden die Erkenntnisse der Sozialwissenschaftler vor allem in ihrem Kontext ausführlich dargestellt: So finden sich selten Informationen über alle beteiligten Projektmitarbeiter, die verwendeten Methoden, Finanzierung oder wertende Aussagen über die Forschung (ebd., S. 31 ff.). In 13 % der Fälle fand sich ein Bild des Sozialwissenschaftlers, in 51 % gab es Aussagen über den Status des Forschers (ebd.). Das Prestige der Forschungseinrichtung aber auch lokale Nähen zu Redaktionen sowie das Alter der Sozialwissenschaftler führten nur leicht zu besseren Chancen, in die Berichterstattung zu gelangen (ebd., S. 32 f.). Thematisch fielen die meisten Artikel in die Kategorie „Social integration and control“ (40 %) gefolgt von nationalen Wirtschaftsthemen, Gesundheit, Lifestyle und nationaler Politik (Forschungsberichterstattung und Expertise unterscheiden sich nicht stark; ebd., S. 34).³⁸

34 Es handelt sich dabei insgesamt um über 50 verschiedene Quellen: je 6 Qualitäts- und 6 Boulevardzeitungen (davon die meisten Sonntagszeitungen); 4 regionale (2 kostenlos); 5 Magazine (Frauen- und Männerzeitschriften); 13 Fernsehnachrichten; 6 Fernsehmagazine; 5 tägliche Talkshow-Magazine, ad hoc ausgewählt; 2 Radionachrichten; 2 lokale Radionachrichten; 9 Radiomagazine; 1 lokales Radiomagazin (ebd., S. 40).

35 Aufgrund der Mehrfachverwendung der Artikel in den einzelnen Analysen gehen sie mit 714 Fällen um (ebd., S. 24).

36 Die starke Konzentration auf „serious papers“ finden sich auch in den Eindrücken über die Medienpräsenz der Soziologie in Großbritannien zwischen 2000 und 2004, die Gaber (2005, A. 1.2) reflektiert.

37 Wie viel weniger dies im Vergleich mit der Weiss-Singer-Untersuchung ist, wird beim Vergleich der Artikel pro Ausgabe sichtbar: Während in den USA der 1980er-Jahre zwischen 12 und 17 Artikel pro überregionalem Qualitätsperiodikum (s. o.) gefunden wurden, sind es für den *Guardian* weniger als 2 (ebd., S. 24 f.).

38 Unter „Social Integration“ wurden einige Themen zusammengefasst, die alle relativ gleichen Anteil aufweisen, am stärksten aber Bildung, Kinder, Kriminalität und Arbeit (ebd., S. 34). Gaber (2005, A. 1.8) findet für die Soziologie allerdings kein gesteigertes Auftreten von Artikeln über den Bereich der medizinischen Soziologie, der allerdings auf der

Die unterschiedlichen Medien unterscheiden sich insgesamt relativ wenig, allerdings waren die Zeitschriften besonders stark in „Social integration“ und Gesundheit, während das Fernsehen weit stärker über politische Themen und die lokale Presse etwas stärker über Wirtschaft berichtete (ebd., S. 36).³⁹ Am häufigsten wurde explizit über Psychologie gefolgt von Ökonomik, „Social Policy“ und Soziologie berichtet, implizit (von den Autoren erschlossene Disziplinen) dominiert dagegen die Soziologie gefolgt von Ökonomik und „Social Policy“ (Politikwissenschaft spielt dagegen eine sehr geringe Rolle, Ethnologie findet sich nicht; ebd., S. 37).⁴⁰ Als Ursache hierfür führen Fenton et al. (ebd., S. 37 f.) die unterschiedliche Reputation der Disziplinen in Großbritannien an, wo sie insbesondere negative Einstellungen gegenüber der Soziologie bis hin zu Stereotypen (male, bearded, bespectacled, serious) verorten. Differenziert nach den Medienarten findet sich die Soziologie weniger häufig in TV, Radio und Zeitschriften, die Ökonomik stärker in der Lokalpresse und dem Fernsehen, allerdings so gut wie gar nicht in Zeitschriften, Social Policy stark im Radio, aber schwach im Boulevard und die Psychologie sehr stark in Zeitschriften, aber schwach in der Tagespresse (ebd., S. 38). Gaber (2005, S. 1.7) macht zudem darauf aufmerksam, dass sich sehr wenige Artikel von Soziologen selbst in der britischen Presse finden. Ebenfalls finden sich relativ wenige Rezensionen, dafür aber mehr Nachrufe in ihrem Sample (ebd., S. 1.6).

„Over all, the reshaping of social science is less ideological or political than it is stylistic“ (Weiss & Singer 1988, S. 143). Als Grundmoment der Darstellung der Sozialwissenschaften stellen Weiss und Singer (ebd., S. 140) Anschlussfähigkeit an das Zeitgeschehen und nicht Entwicklungen innerhalb der Sozialwissenschaften:

„The media are uninterested in studies that have no obvious link to the public's interests – in daily living, economic conditions, social trends or political events. Their universe of attention is bounded by topics that can be expected to engage the attention of a reasonably well-informed U.S. adult with no special concern with the esoteric doings in social science.“

Forschungsseite Steigerungen zu verzeichnen hat. Thematisch scheinen dort Arbeit stärker, Familie und Bildung weniger stark vertreten zu sein (ebd.).

39 Dass Entwicklungen oder Kontroversen innerhalb der Soziologie nicht Thema der Artikel sind, bestätigt wiederum Gaber (2005, A. 1.3) für die Zeit 2000-2004. Fenton et al. (1998, S. 27 f.) finden Kongresse nur ausnahmsweise als Anlass für Berichterstattung. Gaber (2005, A. 2.2) deutet allerdings darauf hin, dass verstärkte strategische Anstrengungen in dieser Hinsicht zu positiven Ergebnissen führen.

40 Leider sind die Ergebnisse bei Fenton et al. nicht immer sehr differenziert dargestellt: Eine Nachberechnung zeigt die Soziologie insgesamt als mit Abstand häufigste Disziplin (ca. 281 Fälle), gefolgt von der Ökonomik (148) und Social Policy und Psychologie (110 bzw. 109).

Als Berichterstattungsgegenstand gibt es die Sozialwissenschaften allerdings nicht vergleichbar mit Teilbereichen der Gesellschaft, die sich im Ressortsystem der Redaktionen widerspiegeln: „Social science [is; JWK] not a journalistic category“ (ebd., S. 55). Eine solche systematische Berichterstattung über die Sozialwissenschaften sollte im Kern „a representative selection of important findings“ sein (ebd., S. 131). Stattdessen erscheinen die Artikel als „discrete, unique, isolated“ (ebd., S. 133).

„In science reporting this leads to the „breakthrough“ syndrome: reporters dramatize each new study as a scientific breakthrough, whereas scientist see the study as a blip on a long curve. Similarly, in social science, reporters tend to overemphasize the certainty of the current conclusions.“ (Weiss & Singer 1988, S. 132)

Ebenfalls sind quantitative Ergebnisse (wie die Umfrageforschung, s. o.) dadurch bevorteilt, andere methodische Herangehensweisen benötigen für ein Auftauchen in der Presse den Status von Klassikern oder brauchbare Zitate (ebd., S. 141). Diese Verwendung der Sozialwissenschaften verhindert allerdings auch einen durchgängigen politischen Bias, zwar finden sich eher kritische Aussagen gegenüber Institutionen, allerdings nicht eindeutig auf der liberalen Seite des amerikanischen politischen Spektrums (ebd., S. 141 f.). Das Gesamtbild erscheint damit eher den journalistischen Routinen denn den Besonderheiten sozialwissenschaftlichen Wissens geschuldet. Weiss und Singer (ebd., S. 144–151) geben zehn Hauptrahmen für die Artikel an:

1. Veröffentlichung von Ergebnissen als Ereignis⁴¹ (Dies gilt bspw. für Pressekonferenzen, aber auch für Buchveröffentlichungen. In diesem Rahmen stehen dann neue Ergebnisse im Mittelpunkt);
2. Verbindung von sozialwissenschaftlichem Wissen mit hartem Neuigkeitswert (hierunter fallen Kontextualisierungen von Ereignissen);
3. Verbindung von sozialwissenschaftlichem Wissen mit wiederkehrenden Ereignissen (etwa Schulbeginn oder Valentinstag, um psychologische Studien vorzustellen);
4. Stellen der Sozialwissenschaften in den Human-Interest-Rahmen (Stars, Personalisierung und „echtes Leben“, auch schon, wenn jemand auf der Straße interviewt wird);⁴²
5. Präsentation der Sozialwissenschaften selbst als Gesellschaftsinteresse („These kinds of stories often appear on what used to be called the women’s page and is now

41 „The moment of discovery, if there was such a moment, cannot be reported like the launching of a space shuttle“ (Weiss & Singer 1988, S. 144).

42 Gaber (2005, S. 1.5) zeigt hierfür, dass dies durchaus reflexive Züge annehmen kann, wenn innerhalb der Artikel Soziologen zur „celebrity culture“ Stellung nehmen.

called „living,“ „style,“ or „behavior.“ They relate to people’s everyday lives, and they usually try not only to entertain but also enlighten.“ (ebd., S. 146);⁴³

6. Dramatisierung als das Neuste, Beste, Teuerste;
7. Heraushebung des Unerwarteten und Ironischen;
8. Fokussierung auf Differenzen (insbesondere Kontroversen, ob zwischen Wissenschaftlern oder anderen);
9. Berühmtheiten und Schillernde (damit ist insbesondere die Personalisierung des Forschenden gemeint);
10. öffentliche politische Angelegenheiten (mehr oder weniger politische Angelegenheiten, die mehr oder weniger tief analysiert werden).

Damit zeigt sich aber eben auch zum wiederholten Male, dass der Umgang mit den Sozialwissenschaften kein besonderer ist: „In short, social science is much like other news in the media“ (ebd., S. 156). Dieser Befund wird durch die unsystematischen Unterschiede innerhalb der verschiedenen Periodika unterstützt (ebd., S. 199–203). Damit relativieren sich jedoch auch Hoffnungen auf mögliche Wirkungen oder höhere Förderung sozialwissenschaftlichen Wissens:

„The hope that news from the social sciences will enlighten the public about what social science is and what it does, and lead to greater public support, is extravagant. Current reporting may be as likely to trivialize social science as to enhance understanding.“ (Weiss & Singer 1988, S. 167)

Dies bedeutet aber auch, dass die Sozialwissenschaften im besten Sinne normaler Gegenstand der Berichterstattung sind: „The media are the arbiters of what is important. Their attention to social science signifies its legitimate place in contemporary society“ (ebd., S. 168).

Weßler (1996, S. 69; vgl. auch Weßler 1997) wählt für die Analyse der Rolle sozialwissenschaftlichen Wissens in der massenmedialen Berichterstattung einen anderen Weg, indem er eine Inhaltsanalyse der Drogenberichterstattung deutscher Printmedien vorlegt, also nach den Kontextbedingungen des Einfließens der Sozialwissenschaften fragt. Das empirische Material gewinnt Weßler (1996, S. 74f.) hierbei über das Presseauschnittsarchiv des Deutschen Bundestags und des Hamburger Weltwirtschaftsarchivs, wodurch er ein repräsentatives Abbild der Qualitätspresse zu erreichen sucht (Lokalpresse wird allerdings ausgeschlossen). Thematisch wird „die gesamte Berichterstattung über illegale Drogen im Zeitraum von Juli 1993 bis Februar 1995“ (1.698 Artikel) und die „Freigabe-Debatte“ zwischen September 1988 und Februar 1995 (1.446 Artikel) erhoben (ebd., S. 75f.). Für die erste Auswahl enthalten insgesamt 7,6% der

43 Gaber (2005, S. 1.4) findet ähnliche Formulierungen als einen Trend innerhalb der britischen Presse nach 2000.

Artikel sozialwissenschaftliches Wissen, wobei hauptsächlich entweder Einzelergebnisse oder ganze Studien (zusammen 6,5 %) referiert werden, nur ca. 1 % enthält Expertenstatements.

Überdurchschnittlich erscheinen die Artikel in überregionalen Tageszeitungen, Wochenzeitungen oder Nachrichtenmagazinen, unterdurchschnittlich in regionalen Tageszeitungen und kein einziger Artikel in Boulevardzeitungen (ebd., S. 80). Interviews (allerdings nicht mit Sozialwissenschaftlern) sind überdurchschnittlich oft mit sozialwissenschaftlichem Wissen bestückt, während Nachrichten, Beiträge von Sozialwissenschaftlern und Reportagen durchschnittliche Werte aufweisen (ebd., S. 81 f.). Die Anlässe aller Artikel sind zu 2,5 % sozialwissenschaftlicher Natur (etwa Veröffentlichung), während aber nur ca. drei Viertel davon auch sozialwissenschaftliches Wissen enthalten (ebd., S. 83 f.). Die Themen der Artikel gehören laut Weßler (ebd., S. 84 f.) „meist zum Hintergrundbereich“, was „Ursachen/Prävention“, „Gebrauchsmuster/Einstellungen“ und „Substitution“ umfasst. Letzteres Feld enthält vor allem evaluative sozialwissenschaftliche Wissens Elemente (ebd., S. 86 f.). Immerhin ein Fünftel aller kodierten „Transferakteure“, also Akteure, die sozialwissenschaftlich argumentieren, stammten aus den Sozialwissenschaften (namentlich vor allem Klaus Hurrelmann und Peter Raschke), nach sonstigen wissenschaftlichen Experten, aber noch vor Drogenhelfern (ebd., S. 87 f.). Daraus ergibt sich, dass „[s]ozialwissenschaftliches Wissen [...] in der Mehrheit der Fälle nicht von sozialwissenschaftlichen Experten, sondern von anderen Akteuren transferiert“ wird (ebd., S. 89). Innerhalb der „Freigabe-Auswahl“ (s. o.) zeigt sich, dass mit herausragenden (politischen) Ereignissen sich die Berichterstattung sehr verstärkt, genauso wie der Anteil sozialwissenschaftlichen Wissens, vor allem in Expertise und Kommentar (ebd., S. 89 f.). Jenseits dieser Ereignisphasen erscheinen die Artikel mit Sozialwissenschaften aber abgekoppelt vom Ereignisverlauf (ebd., S. 92).

„Sozialwissenschaftliches Wissen ist thematisch hauptsächlich der Hintergrundinformation zuzuordnen, es dient aber vielfach der Deutung und Illustration des Geschehens auf der ‚Vorderbühne‘, in den kontroversen politischen Diskussionsfeldern“ (Weßler 1997, S. 134). Weßler (ebd., S. 135) unterscheidet drei unterschiedlich stark fokussierte Themenfelder: Substitution (stark fokussiert), Ursachen/Einstellungen (relativ stark fokussiert) und diffuse Themenfelder wie Entkriminalisierung oder Artikel mit mehreren Themenfeldern. Die Sozialwissenschaften sind hierbei vor allem stark in der Evaluation neuer Politiken und der „routinisierten Problembemerkung und -bearbeitung“ vertreten, weniger im Streit um neue Politiken (ebd., S. 136; Hervorhebung entfernt; JWK). ‚Verschlungen‘ sind die Pfade der Sozialwissenschaften in die Medien also vor allem daher, da sie nicht im Fokus der Artikel stehen, sondern über Expertisen in Artikeln versteckt sind, und da die Träger des sozialwissenschaftlichen Wissens in der Regel selbst keine Sozialwissenschaftler sind, sie dienen der Deutung und Kommentierung von Ereignissen. (ebd., S. 142). Ein besonderes Problem sind

dabei die Logiken öffentlicher Debatten und Akteurskoalitionen (ebd., S. 144f.), die „relativ einfache Kausalbeziehungen“ benötigen, um „Schuldige“ zu benennen und „Forderungen“ zu adressieren.

„Die (Sozial)Wissenschaften produzieren solche Verursachungstheorien wohl nur in Ausnahmefällen. Die öffentliche Problemdiskussion dürfte die Problemerkklärungspotenzen der Sozialwissenschaften daher tendenziell „unterfordern“. Zu erwarten sind deshalb *strukturelle Inkompatibilitäten und Konflikte* zwischen den Erwartungen der Öffentlichkeit an die (Sozial)Wissenschaften einerseits und deren Leistungsprofil andererseits, die zu fortgesetzten Ent-Täuschungen [sic] in der Kommunikation zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit führen [...] Solche Konflikte lassen sich nicht generell „lösen“, sie können allenfalls *situativ entschärft* werden – entweder dadurch, daß sich (Sozial)-Wissenschaftler in ihren Erklärungsmustern den Verursachungstheorien der Öffentlichkeit annähern, oder durch „Aufklärung“ im Sinne einer punktuellen Komplexitätssteigerung der öffentlich diskutierten Problemwahrnehmungen.“ (Weßler 1997, S. 145 f.)

Depenbrocks (1976) Studie ist von besonderem Interesse, da sie einige Parallelen zur durchgeführten standardisierten Inhaltsanalyse aufweist. Depenbrock (ebd., S. 103 f.) findet für das erste Quartal 1974 insgesamt 3.038 Artikel über Wissenschaft (ca. 59 % davon) und Hochschulen in einer breiten Periodika-Auswahl. Diese umfasst überregionale Zeitungen (FAZ, Welt, SZ, FR), regionale Zeitungen (WAZ, Schwäbische Zeitung (SCH)) sowie zwei Boulevard-Zeitungen (Bild und Express). Der Anteil der Wissenschafts- und Hochschulberichterstattung an der Gesamtberichterstattung variiert bei den regionalen und überregionalen Zeitungen zwischen 3 % und 4,8 %, im Boulevard zwischen 1,2 % und 1,8 %. Die Anteile über die drei Monate hinweg für die reine Wissenschaftsberichterstattung variieren bei den überregionalen Zeitungen um maximal 10 %, in den regionalen um maximal 12 % und im Boulevard um maximal 30 % (ebd., S. 107).

Von der Wissenschaftsberichterstattung entfallen für die „Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften“ je 47 Artikel auf FAZ (von 344) und SZ (von 199), 49 (von 283) auf die Welt und 50 (von 303) auf die FR. Die Anteile in den regionalen Zeitungen liegen mit 25 % bis 30 % höher, während der Express insgesamt den höchsten Anteil (36 %) aufweist, liegt der Anteil in der Bild nur bei (11 %) (ebd., S. 110 f.).⁴⁴ Die nachfolgende Tabelle 3.1 zeigt die Verteilung der Disziplinen für die einzelnen Periodika. Artikel mit ethnologischem oder völkerkundlichem Inhalt zählt Depenbrock (ebd., S. 90) unter den „historischen und

44 Die Anteile liegen in der Regel unter denen von „Naturwissenschaften“ und „Medizin“ (mit Ausnahme der Regionalzeitungen, wo die „Gesellschaftswissenschaften“ den höchsten Anteil annehmen), erstere Kategorie erscheint am häufigsten in der FAZ, der Welt und der SZ, letztere häufiger in FR, Bild und Express (Depenbrock 1976, S. 110 f.).

musischen Wissenschaften“: Im Untersuchungszeitraum finden sich keine Artikel in den untersuchten Periodika (ebd., S. 130).

Tabelle 1.1: Ausgewählte disziplinäre Anteile nach Depenbrock 1976, S. 123 in Prozent

	FAZ	Welt	SZ	FR	WAZ	SCH	Bild	Express
Soziologie	4,26	2,04	2,13	2	1,75	1,69	5,88	–
Empirische Sozialforschung/ Demoskopie	46,81	42,86	46,81	60	56,14	55,93	76,47	87,1
Wirtschaftswissenschaften	2,13	8,16	17,02	4	5,26	1,69	–	3,23
Wirtschafts- und Konjunkturforschung	25,53	36,73	29,79	26	19,3	27,12	–	9,68

Mitte der 1970er-Jahre machen demnach Demoskopie und Konjunkturforschung den größten Anteil an der Berichterstattung über Sozialwissenschaften aus. Herausstechend ist, dass Wirtschaftswissenschaften in der FAZ einen geringeren Anteil als die Soziologie aufweisen, der Anteil variiert jedoch auch relativ stark unter den überregionalen Zeitungen. Depenbrock (ebd., S. 125 f.) weist auf eine große inhaltliche Vielfalt bei den Demoskopie-Artikeln hin (von „Sterbehilfe“ bis zu „Ansichten zum Kometen Kohoutek“), entsprechend erscheinen die Artikel im sog. „gemischten Bereich“ (mit Ausnahme der Welt, die auch im Politikteil solche Artikel bietet). Die Konjunktur-Artikel (ebd., S. 126 f.) sind im Kontext der „Ölkrise“ zu verstehen, enthalten vor allem „pessimistische Prognosen“ und liegen häufiger im Januar und Februar vor. Die Soziologie-Berichterstattung scheint vom „Hausfrauen-Report“ der Gießener Soziologin Helge Pross“ dominiert, der hohe Anteil von wirtschaftswissenschaftlichen Artikeln in der SZ erklärt sich durch eine Beilage zu arbeitswissenschaftlichen Forschungen (ebd., S. 127 f.).

Die weiteren Analysen beziehen sich bei Depenbrock in der Regel leider nur auf die gesamte Wissenschaftsberichterstattung und es wird nicht mehr nach Wissenschaftsgruppen oder Disziplinen differenziert. Dementsprechend ist es nicht verwunderlich, dass das Wissenschaftsressort (SZ dabei mit einem signifikant kleineren Anteil, da die Wissenschaftsseiten im Auswahlzeitraum nur zweimal wöchentlich erscheinen) am häufigsten die Wissenschaftsberichterstattung beheimatet, gefolgt von Politik (bzw. in der Welt Kultur), Kultur und Wirtschaft (ebd., S. 182–186). Es gibt aber einen hohen Anteil des ‚Resorts Vermischtes‘ in einem Residualanteil von ca. 25 % bei FAZ und Welt und ca. 45 % bei der SZ (ebd.).⁴⁵ Zwischen einem Viertel und der Hälfte (je nach Periodikum) der

45 Im Vergleich fallen die Umfänge der Artikel der „Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften“ in der FAZ sehr viel kürzer aus, als in Welt und SZ, in der FAZ sind sie die kürzesten für alle Fächergruppen, in der Welt und der SZ liegen die Umfänge im Durchschnitt (Depenbrock 1976, S. 116).

Gesellschaftswissenschafts-Artikel werden in Depenbrocks Untersuchung (ebd., S. 199) von Nachrichtenagenturen verfasst, die überregionalen Zeitungen weisen ein Spektrum zwischen einem Viertel (Welt) und einem Drittel (die anderen) auf.⁴⁶ Mindestens 70 % (SZ) aller Artikel betreffen bei den Gesellschaftswissenschaften inländische (also bundesrepublikanische) Forschung (im Gegensatz zu den Naturwissenschaften), ein nennenswerter Anteil US-amerikanischer Forschung wird lediglich in der FAZ thematisiert (ebd., S. 227). „Meinungs-, Markt- und Konjunkturforschungsinstitute“ sind der am häufigsten genannte Forschungsort in Depenbrocks (ebd., S. 236) Auswahl. Hier dominiert das Alvensbacher Institut, welches die insgesamt am häufigsten genannte Institution ist, vor dem Ifo-, dem Infas- und dem Wickert-Institut, dem DIW, Infratest und dem RWI (ebd., S. 241). Der Einsatz von Bildern und Grafiken variiert nach den Periodika stark, es finden sich Anteile von ca. 3 % (FAZ), 6%–9 % (FR, WAZ, Bild), 14%–17 % (Express, Schwäbische Zeitung, SZ) und 29 % (Welt) (ebd., S. 328).

Depenbrock (1976, S. 356) resümiert: „In zunehmenden Maße wird auch aus den „Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften“ berichtet. Hier sind es vor allem die Bereiche, in denen die kommerziellen Institute der Meinungs-, Markt- und Wirtschaftsforschung tätig sind, während über Arbeiten aus den Universitäten in diesen Disziplinen nur sehr selten informiert wird.“

Hömberg (1981, S. 71 f.) greift Depenbrocks (1976) Untersuchung auf und weist vor allem auf die thematische Einengung der Berichterstattung auf „Demoskopie und empirische Sozialforschung sowie Wirtschafts- und Konjunkturforschung“ hin. Problematisch dabei ist für Hömberg (ebd.) die fehlende Thematisierung von Strukturen und Erklärungen gegenüber der zum Teil bruchstückhaften Darstellung von Daten.

„Durch die journalistischen Selektions- und Transformationsprozesse werden diese Verkürzungen weiter verkürzt und thesenhaft zugespitzt. Für die jeweiligen Auftraggeber und sonstige Interessenten dienen demoskopische Ergebnisse häufig nur dazu, Politik oder Werbung (oder politische Werbung) zu machen.“ (Hömberg 1981, S. 72)

Insbesondere die Qualität der Darstellung wird hierbei (ebd., S. 72) kritisiert, was als fehlende Nennung von „Theorie, Auftraggeber, [...] Institut, Stichprobengröße, Zeit und Raum der Umfrage sowie der angewandten Methode“ identifiziert wird. Bei Hömberg (ebd., S. 73) ist zu lesen, dass in Politik- und Wirtschaftsressort weit weniger Wissenschaftsanteile (zwischen 0,7 % und 1,3 % bzw. 2,3 %) enthalten sind als in Kultur, Vermischtem und „selbst den Automobil-Seiten“.

⁴⁶ Wissenschaftsjournalisten verfassen solche Artikel in aller Regel nicht, lediglich 10 % der Artikel von Wissenschaftsjournalisten drehen sich nicht um Natur- und Technikwissenschaften oder Medizin (vgl. Depenbrock 1976, S. 207).

Ebenfalls thematisiert Hömberg (ebd., S. 73) das Missverhältnis der multiparadigmatischen Sozialwissenschaften und der auf „Homogenisierung bedachte[n] Vermittler“. Hömberg (ebd., S. 74) berichtet insbesondere für den Wirtschaftsjournalismus von einer langanhaltenden Kritik, einen eigenen Jargon zu verbreiten und lediglich partikulare Interessen zu bedienen. Letztendlich sind die Defizite der Darstellung der Sozialwissenschaften in den Massenmedien aber für mehr verantwortlich als eine schlechte Außendarstellung:

„Die Publizistik hat auch die möglichen negativen Folgen der Wissenschaft zu diskutieren und ihre destruktiven Züge deutlich zu machen. Die aufgezeigten Blindstellen sind deshalb bedenklich, weil eine „Kommunikationslücke“ zwischen sozialen Handlungseinheiten immer auch eine „Kontrollücke“ impliziert.“ (Hömberg 1981, S. 75; Hervorhebung entfernt; JWK)

Ulrike Badura (1982, S. 18) zeichnet auf Basis einer empirischen Sichtung der Sozialwissenschaften in den deutschen Massenmedien folgendes skeptische Bild: „Nach unseren Ergebnissen scheint dieses Bild derzeit mit blassen, wenn nicht sogar unschönen Farben versehen. Nur einige Ausschnitte der Forschung werden dem Leser präsentiert, außerdem werden sie häufig kritisch kommentiert und als unbefriedigend etikettiert.“ Als empirische Basis dient hier ein sogenannter Clipping-Dienst⁴⁷ (ebd., S. 21), der für den fünfmonatigen Zeitraum 09.1980 bis 01.1981 156 Artikel liefert. Entsprechend fallen in der Auswahl eher die Selektionsentscheidungen des Clipping-Dienstes vor Augen, der Schwierigkeiten mit der Umgrenzung des Feldes hatte (ebd., S. 23). Die Artikel werden eher impressionistisch durchgesehen, als zentrales Ergebnis benennt Badura (ebd., 22) die Fokussierung der Artikel auf soziale Probleme, aber vor allem die „erstaunliche Vielfalt der Artikel“. Hierin nahm Berichterstattung über Forschung den Hauptteil ein, wobei der Einfluss von institutionellen Vermittlern wie Pressestellen sichtbar wird (ebd., S. 30).

„Trotz der fehlenden Repräsentativität des Materials zeigt selbst diese geringe Auswahl, daß das Bild der Sozialwissenschaften in der Tagespresse überwiegend negativ und von Vorurteilen bestimmt gezeichnet wird. Die Etablierung der Sozialwissenschaften als kompetente und anerkannte Disziplinen scheint bisher wenig Eingang in die Zeitungen gefunden zu haben, im Jargon der Publizisten gesprochen: die Sozialwissenschaften haben „eine schlechte Presse“.“ (Badura 1982, S. 24)

47 Der Leserdienst übernimmt das Suchen von relevanten Artikeln, die vom Auftraggeber bestimmt werden, aus seinem Archiv, das ca. 750 Periodika, darunter 302 Tageszeitungen und 25 Wochenzeitschriften, umfasst. Der Suchterminus lautete „Sozialwissenschaftliche Forschung und Beratung“ und war mit dem DFG-Schwerpunkt „Verwendungszusammenhänge sozialwissenschaftlicher Forschung“ verbunden (ebd., S. 21 f.).

Geretschlaeger (1997, S. 76) stellt zwar eine Erhöhung der Wissenschaftsberichterstattung in Österreich um ca. 1,5 Artikel pro Tag im Vergleich der Jahre 1977 (vgl. hierzu auch Geretschlaeger 1979) und 1997 fest, was allerdings eine relative Verringerung angesichts des Umfangsgewinns der Periodika darstellt. In der Auswahl aller österreichischen Tageszeitungen und von drei Magazinen machen Gesellschafts-, Rechts- und Wirtschaftswissenschaften (ohne Geschichte) fast 12 % bzw. 7 % der Wissenschaftsberichterstattung aus (ebd., S. 82).⁴⁸ Besonders selten kommen diese Wissenschaften im österreichischen Fernsehen vor, die Werte für Gratiszeitungen und den Hörfunk sind in etwa die des relativen Niveaus der anderen Printmedien (ebd.). Insgesamt zeichnet Geretschlaeger (ebd., S. 90 f.) ein düsteres Bild der Wissenschaftsberichterstattung in Österreich, die er auch mit Bevölkerungsumfragen kontrastiert, die ebenfalls eher Skepsis gegenüber Wissenschaft ergeben, Fernsehen hat dabei die höchsten Werte (über 50 % bei Mehrfachnennungen), was die Zuschreibung sachlicher und zuverlässiger Berichterstattung angeht, während alle andere Medienarten hier nur auf Zustimmungsraten zwischen 15 % und 20 % kommen.

Stephan Mikinovic (1978, S. 19) behandelt die Frage nach der massenmedialen Präsenz der Sozialwissenschaften standardisiert wie qualitativ aus reflexivem Interesse:

„Vielmehr zieht [sic!] Reflexion hier darauf, das Bewußtsein des Soziologen darüber zu vertiefen, wer und was er in einer spezifischen Gesellschaft ist, welche Funktion ihm zugeschrieben und wie seine (wissenschaftliche) Praxis öffentlich bewertet wird.“

Mikinovic (ebd.) hält sozialwissenschaftliches Wissen, auf marxistischer Grundlage, für einen möglichen Produktivitätssteigerungsfaktor, insbesondere bezüglich politisch-sozialer Planung. Da es allerdings ein Sonderwissen darstellt, besteht ein doppelter Druck in die Gesellschaft zu diffundieren: „Deswegen ist Öffentlichkeit des Wissens einerseits notwendig, um das wissenschaftliche Sonderwissen vor einer zu starken gesellschaftlichen Isolation zu bewahren und andererseits Voraussetzung für eine Diffusion (z. B. soziologischer Denkweisen) in andere Bereiche“ (ebd.). Die Tagespresse hält er (ebd.) angesichts des Fehlens sozialwissenschaftlichen Journalismus für den herausragenden Schauplatz dafür. Öffentlichkeit trägt jedoch darüber hinaus auch normative Ansprüche, soll doch Aufklärung, Unterstützung des demokratischen Wertesystems, Kritik und Kontrolle geleistet sowie rationale Meinungsbildung unterstützt werden (ebd., S. 20).

48 Medizinische Themen dominieren in allen dort (ebd., S. 82) untersuchten Medienarten außer dem Fernsehen, Naturwissenschaften nehmen die zweithöchsten Werte bei den Zeitungen, Gratiszeitungen und die stärksten im Fernsehen ein, technische Themen schließlich sind in den Magazinen, im Hörfunk und im Fernsehen besonders stark, alle drei Disziplinen sind jeweils stärker als die Gesellschaftswissenschaften.

Im standardisierten Teil untersucht er die österreichische Tagespresse in den Jahren 1967, 1970 und 1973. Grundsätzlich korreliert der Befund, dass zumindest jeden zweiten Tag ein Artikel mit sozialwissenschaftlichem Inhalt gefunden wird, mit dem in Österreich kürzlich stattgefundenen Ausbau der sozialwissenschaftlichen Forschungs- und Universitätsinfrastruktur (ebd., S. 20). Thematisch werden vor allem empirische Sozialforschung und Makroökonomie behandelt, deren Anteile konstant bei 70 % liegen, während diese Teilbereiche innerhalb der Forschung nur 40 % einnehmen (ebd.). Zu den Sozialwissenschaften werden hier (ebd.) auch Gemeindestudien, Politik, Psychologie und Pädagogik gezählt.

Innerhalb der Soziologie dominieren quantitative Methoden und kommerziell betriebene Surveys, was die Soziologie als ein „kommerziell betriebenes Unternehmen“ erscheinen lässt, wohingegen der überragende Anteil soziologischer Forschung öffentlich finanziert sei (ebd., S. 20 f.).

„Die thematischen Schwerpunkte bei den Darstellungen aus dem Bereich der Soziologie liegen bei den Problemen: der Einstellung der Österreicher (32 Prozent), des Wahlverhaltens (12 Prozent), der Kultur- und Freizeitgewohnheiten (12 Prozent), von Organisationen (9 Prozent), der Arbeitswelt (9 Prozent), der Jugend (8 Prozent) und der Gastarbeiter (7 Prozent).“ (Mikinovic 1978, S. 20)

Demgegenüber erscheint die Ökonomie eher wie eine verwissenschaftlichte Politik, die stark auf Indizes basiert (ebd., S. 21): „Bei den Wirtschaftswissenschaften konzentrieren sich die Bereiche fast ausschließlich auf die Konjunkturforschung (39 Prozent), das Wirtschaftswachstum (18 Prozent) und die Inflationsbewältigung (10 Prozent). Die Präferenz der Ökonomie ist dabei explizit makroökonomisch“ (ebd., S. 20 f.).

Die Darstellungsweise der Soziologie orientiert sich stark an Professoren als Zeichen für Glaubwürdigkeit, während die wissenschaftliche Arbeitsteilung nicht abgebildet wird (ebd., S. 21). Forschungsprojekte werden zunehmend zum Anlass, um über Soziologie zu berichten, allerdings werden sie in der Regel mit einem gesellschaftlichen Problem verbunden: „Mit dieser Art von Aufbereitung wird die Assoziation nahegelegt, Sozialwissenschaft würde soziale Probleme zu ihrem Ausgangspunkt nehmen“ (ebd.).

Von besonderem Interesse ist bei Mikinovic (ebd., S. 21 f.) die qualitative Untersuchung, stellt sie doch die einzige auffindbare Rekonstruktion der Funktionszuschreibungen durch die Analyse latenter Sinnstrukturen dar, bei der wissenschaftslogische und gesellschaftspolitische Funktionen unterschieden und identifiziert werden. Letztere werden allerdings auch in Verhältnisaussagen auf den Gesamtkorpus bezogen:

„Zum wissenschaftstheoretischen Stellenwert sei hier nur soviel angemerkt, daß Sozialwissenschaften in drei Viertel aller Darstellungen als bloß deskriptiv-analytische

Wissenschaft ohne weitere Erklärungsleistungen präsentiert werden. Sozialwissenschaften liefern demnach nur bessere oder schlechtere Taxonomien, um soziale Tatbestände klassifizierbar zu machen. [...] Die gesellschaftspolitischen Funktionen, die den Sozialwissenschaften zugeschrieben worden waren: Sozialplanung [30% konstant], Prognose wirtschaftlicher und sozialer Ereignisse (Konjunktur, politische Wahlen usw.) [von 53–33%], Legitimation von Entscheidungsvorhaben [von 4–27%] und Aufklärung über gesellschaftliche Tatbestände [10% konstant].“ (Mikinovic 1978, S. 22)

Daraus ergibt sich für Mikinovic (ebd.) die Hauptdeutung, dass die Sozialwissenschaften hauptsächlich für die Legitimation des Sozialstaats herangezogen werden. Innerhalb diesem sorgt sozialwissenschaftliches Wissen in einem deziisionistischen Entscheidungsmodell für die Grundlage (ebd.). Dies zeigt sich auch deutlich bei der Ökonomik:

„Die Wirtschaftswissenschaften werden eindeutig mit dem Status einer prognoseliefernden Forschung identifiziert. Wirtschaftsprognosen werden dabei als quasi objektives Datum dargestellt, das zwar um Prozentpunkte korrigierbar ist, aber sonst keine Alternative zulässt. Daß aber eine veränderte Wirtschaftsordnung andere Probleme entstehen lassen würde, tritt nirgends in den Horizont der Möglichkeiten.“ (Mikinovic 1978, S. 22)

Daraus ergibt sich andererseits ein paradoxes Bild, da die Sozialwissenschaften zwar mit gesellschaftlicher Planung zusammenhängen, selbst aber kein Potenzial zur Rationalisierung haben. Die öffentliche Berichterstattung verfehlt ihr Ziel der Aufklärung, da insbesondere durch die Selektion der Journalisten unter Zeit- und Platznot Kontextualisierungen in den Hintergrund gedrängt werden (ebd., S. 24). Mündigkeit könnte nur durch das Verständnis der Gesellschaft hergestellt werden, die zerstückelte Darstellung verhindert aber gerade dies. Stattdessen vollzieht sich diese analog zur Sportberichterstattung in einer Resultatsberichterstattung, deren Hauptaussage in einem „Es ist so.“ besteht (ebd., S. 23). Es werden zwar verschiedene Nützlichkeitsdimensionen (Allgemeinnutzen, Sozialreform, wissenschaftsinterner Nutzen und Nutzen für Auftraggeber) unterschieden, im Laufe der Zeit nimmt der sozialreformerische Nutzen jedoch die Hälfte der Artikel ein (ebd., S. 22). Als Veränderungsperspektiven erscheinen ein stärkeres Engagement von Soziologen bzw. eine bessere Ausbildung der Journalisten (ebd., S. 24 f.). „In dem Dilemma zwischen Nutzen und Bedeutung liefern die Sozialwissenschaften als Kompromiß beides, vor allem, weil sie derzeit weder über die Verwertung ihres Wissens, noch die Rezeption ihres Bedeutungswerts mitbestimmen können“ (ebd., S. 25).

Rosenmayr (1978, S. 60 f.) beschreibt, dass das „sozialwissenschaftliche Forschungsprestige“ in Österreich seit der „sozialdemokratischen Alleinregierung in den frühen siebziger Jahren“ steigt. Das öffentliche Bild der Soziologie schwanke aber zwischen Technokratie und Revoluzzertum (ebd.). Ebenfalls zitiert er (ebd.,

S. 61) aus einer Diplomarbeit, die zeigt, dass zwischen 1966 und 1970 in fünf Tageszeitungen 156 Begriffe von 630 eines soziologischen Lexikons auftauchten (ebd., S. 61). Trotzdem beschreibt er (ebd., S. 63) das Verhältnis von Soziologie und Massenmedien als besonders „prekär“. Während der Einfluss in der Mitwirkung von Maßnahmen vorbereitenden Berichten verortet wird, scheint die „gewisse Publizität [...] oft in Zusammenhang mit Kuriosität“ zu stehen (ebd., S. 63).

Höpfinger (1978, S. 65) konzipiert die öffentliche Stellung der Soziologie in der Schweiz als problematisch, die von einer „retardierenden“ Entwicklung, einer schwachen Thematisierung, einer hohen Personalisierung und „heteronomer“ Artikulation von Soziologen geprägt ist. Charakteristisch ist für die Schweiz die Fragmentierung der zahlenmäßig sehr kleinen Soziologie anhand der Sprachgrenzen (ebd., S. 66). Die schwache öffentliche Thematisierung wird von Höpfinger (ebd., S. 67 f.) mit den fehlenden „Systemkrisen“, dem konsensualen Charakter der Schweizer politischen Öffentlichkeit und der weniger starken „Verwissenschaftlichung“ der Politik aufgrund des Anteils direkter Demokratie begründet. Der personalisierende Kontext der Schweiz zeigt sich auch in der besonderen Bedeutung einzelner Soziologen (ebd., S. 68 f.).

Kohler (1986, S. 84) findet aus dem Untersuchungsmaterial⁴⁹ von Schanne (1986) einen Anteil der Sozialwissenschaften an der Wissenschaftsberichterstattung in Schweizer Tageszeitungen von fast 14 %. Unter Sozialwissenschaften werden dabei (ebd., S. 89) nicht die Wirtschaftswissenschaften, dafür aber Psychologie (fast 32 % der Sozialwissenschaftsberichterstattung⁵⁰), Pädagogik (17 %), Soziologie (14 %), Politologie (13 %), Demografie (10 %), Publizistik (6 %), Volkskunde (5 %) und Ethnologie (4 %) gezählt. Kohler (ebd., S. 86) weist auf eine gewisse Ähnlichkeit des Anteils der Sozialwissenschaften in den drei deutschsprachigen Ländern gemessen an den (und trotz des unterschiedlichen Aufbaus der) Untersuchungen von Depenbrock (1976) und Geretschlaeger (1979) hin. Hier wiederholt sich die Schwierigkeit der Bewertung, ob der Anteil nun hoch oder niedrig sei, da kein äußerer Maßstab herangezogen wird (ebd., S. 84 f.). „Sozialwissenschaften werden also nicht zeitungsspezifisch marginalisiert. Die Zeitungen, die der Wissenschaft im Allgemeinen einen relativ breiten Platz einräumen, berichten auch vermehrt über Sozialwissenschaften“ (ebd., S. 88; Hervorhebung entfernt; JWK). Allerdings finden sich die weniger

49 Insgesamt werden 2.287 Artikel in 50 Zeitungen gefunden (Kohler 1986). Die Medizin und die Naturwissenschaften nehmen jeweils fast doppelt so viele Artikel ein, die übrigen Wissenschaften knapp 35 % (ebd., S. 84). Der Anteil von Artikeln mit Wertungen war für die Sozialwissenschaften relativ hoch, Kritik und insbesondere Kritik an Personen jedoch relativ niedrig (Stutz 1986, S. 167 f.).

50 Kohler (1986, S. 89) vergleicht diesen ‚Psychologie-Überhang‘ mit demjenigen der Medizin, der letztlich auf der Lesersprache beruht, die auf „unmittelbares körperliches Befinden und alltäglich-zu-lösende-zwischenmenschliche Probleme“ abzielt.

häufig auftauchenden Disziplinen in den Zeitungen als „Eintagsfliegen“ (ebd., S. 90) wieder. Als Anlässe und Themen der Artikel finden sich in der Regel einzelne Untersuchungen (überdurchschnittlich oft bei den Sozialwissenschaften), Evidenzen und einzelne Phänomene, Preise und Ehrungen sowie praktische Anwendbarkeiten; Theorien werden etwas häufiger in den Sozialwissenschaften und als Methoden erwähnt (ebd., S. 92 ff.). Die Artikel unterscheiden sich dabei nicht grundlegend von medizinischen oder naturwissenschaftlichen, die Qualität der Artikel im Sinne der Darstellung des hier „Datenkranz“ genannten Konvoluts aus Theorien, Methoden, Material und Nützlichkeit finden sich insbesondere in den Artikeln zu einzelnen Untersuchungen; Auftraggeber, Geltungsaspekte und Teamwork werden hier wie da vernachlässigt (ebd., S. 97). Sozialwissenschaften haben laut Kohler (ebd., S. 100f.) insgesamt eine höhere Wahrscheinlichkeit thematisiert zu werden, wenn sie wie nicht-wissenschaftliche Inhalte behandelt werden, also den gängigen Nachrichtenwerten entsprechen; dies bedeutet: Nähe zum Leser (in 29 % der Sozialwissenschafts-Artikel, Relevanz für den Leser (28 %), Prominente (21 %), Diskretes Ereignis (18 %) und Konflikt (9 %)). Als zentrales Problem der Sozialwissenschaftsberichterstattung ist damit aber auch das fehlende Ressort identifiziert, da das Wissenschaftsressort sich hauptsächlich auf Medizin und Naturwissenschaften konzentriert, sowie die Verständnisbarriere zwischen Journalismus und Sozialwissenschaft, da ersterer letzteren Banalität und Jargon vorwirft (ebd., S. 102 ff.).

Andere sozialwissenschaftliche Disziplinen⁵¹

In der Psychologie hat das Thema bereits Eingang in Lehrbücher erhalten, bei der auch ethische Richtlinien für den Auftritt in den Medien eine Rolle spielen (vgl. Trepte et al. 2008). Für die Psychologie ist das Verständnis der Bevölkerung über die Disziplin und das hergestellte Wissen freilich von besonderer Bedeutung, da in angewandten Situationen (z. B. Therapie) die Voreinstellungen, Erwartungen und Wünsche eine Rolle spielen. Schon Moscovici (2008) konnte für die französische Nachkriegszeit zeigen, dass sich basierend auf Presseberichterstattung gleich mehrere Laien-Deutungen mit sozialstruktureller Fundierung über die Psychoanalyse bilden. Park (2004, S. 130 f.) zeigt für die kulturelle Autorität der

51 Nicht referiert werden hier die Diskussionen und Forschungen über das Verhältnis von Geisteswissenschaften und Massenmedien, wobei allerdings gerade die Geschichtswissenschaft ein interessanter Vergleichsfall sein könnte (vgl. für frühere Sammelbände zum Thema: Borowsky et al. 1976; van Kampen & Kirchhoff 1979; als aktuellen Überblick Schäfer 2018). Ein solcher Vergleich muss weiterer Forschung überlassen werden. Ähnliches gilt für die Philosophie, wobei hier die interne Varianz gleichwohl noch höher einzuschätzen wäre, schon der Wissenschaftsstatus der Philosophie ist ja umkämpft (vgl. aber für die historische und medienwissenschaftliche Analyse eines einzigen Interviews zwischen Rudolf Augstein und Martin Heidegger: Hachmeister 2014).

Psychologie zudem verschiedene Modi, die er organisch und traditionell in Anlehnung an Gramsci benennt: Traditionelle kulturelle Autorität über Psychologie und psychologisches Wissen wird hier eher in Verbund mit der Medienlogik hergestellt, während organische kulturelle Autorität eher den Weg über direkte Appellation an und Identifikation mit Laien funktioniert. Für die Psychologie finden sich neben den Darstellungen von Psychologen und der Disziplin in Nachrichten- und Unterhaltungsmedien ebenfalls die Diskussion der Darstellung von psychischen Krankheiten und Kranken sowie von Darstellungen von Therapie und mediengestützten Therapieformaten (Trepte et al. 2008). Psychologen in den Medien werden dominant mit dem „freudianisch geprägten Stereotyp des männlichen Therapeuten mit weißem Bart und Brille“ dargestellt, während psychisch Kranke in der Regel negativ (in Bezug zu Gewalt) dargestellt werden (ebd., S. 578 f.; Hervorhebung entfernt; JWK).

Für die Psychologie spielen empirisch Zeitschriften mit Ratgeberanteil eine besondere Rolle (Schorr 1994, S. 199). Schorr (ebd., S. 202 f.) findet für den jeweiligen März (1989–91) in sechs Tageszeitungen und 14 Zeitschriften insgesamt 1.721 Beiträge mit psychologischem Inhalt (was eine Steigerung insbesondere zum Jahr 1991 hin bedeutet), dabei handelt es sich also auch um Beiträge, die psychologische Fachbegriffe enthalten. Durchschnittlich finden sich in den Tageszeitungen ca. 2,5 Artikel pro Ausgabe, in den Zeitschriften 7,7 Artikel (ebd., S. 203; eigene Berechnung). Die Tageszeitungen mit regionalem Teil haben in diesem Ressort die meisten Artikel, in denen ohne dominieren das Feuilleton und Vermischtes-Seiten, während sich in allen ebenfalls im Politikressort Artikel in nennenswertem Umfang finden (ebd., S. 207). Etwa drei Viertel der Artikel wurden von Journalisten verfasst, wobei es in den sachlichen Kategorien Unterschiede gibt und der Anteil von Psychologen als Verfasser steigt (ebd., S. 208). Die Psychologie erscheint in dieser Inhaltsanalyse (ebd., S. 217) als popularisiert: „Psychologiehaltige Texte finden sich weit verstreut unter allen traditionellen Zeitungs- und Zeitschriftenrubriken. Zeitschriften bieten psychologiehaltigen Texten um ein Vielfaches mehr Raum als Tageszeitungen“. Allerdings ist der Großteil der Artikel nach dem Maßstab der Analyse (ebd., S. 217) von niedrigem bis mittlerem Niveau und es besteht eine starke Fokussierung auf Lebensgeschichten und Beziehungsprobleme. „Die thematische Vielfalt der Psychologie bzw. psychologischer Perspektiven findet in den von uns identifizierten psychologischen Texten keine Entsprechung“ (ebd., S. 217; Hervorhebung entfernt; JWK). Bamberg (2013, S. 80) kommt in seiner Untersuchung der Berichterstattung über die Suizid-Serie in französischen Unternehmen zu einem positivem Fazit, da „Wissen aus allen relevanten Bereichen“ zum Thema über alle Artikel hinweg geliefert werde: „Ein eigenständiger, in einem marktwirtschaftlichen Kontext und nach spezifisch journalistischen Selektionskriterien funktionierender Wissenschaftsjournalismus erfüllt seine Funktion der Vermittlung auch sperriger Erkenntnisse der Wissenschaft durchaus.“

Die Konstellation zwischen wissenschaftlichen Klagen über mangelnde Medienaufmerksamkeit, bei angenommener Relevanz für gesellschaftliche Diskurse und Veränderungen und dem Fehlen empirischer Daten über die tatsächliche Medienpräsenz ist auch der Kommunikationswissenschaft nicht fremd (Brantner & Huber 2013). Brantner und Huber (2013) legen hierfür eine explorative Untersuchung vor, die die Berichterstattungsweisen und deren Veränderungen dreier deutschsprachiger Qualitätstageszeitungen (SZ, NZZ, Der Standard) über Kommunikationswissenschaften in einem Vergleich von 1999 und 2009 bearbeitet. Mithilfe von 44 Suchtermen und Suchtermkombinationen finden sie für die gesamten Jahre insgesamt 587 Artikel (ebd., S. 154). Etwa ein Fünftel davon waren Wissenschaftsberichte im engeren Sinne, über ein Viertel enthielt Expertisen oder Ergebnisse kommunikationswissenschaftlichen Hintergrunds innerhalb der Medienberichterstattung (und etwa 12 % bei anderen Themen), etwa 10 % stammte von Kommunikationswissenschaftlern, der Rest waren Kontexte anderer Wissenschaftler, Hochschulen und Ankündigungen (ebd., S. 255). Insgesamt stieg die Berichterstattung zwischen den Jahren um über 10 %, allerdings nicht in der NZZ, die die meiste Berichterstattung enthielt (ebd., S. 254 f.). Ungefähr die Hälfte der Artikel mit Forschungsbezug enthielt Forschungsergebnisse bzw. Expertisen, nur etwa ein Viertel beides (ebd., S. 256). Der Hauptteil der Berichterstattung fand sich im Medienressort (über 40 %), während Politik (8 %), Kultur (5 %) und Wissenschaft (4 %) nur geringe Anteile auf sich ziehen konnten (ebd., S. 256 f.). Wertungen (in der Regel die Qualität der Forschung betreffend) fanden sich in über einem Viertel der Artikel, wobei über die Hälfte positiv waren, 15 % negativ, drei Artikel der SZ wurden als Disziplin-Bashing gewertet (ebd., S. 257 f.). Inhaltlich konnten relativ ähnliche Anteile für Medienanalysen, Kommunikatorenforschung, Inhaltsanalysen und Rezeptionsforschung gefunden werden, wobei die Beziehung von Onlinemedien zu traditionelleren Medien eine große Rolle spielte (ebd., S. 258 f.).⁵²

Sozialwissenschaften in Unterhaltungsmedien

„Sociology is the study of people who don't need to be studied by people who do.“

Anthony Giddens & Christopher Pierson (1998, S. 40)

„Soziologie is de Wissenschaft / wo ma selwa nix tuat / damit ma de andan erklärn ko / was s toa soin.“

Herbert Schneider (zit. n. Hömberg 1978, S. 5)

52 In ihrem Vortrag bei der Jahrestagung der *Deutschen Gesellschaft für Publizistik und Kommunikationswissenschaft* vom 01. bis 03. Juni 2011 in Dortmund zeigten die Autorinnen zudem die Anteile der Artikel nach den oben bei Weiss & Singer dargestellten Story-Frames, wobei über die Hälfte der Artikel aus einer Veröffentlichung einen Artikel machten, gefolgt von gesellschaftspolitischen Analysen und dem Anschluss an andere Nachrichten. Die Folien des Vortrags wurden mir freundlicherweise überlassen.

Im Vergleich ist noch einmal viel weniger über die Bedeutung der Sozialwissenschaften für die und in den Unterhaltungsmedien bekannt. Dabei ist Unterhaltung eine der Hauptfunktionen der Massenmedien und das Bild der Sozialwissenschaften in den Unterhaltungsmedien ist ein eigenständiges, das in die „popular imagination“ (Bjorklund 2001, S. 23) einfließt. Die Frage lässt sich hier nur cursorisch darstellen, in Hinsicht auf den Einfluss der Sozialwissenschaften auf die Produktionsseite von Unterhaltungsmedien und auf die Inhaltsseite.

Einen Hinweis auf die Bedeutsamkeit dieses Aspekts bieten Gibbons et al. (1994, S. 90 ff.), die eine zentrale Bedeutung von mode-2-Sozialwissenschaften bzw. -Geisteswissenschaften in der Beziehung zur wachsenden „cultural production“ sehen (zu mode 2 und sozialwissenschaftlicher Wissensproduktion vgl. auch Kropp & Blok 2011). Die Produktion von Symbolen und kulturellen Werten (also zentral auch massenmediale Beiträge in Unterhaltungsmedien) sind die korrespondierenden Kontextbedingungen, die auch in den Sozial- und Geisteswissenschaften zur verstärkten Orientierung an äußerlichen Nutzen und zu Transdisziplinarität führen (Gibbons et al. 1994, S. 90). „It seems that the humanities both stand a bit aside as commentators or performers, while at the same time they are deeply involved in shaping powerful cultural images which in turn influence the entire culture of a society and its stratification systems“ (ebd., S. 92; zu wissenschaftlichen Beratern in der Filmbranche vgl. Frank 2003).

In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage, inwiefern soziologische Erkenntnisse von außersozziologischen Akteuren popularisiert und sogar produziert werden können. Im Zuge der Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft ist dies ein zu erwartender Umstand (vgl. auch Osborne et al. 2008), allerdings bieten gerade die Verfügbarkeiten von großen Datenmengen auch das Potenzial einer Krise, hier auch der empirischen Sozialforschung. Die Debatte hierzu startet mit Savage & Burrows (2007) und endet zumindest im Titel mit den eher optimistisch stimmenden McKie & Ryan (2016). Weitere Beispiele dafür bieten Unterhaltungsmedien in Form von Romanen (vgl. Corbett 1994), Dokumentationen oder auch Unterhaltungsserien. Penfold-Mounce et al. (2011) diskutieren diese Möglichkeit anhand der HBO-Serie *The Wire*, die sie als „social science fiction“ bezeichnen. Damit wird sowohl die Darstellung einer (künstlerischen) Wahrheit über eine moderne Stadt (im Beispiel Baltimore), deren soziale Struktur (im Beispiel etwa Polizei, Politik, Wirtschaft, Medien oder Schulsystem) und soziale Probleme (vor allem die Drogenkriminalität) thematisiert, aber auch, dass die soziologische Vorstellungskraft auch über Populärkultur wirken könne: „sociological imagination as popular culture“ (ebd., S. 154f.). „[S]ocial science-fiction[.]“ meint dabei eine Form „that takes material from good journalism and the social sciences and presents it in a compelling fictional form“ (ebd., S. 156), die also etwa eine fiktionale Geschichte zu einem realen medialen Artefakt transformiert, welches wiederum durch die soziologische Vorstellungskraft beeinflusst ist und auf die Inspirationen für die Geschichte (also Baltimore)

zurückwirkt. *The Wire* etwa gelingt es beispielsweise allgemeine Tendenzen des „Neoliberalismus“ in einem lokalen Setting in ihren Konsequenzen und Wechselwirkungen darzustellen und findet dann wiederum Eingang in Darstellungen und Kritiken ebenjenes Neoliberalismus wie bei Collin Crouch (2015, S. 105). Im Beispiel von *The Wire* gelingt dies unter anderem auch dadurch, dass die erzählten Geschichten und Charaktere reale Vorbilder haben, die zum Teil in der Serie auftauchen, und Laienschauspieler gewisse Freiheiten in den Darstellungen hatten (Penfold-Mounce et al. 2011, S. 158 f.). Solche außersozologisch entstandenen soziologischen Arbeiten stellen im Anschluss allerdings auch die Frage, inwiefern soziologische Narrative umstandslos in fiktionale Darstellungen zu übersetzen sind bzw. ob hierfür nicht andere Formen der Soziologie, was die Autoren anhand Andrew Abbots (2007) „lyrical sociology“ diskutieren, von Nöten sind (ebd., S. 162 ff.): „Lyrical sociology aims to avoid creating generalization or overarching theories but relies on translations of the content based on a sense of similarity and difference triggered by the text“ (ebd., S. 163). Möglichkeiten und Vorbilder für eine tiefere Durchdringung der (Populär-)Kultur für die Soziologie werden damit von den Autoren (ebd., S. 164) und damit auch für ein stärkeres Wirken der Soziologie dargestellt, aber: „The real difficulty will be in trying to take advantage of this opportunity.“

Als Inhalte finden sich Sozialwissenschaftler und Sozialwissenschaften in den Unterhaltungsmedien vergleichsweise wenig. Aber natürlich gibt es auch Ausnahmen (vgl. auch C. Fleck 2008, S. 400). Immerhin findet Bjorklund (2001, S. 23) achtzig Romane mit Sozialwissenschaftlern (wobei sie auf Soziologen fokussiert) als Protagonisten im zwanzigsten Jahrhundert, die eine gewisse Vielfalt methodologischer Positionen widerspiegeln.⁵³ Ein großer Anteil der Romane ist dabei nicht gänzlich überraschend dem Genre sogenannten Campus-Romane zuzuordnen, die akademisches Leben als Kontext benutzen (ebd.). Damit wäre hier natürlich angezeigt, systematische Unterschiede zwischen den Fachkulturen von den allgemeinen Darstellungsweisen von Wissenschaftlern zu differenzieren, was allerdings nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist. Bjorklund (2001, S. 36) macht aber auf das Fehlen einiger Tropen aufmerksam: „They do not portray sociologists as evil scientists, quixotic inhabitants of ivory towers, or inept bumlbers.“

Soziologen werden in Romanen nicht unbedingt positiv und sympathisch dargestellt: „The result is that in almost none of these novels is the sociologist a particularly admirable or even sympathetic character. There are virtually no positive comments made about sociologists“ (ebd., S. 24). Dies korrespondiert mit den Bemerkungen Peter Bergers (1963), der Soziologen als Partyschreck und das

53 Daneben gibt es natürlich noch direkte Referenzen in Romanen auf Soziologen, etwa wenn Michel Houellebecq in *Elementarteilchen* oder *Plattform* Auguste Come zitiert (vgl. Klunker 2010) oder Lustiger Bob sozialtheoretische Motive in *Oi Jazz* aufnimmt.

Fehlen von soziologiespezifischen Witzen bemerkt.⁵⁴ Berger (ebd.) zählt als populäre Soziologiebilder den Sozialarbeiter, den Sozialreformer, den Jargonsprecher und den pedantischen Statistiker auf. Auch hier taucht schon ein Vorurteil auf, Soziologen seien berechnend und würden ihr Wissen um soziale Regelmäßigkeiten zu ihrem Vorteil benutzen. Im Kontext von Romanen wird die Beschreibungssprache und die Theorie der Sozialwissenschaften daneben regelmäßig in kritischem oder satirischem Licht behandelt (Bjorklund 2001, S. 25 f.). Der Forschungsprozess, in dem noch nicht klar ist, was relevante und was irrelevante Fakten des sozialen Zusammenlebens sind, was quantitativ wichtig und was qualitativ wichtig ist, bietet dafür reichlich Stoff (ebd.). Soziologen erscheinen dann als gefühllose Sortierer der Menschen in abstrakte Kategorien wie Klassen, Gruppen oder andere statistische Kategorien, die die Individualität ihrer Untersuchungsobjekte missachten oder als Forscher ohne Sinn für Geschichte (ebd., S. 27 f.). Dies schlägt immer wieder in die Beschreibung der Persönlichkeiten der Forscher durch, die als Heuchler, Idioten oder Sozialversager im Sinne des Herring'schen Gesetzes⁵⁵ dargestellt werden (ebd., S. 28 f.). Die Darstellungsweise ist hierbei erstaunlich stabil über das zwanzigste Jahrhundert hinweg, lediglich Marxisten nehmen gegen Ende des Jahrhunderts als Protagonisten ab, während der Anteil von Soziologinnen steigt (ebd., S. 37).

Das grundsätzlich negative, stabile Bild findet sich ebenfalls in Hollywoodfilmen wieder (Conklin 2009). Gefunden werden allerdings immerhin 32 Filme mit Sozialwissenschaftlern (der früheste 1915; ebd., S. 199 f.). Auch hier sind College-Filme das häufigste Genre (ebd., S. 202): Im Disziplinenvergleich dominiert hierbei die Psychologie mit mehr als doppelt so vielen Filmen als die Anthropologie (mit Archäologie). Relativ ähnliche Zahlen finden sich wiederum leicht darunter absteigend für Soziologie, Ökonomik und Politikwissenschaft.

54 Auch im deutschsprachigen Raum sind Anekdoten oder Witze, die sich ausschließlich auf Soziologen beziehen, m. W. nahezu unbekannt. Es finden sich allerdings Storys und Witze, die in der Soziologie, aber auch in anderen Fächern bekannt sind: wie z. B., dass Taxifahren Hauptberuf von Soziologen oder die erste Frage eines berufstätigen Soziologen „rot oder weiß“ sei. In Marc-Uwe Klings *Känguru Chroniken* errettet das namensgebende Känguru den Protagonisten und sich selbst vor dem „Angriff der Killer-Soziologen“ (vgl. mit einer Zombie-Apokalyypse), indem es die Soziologen erschießt bzw. mit einem Rasenmäher zerstückelt. In der Trilogie Klings finden sich tatsächlich des Öfteren Soziologen-Witze. Ebenfalls finden sich vereinzelte Sketche wie „In einem Kaffeehaus“ (1975, *Nonstop Nonsense*, Dieter Hallervorden und Rotraud Schindler), in denen die forschende, sozialwissenschaftliche Haltung dem Alltag gegenüber als Material für Witze benutzt wird: dort ethnomethodologische Krisenexperimente, die gegen die Forschende gewendet werden. Systematisch, also über solche Anekdoten hinausgehend, findet sich m. W. nichts über die Rolle der Sozialwissenschaften in der deutschsprachigen Unterhaltungskultur.

55 Das Herring'sche Gesetz führt kollektive Persönlichkeitsdefizite von Forschergruppen auf ihren Untersuchungsgegenstand zurück: So können Ökonomen nicht mit Geld umgehen, Psychologen sind verrückt und Soziologen haben Probleme mit Gruppen (ihresgleichen); vergleiche dazu auch Lepenies (2002, S. 407).

Die Soziologie weist besonders häufig bloß beiläufige Anführungen auf, die nur von der Psychologie übertroffen werden. Auch gibt es wiederum viele Darstellungsweisen, die für alle Wissenschaften gelten: „Students of sociology are no exception to the usual depiction of undergraduates as intellectually indifferent and academically deficient“ (ebd., S. 204). Weniger häufig scheint jedoch das Bild des pedantischen Statistikers, des Pseudowissenschaftlers oder des Voyeurs in Filmen aufzutauchen (ebd., S. 208, 212). Interessanterweise wird in den Filmen den administrativen Aufgaben von Soziologen im Vergleich mehr Aufmerksamkeit geschenkt als Lehrsituationen, was sich vor allem in Filmen über die Studentenrevolten niederschlägt (ebd., S. 210 f.). Die Bandbreite der Filme ist insgesamt hoch, trotzdem kommt auch Conklin (2009, S. 211 f.) zu einem harschen Urteil über das öffentliche Bild: „Hollywood movies sometimes cast the discipline of sociology as a useless, even emasculating, field of study that dwells on the trivial and the obscure.“ Die Nähe der Darstellung der Soziologen mit denen von Psychologen mag insgesamt auf die Schwierigkeit verweisen, soziologische oder sozialwissenschaftliche Praxen filmisch darzustellen (vgl. ebd., S. 212).

Sollte Luhmann (1997) Recht haben, dass die Soziologie und die Massenmedien in einem Konkurrenzverhältnis bezüglich der Weltbeschreibung stehen, ließen sich die Ergebnisse relativ einfach erklären, weitet man die Konkurrenzthese auch auf das Kunstsystem aus. Künstler nehmen Soziologie und Sozialwissenschaftler zum einen als Material wahr, das korrelierend zur Relevanz in anderen gesellschaftlichen Bereichen genutzt wird, um die eigenen Arbeiten gelingen zu lassen. Zum anderen wird die grundsätzliche Herangehensweise einer wissenschaftlichen Erklärung sozialer Regelmäßigkeiten, die in das Fühlen der Akteure reicht, als Konkurrenz zur künstlerischen begriffen und dementsprechend nimmt es nicht wunder, dass der wissenschaftliche Versuch mit den gängigen Klischees und Vorurteilen gegenüber der Wissenschaft belegt wird: Wissenschaftler sind beschränkt, ihre Beschränkung auf wissenschaftlich verwertbare Anteile der Realität wird künstlerisch zu einem Persönlichkeitsmerkmal umgedeutet. Wissenschaftler sind gefährlich, da die Kenntnis der Regeln Manipulationschancen erhöht. Sozialwissenschaftler sind dabei Hybris unterworfen oder schlicht lächerlich, da sich der Erfolg der Sozialwissenschaften, gemessen an der gesellschaftlichen Wahrnehmung der Naturwissenschaften und ihres Erklärungsmodells, klein ausnimmt (vgl. zum Verhältnis von Wissenschaft, Soziologie und Literatur natürlich auch Lepenies 2002, S. IX, der die Soziologie als eine dritte Kultur zwischen Wissenschaft und Literatur in der Gründungsphase der Disziplin beschreibt).

Schließlich wirken populäre Darstellungen von Soziologen auch in die fachliche Selbstreflexion hinein, wie aktuell etwa in der Diskussion von Sina Farzin (2018, S. 5 f.) im Editorial der *Soziologie*, wo eine Figur aus Julie Zehs *Unter Leuten*, die lange Jahre als Soziologe an einer Universität beschäftigt war, aber hauptsächlich als erfolgreich im EU-Antrag-Stellen dargestellt wird, als Negative folie für die Motivation, Soziologie zu betreiben, fungiert.

1.2.4 Perspektiven von Sozialwissenschaftlern, Journalisten und Rezipienten

Die Sicht der Sozialwissenschaften auf die Massenmedien

Weiss und Singer (1988, S. 64ff.) stellen einen charakteristischen Unterschied bei der Bewertung journalistischer Berichterstattung über Sozialwissenschaften aus der Perspektive von Sozialwissenschaftlern fest: Generell wird die Berichterstattung eher skeptisch beurteilt, die Berichterstattung über eigene Arbeiten sowie eigene Erfahrungen werden dagegen eher gut beurteilt.⁵⁶ Insgesamt sehen sie allerdings die Ergebnisse, die sie über Interviews mit über 120 Sozialwissenschaftlern mit Medienerfahrungen erhalten, als relativ ähnlich zum herrschenden anekdotischen Bild unter Sozialwissenschaftlern: „This type of mixed review seems typical of the corridor where social scientists gather“ (ebd., S. 64). So stehen bei der Bewertung des letzten Artikels, der die eigene Forschungsarbeit betraf, hohe Zufriedenheitswerte bezüglich der Akkuratheit, der Gewichtung und der Vollständigkeit, und nur geringe Werte bei verfälschenden oder falschen Aussagen – mit Ausnahme eines relativen hohen Werts bei Auslassungen (ebd., S. 66). Hauptkritikpunkte bei der Berichterstattung sind eigenständige Interpretationen der Ergebnisse durch die Journalisten, insbesondere „oversimplification“, aber auch Sensationalismus und missverständliche Überschriften (ebd., S. 68f.). Gründe für die Einstellungen der Sozialwissenschaftler gegenüber den Medien finden sich im Unterschied des wahrgenommenen Mediendurchschnitts und der Elitemedien, die in der Regel über sozialwissenschaftliche Ergebnisse berichten, der Erfahrung der Interviewten, einer geringen Erwartungshaltung, aber auch der Freude über die Aufmerksamkeit, die als karriereförderlich wahrgenommen wird (ebd., S. 69–72).

Fenton et al. (1998, S. 66) erheben die Einstellungen der Sozialwissenschaftler gegenüber den Massenmedien mittels Umfragen und Interviews. Die erste Umfrage wird aus der Inhaltsanalyse (s. o.) abgeleitet, also Sozialwissenschaftler, die in den Medien auftauchten, wurden ob dieses Umstands befragt (ebd., S. 66f.). Hierbei zeigt sich, dass ein persönliches Engagement bei der Kontaktaufnahme mit Journalisten die Regel ist, was in der Hälfte der Fälle von der Heimatorganisation unterstützt wurde (ebd., S. 68f.). Nur in einem Drittel der Fälle war die Kontaktaufnahme von Medienseite aus gesucht (ebd., S. 68). Die Kommunikation verläuft nur selten face-to-face, am häufigsten lediglich über

56 Peters (1987, S. 21f.; 1988) diskutiert diesen Befund als „hostile media phenomenon“. „Die Toleranz gegenüber Popularisierung und kleineren Ungenauigkeiten und Fehlern nimmt mit wachsender Entfernung der Berichterstattung vom eigenen Arbeitsfeld oder Interessen- und Kompetenzbereich zu“ (Peters 1987, S. 21). Basierend auf einer Befragung von Wissenschaftlern stellt er jedoch in Frage, dass es sich hierbei um ein Phänomen spezifisch der Sozialwissenschaften handelt (ebd., S. 21f.).

das Telefon (ebd., S. 69), in ca. einem Drittel der Fälle gab es gar keinen Kontakt zu den Medien (ebd., S. 70). Fenton et al. (ebd., S. 74 ff.) identifizieren aus den Antworten drei Motivkomplexe für die Wendung zu den Medien: einmal Profilschärfung, also Bekanntmachung der eigenen Person, Forschung und/oder des Arbeitgebers; zum anderen thematische Motive, also Debatten anzustoßen oder zu kommentieren; und schließlich extrinsische Motive, wie die Erfüllung von Auflagen oder Weiterfinanzierung zu unterstützen. Im Vergleich mit den Bewertungen der US-amerikanischen Kollegen (s. o.) sind die britischen Sozialwissenschaftler weniger unzufrieden mit der Gesamtberichterstattung, wenn auch die Berichterstattung über die eigene Forschung auch hier besser bewertet wird (ebd., S. 71 f.). „The mix of low expectations and subtle anxieties is likely to encourage excessive gratitude for small mercies, which in turn raises the question of whether these assessments of media performance are as much expressions of relief as they are of satisfaction“ (ebd., S. 73). Ängste bestehen gerade in den eher standardisierten Kontakten bezüglich der Expertenstatements, wo befürchtet wird, auch Dinge jenseits der eigenen Expertise kommentieren zu müssen, wovon erwartet wird, dass es zu negativen Sanktionen der Kollegen führen würde (ebd., S. 70). Hieraus ergibt sich, dass die Sozialwissenschaftler dann positiver dem Medienkontakt gegenüberstehen, wenn sie größere Möglichkeiten sehen, den Kontakt zu bestimmen (ebd., S. 71). „Overall, the evidence from this survey seems to describe a situation where source-communicator relations are broadly non-hierarchical, consensual and, from the point of view of the sources, dependent upon motives that lean towards the esoteric rather than the instrumental“ (ebd., S. 76).

Die Ergebnisse der Interviews werden sodann mit einer breiteren Umfrage unter Sozialwissenschaftlern und Beschäftigten in sozialwissenschaftlichen Organisationen kontextualisiert (ebd., S. 76 f.). Hierbei zeigt sich die Präsentation der eigenen Forschung als wichtigstes Motiv, wobei Qualitätsmedien bevorzugt werden (ebd., S. 77). Dagegen sind der Medienkontakt und die Zufriedenheit darüber geringer als in der engeren Auswahl oben (ebd.). Medienpräsenz hängt dabei von Forschungsoutput, Förderung und Alter (was vor allem für Expertisen gilt) positiv ab (ebd., S. 78). Private Forschungsorganisationen bieten die besten Möglichkeiten für die Wissenschaftler in den Medien präsent zu werden (ebd., S. 79). Motivational besteht neben der Ergebnispromotion auch ein allgemeiner pädagogischer Impetus, der sich auf die Information der Öffentlichkeit bezieht und sich bei hohem Output steigert (ebd., S. 82). Wissenschaftler im Regierdienst und mit Förderung sind dagegen eher an reiner Ergebnisüberlieferung interessiert (ebd.).

„This suggests that these two research-performance indicators work in subtly different ways. Although respondents who perform highly in terms of either one or both of these criteria share what might be termed *strategic* motives relating to policy makers

and political events, those who excel in obtaining research funding seem more sensitive to *applied* and instrumental considerations, whereas those most prolific in publication terms are more orientated to *basic* intellectual concerns.“ (Fenton et al. 1998, S. 83 f.)

Geschlecht spielt keine eigenständige Rolle bei der Vorhersage von Medienkontakten, insgesamt bleiben eigene Aktivitäten (etwa Gebrauch von PR) hier die wichtigeren Prädiktoren als Statusmerkmale (ebd., S. 85 ff.).

Als Gründe, nicht in den Medien aufzutauchen, finden sich solche praktischer Natur (keine Zeit, Timing, Aufgabe von anderen), Desinteresse (auf beiden Seiten) und Aversion (Angst, Unsicherheit, aber auch forschungsindizierte (Geheimnis, Förderer)), wobei die, die nicht in den Medien sind, sich darüber nicht beklagen (ebd., S. 90 f.).

In der Übersicht erscheint der Medienkontakt für die britischen Sozialwissenschaftler nicht als Kernbereich ihrer Tätigkeit: „In this respect social scientists are very different from other sorts of news sources, such as politicians, pressure groups and vested corporate interests. They do not assiduously seek media attention or approbation and they do not appear concerned with longer-term image management“ (ebd., S. 91 f.). Allerdings zeigen sich Unterschiede in den Arbeitsbereichen, je näher diese an der eigentlichen Forschung liegen, desto weniger relevant sind Medien, im Gegensatz zu denen, die eher mit der Forschungsorganisation zu tun haben, wobei ein gewisses Durchsickern einer „promotional logic“ konstatiert wird (ebd., S. 92). Letztere wird auch vom Befund unterstützt, dass erfolgreiche Medienpräsenz zwar von Seniorität abhängt, aber am stärksten von „publicity practiceness“ bestimmt wird, was bei den Journalisten ohne starkes Interesse oder Verbindung zu den Sozialwissenschaften auf fruchtbaren Boden fällt (ebd., S. 92 f.). Der Kontakt zwischen Sozialwissenschaften und Massenmedien wird insgesamt als nicht konfliktreich, sondern eher kühl und formal beschrieben (ebd., S. 93).

„Furthermore, the research highlighted symbiotic dimensions to the relationship that are often not appreciated. For example, if journalists are happy to utilize social scientists as ‚arbiters‘ of public discourse, then this is also the only role with which these sources are comfortable. Nevertheless, it was evident that many social scientists are circumspect in their dealings with news professionals, have low expectations of media performance, and often express cynicism about the ‚media game‘. Collectively, these findings point to a reticent relationship framed by incipient anxieties, rather than one of persistent and open conflict.“ (Fenton et al. 1998, S. 93)

Für den aktuelleren bundesrepublikanischen Kontext berichtet Annette Treibel (2018) über Erfahrungen als Öffentliche Soziologin im Kontext von Migration. Ihre Reflexion zeigt, dass auch langjährig erfahrene Forscherinnen von den „Ambivalenzen der Öffentlichen Soziologie“ überrascht sein können, gerade in

einem solch politisierten Thema, das Rollenset sich über Nacht vergrößern kann (ebd., S. 120 f.). Treibel (ebd., S. 123 f.) zeigt sich dabei einerseits über die Ignoranz der „Mainstreammedien“ (u. a. *SZ*, *FAZ* und *Spiegel*, was sie (ebd., S. 139) als Deutungskonkurrenz erklärt) überrascht, andererseits berichtet sie von großer Resonanz bis hin zu „Gebauten Beiträgen“, die als Quelle für weitere dienen („Schneeballeffekt“). Ebenfalls wirkt die Berichterstattung für sie (ebd., S. 125) als Multiplikator und die Person scheint hierfür eine zentrale Kategorie, da in den Folgeanfragen weniger auf ihr Buch *Integriert Euch! Bezug* genommen wird. Im Kontakt mit Journalismus beschreibt Treibel als überraschend, wieviel Aufwand für vergleichsweise kleine Teile von Artikeln betrieben würde, aber auch als erwartet schlecht, was die Thematisierung von Themenfremdem und Catchwords angeht (ebd., S. 126 f.). Die ebenso erwartete negative Resonanz erlebt sie (ebd., S. 131 ff.) ebenso überraschend erst nach einiger Zeit und erst nach einer dpa-Meldung. Das Ergebnis sind „mehrere hundert Mails“, die von einem Internetportal angestiftet wurden (*Politically Incorrect*) und von Beleidigungen gegenüber der Soziologie und Frauen strotzten: „Beleidigung, Herabwürdigung, Diskreditierung meiner Arbeit, meiner Existenz, meines Geschlechts, Vernichtungswünsche“ (ebd., S. 133 ff.).⁵⁷ Überrascht zeigt sie sich (ebd., S. 137 f.) allerdings auch von kritischen Kommentaren aus der Kollegenschaft. Es finden sich allerdings auch positive Rückmeldungen (ebd., S. 140). Resümierend stellt Treibel (ebd., S. 141 f.) fest, dass die Kontrollmöglichkeiten in medialen Öffentlichkeiten stark verringert seien, sich Wissenschaftlerinnen in einer besonderen Situation Angriffen ausgesetzt sähen, ein Statement für den Kontakt mit der Öffentlichkeit wichtig sei und es einen großen Bedarf an Orientierungswissen von Seiten der Zivilgesellschaft gebe, der über die Medien reguliert werde.⁵⁸

Aus den Geschichtswissenschaften⁵⁹ stammend, reflektiert Paul Nolte (2012, S. 180) seine Medienerfahrungen, die an die Wichtigkeit von innermedialen Referenzen erinnern: Erst als Harald Schmidt seinen Begriff „Unterschichtenfernsehen“ aufnimmt, nimmt die Medienaufmerksamkeit stark zu, worauf er mit kollegialer Schelte konfrontiert wird. Den Reiz, den Historiker für Medien ausüben, verortet er in der Tradition öffentlich wirksamer Historiker, in der Breite der Themen und in der eher jargonfreien Sprache (ebd., S. 181 f.). „History is always

57 Für Erfahrungen mit feministischer Forschung im Kontext der Public Sociology in den USA vergleiche Grauerholz & Baker-Sperry (2007). Einer der gängigen Angriffe auf Frauen bezieht sich auf ihre (angenommene) Kinderlosigkeit.

58 Für weitere Reflexionen vgl. auch unten die Diskussion um die Public Sociology und das Kapitel *Soziologie in den Massenmedien* (in Kapitel 3). Beispiele aus der angloamerikanischen Diskussion finden sich etwa in der Ausgabe 27(5) der *Contemporary Sociology* unter dem Titel „Engaging Publics in Sociological Dialogue“. Ebenfalls lassen sich hier Autobiografien von Sozialwissenschaftlern einordnen: etwa Sinn 2018.

59 Die Reflexion, auch der Praktiker, innerhalb der Geschichtswissenschaft ist dabei nichts historisch Neues, vergleiche beispielsweise die Beiträge in Borowski et al. (1976).

in demand; the more so since we seem to live in the age of a new historicism, in which questions of memory and remembrance, of preservation and cultural heritage, haunt the general public“ (ebd., S. 182). Der deutsche Kontext und insbesondere die Zeit des Nationalsozialismus stechen hierbei hervor, Nolte exemplifiziert das mit Anrufen von Journalisten nach jedem Auschwitz-Vergleich eines Politikers (ebd.). Allerdings thematisiert er auch seine eigene Bildung in den Sozialwissenschaften, die mitunter dazu führen, als Sozialwissenschaftler zitiert zu werden (ebd.) – ein Hinweis darauf, dass Journalisten mitunter lieber unter größere Kategorien subsumieren. Für zentral hält er die Unterscheidung von Intellektuellen und Experten, wobei diese je nach Medienkontakt ebenfalls verwischt wird (ebd., S. 183 f.). Ebenfalls thematisiert er den ökonomischen Aspekt der Bezahlung für Artikel, den Einfluss von Organisationen und den der Peers (ebd., S. 185 f.).

Journalistischer Umgang mit Sozialwissenschaftlern und sozialwissenschaftlichem Wissen

Fenton et al. (1998, Kap. 5) präparieren gängige Einstellungen von Journalisten gegenüber Sozialwissenschaften aus ihren Interviews. Damit zielen sie insbesondere auf die „codes and conventions“ und „structures of transformation“, die bei der Verarbeitung sozialwissenschaftlicher Inhalte in massenmediale Beiträge beteiligt sind (ebd., S. 96). Die Journalisten differenzieren sich dabei grundsätzlich in Spezialisten, die sich mit spezifischen Themen längerfristig auseinandersetzen, und Generalisten, die eine große Bandbreite an Themen abdecken (ebd., S. 96 f.). Beide Journalistentypen haben Kontakte zu Sozialwissenschaftlern, die Generalisten benutzen Sozialwissenschaftler allerdings signifikant häufiger als Experten (pundits) denn als Forscher (insgesamt stammen aber mehr Artikel mit sozialwissenschaftlichem Inhalt von Generalisten und Forscher sind der dominierende Typ von Sozialwissenschaftlern in der Berichterstattung) (ebd., S. 97). Die Beziehungen zwischen Sozialwissenschaftlern und den beiden Journalistentypen sind allerdings verschieden. Spezialisten zeigen in der Regel einen sehr viel höheren Anspruch an ihre Veröffentlichungen („I write because I want the Chancellor to read what I'm writing“ heißt es in einem Interviewausschnitt dazu (ebd., S. 98)). Auch wenn sich der Kontakt zu Sozialwissenschaftlern nicht in allen Beiträgen von Spezialisten niederschlägt, wird die Beziehungspflege zu Wissenschaftlern, die sich mit ähnlichen Themen beschäftigen, als wichtig angesehen, was sorgsame Pflege der Beziehung umfasst – übrigens auch durch die Sozialwissenschaftler (ebd., S. 98). Die Spezialisten sehen sich dabei innerhalb ihrer eigenen Redaktionen mit gewisser Autonomie ausgestattet, da sie Relevanz und Entwicklungen besser beurteilen können und so auch wahrgenommen werden, gleichzeitig stehen sie mit den Spezialisten in anderen Redaktionen in direktem Konkurrenzverhältnis, die relevanten Ereignisse zu berichten (ebd., S. 98 f.).

Dies schlägt sich dann beispielsweise bei der Berichterstattung über sozialwissenschaftliche Konferenzen nieder, die besucht werden, um auf dem aktuellen Stand der Forschung zu bleiben (ebd., S. 99). Dort kooperieren allerdings die Spezialisten verschiedener Redaktionen untereinander und teilen Informationen und Artikelabsichten, was in den Interviews mit einer spezifischen Berufshere erklärt wird (ebd., S. 99f.). Spezialisten werden als weniger rezipienten- und mehr themenorientiert beschrieben, dabei entsprechend auch abhängiger von ihren Quellen (ebd., S. 100). Generalisten dagegen steigen in der Regel nicht tief in Themen und Netzwerke von Themenbearbeitern ein, sodass sie höhere Distanz zu den Personen und den Positionen haben, die sie sich bemühen neutral und objektiv in ihren Artikeln abzubilden (ebd., S. 100f.).

Sozialwissenschaften gelten insgesamt als nicht „newsworthy“, was Fenton et al. (ebd., S. 101) mit der Ähnlichkeit der Gegenstände, mit denen sich Journalisten wie Sozialwissenschaftler auseinandersetzen, begründen. Daraus entsteht das Vorurteil, Sozialwissenschaften würden größtenteils Aussagen machen, die dem „common sense“ entstammten, für deren Verständnis keine besondere Ausbildung nötig sei, und auch ein spezifischer „lack of enthusiasm“ bezüglich sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse (ebd.). Dies bezeichnen die Autoren als „*epistemological consonance*“, wobei: „Journalistic epistemology is distinctly positivist. Journalists tended to have a strong belief that the „facts“ can be neatly dissociated from „opinion“, that their own craft involves holding a mirror up to reality so that they can relay the „truth“, untainted by personal subjectivity“ (ebd., S. 101f.). Dies spiegelt sich ebenfalls in den journalistischen Werteorientierungen, wobei die Journalisten den Sozialwissenschaftlern zuschreiben, diese zu teilen, was die Einstellung gegenüber positivistisch forschenden Sozialwissenschaftlern verbessert (ebd., S. 102). Gleichzeitig führt dasselbe Syndrom zur Abwertung von als bekannt erlebten Ergebnissen als banal und trivial (ebd.). Insgesamt führt die epistemologische Konsonanz zu einer generellen Ambivalenz der Journalisten gegenüber den Sozialwissenschaftlern und deren Erkenntnissen, die entweder zu intuitiv oder zu kontraintuitiv, zu „mundane“ oder zu „arcane“ sind (ebd., S. 102f.).

Allerdings lassen sich auch Kriterien der Berichterstattungswürdigkeit aus Sicht der Journalisten benennen: „From our study it appeared that the agenda social scientist must work within is bound by four main criteria: topicality, generality, distillation and illustration“ (ebd., S. 103). Topicality bezieht sich auf Neuigkeit, aber innerhalb von Themen, die bereits in den Medien etabliert sind, also Moden oder Grundbestandteile der Berichterstattung (ebd., S. 104). Generalität bezieht sich eher auf letzteres, meint aber genauer, dass der Inhalt für sich interessant sein sollte, wobei dies anhand des angenommenen generellen Leserinteresses bemessen wird (ebd., S. 104f.). Damit sind Themengebiete wie Kinder, Kriminalität und Sexualität gemeint, die ohne speziellere Vorkenntnisse verstanden werden können und dem Alltag nahe sind (ebd.). Topicality und Generality werden von den Journalisten mit der Folgefrage „So what?“ evaluiert, was eine

Relevanzbestimmung bedeutet (ebd., S. 105 ff.): Sozialwissenschaftliches Wissen ist dann „gut“ für die Berichterstattung zu gebrauchen, wenn es relevant im Sinne öffentlichen Interesses ist. Dafür müssen die Journalisten mit dem durchschnittlichen Leser als Maßstab, die Fragestellungen, Ergebnisse und Schlussfolgerungen der Sozialwissenschaften für sowohl verständlich als auch real halten, was dazu führt, dass genauso Probleme, die vermeintlich nur anhand von Minderheiten identifiziert werden, genauso abgelehnt werden, wie Fragestellungen, die vermeintlich schon vorentschieden sind, was jeweils sowohl der politischen Färbung der Forschung wie der Elfenbeinturmmentalität der Sozialwissenschaften zugeschrieben werden kann (ebd.). Ebenfalls ist der Umfang und der Aufwand der Argumentation sozialwissenschaftlicher Forschung ein Kriterium für die Berichterstattungswürdigkeit der Forschung, was mit Destillation benannt wird (ebd., S. 107 ff.). Hierbei sind Standardisierungen in Forschungsweise, Themenwahl und Argumentation schon allein aufgrund des Zeitdrucks in Redaktionen von klarem Vorteil. Hierunter fallen aber auch mögliche „epistemological conflict[s]“ (ebd., S. 107) zwischen Journalismus und Sozialwissenschaften, wenn letztere die Anforderungen von ersterem in Hinsicht von Werturteilsfreiheit, Objektivität, Erkenntnistheorie und Wissenschaftstheorie nicht erfüllen (ebd., S. 107 f.). Insbesondere deshalb, weil Abweichungen des angenommenen Standardmodells sozialwissenschaftlicher Forschung („both quantitative and unequivocally conclusive“ (ebd., S. 109)), Aufwand für den Journalisten bedeuten, die Abweichungen zu erklären und gleichzeitig als von gleicher Qualität beweisen zu müssen, was unter dem Strich der entscheidende Anspruch der Journalisten ist, wenn sie sozialwissenschaftliche Forschung als wahr in ihren Beiträgen präsentieren. Illustration (ebd., S. 109 f.) schließlich bezieht sich auf die Alltagsnähe und Verständlichkeit der Forschung, allerdings auch auf ihre Geltungsdimension, wobei hier wiederum standardisierte Forschung als vorteilhaft wahrgenommen wird. Personalisierung, im Sinne der Verbindung der Forschungsergebnisse mit Geschichten über „reale Personen“, ist hier genauso zu verorten, wie andere journalistische Techniken, Artikel mit Leben zu füllen (ebd., S. 109 f.).

Neben diesen eher inhaltlichen Kriterien spielen pragmatische Kriterien der Zugänglichkeit selbstverständlich ebenfalls eine wichtige Rolle (ebd., S. 110 f.): Zugänglichkeit meint hierbei sowohl die physische Zugänglichkeit, also dass die sozialwissenschaftlichen Ergebnisse die Journalisten erreichen müssen, aber auch die Zugänglichkeit der Sozialwissenschaftler für Nachfragen oder Statements und schließlich auch die Zugänglichkeit im Sinne von barrierefreier Verständlichkeit. Sozialwissenschaftler, die zugänglich in allen drei Bedeutungen waren, haben die beste Chancen, Gegenstand von Berichterstattung zu werden, wobei sich dann die Beziehungen in der Regel als problemlos gestalten (ebd., S. 111).

Ein weiterer wichtiger Faktor für die Berichterstattungswürdigkeit liegt in der zugeschriebenen Glaubwürdigkeit: „Willingness to use social scientists and to report what they do and say as news depended on the level of authority attributed

to them. Substance and professional image were interrelated“ (ebd., S. 111f.). Dafür ist insbesondere der Professorentitel von entscheidender Wichtigkeit, während die Reputation der Universität oder Forschungseinrichtung weniger essentiell ist (ebd., S. 112).

„Thus social scientists in independent research institutes may be viewed with more skepticism than those in universities, but because journalists must work within a very tight time scale and are often event driven with little time to adopt an indeterminate, proactive search strategy they may rely on a narrow range of sources already known to them and known to be amenable to media contact.“ (Fenton et al. 1998, S. 113)

Die Glaubwürdigkeitsprüfung, unter die auch die Forschungsmethode fällt, wird dabei in der Regel nicht in den Artikeln sichtbar, sie findet vor dem Verfassen der Artikel statt, was die Einheitlichkeit der Darstellung von Sozialwissenschaftlern in den Artikeln verständlich macht (ebd., S. 113 f.). Die Form der Glaubwürdigkeitsprüfung bevorteilt dabei also insbesondere Formen der Sozialwissenschaften, die bereits in den Massenmedien Präsenz erlangt haben, den Medienkontakt professionalisiert haben, allerdings auch sehr aktive Strategien von Außenseitern (ebd., S. 114). Der aktive Weg zu den Medien war insgesamt der entscheidende Faktor für die Berichterstattung (ebd., S. 115). Die Kriterien der Berichterstattungswürdigkeit und die Formen der Prüfungen machen den Mangel an kritischer Berichterstattung verständlich (ebd.). Die unterschiedlichen Medienformen unterscheiden sich anhand der „informational ideals“ (ebd., S. 114), die bei Qualitätsformaten höher liegen als in der Boulevardpresse.

„We have explained the paucity of reporting on the social sciences as symptomatic of its associative status which stems from journalistic ambivalence, epistemological consonance and the lack of specialist designation“ (ebd., S. 115). Die Berichterstattung der Sozialwissenschaften in Großbritannien erscheint hierbei hauptsächlich eine „confirmatory and legitimatory role“ (ebd.) zu spielen, deren Bedeutsamkeit hauptsächlich aus ihrer schieren Präsenz resultiert. Fenton et al. (ebd., S. 115 f.) halten diese „reification“ der Sozialwissenschaften für die Ideale öffentlicher Debatte und Meinungsfindung für sehr problematisch: Der Vorteil der Perspektive der Sozialwissenschaften, sich relativ genau ausweisen zu können und spezifische Geltungseinschränkungen vertreten zu können, wird durch die Art und Weise der Berichterstattung verdeckt und lässt eine Sozialwissenschaft erscheinen, die mit Autorität ausgestattet faktische Aussagen über die Welt trifft. „This may in turn create a systematic over-representation if certain types of social scientific knowledge: of the empirical over the theoretical, of short-term over long-term analysis; and of the applied over the abstract“ (ebd., S. 117).

Die Konsequenzen der unterschiedlichen professionellen Horizonte bei der journalistischen Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens werden auch in den Analysen rund um Weiss und Singer thematisiert:

„These aims are not antithetical, but they differ in the priorities they assign to the elements involved. These differences in priorities have consequences both for the kind of social research that gets reported in the mass media and for the way it is reported. *General* criteria of newsworthiness, not those specific to the realm of social science, govern *what* social science is reported in the media. And journalistic tradition, rather than social science norm, governs *how* such research is reported. Those qualifications so dear to the heart of social scientists – that these findings hold for this sample, in this place and especially under these conditions – are almost universally ignored.“ (Singer & Endreny 1986, S. 308)

Weiss und Singer (1988, Kap. 5, S. 94) stellen zudem die Frage, welches sozialwissenschaftliche Wissen nicht berichtet wird, und folgen dabei zwei Strategien: Zum einen suchen sie nach den sozialwissenschaftlichen Beiträgen in massenmedialen Rezeptionen, die auf dem jährlichen Treffen der American Association for the Advancement of Science (AAAS; vgl. für diese Strategie auch Dunwoody 1983) vorgestellt wurden, zum anderen untersuchen sie die eingehenden „communications“, die fünf Redaktionen erhielten, und deren Verarbeitung.

Die AAAS-Konferenzen bieten sich als Testfall an, da sie sowohl bekannter Ort für die Verhandlung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse sind als auch von den Massenmedien routiniert beobachtet werden (Weiss & Singer 1988, S. 94).⁶⁰ Gleichzeitig wiederholt sich auch auf diesen gut besuchten Konferenzen die grundlegende Konstellation: Die meisten teilnehmenden Journalisten sind entweder Wissenschaftsjournalisten mit naturwissenschaftlicher Ausrichtung oder Berichterstatter über gesellschaftliche Teilbereiche wie Wirtschaft und Politik bzw. spezielle Problemlagen wie Kriminalität (ebd., S. 94 f.). Für die Jahre 1982 f. waren die Sozialwissenschaften vergleichsweise gut in der Medienberichterstattung vertreten (ebd., S. 97), was mit früheren Befunden übereinstimmte. Innerhalb großer Konferenzen, die sich nicht ausschließlich an Fachvertreter wenden, scheinen die Sozialwissenschaften damit höhere Wahrscheinlichkeit aufzuweisen, Gegenstand massenmedialer Berichterstattung zu werden, da die behandelten Themen Rezipientenrelevanz aufweisen, im Vergleich leichter zugänglich sind, sich dort die spezifischen negativen Einstellungen amerikanischer Wissenschaftsjournalisten relativieren sowie auf Seiten der Veröffentlichungsverantwortlichen (editors) daher Sozialwissenschaften willkommener seien (ebd., S. 97 ff.). Dies sollte aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch hier die allermeisten Sessions kein Gegenstand der Berichterstattung wurden, wofür

60 Ausführlich werden Konferenzen auch bei Fenton et al. (1997, S. 21) behandelt: „But the conference reveals some of the main features in sharp relief while supplying some unique dimensions, such as the importance of interactions and discussions among journalists in the process of media reporting social science research, the opportunity of large numbers of social scientists and journalists to encounter each other (or entirely ignore each other), and the press officer as a kind of ‚honest broker‘ in the overall mediation of these encounters.“

hauptsächlich der „highly specialized, even esoteric“ Charakter der Symposien verantwortlich gemacht wurde, aber auch das Fehlen von kontraintuitiven Ergebnissen, Nachrichtenwerten oder Konflikten (ebd., S. 103 f.). Aber selbst wenn diese Charakteristika vorhanden waren, konnten einzelne Sessions aufgrund der schier Masse an Vorträgen und der begrenzten Zeit der Journalisten untergehen (ebd., S. 104). Obwohl die Auswahl von Pressekonferenzen, die zu einzelnen Symposien abgehalten wurden, bereits auf die Bedürfnisse von Journalisten und der Öffentlichkeit zugeschnitten waren (ebd., S. 105 f.), führten Pressekonferenzen nicht geradlinig zu mehr Berichterstattung (ebd., S. 106 f.). Insbesondere „große Namen“ waren interessanterweise ebenfalls kein Grund für Berichterstattung, während die lokale Presse an den Veranstaltungsorten ausführlich berichtete (ebd., S. 109). Überraschenderweise hatte hier die Soziologie (gemeinsam mit Medizin und Psychologie) höhere Chancen, Gegenstand der Berichterstattung zu werden, als die Ökonomik oder die Ethnologie, was an den ungewöhnlicheren ökonomischen Themenstellungen lag (ebd., S. 109 f.). Forschungsweisen spielten ebenfalls keine diskriminierende Rolle, da die Reputation der Veranstaltung anstelle journalistischer Wahrnehmungen der Qualität von Forschungsstand (ebd., S. 110 f.). Unterstützt von erfolgreichen Prognosen bezüglich der Medienberichterstattung des nächsten AAAS-Meetings lassen sich die Kriterien benennen, die für die Berichterstattung sprechen, die sich allerdings nicht sehr von den allgemeinen Kriterien unterscheiden: „The attributes that appear most important in attracting media attention to social science are challenge to accepted beliefs, controversy, and relevance to readers, on topics already on the news“ (ebd., S. 113), während Pressekonferenzen, die Berühmtheit der Wissenschaftler, die Disziplin, die Art der Forschung und der Ergebnisse oder wissenschaftliche Relevanz keine entscheidenden Kriterien darstellen (ebd., S. 113, 116).

Die Redaktionen und Journalisten bekommen einen stetigen Zufluss von Angeboten, worüber sie schreiben könnten, etwa in Form von Pressemitteilungen, Konferenzankündigungen, Werbematerial zu Büchern oder Zeitschriften und andere mediale Beiträge, wovon der überragende Anteil ungesehen fortgeworfen wird (ebd., S. 121). Weiss und Singer (ebd., S. 120) sammelten in fünf Redaktionen im Sommer 1983 insgesamt 590 Angebote (in Papierform und telefonische), von denen 90 Thematisierungen von Sozialwissenschaften enthielten, die Hälfte davon fokussiert auf sozialwissenschaftliches Wissen – aus diesen entstanden fünf Artikel (24 Angebote wurden für späteren Gebrauch gesichert) (ebd., S. 123). Die Kriterien für diese gatekeeping-Aktivitäten waren wiederum ähnliche wie bei anderen Themengebieten: Die Angebote ließen sich nicht einfach in Artikel transformieren, weil sie uninteressant erschienen, unbekannte Quellen hatten, zu kommerziell waren, nicht aktuell passten, zu akademisch wirkten, nicht der Ausrichtung des Mediums oder des Ressorts entsprachen (ebd., S. 121 f.). Die geschriebenen Artikel erfüllten dementsprechend eine oder mehrere der Kriterien, einer erschien im sogenannten „egghead beat“ (ebd.,

S. 124), der kontinuierlichen Begleitung politischer und intellektueller Ideen. „Perhaps the most important lesson from the inquiry is that trying to interest the media in a social science study via written communication alone is usually fruitless“ (ebd., S. 125). Bessere Chancen hat Aufmerksamkeitsproduktion, wenn sie sich spezifischer an die Bedürfnisse spezifischer Nutzer richtet und von anderen Kontaktwegen flankiert wird (ebd., S. 125 f.). Dies gilt auch für Ausgaben wissenschaftlicher Journale, die während des Untersuchungszeitraums beobachtet wurden: Kein einziger Artikel basierte auf Artikeln in fünf der größten sozialwissenschaftlichen Journale (ebd., S. 126). „Coverage of social science is the exception; media neglect is the rule [...] Choices looked idiosyncratic.“ (ebd., S. 127). „In our broader look at incoming communications, we see the manifold social science „realities“ available for reporting and the latitude that reporters have for selection“ (ebd., S. 128). Weiss und Singer (ebd., S. 128) finden keine wissenschaftsinternen Kriterien, die die idiosynkratischen oder redaktionell bestimmten Selektionen beeinflussen: weder Disziplin, Informationstyp, Forschungsweise noch reputierte Journale als Quelle.

Die empirischen Fallbeispiele von Plesner (2009, S. 13 f.) bieten hilfreiche Einsicht in die Aushandlungen zwischen Sozialwissenschaftlern und Journalisten, da sie nach Relationen, Positionierungen, Aktantentypen, Routinen, Übersetzungen und Kontroversen fragt. Die erste Fallstudie vollzieht das Schreiben und Veröffentlichen eines längeren Essays über französischen Antiamerikanismus auf Basis eines wissenschaftlichen Vortrags eines Politikwissenschaftlers, der die Position eines öffentlichen Intellektuellen sucht (ebd., S. 107 f.). Plesner (ebd., S. 125–130) identifiziert hier drei Typen von Übersetzung: „un-framing“, „inversion“ und „syntheses“. Die Umrahmung verändert den Inhalt des Textes zu einem, der sich einfacher an Medienakteure vermitteln lässt, die Inversion macht den Text im Grunde wirklichkeitsnäher, indem Beispiele und Konflikte dargestellt werden, die Synthese schließlich zeigt einen eigenen Komplexitätsaufbau im Essay. Entscheidend für Plesner (ebd., S. 130) ist hierbei, dass der gesamte Prozess der Aushandlungen beim Übersetzen eines wissenschaftlichen in einen massenmedialen Text zu betrachten ist, da sich an verschiedensten Stellen Veränderungen ergeben, die nicht allein den journalistischen Akteuren oder der Medienlogik zugeschrieben werden können. Das Hervorbringen eines „research-based media text“ umfasst Personen genauso wie Technologien und symbolische Konstruktionen, allerdings finden sich sowohl auf Seiten des Wissenschaftlers das Hervorbringen von Argumenten, die man eher der Medienseite zuschreiben würde, wie auch auf Seiten der Journalisten wissenschaftliche Einwürfe (ebd., S. 137).

Die zweite Fallstudie zeigt das Entstehen einer Radiosendung mit der Beteiligung von Natur- und Sozialwissenschaftlern (ebd., S. 138). Hier zeigen sich die schwierigen Aushandlungen gegenüber einer Öffentlichkeit, die sowohl als allgemeine Öffentlichkeit als auch als konkrete anwesend ist (ebd., S. 163). Hier

wird sichtbar, wie von allen Beteiligten journalistisch-abstrakte Konzeptionen von Öffentlichkeit oder Zielgruppen mit konkreten Anwesenden aber auch mit spezifischen Erfahrungen vermischt werden (ebd., S. 169 f.).

Die dritte Fallstudie thematisiert Expertenaussagen von Wissenschaftlern (ebd., S. 174). Ein interviewter Wissenschaftler umschreibt dabei seine Motivation folgendermaßen (ebd., S. 180):

„I have an obligation to have an opinion. I am professor NN, and I get paid to sit there [in numerous councils] and have an opinion – and I am happy to communicate it. It can be more opinionated things, and it can be more evidence-based, but for the most part, there is some kind of evidence behind the things I say. Apart from that, I have some opinions that I like to express.“

Auf Seiten einer interviewten Journalistin finden sich Kategorisierungen von Experten (ebd., S. 182): „Throughout her account, the journalist establishes three categories of researchers: the reluctant, the over-eager, and the ones who are capacities within the fields and gladly answer when a journalist calls. She has strategies for dealing with each of these.“

Medienprofi zu werden ist dabei ein langfristiger Prozess, der vor allem Erreichbarkeit, aber auch Eigeninitiative umfasst (ebd., S. 182 f.). Wichtig hierbei ist, die zugewiesene Rolle nicht zu überschreiten, also auch nicht zu gut in der Formulierung der Expertenstatements zu werden, da dies die Spielräume der Journalisten verengt (ebd., S. 184). Der Kontakt verläuft dabei eher kurz und telefonisch, während auf Seiten der Journalisten die Bemühung zu finden ist, nicht immer denselben Experten zu verwenden (ebd., S. 194). Derselbe Experte kann allerdings durchaus für neutrale wie politisierte Statements genutzt werden (ebd., S. 196). Ebenfalls berichten die interviewten Experten von kollegialer Kritik, Reaktionen in Leserbriefen werden allerdings eher ignoriert (ebd., S. 192, 203). Der Kontakt zwischen Experten und Journalisten scheint insgesamt von allen Beteiligten sehr routiniert gehandhabt zu werden, wobei auch auf die Aufrechterhaltung der unterschiedlichen Rollen bedacht wird (ebd., S. 183):

„Journalists have expectations about what readers can understand and want to know, researchers have expectations about what ‚the media‘ need, and readers have expectations about the kinds of knowledge claims researchers can provide. These expectations are shaped by continuous articulations by people involved in mass mediation.“

Der vierte Fall zeigt demgegenüber eine enge Verbindung zwischen einem Sozialwissenschaftler und einer Journalistin (ebd., S. 209). „So the relation is established and maintained via a common interest. This common interest can be nurtured over time because the journalist is interested in research-based social scientific knowledge, while the researcher is interested in communication“

(ebd., S. 226). Plesner (ebd., S. 229) interpretiert diese enge Verbindung als Verschwimmen der Grenzen zwischen Sozialwissenschaft und Journalismus: Während der Sozialwissenschaftler einen ausgezeichneten Kanal für die Verbreitung seiner Forschung, aber auch seiner Meinungen, der auch für das Hinweisen und Kontaktabbahnen zu anderen Forschern genutzt wird, besitzt, verläuft für die Journalistin der Kontakt im Sinne einer Verbreiterung der Möglichkeiten Artikel zu konstruieren, bei denen der Einfluss der Sozialwissenschaften durchaus wieder unsichtbar werden kann: „So research-based social scientific knowledge becomes an important dimension of her work – and is not only treated merely as an add-on to ‚news‘ or as material that can be used as a basis for constructing news stories.“

Die Beobachtung, dass die methodologische Fundierung sozialwissenschaftlichen Wissens für die Selektion der Journalisten eine besondere Rolle spielt, im Sinne, dass standardisierte Forschung mit großen Fallzahlen einen Selektionsvorteil genießen, macht Schmierbach (2005) zum Gegenstand einer experimentellen Untersuchung. Schmierbach (ebd., S. 269) geht hierfür von einer Nähe von Sozialwissenschaftlern und Journalisten aus, die beide die Öffentlichkeit über soziale Prozesse aufklären wollen, sodass ein gegenseitiges Profitieren möglich erscheint. Allerdings unterscheiden sich die beiden Felder dahingehend, dass die Sozialwissenschaften in der Regel über die Adressierung der Öffentlichkeit Veränderungen von Policies anstreben, während Journalisten aus dem Kontakt zu Sozialwissenschaftlern Nachrichten produzieren wollen (ebd.). Der Selektionsprozess der Journalisten, also letztendlich die Entscheidung darüber, worüber berichtet wird, basiert auf Einstellungssyndromen der Journalisten (Konformismus), organisatorischen Regelungen der Redaktionen und Verlage, technischen Gegebenheiten und dem Zugang zu sozialwissenschaftlichen Wissen, welcher hier u. a. als ein Netz bekannter und glaubwürdiger Experten und Quellen benannt wird (ebd., S. 271 f.). Bezüglich sozialwissenschaftlicher Methodologie bringen standardisierte Methoden und ihre Ergebnisse eine gewisse Ähnlichkeit zur Konstruktion von journalistischen Texten mit, was eine Übersetzung erleichtert (ebd., S. 273). Qualitative Forschung dagegen ist angereichert mit lebensweltlichen Beispielen, die bestimmte Aspekte journalistischen Schreibens (Herstellung von Anschlussfähigkeit im Sinne des Alltags des Ideallesers) erleichtern (ebd., S. 273 f.). „In short, while quantitative research may fit better with many aspects of news routines, there are reasons that reporters might favor qualitative studies“ (ebd., S. 274). Dazu konfrontiert Schmierbach (ebd., S. 276 f.) 56 Journalisten erfolgreich mit jeweils konstruiertem Pressematerial einer Studie über die Behandlung von Frauen am Arbeitsplatz mit entweder standardisierter oder qualitativer Herangehensweise. Im Folgenden wurde ein standardisierter Fragebogen eingesetzt, um die Bewertung der Journalisten zu erheben (ebd.). Die Journalisten bewerteten hierbei das standardisierte Material als akkurater und berichterstattungswürdiger als das qualitative Material (ebd., S. 279). Dies

fürte allerdings nicht unbedingt zu einer größeren Wahrscheinlichkeit tatsächlich gedruckt zu werden (ebd., S. 282). Die Bewertung des qualitativen Materials verbesserte sich mit der Erfahrung der Journalisten mit sozialwissenschaftlicher Berichterstattung, so wie die Bewertung der Druckwürdigkeit für das standardisierte Material sank (ebd., S. 283). Während die Bewertung des Materials insgesamt aber stark an der Fallzahl und der Gültigkeit der Ergebnisse hängt, ist die Bewertung der Druckfähigkeit eines Artikels darüber hinaus aber an die Erwartungen an Redaktions- und Herausgeberentscheidungen gebunden (ebd., S. 283). Resultierend ergibt sich daraus für Schmierbach (ebd., S. 285) für die Sozialwissenschaftler eine spezifische Achtsamkeit beim Kontakt mit Journalisten gegenüber ihren Methoden (verbunden mit dem Hinweis, dass es sehr wohl sehr prominente Beispiele qualitativ arbeitender und medial stark präsenter Sozialwissenschaftler gibt), aber auch eine Anforderung an die Ausbildung von Journalisten, sodass „that crude reliance on *N* does not become the primary mechanism for determining whether scholarly research reaches a broad audience“.

„Ironically, this review/revision process is most likely to be circumvented exactly when it is most needed: when the research focuses on a socially sensitive issue with broad policy implications“ (Weigel & Pappas 1981, S. 480). Weigel und Pappas (ebd., S. 480f.) machen mit ihrer Fallstudie über die sog. White-Flight-These⁶¹ aufmerksam, wie die journalistischen Arbeitsweisen in diesem Fall die Aufgabe der Massenmedien, die Bevölkerung auch über Ergebnisse der Sozialwissenschaften zu informieren, gerade unterminieren. Der Fall erhält hohe Medienaufmerksamkeit, da es sich um ein aktuelles sowie politisch relevantes Problem handelt und der Sozialwissenschaftler einen gewissen Bekanntheitsgrad aufweist (ebd., S. 480 ff.). Obgleich es eine ganze Reihe von Diskussionen innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft (u. a. auch um methodologische Gesichtspunkte) gab und auch Coleman seine eigene Position im Laufe der Debatte veränderte, finden sich in der Medienberichterstattung in der Regel nur vereinzelte Beiträge, die lediglich die ursprüngliche Version darstellen, was die Autoren mit einer Inhaltsanalyse unterstreichen (ebd., S. 484 f.):

„In sum, the proposition that court-ordered busing for purposes of desegregation causes whites to flee to suburban sanctuaries received widespread, continuing, and predominantly uncritical press coverage. The white-flight thesis was presented as a scientifically demonstrable fact despite an absence of published evidence, serious qualifications acknowledged by the senior author, and a steadily growing body of responsible criticism. [...] In this sense the news reports were misleading and provided a false rationale for

61 Hierbei geht es um eine Studie (unter Leitung von James Coleman) über die Folgen von Desegregations-Maßnahmen im Bildungssystem der USA, die selbst wiederum reale Folgen aufweist (vgl. Weigel & Pappas 1981).

ambivalence and retreat in an area of public policy in which conviction and perseverance have traditionally been in short supply.“ (Weigel & Pappas 1981, S. 485)

In diesem Falle sorgen die mangelnden Spezialisten und die Routine, möglichst neutral Positionen darzustellen, umso eher, wenn sie in politischen Themen vermeintlich überraschende Ergebnisse liefern, also für eine insgesamt schlechte und missverständliche Berichterstattung über sozialwissenschaftliche Wissensproduktion. Dies ist insbesondere deshalb interessant, da angedeutet wird, dass Kritik an Desegregation für Sozialwissenschaftler in den USA die Chance erhöht, Medienaufmerksamkeit zu generieren (ebd., S. 486).

„Es gibt deutliche Indikatoren dafür, daß Sozialwissenschaften von den aktuellen Medien [...] anders rezipiert werden als etwa Naturwissenschaften, Medizin und Technik auf der einen und Geisteswissenschaften (Geschichte, Philologie, Philosophie usw.) auf der anderen Seite“ (H. P. Peters 1987, S. 22 f.). H. P. Peters (ebd., S. 24 f.) argumentiert für den bundesrepublikanischen Kontext gegen den Einfluss des Jargons oder einer zu schwierigen Fachsprache: Zwar könne es Effekte der politischen Ausrichtung von Redaktionen gegenüber den links-wahrgenommenen Sozialwissenschaften geben, allerdings wären andere Fachsprachen ebenso unverständlich für Laien und herausragende Protagonisten der Medienberichterstattung (er nennt Habermas und Luhmann) stünden nicht gerade für eine zugängliche Sprache. Die professionelle Medienarbeit der außeruniversitären Forschungseinrichtungen ist auch daher so erfolgreich, da die universitäre sich in der Regel auf lokale Öffentlichkeiten bezieht (ebd., S. 26). Auch H. P. Peters (ebd., S. 29) sieht die Konkurrenz zwischen Sozialwissenschaften und Journalisten gegenüber der „Beschreibung und Erklärung zw. Deutung von gesellschaftlichen Ereignissen und Vorgängen“. Aus der Nähe zu Alltagswahrnehmungen ergeben sich allerdings Nachteile für sozialwissenschaftliche Beiträge, denn die müssen erheblichen Aufwand für ähnliche Aussagen betreiben, hinken damit aber der Tagesaktualität notwendigerweise hinterher und favorisieren in der Regel „strukturelle oder funktionale“ gegenüber „persönlichen Faktoren“, was „Schuldzuweisungen“ erschwert (ebd., S. 29 f.; vgl. Weßler 1997). „Trotz der potentiellen Relevanz sozialwissenschaftlicher Forschung für die Beschreibung und Analyse der sozialen Wirklichkeit verhindert die beschriebene Konkurrenz der Sozialforschung zum unmittelbar recherchierenden Journalismus eine Rezeption über das beobachtete Maß hinaus“ (H. P. Peters 1987, S. 30). Erschwerend kommt die Stellung jenseits der eingeübten Polarisierung von Natur- und Geisteswissenschaften hinzu (ebd.).

„Eine Rezeption von sozialwissenschaftlicher Forschung nach binnenwissenschaftlichen Kriterien ist dagegen – ganz im Gegenteil zu den Naturwissenschaften, wo dies wenigstens ansatzweise geschieht – sehr selten und beschränkt sich auf bestimmte Bereiche, die eher geisteswissenschaftlichen Traditionen zuzurechnen sind.“ (H. P. Peters 1987, S. 31)

Ruß-Mohl (1983, S. 16f.) thematisiert die Ähnlichkeiten zwischen Sozialwissenschaft und Journalismus kritisch: So sei der „gemeinsame Nenner des „objektivierenden Problemlösungsverhaltens““ (nach Rühl) eine artifizielle Kategorie, insbesondere die Komplexitätsreduktionsweisen ließen eher wechselseitiges Erschaudern folgen, die Wahrheitsorientierungen seien unterschiedlich und die Systeme „Konkurrenzsysteme“, deren Reputationsordnungen inkompatibel seien. Ruß-Mohl (ebd.) wie auch Saxer (1997) thematisieren schließlich den Zynismus, der bei Sozialwissenschaftlern wie auch Journalisten herrscht. Ruß-Mohl (1983, S. 21) führt einige Charakteristika des Wissenschaftsbetriebs auf, die Unverständlichkeit prämiieren, bis hin dazu, dass Unverständlichkeit strategisch mit Originalität verwechselt werden könnte. Saxer (1997, S. 58) berichtet von der Rechercheweisheit, wonach man immer einen Experten fände, der das „Richtige“ sagen würde. Saxer (1997, S. 60) macht zudem darauf aufmerksam, dass einmal etablierte Verhältnisse zwischen Journalismus und Sozialwissenschaften selbst prekär seien und stets wieder neu erarbeitet werden müssten.

Die folgenden Einlassungen sind zum einen ein Einblick in die Ethnokategorien von Medienakteuren, können als Hinweis gelesen werden, wie Journalisten Sozialwissenschaften wahrnehmen und welche Probleme durch die Konfrontation mit Sozialwissenschaften entstehen. Dies lässt sich dann auch mit den Ergebnissen der Analysen von Journalisten-Sozialwissenschaftler-Interaktionen vergleichen, wie sie oben zu finden sind.⁶²

Wolfgang Rieger (1976, S. 78) aus der Redaktion des *NDR*, thematisiert das mangelnde Renommee von Wissenschaftsjournalisten und gibt Einblicke in die Erwartungshaltung gegenüber dem Publikum:

„Da gibt es zum einen den „Aha“-Effekt, zum anderen die *Freude am Skandal*, wobei sich hinter letzterem häufig die Wut des Ohnmächtigen, der Neid des Unbeteiligten als auch *Angst* verbergen. Das Stichwort ‚Angst‘ bringt uns zur dritten Kategorie der Publikumserwartungen, der Lebenshilfe.“ (Rieger 1976, S. 79)

Aus Riegers Beitrag lassen sich Rollenbeschreibungen entnehmen: der Wissenschaftler, der interpretiert und vermittelt, sowie der Kritiker, der Wissenschaft und Gesellschaft im Fokus hat (ebd., S. 79). Der Wissenschaftler, der vom Journalisten aufgesucht wird, vermittelt diesem ein negatives Gefühl, er stört, er kritisiert ohne Recht, er mischt sich ein (ebd., S. 81). Es verwundert also nicht, dass Sachbücher und spezifisch für die Öffentlichkeit produzierte Veröffentlichungen mitunter als adäquatere Quelle für den Journalisten erscheinen (ebd., S. 87f.).

62 Siehe auch Treise und Weigold (2002, S. 320), die in ihrer Befragung von Wissenschaftsjournalisten insbesondere deren Sorge um das wissenschaftliche Verständnis der Bevölkerung, aber auch das notwendige Können der Journalisten für den Übersetzungsprozess bestätigt finden.

Daraus folgt ein Spannungsfeld für den Wissenschaftsjournalisten, der sich in der Redaktion unter Druck sieht und den Spielregeln der Nachrichtenwerte folgen muss sowie gleichzeitig von seinen Berichterstattungsobjekten als illegitimer Beobachter etikettiert wird – reagiert wird mit intellektuellen Werten wie Akkuratheit und Öffentlichkeitsinteresse (ebd., S. 82). Zudem beschreibt er auch die Arbeitsweise des Journalisten, der aus einem Besuch bei einem Wissenschaftler eben eine Vielzahl von Texten (im weiten medialen Sinne) herstellen kann, sodass die Berichterstattung sich wie von selbst über die redaktionellen Sparten hinweg bewegt – und hier sieht der Journalist auch die Wirkweise seiner Arbeit: in der Wiederholung, die die Information, so bruchstückhaft sie im Einzelnen ist, erst die Qualitätsmerkmale der Öffentlichkeit bedienen lässt (ebd., S. 83 f.). Aus der Sicht des Journalisten spielt sprachlich neben dem Jargon auch die Banalität eine problematische Rolle – wenn der Journalist denkt, er hätte es schon vorher gewusst, dann kann aus sozialwissenschaftlichen Einlassungen natürlich keine Neuigkeit entstehen (ebd., S. 85 f.).

Die Schwierigkeiten, über Soziologie zu berichten, illustriert Anton-Andreas Guha (1978, S. 53 f.) von der *Frankfurter Rundschau*: So sei in der Soziologie schon nicht klar, was Soziologie sei, Kontroversen darüber sollten eigentlich auch in der Presse dargestellt werden, „zumal [...] zur Aufgabe der Presse die Kommentierung ohnehin gehört, d. h. Bewertung. Allerdings führt diese Forderung zwangsweise und profanerweise in die ideologische Auseinandersetzung über „links“ und „rechts“, über „fortschrittlich“ und „konservativ.“ Für seine Redaktion bedeute dies im Übrigen aufgrund der „politischen Generallinie“ eine „zwangsläufig engere Kooperation“ mit Soziologen (ebd., S. 55).

Peter Dittmar (1978, S. 57) von der *Welt* benennt als Kriterien für Berichterstattung über Soziologie Ergebnisse, „die keine Spezialkenntnisse oder die Vertrautheit mit einem sehr schmalen Fachbereich voraussetzen“. Dabei gehe die Redaktion von den „Vorstellungen aus, die wir von unseren Lesern (nicht zuletzt aufgrund von soziologischen Untersuchungen) haben“ (ebd., S. 58). Das bedeute „Beiträge, die ihn und sein unmittelbares Umfeld angehen“ sowie den Verzicht auf „ideologische Voreingenommenheiten“ (ebd.).

Dieter Beste (1987, S. 6 f.) vom *VDI-Nachrichten-Magazin* fordert gerade für den Wissenschaftsjournalismus sozialwissenschaftliche Kompetenz ein, u. a. um gegen eine „Kultur der Angst“ die Potenziale des Journalismus zu stellen. Popularisierung bedeute letztlich doch immer Vulgarisierung und Vereinfachung (ebd., S. 7 f.). „Technik- und Wissenschaftsjournalismus, gepaart mit sozialwissenschaftlicher Kompetenz, hat die Chance, über die Berichterstattung technisch-wissenschaftlicher Faktizität hinaus die Gründe wissenschaftlicher Forschung, die Zwecke technischen Handelns aufzudecken“ (ebd., S. 9). Damit meint Beste (ebd., S. 13), „Entscheidungen werttransparent zu machen“.

Günter Haaf (1988, S. 112 f.) (*Geo-Wissen*) hält den Befund, dass sich Sozialwissenschaftler wie auch andere Wissenschaftler über die Medienberichterstattung

beschweren, für eine Qualitätsauszeichnung des Wissenschaftsjournalismus. Haaf (ebd., S. 119f.) bestätigt die zentrale Rolle der Ressorts für den Arbeitsalltag und die Nachrichtenproduktion, wobei auf eigene Sozialwissenschafts-Seiten nicht zu hoffen sei:

„Wenn Sie – die Sozialwissenschaftler – keine Partner in der Redaktion haben, also kein Ressort oder wenigstens einen interessierten Redakteur, dann werden Ihre Themen schlicht unter den Tisch fallen. Denn es gibt ja nicht nur in den Wissenschaften eine Informationsflut: Andere Themenbereiche, die aber oft bessere Anwälte in den Redaktionen haben, drängen ebenfalls in die Massenmedien.“

Eckart Klaus Roloff vom *Rheinischen Merkur* (in Schader-Stiftung 1996, S. 101) merkt die Konkurrenz der Ressorts an, die mit dazu führe, dass sozialwissenschaftliche Wissen nicht im Wissenschaftsressort erscheine.

Thomas Assheuer von der *Frankfurter Rundschau* (in Schader-Stiftung 1996, S. 103) thematisiert die von außen „undurchschaubaren Anerkennungsstrukturen“ innerhalb der Sozialwissenschaften, aber auch die relative Augenhöhe von Journalisten und Sozialwissenschaftlern und den Umstand, dass Journalisten nicht nur ein Forum bieten, sondern auch Akteur innerhalb von Debatten seien.

Gero von Randow (1999, S. 41) von der *Zeit* listet Gründe auf, die er bei Sozialwissenschaftlern für eine Beschäftigung mit den Medien für relevant erachtet:

- „1. Honorar
2. Wissenschaftspolitik: Aufmerksamkeit für das Fach (Nachwuchs, Forschungsförderung...)
3. Bringschuld der Wissenschaft – denn sie wird vom Publikum finanziert
4. Wissenschaftliche Gründe: Auch verständliche Darstellung ist eine Probe auf die Validität der Forschung
5. Freude am Mitteilen (nicht ohne Eitelkeit).“

Jürgen Kaube von der *FAZ* (2008, S. 21) thematisiert die Unterschiede der Ressorts bezüglich der Wissenschaft, denn das Feuilleton genieße auch innerhalb der Verlagshäuser einen schwierigen Stand und Wissenschaftsberichterstattung im Feuilleton sehe sich „kleine[n] Witze[n] und mehr oder weniger herablassende[n] Bemerkungen oder kopfschüttelnd vorgetragene[n] Beschwerden“ ausgesetzt. Er (ebd.) bestätigt einen Typus des „Feuilletonwissenschaftlers“ und nennt dabei Rudolf Hickel für die Ökonomik, Wilhelm Heitmeyer und Klaus Hurrelmann für die weiteren Sozialwissenschaften als Beispiele. „Unbestreitbar ist auch, dass Daueraufenthalte im 4. Stock [Kaubes Bild für das Feuilleton; JWK] für einen Wissenschaftler nicht nur Prominenzerträge, sondern auch Reputationskosten mit sich bringen können: Ulrich Beck“ (ebd., S. 21). Kaube (ebd., S. 22) macht zudem deutlich, dass die Forderung nach mehr Öffentlichkeit inhaltlich

mehrdeutig ist und fragt, ob es also um „mehr Erwähnungen in den Massenmedien, mehr informierte Bürger (Leser), mehr beeindruckte Geldgeber“ gehe? Er (ebd.) hält auch schwindendes Vertrauen für einen Grund, der durch erhöhte Öffentlichkeitspräsenz ausgeglichen werden soll, macht aber darauf aufmerksam, dass die Massenmedien nicht unbedingt der beste Platz dafür sein müssen: „Massenmedien sabotieren Autorität“, Besprechungen wissenschaftlicher Forschung beinhalten eben auch journalistische Kritik. Hinzu tritt die zunehmende Spezialisierung, die überhaupt erst eine Notwendigkeit für Popularisierung schafft (ebd.). Dies spiegele innerwissenschaftliche Verhältnisse wider, wo immer kleinteiligere Wissenschaftlertgemeinschaften gleichzeitig immer interdisziplinären Antragsituationen ausgesetzt sind, Kommunikation über die Fachgrenzen hinweg also notwendig werde, was sich dann auch an Kommunikation an „allgemeines Publikum“ orientiere und somit „Nutzern von Massenmedien“ (ebd., S. 23). Kaube (ebd., S. 23 f.) bestätigt letztendlich die Diagnose der unterrepräsentierten Sozialwissenschaften und diskutiert zwei Gründe: einmal das fehlende Angebot und zum anderen Verwertungsprobleme, die es verhindern, dass aus interessanter Forschung öffentlich wirksame Fassungen werden. Für beantwortbar hält er (ebd., S. 24) allerdings nur die Frage, ob die Sozialwissenschaften mehr Öffentlichkeit bräuchten, dies sei nämlich immer mit ja zu beantworten, da „es [...] nie genug Öffentlichkeit für Wissenschaft geben“ könne.

Zunächst sei auf die Bestätigung zentraler medientheoretischer Annahmen durch die Journalisten aufmerksam gemacht. Thematisiert werden Nachrichtenwerte, der Druck innerhalb der Redaktionen, die Orientierung auf die Interessen und Bedürfnisse der Rezipienten, die gleichsam mysteriös bleiben. Je nach Hintergrund findet sich aber auch die Wahrnehmung einer mehr oder weniger gleichberechtigten Stellung zwischen Journalisten und Sozialwissenschaftlern. Sozialwissenschaftliche Diskurse und deren innere Strukturen werden zwar ebenfalls von den Journalisten als opak erlebt, gleichzeitig sieht man sich als notwendige Korrekturinstanz, die damit durchaus die Stellung innehat, sozialwissenschaftliche Ergebnisse gleichberechtigt öffentlich zu kritisieren. Diese Ambivalenz findet sich auch gegenüber dem persönlichen Austausch: Dieser wird für essenziell für den Erfolg der Sozialwissenschaftler in den Medien erachtet, gleichzeitig jedoch auch als problematisch und unerwünscht erlebt.

Intermediäre Institutionen

Durch die zunehmende Professionalisierung der Öffentlichkeitsarbeit in wissenschaftlichen Einrichtungen entsteht eine Community von Öffentlichkeitsarbeitern, die den Diskurs um die Wissenschaftskommunikation beeinflussen, von denen sich aber insbesondere die Forscher zum Thema auch abgrenzen. Hier werden die Fragen der Vermittlung von wissenschaftlichen Erkenntnissen in die Öffentlichkeit zu praktischen Problemen. Nicht überraschend sehen sich diese

Akteure zwischen den Anforderungen von Medien und denen der Wissenschaftler aufgerieben, müssen Probleme und Konflikte regeln, generieren aber selbst keine wissenschaftliche Reputation, sondern sind vor allem auf die Auftraggeber in den Organisationen fokussiert. Auffällig ist, dass die jüngeren Einlassungen zum Thema ein positiveres Klima beschreiben als die älteren.

Für den bundesrepublikanischen Kontext der 1970er-Jahren betont Harmut Kiock (1976, S. 123 f.) als Geschäftsführer von *Infratest Forschung GmbH*, man benötige das richtige Kommunikationsmodell (für ihn Wagners Partnermodell der Massenkommunikation) und dies müsse über Redaktionen und akademische Sozialwissenschaft hinausgehen. Als Ausgangspartner der Kommunikation kommen für Kiock (ebd., S. 124 ff.) also Sozialwissenschaftler, öffentliche und private sozialwissenschaftliche Institute, deren Presseabteilungen, Forschungseinrichtungen von Parteien und anderen Interessengruppen in Frage, die Abnehmer wiederum sind in erster Linie Makroorganisationen in Politik, Wissenschaft und Gesellschaft, die ebenfalls Hauptauftraggeber und -finanziers der Forschung sind.

„Vergleicht man die kommunikativen Einflußmöglichkeiten der vier vorgestellten Ausgangspartner sozialwissenschaftlicher Kommunikation auf die Inhalte von Massenmedien, so wird der weite Vorsprung der Makroorganisationen samt der von ihnen gelenkten, beauftragten oder genutzten Forschungseinrichtungen deutlich: Diese Organisationen können aktuell und interessengebunden Forschung finanzieren und vor allem: sie können sie mit allen verfügbaren Mitteln professioneller Kommunikation publizieren.“ (Kiock 1976, S. 126)

Dazu verfügen die großen Organisationen auch über Fachleute für den Kontakt zwischen Wissenschaft, Medien, Öffentlichkeit und Anwendern, man muss also davon ausgehen, dass die Präsenz der Sozialwissenschaften von diesen bestimmt wird (ebd., S. 126 f.). „Der Journalist und der Soziologe bearbeiten das gleiche Generalthema: soziales Handeln“ (ebd., S. 130) – und das ist der Grund, warum es kein Ressort Sozialwissenschaften gibt. Zudem gibt es eine Vielzahl von Gründen, warum es sozialwissenschaftliches Wissen nicht in die Medien schafft:

„Schlechte Chancen haben Ergebnisse, die nicht von den gesellschaftlich einflussreichen Organisationen thematisiert und propagiert werden; die nicht attraktiv sind für Redakteure und Rezipienten; die schwer zu recherchieren und darzustellen sind. Armut ist solch ein Thema.

Sehr schlechte Chancen, der Öffentlichkeit vermittelt zu werden, haben jene Ergebnisse, die von den Auftraggebern und Anwendern der Forschung bewußt unterdrückt oder zurückgehalten werden; und jene, von denen die Sozialforscher und/oder die Öffentlichkeit nichts wissen wollen – auch in der Sozialwissenschaft gibt es tabuisierte und ignorierte Themen.“ (Kiock 1976, S. 133)

Kiock (ebd., S. 133f.) attestiert den Sozialwissenschaften eine hohe Medienpräsenz, allerdings wird diese über die genannten Makroorganisationen getragen und orientiert sich demnach an den größeren politischen Auseinandersetzungen der jeweiligen Zeit. Dem können sich Sozialwissenschaftler nur entgegen stellen, sofern sie es denn wollten, indem sie selbst nicht nur direkten Kontakt zu diesen Organisationen suchen, sondern auch zu Medienorganisationen und Journalisten und darüber ihre eigenen Agenden setzen können – als weitergehendes gutes Beispiel nennt er hierfür die *Chicago School* des späten 19. Jahrhunderts, in der es eine enge Verbindung zwischen „wissenschaftlichem Journalismus und journalistischer Wissenschaft“ (ebd., S. 134) gegeben habe (vgl. zum Verhältnis von Reportage und früher Soziologie in Chicago: Lindner 2007).

Forschungseinrichtungen wie das *Wissenschaftszentrum Berlin* (WZB)⁶³ stehen vor einem besonderen Problem, ihre Ergebnisse zu verbreiten. Im Gegensatz zur Universität fehlen ihnen bestimmte Kanäle in die Öffentlichkeit. Universitäten können immer darauf vertrauen, dass die durch sie ausgebildeten Studierenden das Wissen in ihre jeweiligen Praxis- und Funktionszusammenhänge mitnehmen werden und dabei ihre Alma Mater nicht vergessen (das gilt selbst für Fernuniversitäten vgl. Lengfeld (2008) über die Öffentlichkeitsebenen der Soziologie und eine Stiftungsprofessur an der Fernuniversität Hagen). Außeruniversitäre Forschungseinrichtungen wie Universitäten können sich bezüglich des wissenschaftlichen Publikums aber auf ihre Mitglieder verlassen. Da diese ein Eigeninteresse an der Wahrnehmung ihrer Ergebnisse haben, Reputation und Karrierechancen nur auf der Grundlage veröffentlichter Texte funktionieren und auf Funktionsebene sogar wissenschaftliches Wissen erst zu solchem wird, wenn es als solches wahrgenommen wird – und nicht durch seine Produktion (vgl. Luhmann 1990). Allerdings sind die Organisationen dieser Öffentlichkeit allerdings dienlich, indem sie Infrastruktur zur Verfügung stellen: Räumlichkeiten für Konferenzen, Zeitschriften bis hin zu Verlagen. Natürlich sind sie als Arbeitgeber auch für die Reproduktion der Wissenschaftler dienlich. Dies hat selbstverständlich wiederum Einfluss auf die Wissensproduktion. Beide Organisationsformen haben jedoch auch die Aufgabe, in die Gesellschaft zu wirken, das Wissen der Wissenschaften zu verbreiten. Während bei Universitäten dies auch klassisch eher über die Funktionsträger geregelt wird, die als Standesvertreter ihrer jeweiligen Disziplin diese Aufgabe übernehmen müssen, zeigen auch Universitäten, gerade unter dem Konkurrenzregime, immer größere Aufwendungen

63 „Es ist natürlich kein Zufall, daß sich das WZB immer wieder in seiner noch recht kurzen Geschichte mit dem Thema „Sozialwissenschaften und Praxis“ beschäftigt hat“ (Dierkes 1988, S. 12). Auch hier sind die Ausrichtungen und Zwecksetzungen der Organisationen von Bedeutung, das WZB soll „problemorientierte sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung“ durchführen, was eine Orientierung an Umwelterwartungen an Wissen impliziert (ebd.). Dies umfasst auch die „Verbreitung sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse in Wissenschaft und Praxis“ (ebd.).

für professionelle Öffentlichkeitsarbeit und Public Relations. Daneben müssen Universitäten aber meist nicht die Öffentlichkeitsarbeit der Institute steuern, da diese neben den Standespflichten der Professoren ja auch ein Verbreitungsinteresse haben und es zum Teil bis in die Theorien, gerade der Sozialwissenschaften, einen Impetus gibt, als Adressat neben den Kollegen auch die Öffentlichkeit zu haben. Daraus entsteht dann eine Vielzahl öffentlichkeitswirksame Formate wie etwa Ringvorlesungen. Dies führt im besten Falle auch zu einer regionalen Basis, einem bestimmten Milieu. Die Universität wirkt in die Region und in die Öffentlichkeit hinein, dort gibt es Abnehmer und Interessenten, die solche Formate auch nachfragen. Was also Universitäten klassischerweise ohne Planungsaufwand gelingt, müssen Forschungseinrichtungen auf andere Weise bewältigen. Ohne Studierende und unter größerer Kontrolle der Auftrag- und Geldgeber müssen sie auch evaluierbar in die Gesellschaft wirken. Dies wird gerade durch den Organisationszweck der Verbreitung des gewonnenen Wissens aufgefangen. Sie stehen also bevorzugt für Auftragsarbeiten ihrer Auftraggeber zur Verfügung, beraten, legitimieren, stellen Infrastruktur zur Verfügung. Das Wirken in ein interessiertes Publikum ist ihnen zwar etwas erschwert, da sie nicht als so öffentliche Orte wie Universitäten gelten, können aber durch die bessere finanzielle Ausstattung sehr gut in Kooperationen treten oder eben selbst zu öffentlichen Veranstaltungen einladen. Oder aber, sie laden eben Praktiker, Entscheider und Wissenschaftler zu einer Konferenz ein.

Hans-Jürgen Krupp (1988, S. 97 f.; *DIW-Präsident*) rät für den Kontakt zu den Medien zur Zuhilfenahme von Profis für diesen Bereich sowie zur Fähigkeit, die eigenen Forschungsergebnisse in Umgangssprache formulieren zu können. Letzteren Übersetzungsprozess sieht er als durchaus nicht trivial, zwischen Vereinfachung und Verständigung beiden Ansprüchen gerecht zu werden, ohne den Wert der Forschung zu gefährden (ebd., S. 98 f.).

„Sehr viel schwieriger wiegen in der Regel die Probleme, die bei der Nennung der Anwendungsbedingungen des vorgestellten Forschungsergebnisses auftreten. Wissenschaftler geben in ihren Fachpublikationen an, unter welchen Annahmen das Ergebnis erzielt wurde und unter welchen Bedingungen [...] es Gültigkeit hat. Viele sozialwissenschaftliche Voraussetzungen hängen im Übrigen vom Handeln der Politiker ab. [...] An dieser Stelle ist der Wissenschaftler häufig Opfer des begreiflichen Wunsches vieler Medien, möglichst wenig Raum für eine Nachricht zu verwenden.“ (Krupp 1988, S. 99)

Für die Schwierigkeiten, die die Trennung von Meldung und Meinung für Sozialwissenschaftler und Journalisten bedeuten, erwähnt er ausdrücklich die „deutschen Wirtschaftsredaktionen“, denn nicht nur Sozialwissenschaftler streben zur Beteiligung am öffentlichen politischen Diskurs, sondern auch die Journalisten selbst, die entsprechend missliebige Ergebnisse der Wissenschaft selektieren (ebd., S. 100).

Plesner (ebd., S. 234) bringt ebenfalls die Perspektive von PR-Profis in die Analyse ein. Diesen weist sie eine intermediäre Rolle zwischen Journalismus und Wissenschaft zu (ebd., S. 257). Hier identifiziert sie (ebd., S. 238 ff.) vier Hauptlinien im Diskurs: Nützlichkeit, Komplexität, Selbstreferenzialität und Populismus. Sie zeigt, wie sich in diesem Diskurs der Wissenschaftskommunikatoren die Trennung von Gesellschaft und Wissenschaft reproduziert (ebd., S. 241 f.). Nützlichkeit ist hierbei sowohl hegemonial innerhalb der Behandlung der Frage, was und warum über Wissenschaft berichtet werden soll, als auch als leerer Signifikant bestimmt, also je nach Position im Diskurs mit unterschiedlichen Bedeutungen zu belegen (ebd., S. 242). Die Verständlichkeit sozialwissenschaftlichen Wissens wird unter den Wissenschaftskommunikatoren hauptsächlich unter dem Punkt der Zugänglichkeit behandelt (ebd., S. 244). Damit sind sowohl pragmatische Erreichbarkeiten von Forschenden als auch Ressourcen der Öffentlichkeitsarbeit gemeint (ebd., S. 249). Die letzten beiden Punkte betreffen dann vor allem die Rolle der Sozialwissenschaftler in der Öffentlichkeit, die aber von den PR-Profis mit konstituiert werden.

Pressestellen sind Teil der organisationalen Infrastruktur der Öffentlichkeit und der Verbreitung sozialwissenschaftlichen Wissens. Als Teil von Hochschulen leitet sich ihre Funktion aus deren ab und ist somit ähnlichen Änderungen unterworfen (Fitterling 1976, S. 34). Interessant zu sehen ist, dass die *Leiterin der Pressestelle der Technischen Universität Berlin* Öffentlichkeitsarbeit in Hochschulen in das Spannungsverhältnis von Verwissenschaftlichung von Gesellschaft, Vergesellschaftung von Wissenschaft und die Verdrängung von öffentlichem Raisonement zugunsten von Publicity setzt (ebd., S. 35). Ebenso interessant erscheint, dass die Problemstellungen von Forschung und Lehre, der Ausbau der Massuniversität, die (gesamtgesellschaftliche) Verantwortung der Wissenschaftler für ihre Ergebnisse sowie die gewissermaßen außeröffentliche Drittmittelforschung als Rahmen für Öffentlichkeitsarbeit aufgeführt werden (ebd., S. 37 f.). Organisatorisch sind die Pressestellen weisungsgebunden abhängig von den Rektoraten, was ihnen erlaubt, deren Autorität zu nutzen, aber zu parteilichen Äußerungen zwingt – und somit in einer institutionalisierten Konfliktsituation zwischen Neutralität und Weisungsgebundenheit bei der Berichterstattung über Hochschulpolitik und Wissenschaft führt (ebd., S. 38 f.). Damit stehen die institutionalisierten Öffentlichkeitsarbeiter in einem doppelten Spannungsverhältnis, über Wissenschaft informieren zu sollen, aber gleichzeitig hochschulpolitisch einseitig agieren zu müssen sowie von spezialisierten Fachkommunikationskulturen abhängig zu sein, die Verständlichkeit offensiv ablehnen – sie sehen sich also als Teil der Degeneration der Öffentlichkeit im habermasianischen Sinne (ebd., S. 40 f.). Als Aufgaben erscheinen: Pressemitteilungen, -konferenzen, Publikation von Jahrbüchern, journalistische Kontaktpflege (diese nach außen); Universitätszeitungen, Pressespiegel (Image-Erfolgskontrolle) sowie anderer Publikationen wie Vorlesungsverzeichnisse – und ebenso ist das größte Problem dieser Stellen die Wissenschaftsberichterstattung (ebd., S. 42 ff.).

Die Öffentlichkeitsarbeiterin aus dem *Deutschen Institut für Urbanistik* Barbara Stolterfoht (1976, S. 53) macht zunächst die Funktion eines solchen Instituts deutlich, die darin liegt, wissenschaftliche Ergebnisse zu produzieren und für einen klar umrissenen Anwenderkreis (Städte) aufzubereiten. Wichtig hierbei ist, dass dies nicht alleinige Aufgabe der Öffentlichkeitsarbeit ist, sondern in verschiedenen Arbeitsbereichen geschieht – es werden eigene wie fremde Ergebnisse wie Erfahrungen gebündelt zum Zwecke „*wissenschaftlich aufbereitete Informationen mit hoher Praxisrelevanz und hoher Umsetzungschance*“ zu liefern (ebd., S. 55). Erstes Ziel ist dabei, die eigene Arbeit den Städten sichtbar zu machen (ebd., S. 55). Die Information der „*allgemeinen Öffentlichkeit*“ ist hier institutionell nachgeordnet und „hinsichtlich der „Imagebildung““ interessant (ebd., S. 56). Das führt zu spezifischen Problemen im Adressatenkreis, so besteht die Gefahr, in politische Auseinandersetzungen hineingezogen zu werden und auch hier gibt es „emotionale Abwehrbarrieren“ gegenüber dem „Soziologendeutsch“ und anderen Fachsprachen (ebd., S. 59 f.). Ebenso gibt es Konflikte mit den Auftraggebern, die im Bezug auf Veröffentlichungen nicht weisungsbefugt sind. Die Journalisten machen aus den Veröffentlichungen des Instituts, was sie wollen (ebd., S. 60 ff.). Als ein Kernproblem macht sie (ebd., S. 63) aus, in kurzer Zeit, in einer nicht geübten Sprache Komplexität zu reduzieren (aus mehreren Jahren Arbeit ein Statement zu machen) und dabei korrekt zu bleiben. Da dies zu erstaunlichen Ergebnissen führt – begründet durch die Funktionsweise der Massenmedien und von ihnen erwarteten Rezipientenwünsche –, ist für die Öffentlichkeitsarbeit eben nicht jede Nennung gut, da „unter dem Gesichtspunkt des Institutsimages sowohl falsche als auch entstellte oder „dümmliche“ Meldungen eher gefährlich denn nützlich“ (ebd., S. 65) sind. Dies geschieht umso öfter, da den Sozialwissenschaften aus dieser Sicht die institutionelle Heimat und damit auch die Fachjournalisten fehlen, Feuilleton, Wissenschaft und Politik nehmen die Ergebnisse des Instituts nicht auf und so finden sie sich unter „Vermischtes“ wieder, was wohl „dümmliche“ Meldungen neben Brandstiftungen und Nessisichtungen noch begünstigt – ernster jedoch ist die Folge für die Öffentlichkeitsarbeit, die nämlich im vorausseilenden Gehorsam darauf reagiert und die Pressemitteilungen umso standardisierter produziert (ebd., S. 65 f.). Auch der Öffentlichkeitsreferent findet sich damit in drei ständigen Dilemmata gefangen: Er muss Ergebnisse trivialisieren oder wird nur von der Fachpresse wahrgenommen; er muss zwischen Denk- und Sprachgewohnheiten von Wissenschaftlern und Journalisten steuern; und er muss die Interessen der Institution mit denen der Nutzer und der Öffentlichkeit in Einklang bringen (ebd., S. 66).

Zur Arbeit von Pressereferenten und dem Selbstverständnis sozialwissenschaftlicher PR äußert sich der *Leiter des Pressereferats des WZB* Burkhard Wiebe (1988b). Dies bestehe in der Aufgabe, Mittler der Mittler zu sein (ebd., S. 103). Dabei macht er auf die Schwierigkeit der Aufgabe aufmerksam, da es ein starkes Ungleichgewicht zwischen geleisteter (universitärer wie außeruniversitärer)

Forschung und dem Raum gebe, der den wenigen Wissenschaftsjournalisten in den Medien eingeräumt werde (ebd., S. 104f.). Die spezifischen Probleme der Sozialwissenschaften lägen zudem in der fehlenden Exaktheit, im Fehlen von Superlativen und der Sprachbarriere (ebd., S. 105). Die Öffentlichkeitsarbeit wende sich neben den Medien aber auch stets an Anwender, deren Ansprache direkter auch innerhalb der Institutionen geschehe (ebd., S. 105f.). Ebenfalls weist er auf die Arbeit mit Verlagen hin sowie auf die Aufgabe, erschienenen Büchern Rezensionen zuzuführen (ebd., S. 106f.). Zur Öffentlichkeitsarbeit gehört auch die Anfertigung von Journalen, die die Öffentlichkeit über neue Forschungsergebnisse informieren sollen (etwa die *WZB-Mitteilungen*), wobei er allerdings auch die Journalisten in der Pflicht sieht, die Übersetzung in allgemeinverständliche Sprache zu leisten (ebd., S. 107f.).

Aus der Perspektive der sozialwissenschaftlichen Öffentlichkeitsarbeit des WZB berichtet Paul Stoop (2018) über die routinierte wie problembehaftete Zusammenarbeit mit Medienvertretern. Während das Verhältnis von Journalismus und Forschung inzwischen auch in ethischen Leitlinien und Empfehlungen verhandelt wird, beklagt Stoop (ebd.), dass die Pressestellen nicht immer systematisch berücksichtigt würden. Stoop (ebd., S. 63f.) thematisiert die Konkurrenz der Medien, die das Verhältnis prägt, gegenüber einem gefragten Thema – Wissenschaft. Zwar reduziere sich die Zahl von Wissenschaftsressorts, Sozialwissenschaften fänden aber Eingang in die Politik- und Wirtschaftsberichterstattung, ins Feuilleton wie in das Vermischte – die Anfragen kämen entsprechend von „großen Verlagskonzernen wie von schreibenden Ich-AGs“ (ebd.). Die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten beschleunigen den Kampf um Aufmerksamkeit und kleinere zeitliche Vorsprünge, pluralisieren aber auch die Kanäle, die von Wissenschaftlern oder Institutionen (und auch Journalisten) in Eigenregie betrieben werden können (etwa Webpages oder Blogs) (ebd. S. 64). Die „tägliche Interaktion zwischen Forschern und Pressestellen“ mit Journalisten beschreibt Stoop (ebd., S. 68) als sehr routinisiert, basierend auf „Konventionen, die meist implizit gelten“. Dies gilt für Sperrzeiten, Autorisierung von Interviews und Zitaten – Brüche der Konventionen kommen allerdings auch vor und haben z. T. große Konsequenzen für das Vertrauensverhältnis (ebd., S. 68f.). Zentrale Konfliktdimension ist die Zeit, die von Journalisten auch als Druckmittel eingesetzt wird (ebd., S. 70f.). Stoop (ebd., S. 71) berichtet davon, dass die Regionalpresse aufgrund veränderter Aktualitätsannahmen (früher mehrere Monate, heute tagesaktuell) die Berichterstattung über wissenschaftliche Tagungen weitestgehend eingestellt habe, die aber weiterhin zum Kontakt mit Wissenschaftlern genutzt werden, allerdings ohne Nennung des Kontexts, was für den WZB-PR-Mitarbeiter entsprechend ein Ärgernis darstellt. Der Umgang mit geistigem Eigentum ist ein weiterer Konfliktgegenstand, so berichtet Stoop (ebd., S. 72f.) sowohl von Plagiatsfällen als auch von erfundenen Interviews mit Wissenschaftlern sowie von Nachdrucken von Beiträgen ohne Quellenangabe. Insbesondere die großen

Verlage werden hierbei als in einer stärkeren Position gegenüber einzelnen Forschern, Redaktionen von Journals oder Forschungsorganisationen dargestellt (ebd., S. 73 f.). Eine relativ selten vorkommende Problemkonstellation sind Namensnennungen im Kontext öffentlich verhandelter Besetzungen von Posten (ebd., S. 74 f.). Legion sind dagegen die Klagen über Verkürzungen, Verfälschungen und Auslassungen zwischen den Parteien in kleinerem oder größerem Ausmaß (ebd.).

Rezeption⁶⁴

Robert Merton und Alan Wolfe (1995, S. 15) sehen die Wirkung einer Wissenschaft in der Gesellschaft als ein Teil der Entwicklung einer wissenschaftlichen Disziplin an: „One of the least understood stages in the development of a science is the process by which scientific findings, concepts, and ways of thinking take leave from the scientists who originate them and enter the general culture and the larger society.“ Dabei unterscheiden sie (ebd., S. 15) „cultural incorporation“ und „social incorporation“. Ersteres umfasst die Diffusion von Begriffen und Konzepten in die Alltagssprache, letzteres die von Ergebnissen und Methoden in andere Institutionen. Die kulturelle Inkorporation der Soziologie in die Gesellschaft ist somit für die beiden Autoren (ebd., S. 16) ein Teil dessen, was die Soziologie als Wissenschaft ausmacht. Zudem bringen sie so Fragen der Wirkung der Sozialwissenschaften durch die Medien mit denen durch andere Wirkweisen in Verbindung. Empirisch nähern sie (ebd., S. 16 f.) sich dem Phänomen über die Verbreitung von zentralen soziologischen Begriffen in den amerikanischen Printmedien. Die höchsten Fundstellen weisen hierbei „Lifestyle“ (sechsstellig), „Role Model“ und „Standard of Living“ (fünfstellig) und „Dysfunctional“ (höher vierstellig) auf (ebd., S. 18). Dabei finden sie Unterschiede in der Beliebtheit von soziologischen Begriffen in der soziologischen und der journalistischen Verwendung (ebd., S. 17): Letztere nimmt vor allem Bezug auf Konzepte, „[which; JWK] refer to the worlds of everyday life with others“, also vor allem auf Beziehungen, aber auch solche, die kritikwürdige Zustände bezeichnen. „Journalists do not, in general, look to sociology to accentuate the positive aspects of American society; sociology is more likely to be incorporated into the general culture when Americans perceive that culture as problematic or flawed“ (ebd., S. 17). Dabei spielen allerdings innersoziologische Unterscheidungen wie Makro- und

64 Die Frage nach der Rezeption von Wissenschaft allgemein muss hier ausgespart bleiben (vgl. aber Metag 2017). Es lässt sich wohl aber festhalten, dass sich die Rezeption nach soziodemografischen Gruppen unterscheidet: Moscovici (2008) zeigt dies für die Psychoanalyse in Frankreich und die unterschiedlichen Wahrnehmungen von Kommunisten, Bürgerlichen und Katholiken. Für die Schweiz finden Schäfer et al. (2018) „Sciencephiles“, „Critically Interested“, „Passive Supporters“ und „Disengaged“, die nach Geschlecht und Bildungsgrad variieren.

Mikrosoziologie eine kleinere Rolle als etwa der Eingang in politische Diskurse (wie in Deutschland etwa: „underclass“ and „culture of poverty“) oder die Nähe zu „social movements and ideologies“ (ebd., S. 17 ff.). Es gibt hierbei eine charakteristische Verspätung bis Begriffe in der journalistischen Verwendung normal werden (ebd., S. 19 f.). Zudem ziehen sie (ebd., S. 20 f.) einen Vergleich mit der Ökonomik, die sie als geschlossener, technischer und näher an der politischen Verwendung konzipieren. Überraschenderweise findet sich jedoch kein großer Unterschied zwischen den Begriffen, die den beiden Disziplinen zugeordnet werden (ebd., S. 21): Hier wie da dominieren ältere, metaphorische Begrifflichkeiten in den journalistischen Texten, während neuere und technische weniger häufig auftauchen, jeweils unabhängig von der Bedeutung in den jeweiligen Disziplinen. „To summarize, it seems that sociology does enter into the culture in which the science is practiced, if the incorporation of terms from the discipline into general usage can be used as one measure of such influence“ (ebd., S. 21). Gleichzeitig ist die Soziologie mit dem Paradox des Erfolgs konfrontiert (ebd.), denn die Begriffe verändern ihre Bedeutung (wie Lebensstil) oder entleeren sich sogar während dieser Verwendungsinflation (etwa wenn es Profisportler öffentlich ablehnen, ein role model zu sein) (ebd., S. 23). Merton und Wolfe (ebd., S. 23) sehen damit weniger den Jargon der Soziologie als Problem an, als diesen paradoxen Erfolg, denn öffentliches Misstrauen würde weniger durch unverständliche als zu gut verständliche Begrifflichkeiten in diesem Sinne entstehen, wenn durch den zu großen Erfolg soziologischer Begrifflichkeit nur noch der rhetorische Unterschied der Verwendung beobachtet werden könnte.

„When the cycle is completed – when sociologists have coined terms to express new concepts or new observations of social reality, only to have these transformed into popular but misleading expressions, they may gain the satisfaction of seeing their new concepts in lights; but they lose the pleasure that comes from having introduced a way of seeing the social reality that the culture, inward looking as it is, cannot see.“
(Merton & Wolfe, 1995 S. 23)

Unter sozialer Inkorporation verstehen Merton und Wolfe (ebd., S. 24) insbesondere die Diffusion von soziologisch entwickelten Methoden wie die Umfrage, Fokusgruppen oder teilnehmende Beobachtung, die von außersozziologischen Akteuren verwendet werden, um soziale Fragestellungen zu beantworten. Auch hier besteht eine Parallele zur Ökonomik, lassen sich doch gerade Längsschnitt-Einstellungs-Untersuchungen auf einer Ebene mit ökonomischen Indikatoren ansiedeln, die die Selbstbeobachtung der Gesellschaft bzw. die politische Beobachtung von Wirtschaft und anderen gesellschaftlichen Teilbereichen dominieren (ebd.). Gerade Querschnitts-Einstellungsumfragen haben vor allem in die Massenmedien Eingang gefunden, wo sie mit einer Zahl sowohl einen Neuigkeitswert als auch die Leserperspektive im Sinne der Selbstverortung miteinander verbinden

(ebd., S. 25). Presseorganisationen führen ihre eigenen Umfragen aus oder beauftragen dafür spezialisierte privatwirtschaftliche Forschungsorganisationen, insgesamt steigt der Einsatz von Meinungsumfragen weiterhin an (ebd., S. 25 ff.; zu Umfragen auch Osborne & Rose 1999; Igo 2011).

„The widespread and effective use of polling as well as the widespread and frequent misuse of focus groups suggest that sociology’s single greatest impact on the society is in the realm of technique rather than in the realm of terminology, substantive ideas, or other empirical findings.“ (Merton & Wolfe 1995, S. 27)

Allerdings findet sich auch hier der paradoxe Erfolg wieder (ebd., S. 27): Der außersozialogische Einsatz der Methoden ist in der Regel eher an den Ergebnissen als den methodologischen Feinheiten interessiert (ebd., S. 25) und inzwischen produzieren Umfragen zum Teil größere methodische Probleme aufgrund etwa von Teilnahmeverweigerungen (ebd., S. 27). Umfragen weisen inzwischen einen hohen Grad an Reaktivität auf, da die Teilnehmer die Funktion und die Verwendungsweise relativ genau kennen, modulieren sie ihre Antworten im Sinne des Erhebungsinstruments, was Merton und Wolfe (ebd., S. 27) als kulturelles Feedback auf die Technik beschreiben. Dies bezieht sich auch auf die Wahrnehmung der Ergebnisse, denen nicht unbedingt vertraut wird (ebd.). Auch hier findet sich mit Fokus-Gruppen-Interviews ein Beispiel aus der qualitativen Sozialforschung, was eine ähnliche Karriere gemacht hat, die von einer akademischen Neuerung in verschiedene Kontexte und zurück in Forschungskontexte verläuft (ebd., S. 28 f.). Der Journalismus ist hierbei ein gesellschaftlicher Teilbereich, der souverän soziologische Methoden aufnehmen kann, was man im deutschen Kontext inzwischen etwa als Datenjournalismus kennt. Soziologische Ergebnisse haben nach Merton und Wolfe (ebd., S. 30) die besten Chancen breit wahrgenommen zu werden, wenn sie zuerst in politischen Entscheidungskreisen Relevanz erlangen, während die breite Diskussion von Ergebnissen in den Massenmedien etwa eher die Ausnahme bilden (ebd., S. 30). Zur sozialen Inkorporation gehören aber natürlich auch die rechtlich und politisch eingeforderten Expertisen, die auch in den USA zahlreich sind (bzw. waren) und zum Teil die politische Diskussion über öffentliche Angelegenheiten prägen (ebd., S. 31 f.). „There seems little doubt that a combination of less money, a changed ideological coloration to the country, and a public suspicion of experimentation in social policy combined to limit rather drastically the effect that sociology could have on public policy“ (ebd., S. 33). Allerdings finden sich noch immer zahlreiche Beispiele von Expertisen soziologischer Natur im politischen Feld, wobei hier für das öffentliche Bild der Soziologie insbesondere Erwartungsenttäuschung die größte Gefahr darstellt (ebd., S. 34). Auch hier kann Erfolg paradoxe Effekte haben: „Already convinced that sociological terms are trite, and that social science techniques are flawed, the consequences for sociology would be serious if Americans came to also believe

that sociological ideas about public policy are inherently unworkable or counter-productive“ (ebd., S. 34).

Insgesamt malen die Autoren (ebd., S. 34 f.) ein positives Bild der Inkorporation der Soziologie in die (amerikanische) Gesellschaft: Die Zeit sei „particularly receptive to sociological ways of knowing“ und „we continue to live in a sociological culture“. Entgegen also Kritiken an der Soziologie, die sie als selbstbezügliches, jargonhaftes, abgehobenes und nutzloses Fach wahrnehmen, dessen Bedeutung abnimmt und eher schlechtere Studierende anzieht, sehen sie die Problemstellung der Soziologie eher in ihrem Erfolg und der daraus möglichen Entfremdung der Öffentlichkeit mit der Soziologie (ebd., S. 35 f.). „A large risk we face as a discipline is that those whose behavior we study will take what we say about them more seriously than we take ourselves“ (ebd., S. 36).

Außerwissenschaftliche Interessen jenseits der Anwendung (s. o.) sozialwissenschaftlichen Wissens in Praxiskontexte sind nahezu unerforscht. Dabei muss von einem gewissen Rezeptionsinteresse ausgegangen werden. Einen Hinweis bietet etwa Gans (1997), der Verkaufszahlen US-amerikanischer soziologischer Bücher zusammenträgt. Ein weiterer kann über die Studienmotivationen erfolgen, in denen zumindest für die Soziologie gezeigt werden kann, dass neben fachlichen Interessen den Methoden und Theorien gegenüber auch ein gesellschaftsverändernder gehört (vgl. Kiefer et al. 2018; zu den unterschiedlichen Interessen gegenüber Wissenschaft in Massenmedien, Expertendiskursen und Studierenden: Zimmermann et al. 2001).

Ein weiterer Weg, gewisse Rezeptionsinteressen zu erschließen, ist, sich gängige Vorurteile über Soziologie und Soziologen zu vergegenwärtigen. Während Peter Berger (1963) in den 1960er-Jahren noch beklagte, es gäbe nur wenige Witze über Soziologen, und auf Partys würden sich Grüppchen eher um Psychologen bilden, zeigt Best (2003, S. 2 f.) gängige Vorurteile gegenüber der Soziologie: Soziologie ist banal, produziert triviale Ergebnisse, ist jargonhaft und unverständlich sowie politisch links (bis hin zu austauschbar mit Sozialismus bzw. mit „feminism, multiculturalism, postmodernism, and political correctness“).

Eine gewisse Vorstellung über die Formulierung von Interessen gegenüber sozialwissenschaftlichen Erkenntnissen liefern Dierschke und Korte (2012), indem Amazon-Kundenbewertungen von klassischen Werken der Soziologie untersucht werden. Dort finden sich hauptsächlich positive Bewertungen, wobei deutschsprachige Klassiker häufiger kommentiert wurden als Werke, die in anderer Sprache verfasst wurden (ebd., S. 149 f.). Motivationen zur Beschäftigung mit Sozialwissenschaften lassen sich solchen Kundenbewertungen nur annäherungsweise entnehmen, deren Inhalt ja auch das äußere Erscheinen und Erhalten der spezifischen Ware ist, allerdings muss man davon ausgehen, dass die Motivationen nicht ausschließlich in professionsnahen Kontexten (wie einem Studium) zu verorten sind (ebd., S. 151 f.). „Es scheint hier also auch ein allgemeines Interesse an dieser Form soziologischen Wissens zu geben“ (ebd., S. 152). Die Kunden

bewerten die soziologischen Klassiker häufiger als unverständlich, aber nicht sehr häufig als politisch links oder banal – auf der positiven Seite finden sich Anmerkungen zur Gesellschaftsbeschreibung und zu einem gewinnbringenden Perspektivenwechsel (ebd., S. 152). In einem Viertel bis einem Drittel der Rezensionen finden sich Relevanzzuschreibungen für persönliche Horizonte bzw. gesellschaftliche Probleme (ebd., S. 153).

„Aus unserer Sicht verweisen die Ergebnisse dieser Analyse vor allem auf Folgendes: die Vielstimmigkeit der Reaktionen aus der Gesellschaft auf die Wissenschaft der Gesellschaft, die Ansprüche, die an sie gestellt werden, und die Schwierigkeiten, diese zu erfüllen. So werden die soziologischen Klassiker sowohl rein instrumentell als auch gesellschaftspolitisch oder mit Bezug auf die persönliche Lebenslage bewertet. Somit beantwortet der hier beobachtete Teil der Öffentlichkeit die Frage, was die Soziologie eigentlich sei und was sie auszeichnet, vieldeutig. [...] Trotz der aufgezeigten Einschränkungen gewähren die Laienrezensionen dennoch ein Verständnis darüber, wie diese Öffentlichkeit die Soziologie sieht und sich mit ihr auseinandersetzt: als grundlegende wissenschaftliche Disziplin, die soziale Phänomene erklärt und individuelle Welterfahrungen bereichert.“ (Dierschke & Korte 2012, S. 155)

Repräsentative Umfragewerte wie die des *Wissenschaftsbarometers* (Wissenschaft im Dialog 2017) zeigen, dass Wissenschafts- und Forschungsthemen durchaus auf breites Interesse stoßen (im Vergleich dort größer als Politik, Wirtschaft oder Sport) und die Befragten mit der Wissenschaftsberichterstattung eher zufrieden als unzufrieden sind. Innerhalb der wissenschaftlichen Themen dominieren jedoch Medizin vor Naturwissenschaft und Technik – sozial- und geisteswissenschaftliche Themen werden von weniger Befragten mit großem oder sehr großem Interesse belegt (32 %) und von mehr Befragten mit eher geringem oder sehr geringem (25 %) (ebd., S. 7 f.). Soziodemografisch⁶⁵ zeigt sich ein größeres Interesse an sozial- und geisteswissenschaftlichen Themen bei Befragten aus Ostdeutschland, mit weiblichem Geschlecht, im Alter zwischen 14 und 29 Jahren sowie mit einem Schulabschluss von mindestens der Mittleren Reife (unterdurchschnittlich im Alter zwischen 40 und 49 Jahre sowie bei niedrigeren Bildungsabschlüssen). Befragte aus Zweipersonenhaushalten und mit Haushaltsnettoeinkommen zwischen 1.000 und 3.500 Euro monatlich weisen höheres Interesse auf. Anhänger der Linkspartei und der SPD zeigen ein überdurchschnittliches Interesse, Anhänger der AfD und sonstiger Parteien ein geringeres. (Frühere) Arbeitsverhältnisse in der Forschung sowie hohe Religiosität erweisen sich zudem als zuträglich für das Interesse.

65 Die Tabellen sind unter https://www.wissenschaft-im-dialog.de/fileadmin/user_upload/Projekte/Wissenschaftsbarometer/Dokumente_17/Wissenschaftsbarometer2017_Tabellenband.pdf [zuletzt zugegriffen am 23.02.2021] zu finden.

Fenton et al. (1998, S. 120) benutzen Fokusgruppen-Analysen, um sich der Rezeptionsseite sozialwissenschaftlicher Berichterstattung zu nähern. Hierbei trennen sie (ebd., S. 124f.) zwischen Textverständnis und Reaktion auf den Text. Das Verständnis erscheint hierbei relativ konsistent, bei einigen Beispielen ergeben sich jedoch auch Verständnisschwierigkeiten (ebd., S. 125). Die Autoren (ebd., S. 126, 133) identifizieren vier Hauptrahmen innerhalb der Rezeption: Populärer Mythos, persönliche Erfahrung und Laiendiskurs, Expertendiskurs und andere Mediendiskurse, während die Reaktion positiv, ambivalent oder negativ ausfällt.

Der populäre Mythos über die Sozialwissenschaften ist insbesondere im Unterschied zu „harten“ Wissenschaften zu sehen (ebd., S. 126f.): Sozialwissenschaften bestehen in diesem Rahmen eher aus Meinungen und politischen Interpretationen der Gesellschaft, durchaus auch in dem Sinne, dass die Sozialwissenschaftler besser wüssten, was eine anzustrebende Gesellschaft sei. Sozialwissenschaftler sind dabei gleichwohl praxisfern im Elfenbeinturm imaginiert (ebd., S. 127). Eng damit verwandt ist der Rahmen des Laiendiskurses, der persönliche Erfahrungen gegen wissenschaftliche Aussagen ausspielt (ebd., S. 127ff.). Dieser Rezeptionsrahmen fällt je nach formaler Bildung der Rezipienten unterschiedlich aus, je höher die Bildung, desto eher werden abstrakten Aussagen Geltung eingeräumt (ebd., S. 129). Der Expertendiskurs-Rahmen umfasst die Wahrnehmung der Sozialwissenschaftler als Experten, allerdings auch die Herstellung der Expertise durch wissenschaftliche Methoden (ebd., S. 129ff.). Hierbei zeigt sich eine große Bekanntheit des Einsatzes von Experten durch Journalisten, aber auch ein recht klares Verständnis von sozialwissenschaftlichen Methoden, „revealing recognition both of the politics and the pragmatics of survey research“ (ebd., S. 130). Allerdings ist dieser Rahmen klar auf standardisierte Methoden ausgerichtet, bei denen die Fallzahl über die Qualität der Expertise entscheidet (ebd.). Aber auch hier kann sich Skepsis artikulieren: „The expert view could be construed as alienated, superficial and empty of meaning; as opposed to the lay interpretation which was perceived to be authentic, grounded in experience and meaningful“ (ebd.). Andere Mediendiskurse schließlich, also die Referenz auf mediale Berichte, um das Verständnis der vorgelegten Artikel zu versprachlichen, erscheinen als der wichtigste Rahmen, der sich insbesondere in der Interaktion der Fokusgruppe zeigt (ebd., S. 131f.).

Positive Evaluationen erhalten die Artikel, die als interessant wahrgenommen werden und deren Aussagen an die eigene Lebenswirklichkeit angeschlossen werden können (ebd., S. 133). Hier wird ebenfalls gute journalistische Arbeit goutiert, die faktenorientiert und fair argumentiert (ebd., S. 134). Die stärksten positiven Reaktionen erhalten allerdings „Schocker“-Artikel, die kontraintuitive Ergebnisse präsentieren, aber im Rahmen der Lebenswelt Anschlussfähigkeit behalten (ebd.). Negative Reaktionen (ebd., S. 134f.) werden bezüglich uninteressanter Inhalte aber auch schlechter journalistischer Arbeit geäußert, etwa wenn Zahlen und Expertisen nur mangelhaft eingeführt und kontextualisiert werden – aber auch wenn politische Motive bei Journalisten oder der Expertise vermutet

werden. Die ambivalente Reaktion schließlich äußert sich am offensichtlichsten in einem offensiven „So what?“ (ebd., S. 135 f.), wobei auf uninteressante Themen oder unverständliche Texte gleichermaßen reagiert wird.

Fenton et al. (ebd., S. 136 ff.) geben den Bildungsgrad als die entscheidende Variable an, die die Varianz in Verständnis und Reaktion erklärt. Den meisten Rezipienten blieb der sozialwissenschaftliche Fachdiskurs fremd, sodass Verständnis sich auf andere Ressourcen stützen musste (ebd., S. 137). Allerdings interpretieren sie den Umgang mit dem Wissen und den Themen nicht als subversive Aneignung, was in ihrem Forschungsdesign naheliegen würde, sondern: „we would argue that such understanding can act as a mechanism of exclusion“ (ebd., S. 138). Die Unvertrautheit mit den sozialwissenschaftlichen Diskursen und die Bezugnahme auf eigene Erfahrungen in Opposition zu Experten führen zu einem Abwenden von öffentlichen Debatten, die letztendlich als unverständlich und damit als die Rezipienten nicht betreffend wahrgenommen werden. Neben der Bildung zeigt sich ebenfalls eine klare Abhängigkeit vom Genre der Beiträge, also der routinierten Bewertungsmaßstäbe, nach denen gute Zeitungsartikel oder Fernsehberichte evaluiert werden (ebd., S. 138 ff.). Hierbei erscheinen Fernsehberichte mit sozialwissenschaftlichen Inhalten als missverständlicher als gedruckte Texte (ebd., S. 140). Rezeption insgesamt orientiert sich damit bei Fenton et al. (ebd., S. 140 ff.) als abhängig von der Vertrautheit mit den behandelten Themen. So zeigt sich zum einen: „Those who gave the most dissonant evaluations were those with the most detailed knowledge in the area. This would suggest that critical purchase is rooted in personal and professional experience“ (ebd., S. 141). Es zeigte sich zum anderen, dass je weniger Vorwissen vorlag, desto mehr Wirkung der Text entfalten konnte. „As such the daily recurrence and readily recognisable features of the news item serve to link the audience and their daily lives to the larger world in a manner which is ritualistic, symbolic and mythic, rather than informational“ (ebd.). Diese personalisierte Form der Evaluation hat besondere Schwierigkeiten mit sozialwissenschaftlichen Diskursen, da Identifikation durch die Ferne zur Wissenschaft erschwert ist (ebd.). Diese kann sich zwar kritisch ausgeben, bei neuen oder kontroversen Beiträgen versagen die Bezugnahmen auf Vorwissen und eigene Lebenswirklichkeit aber unter Umständen, sodass dann den Zeitungsberichten geglaubt wird. „The study of audience responses reveals a striking consonance in the understanding of the item that suggests the text can produce meaning by defining the parameters of interpretation“ (ebd., S. 158).

Sjöström et al. (2013, S. 28 f.) machen in ihrem Beitrag zur Rezeption massenmedial berichteter Sozialwissenschaften darauf aufmerksam, dass die Berichterstattung auch zu negativen Einstellungen gegenüber der Wissenschaft kommen kann: der sog. „hostile science effect“.⁶⁶ Dies ist insbesondere dann der Fall, wenn

66 Wissenschaftler reagieren auf öffentliche Kritik in der Regel mit dem Rückzug auf „Wissenschaftsideale“, „allgemeine Maßstäbe, Denk- und Arbeitsmethoden“ (Buchmann & Oliiva 1997, S. 104).

es zu Instrumentalisierungen innerhalb von kontroversen Themen kommt. Das Beispiel ihrer Untersuchung (ebd., S. 29) ist dabei die Debatte über Videospiegewalt.⁶⁷ Würden hier also von Journalisten sozialwissenschaftliche Beiträge genutzt, um eine der beiden Seiten zu unterstützen, könnte das auf der jeweils anderen Seite zu negativen Bewertungen der angeführten Quellen führen. Dem steht allerdings gegenüber, dass die Qualität des Journalismus, von dem die Attributionen letztlich abhängen, höher eingeschätzt wird, wenn sozialwissenschaftliche Quellen angeführt werden (ebd., S. 29). Allgemein kann postuliert werden, dass sich Einstellungen zu den Wissenschaften anhand der wahrgenommenen Nähe bzw. Ferne zum Alltag der Rezipienten variiert: Für die Sozialwissenschaften kann im Gegensatz zu den Naturwissenschaften aber von einer Nähe ausgegangen werden (ebd., S. 28). Die Rezeption wird über einen standardisierten Fragebogen erhoben, der elektronisch verbreitet und ausgefüllt wurde (mit einer abschließenden Fallzahl von 290) (ebd., S. 30 f.). In den Antworten werden die Sozialwissenschaften als wichtige Quelle für die Debatte (ebd., S. 32) und relativ positiv wahrgenommen. „The general audience thus differentiates between disciplines with an affinity to the topic (psychology, criminology, communication, education, and sociology) and those with a greater distance from the research topic [z. B. Ethnologie und Ökonomik; JWK]“ (ebd., S. 33). Zwar werden die Sozialwissenschaften zum Teil als die wichtigste Quelle für die Debatte wahrgenommen, trotz allem reihen sich sozialwissenschaftliche Erkenntnisse in eine Reihe von Experten und Betroffenen ein, wie Rechtsexperten, Spielern, Politikern oder die Spieleindustrie (ebd., S. 34 f.). Die Ergebnisse legen nahe, dass die Sozialwissenschaften in der Kontroverse positiv wahrgenommen werden und auch, dass die Berichterstattung, die sich der Sozialwissenschaften bedient, positiv wahrgenommen wird (ebd., S. 35 f.). „This finding suggests that news media benefit from referring to social science sources in terms of credibility and trustworthiness, whereas the social sciences seem to enjoy an authority of credibility in the eyes of the public“ (ebd., S. 36).

Zu Wünschen von gesellschaftlichen Akteuren siehe auch den ersten Teil von Wiebe (1988a), wo aus der Perspektive von Politik, Verbänden und Bürgerinitiativen berichtet wird. Dabei ist freilich an Interessen des operativen Geschäfts zu denken, etwa wenn Parteien Wahlentscheidungsanalysen fordern, aber auch weitergehende wie etwa der inhaltlichen Gestaltung von Politiken (vgl. Glotz 1988). Für die „strategische Beratung“ konstatiert Peter Glotz (ebd., S. 17 f.) eine zunehmende Annäherung zwischen den (damals) großen Parteien

67 Aus psychologischer Sicht analysieren Gollwitzer et al. (2014) die Gründe für die verzerrten Darstellungen wissenschaftlicher Befunde in diesem Zusammenhang. Hierbei nennen sie (ebd., S. 107 ff.) insbesondere Bedrohungen moralischer Grundüberzeugungen und sozialer Identitäten durch sozialwissenschaftliche Forschungsergebnisse. „Sozialwissenschaftliche Forschungsbefunde laufen Gefahr, instrumentalisiert, verzerrt rezipiert und fundamental kritisch bewertet zu werden“ (ebd., S. 109).

und einer überschaubaren Gruppe von „politischen Wahlforschern“ insbesondere aus kommerziellen Instituten. Aus der Perspektive des politischen Praktikers erscheint eine Ordnung von sozialwissenschaftlichen Instituten, die sich mehr oder weniger autonom verhalten, im Sinne, dass sie Ergebnisse im Sinne der Auftraggeber liefern (ebd., S. 18f.). Die inhaltliche Beratung durch Sozialwissenschaften verläuft institutionalisiert und umfasst auch „Zukunftsberatung“ (ebd., S. 22 ff.). Allerdings bewertet Glotz (ebd., S. 25f.) das Verhältnis als verbesserungswürdig. Dies gilt insbesondere für die universitäre Wissenschaft, die zunehmend Einflussmöglichkeiten verliert:

„Eine Gefahr für uns ist, daß wir unsere Dauerkommunikation mit der Sozialwissenschaft haben und unsere Einflugschneisen, also daß sich ein Sozialdemokrat mit einem bestimmten Wirtschaftsforschungs-, mit einem bestimmten sozialwissenschaftlichen Institut affiliert, jahre- manchmal jahrzentelange Beziehungen entwickelt und auf diese Weise natürlich in den Paradigmen dieses Instituts denkt.“ (Glotz 1988, S. 26)

Aus der Perspektive des Publikums erscheint schließlich das Vertrauensproblem von einer anderen Seite, man bleibt abhängig von der Qualität der wissenschaftlichen Arbeit, die man selbst nicht kontrollieren kann. In der Reflektion wird dies bestätigt, als blinder Fleck der eigenen Abhängigkeit wahrgenommen, aber auch hier wieder an die Verständlichkeit der Sprache gekoppelt, die eine Form von Qualitätskontrolle verspricht – aber damit die Grenzen der Übersetzung über Funktionszusammenhänge unterschätzt.

1.2.5 Sozialwissenschaftler, Experten und Intellektuelle

Im Folgenden werden Forschungsergebnisse über (Sozial-)Wissenschaften in den Massenmedien diskutiert, die sich darin einen, Sozialwissenschaftler zum Fokus der Analyse zu machen. Hierbei wird zwischen Thematisierungen von Personen, Experten und Intellektuellen unterschieden. Angesichts dessen, dass es sich hierbei jeweils um eigene Forschungslinien handelt, kann kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben werden.

Personen

Auch Wissen über Sozialwissenschaftler werden die meisten über massenmediale Kanäle erhalten.⁶⁸ „Nur die wenigsten Menschen haben persönliche Kontakte

68 Im Folgenden wird hauptsächlich auf Darstellungen referiert, die sich mit der Darstellung von Sozialwissenschaftlern in Printmedien beschäftigen, vgl. als medialen Vergleichsfall etwa Heinze (2011) und Maefse (2018) über Dokumentarfilme.

mit Personen, die in Spitzenpositionen von Wissenschafts- oder Wirtschaftsorganisationen tätig sind“ (Maier 2013, S. i). Massenmediale Konstruktionen von Persönlichkeit unterliegen wiederum eigenen Logiken. Wissenschaftler werden typischerweise etwa als „rationale Wissenschaftler“ (ebd., S. 22) dargestellt. Hierunter versteht Maier (ebd., S. 22 f.) die Verpflichtung gegenüber der „objektive[n] Wahrheit“ – was sich im Gegenzug bei religiös-konnotierter Darstellung (in Maiers Beispiel: Judith Butler als „Heil bringende Erlöserin“) oder bei fehlender Wertfreiheit als Kritik ausweist. „Wenn die Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen in der Berichterstattung von einer *persönlichen Seite* problematisiert werden, dann erscheinen sie als sympathische Persönlichkeiten“ (ebd., S. 23) – allerdings nur, wenn sie dem obigen Bild entsprechen: als negativ politisch geframete Wissenschaftler werden auch als eitel oder arrogant gekennzeichnet. „Eine weitere zentrale Charakterisierung ist die Repräsentation als leidenschaftliche, hart arbeitende, niemals zur Ruhe kommende Persönlichkeit“ (ebd., S. 23). Dies setzt sich auch darin fort, dass der Ruhestand für Wissenschaftler nicht das Ende der wissenschaftlichen Kreativität bedeuten muss (ebd., S. 24). Auch gegen die Fährnisse des Alltags und des Wissenschaftsbetriebs werden Wissenschaftler als leidenschaftlich (im Sinne Max Webers (1992)) dargestellt (Maier 2013, S. 24 f.). Letztendlich ist nur die Darstellung als Genie eine Abweichung vom Typ des rationalen Wissenschaftlers, der irrationale Anteile aufweist, „rätselhaft und mysteriös“ zur Erscheinung gebracht wird (ebd., S. 25). Geschlechtsunterschiede finden sich in Bezug auf die von Maier (ebd., S. 26 ff.) untersuchten Führungskräfte nicht in direkter Weise, allerdings fehlen bei Wissenschaftlerinnen Genieattributionen und „überhöhende Beschreibungen“. Für Männer werden insgesamt eher „bekannte und tradierte Bilder“ reproduziert (ebd., S. 46 f.). Wie bei der sonstigen Berichterstattung auch finden sich kaum Hinweise auf Kritik gegenüber Wissenschaftlern oder ihrer Arbeit – was einen klaren Unterschied etwa zur Berichterstattung im wirtschaftlichen Kontext ergibt (ebd., S. 44). Wenn über Wissenschaftler berichtet wird, sind die Anlässe in der Regel Publikationen, Preise, Vorträge oder „subjektive und professionsinterne journalistische Kriterien“ wie angenommene Prominenz gegenüber spezifischen Publika, Geburtstage, gesellschaftspolitische Themen oder „einfach eine gute Story (ungewöhnliche Biografien etc.)“ (ebd., S. 44). Die Berichterstattung ist eng an institutionellem Kapital orientiert und bevorzugt Erfolge und Entdeckungen gegenüber dem Verstehen „etwa von gesellschaftlichen Sachverhalten“ (ebd., S. 45).

Auch Nelkin (1987, S. 15) beschreibt die Möglichkeit, dass aus Wissenschaftlern Stars werden können, hierbei spielen die jährlichen Nobelpreisvergaben eine ähnliche Rolle wie die Olympischen Spiele: Man kann die Leistung des Landes anhand eines Rankings vergleichend darstellen. Der männliche Wissenschaftler wird jedoch des Öfteren auch als „außer-sozial“ dargestellt, als unverständlich, lebensunfähig, schrullig, als vereinsamtes Genie, welches sich nur für seine Forschung interessiert (ebd., S. 17). Bei Wissenschaftlerinnen wird eher die

Geschlechtsdimension aufgerufen, sie werden als Schönheit oder als Mutter dargestellt (ebd., S. 18 f.). „As a remarkable exception to the usual coverage of scientists in the press, the portraits of female Noblelists only highlight the prevailing image of science as an arcane and superior profession, and points up the lack of attention of its substance“ (ebd., S. 20).

Experten

Hans Peter Peters (2008, S. 131) trennt die öffentlichen Experten, die wissenschaftliches Wissen massenmedial in Bezug zu nicht-wissenschaftlichen Problemen setzen, von anderen Rollen von Wissenschaftlern in den Massenmedien, etwa Popularisierer von Wissenschaft oder Teilnehmer an Meta-Debatten über Wissenschaft. Huber (2014, S. 75 f.) fasst die empirische Forschung über Experten zusammen, die das Ausmaß der Expertenpräsenz, das Expertenspektrum, die Selektion von Experten, deren Motive, die Funktion und die Rolle von Experten sowie die Journalisten-Experten-Interaktion umfasst (bei H. P. Peters 2008 kommt noch die Rezeption und Konstruktion von Expertise hinzu). Der Begriff des Experten (im Englischen pundit oder shaper) ist nach Huber (2014, S. 75) zentral an massenmediale Öffentlichkeit gekoppelt, da sie diejenigen sind, an die sich Journalisten wenden, um Hintergrundinformationen und Prognosen zu erhalten. Experten sind also diejenigen, die Neuigkeiten erklären können. Allerdings variieren die Definitionen und Operationalisierungen von Experten erheblich, wobei eine Möglichkeit ist, aus den jeweiligen Medienbeiträgen heraus zu argumentieren, wer dort als Experte dargestellt wird. Das Auftauchen von Experten scheint zu steigen (ebd., S. 75 f.). Universitäre Wissenschaftler dominieren die Expertenrolle in den Massenmedien (vor etwa Think Tanks, Meinungsforschern und Praktikern), der Anteil von Frauen steigt leicht an die Marke von 20 % (es gibt eine Korrelation zum Geschlecht des Journalisten) und nationale Experten sehen einen Bedeutungszuwachs, allerdings gibt es auch einen starken Anteil anonymer Experten (ebd., S. 80 ff.). Die Selektion verläuft entlang der Medieneignung in Verfügbarkeit, Erfahrung und Mut, wobei eine renommierte Institution hilfreich ist (ebd., S. 84). Huber (ebd.) konstatiert das Vorhandensein von Leitexperten. Experten werden in der Politikberichterstattung sehr gerne in die Form des horse race journalism verwendet, wenn Meinungsumfragen oder Wahlergebnisse kommentiert werden müssen (ebd., S. 86). In der Wirtschaftsberichterstattung dient der Experte dazu, Sonderwissen, Relevanz und Glaubwürdigkeit für die Untermauerung der journalistischen Meinung zu liefern (ebd., S. 87). Insgesamt dienen Experten eher der Kommentierung von politischen Entscheidungen und der Repräsentation wissenschaftlichen Wissens denn als Präsentator oder Kommentator wissenschaftlichen Wissens (ebd., S. 89).

Nöllecke (2013) bestätigt in seiner empirischen Bestandsaufnahme des Einsatzes von Experten im Journalismus die steigende Nachfrage, weitet die

Untersuchung aber über mehrere Medien und Expertengruppen hinaus aus. Hier zeigt er den relativ stabilen Befund, dass Experten von Journalisten als hoch relevant eingeschätzt werden und in ca. einem Fünftel redaktioneller Beiträge auftauchen (ebd., S. 345 f.). Sehr häufig erscheinen Experten im sogenannten Ratgeberjournalismus (ebd., S. 346). Kommen Experten in Beiträgen vor, dominieren sie sie in der Regel (ebd.). Journalisten sehen Experten als Kommentatoren von Ereignissen, die dies aufgrund eines spezifischen Wissensbestandes können: Dies führt sowohl zu einem sehr breiten thematischen Einsatz wie auch zu einer sehr großen Bandbreite an Experten weit über die Wissenschaft hinaus (ebd., S. 346 f.). Dennoch gleichen sich Experten in der Berichterstattung: Sie sind eher nicht prominent (kommen auch nicht öfters als Experten zu Wort), in der Regel aus Deutschland und zu drei Vierteln männlich (ebd., S. 347).⁶⁹ Im Fernsehen finden sich häufiger Experten als in der Printberichterstattung, im letzteren Bereich dominieren wirtschaftliche Experten (zu ca. 40 %) vor wissenschaftlichen (ca. 20 %), die vor allem Wirtschaft (zu über 40 %), Politik (ca. 15 %) und Wissenschaft (ca. 10 %) kommentieren (ebd., S. 353). Die explizite Bezeichnung als Experte kommt allerdings nur in ca. einem Viertel der von Nöllecke (ebd.) analysierten Fälle vor, ebenso werden nur 70 % der Experten namentlich genannt. Wirtschafts- und Politikberichterstattung unterscheiden sich schließlich etwas im Einsatz von Experten: Erstere ist von mehr (Wirtschafts-)Experten bevölkert, letztere von mehr Wissenschaftlern, die auch öfters interviewt werden (ebd., S. 356 f.).

Bei Maëße (2012, S. 113) verbinden sich Analysen von Experten mit Diskurs- und Machtanalysen, „[d]a sich ökonomisches Expertenwissen als gesellschaftliches Sinngebungs- und Legitimierungswissen an der Schnittstelle von Wissenschaft und Gesellschaft befindet“. Der Fokus der Analyse liegt dabei auf den Aussagen von Experten, denen multidirektionale Wirksamkeit zugeschrieben wird: Diskursiv Geäußertes hat Auswirkungen auf verschiedene soziale Welten (ebd., S. 113 f.). „Anders als hermeneutische Verfahren der Wissensrekonstruktion interessiert sich die Diskursanalyse dafür, wie einzelne Aussagen gelesen werden müssen, um in unterschiedlichen sozialen Welten unterschiedliches Wissen zu erzeugen“ (ebd., S. 114). Die eingesetzte situative Technik des Sprachgebrauchs (Deixis und Polyphonie) wird hierbei als diskursive Inszenierung verstanden.

Experten haben ein anderes Wissen als Laien, das gesellschaftlich höher angesehen wird und innerhalb von Professionen als ständisches Prestige verliehen wird (ebd., S. 115 f.). Allerdings unterscheidet sich der Experte klar vom Intellektuellen (s. u.), weil er nicht auf normative Grundlagen rekurriert, sondern auf ein technisch zu lösendes Problem (ebd., S. 131). Der Experte geriert sich zudem

69 Für den Printbereich bedeutet das: über 85 % männliche, über 75 % deutsche und zu 87 % nicht prominente Experten (ebd., S. 353).

geradezu als Nicht-Person, der versachlichend, nicht emphatisch durch persönlichen Einsatz zu wirken sucht (ebd., S. 118). Maeße (ebd., S. 118) sieht aber im Zuweisungsmechanismus eher Achtung als Prominenz:

„Mit dem Begriff der Achtung soll der Tatsache Rechnung getragen werden, dass der Medienexperte einerseits in der Welt, der er entspringt, einem elitären, exklusiven Reputationssystem gerecht werden muss und sich andererseits in der Welt der Öffentlichkeit, in die er eintritt, auf ein populäres Reputationssystem beziehen muss.“

Die Wirkmacht von Experten entsteht durch den Verweis auf Vorkonstrukte, denen weniger durch die mediale Bearbeitung als durch die Rezeption, Autorität zugewiesen wird – beispielhaft im Verwenden von Titeln wie Professor oder Präsident (ebd., S. 121). In diesen Titeln laufen die Etablierung der akademischen Autorität, der ökonomischen Autorität und die Biografie (verbunden mit der Auslese des Experten) zusammen (ebd., S. 121 f.). An Bourdieu angelehnt beschreibt Maeße (ebd., S. 122) dies als Sakralisierung durch Sakralisierungsoperatoren, da die Reputation und das Prestige ihn zur Elite zugehörig macht, die unantastbar erscheint. Daraus folgt für Maeße (ebd.): Wer den Experten kritisiert, kritisiert die Ordnung. „Das bedeutet, dass die Sakralisierung der Person nicht nur die spontane und blinde Anerkennung der gesellschaftlichen Hierarchie zur Folge hat, sondern auch die Immunisierung des Experten gegen Kritik“ (ebd., S. 122). Dies geschieht im Prozess der Rezeption in einem Verbinden von Expertentum und Gesellschaftsstruktur, nicht etwa aus der argumentativen Kraft der Expertenstatements (ebd., S. 123).

Maeße (ebd., S. 123 f.) veranschaulicht dies anhand von empirischen Analysen von Statements über die Schuldenkrise. Schulden sind Teil des Theoriediskurses der Wirtschaftswissenschaften, im (deutschen) öffentlichen Diskurs tragen sie aber auch Aspekt der Magie, sind geächtet und emotionalisiert (ebd.). „Indem das Zeichen ‚Schulden‘ durch Referenz in zwei konträre Welten eingreift, in der Alltagswelt emotionale Unterstützung mobilisiert und in der akademischen Welt eine Theorie rezipiert und anwendet, positioniert sich der Experte als Medienexperte“ (ebd., S. 125). Dadurch wird dem Experten möglich, Achtung und Reputation zu verbinden, dafür Anerkennung zu erhalten, weil er gleichzeitig zwei Welten plausibel verbunden mit einer Position in der Politik anspricht (ebd.). Der Inszenierung des Experten gelingt hier die Verbindung von Politik, Alltag und Wissenschaft (ebd., S. 126). Zudem kann sich der Experte als weiser Dritter innerhalb von Diskussionen innerhalb der Ökonomik präsentieren und transakademisch Szenarien entwerfen, wobei er gleichzeitig eben nicht selbst Stellung beziehen muss (ebd., S. 127 ff.). So entwickelt er eine Position, die ökonomische Vernunftzwänge für die Politik produziert – was den weiteren öffentlichen Diskurs gleichzeitig stilllegt (ebd., S. 130).

Zunehmende Anforderungen von außersozialwissenschaftlichen Bereichen auf die Sozialwissenschaften, deren Ausbildungs- und Forschungskapazitäten, stellen letztendlich auch ihre Autonomie infrage (zur jüngeren Autonomie-Diskussion: Franzen et al. 2014). Nico Stehr (1991, S. 106 f.) macht hier darauf aufmerksam, dass die praktische Irrelevanz der Sozialwissenschaften auch als eine Verteidigungsstrategie gegen Politik und Wirtschaft gelesen werden kann. Beat Weber (2005, S. 45) stellt für das Feld der Wirtschaftsexpertise die These auf, dass hier die technokratische Herrschaft einer kleinen Schar von (neoliberalen) Experten sich gegen den Trend einer größeren Demokratisierung des Wissens stemmen würde. Sich auf Callon beziehend erscheint für B. Weber (ebd.), dass gerade Wirtschaftsexperten im Gegensatz zu nahezu allen anderen Gruppen, extrem selten herausgefordert würden. Obwohl der „Objektivitäts- und ExpertInnenenglaube [...] in der Öffentlichkeit in den letzten Jahren vielfach erschüttert“ (ebd., S. 47) worden sei, dienten Wirtschaftsexperten weiterhin als Legitimierungsmittel und Agenda Setter, zu denen es keine Alternative gebe. Die Reputation der Experten erscheint jedoch ebenso in Abhängigkeit von wissenschaftlichen wie politischen Moden (ebd., S. 47 f.), was die nach außen hin verstärkte Verteidigung einer „relativen Autonomie“ dringlich mache. Historisch wechselt hierbei eine Phase des Keynesianismus in eine Phase des Marktliberalismus: Die Ökonomik nach dem zweiten Weltkrieg zeichnet sich als besonders staatsnah aus, werden doch auch Stellen in der Verwaltung für Ökonomen geschaffen, Beratung institutionalisiert und Expertise verstärkt nachgefragt (ebd., S. 50). Die Haltung der Experten und das Beratungsmodell geht zunächst von einer passiven Bevölkerung und paternalistischen Experten aus (ebd., S. 51). Versozialwissenschaftlichung wird allerdings für jede Form von Experten zu einem Problem, da der Unterschied und die Gewöhnung auf Seiten der Laien allzu paternalistische Handlungsweisen genauso erschwert (Walter-Busch 1994) wie die Imagination von Laien auf Seiten der Experten (Maranta et al. 2010). Die sich anschließende Phase des Marktliberalismus ist auch innerhalb der ökonomischen Wissensproduktion von einer Privatisierung begleitet, privat finanzierte Think Tanks gewinnen im letzten Viertel des zwanzigsten Jahrhunderts an Bedeutung (B. Weber 2005, S. 52). Während Staatsinterventionismus theoretisch und politisch zwar abgelehnt wird, erlangt ökonomische Expertise gleichzeitig ein Höchstmaß an Bedeutung, wie in der Transformation in Osteuropa oder in den Folgen der Finanz- und Schuldenkrisen, wo mitunter Regierungen von Ökonomen übernommen wurden (ebd., S. 52 f.). Das Verhältnis von Experten und Laien wird hierbei nach B. Webers (ebd., S. 57) Diagnose nicht weniger von einer Machtasymmetrie geprägt, allerdings zunehmend in einer individualistischen Ansprache von Marktsubjekten ausgeformt (wofür der wachsende Markt für Ratgeberliteratur spricht). Wandel durch die aufkommende Kritik an der Ökonomik ist dabei nur langsam zu erwarten, denn: „Statusmotive von ExpertInnen sind mit den Interessen politökonomischer AkteurInnen

sehr kompatibel“ (ebd., S. 61). Zum anderen kann für B. Weber (ebd.) nur eine felderübergreifende Koalition zu Veränderungen führen.

Die klassische empirische Analyse stellt die Langzeitspektion der dänischen Tagespresse durch Albaek et al. (2003) dar. In ihrem (ebd., S. 937) Korpus von drei dänischen Tageszeitungen zwischen 1961 und 2001 finden sie einen Anstieg von Wissenschaftlern als Expertenquelle insbesondere von Sozialwissenschaftlern. Als Erklärung sehen sie (ebd., S. 937 f.) Wandlungsprozesse „in the general social fabric, in the functioning of the media, and in the way in which experts interact with the society at large.“ Ersteres beschreibt die immer noch zunehmende Abhängigkeit von Spezialisten und speziellen (wissenschaftlichen) Wissensbeständen, zweiteres eine stärkere Orientierung an Alltags- und Konsumthemen sowie eine stärkere Zurückhaltung von journalistischen Wertungen, aber auch den Ausgleich von gesellschaftlichem Misstrauen gegenüber Journalisten durch Experten und auf technischer Seite die Ausweitung des Raums und der Geschwindigkeit für Nachrichten, letzteres schließlich die verstärkte Suche von Professionellen und Institutionen nach öffentlicher Sichtbarkeit aufgrund erhöhter Konkurrenzdichte (ebd., S. 938 f.). Traditionell haben Experten drei Rollen: Als Träger eines professionellen Berufs (etwa Psychologe), als Erzieher oder Aufklärer und schließlich als Gutachter im weiteren Sinne, also als Bereitsteller von Entscheidungsgrundlagen (ebd., S. 939). Als Experte operationalisieren Albaek et al. (ebd., S. 940) nur wissenschaftliche Experten, also Forscher und Träger akademischer bzw. äquivalenter außer-universitärer Titel. Für die Untersuchung wurde jeweils ein Monat (Mitte Januar bis Mitte Februar) alle zehn Jahre erhoben, die Experten nach Disziplinengruppen (Natur-, Gesundheits, Sozial- und Geisteswissenschaften sowie Sonstige) eingeordnet (ebd., S. 940 f.). Der Anteil von Artikeln mit Experten wächst hierbei kontinuierlich an, besonders stark ab den 1990er-Jahren, und verdreifacht sich seit den 1960er-Jahren (ebd., S. 942). Während alle vier spezifischen Disziplinengruppen ansteigen, steigen die Sozialwissenschaften mit Abstand am stärksten, insbesondere nach den 1980er-Jahren, und nehmen ab den 1990er-Jahren ca. 45 % aller Experten ein (vor allem zulasten der Naturwissenschaften; ebd., S. 942 f.). Insbesondere in den späteren Erhebungszeitpunkten verschieben sich die Expertenwertungen weg von wissenschaftlichen hin zu außer-wissenschaftlichen Tatbeständen, Sozialwissenschaftler kommentieren hierbei besonders häufig politische Entscheidungen, Regierungsreports und Meinungsumfragen (ebd., S. 944 f.). Im Vergleich zeigen die sozialwissenschaftlichen Experten größere Varianz in den zu kommentierenden Themen, während Natur- und Gesundheitswissenschaftler eher wissenschaftliche und Geisteswissenschaften eher sonstige Ereignisse kommentieren (ebd., S. 946).

Wien (2009, S. 430) analysiert die dänische Berichterstattung von November 2010 bis Februar 2011, indem Artikel gesucht wurden, die den Term „forsker“ (dänisch für Forscher) enthielten. Unbereinigt fanden sich zwischen 50 und

100 Artikel pro Tag, analysiert wurden jedoch nur 640 (ebd.). 62 % der Artikel stammten aus nationalen Qualitätszeitungen, während die Regionalpresse kaum nennenswert häufig Forscher zitiert (ebd., S. 430 f.). In fast drei Vierteln der Fälle wurde genau ein Forscher gefunden, die Artikel sind entweder Nachrichtenbeiträge oder Hintergrundgeschichten (ebd., S. 431). In 17 % der Artikel stand ein Forschungsprojekt im Vordergrund, in 84 % kommentierten die Forscher die Tagesberichterstattung (ebd.). 80 % der Forscher waren männlich, was der Verteilung an dänischen Universitäten entspricht (ebd., S. 434). Drei Viertel der Forscher waren einer Universität zugeordnet, 19 % Regierungsinstitutionen und 3 % privaten Organisationen (ebd.). Sozial- und Geisteswissenschaftler erscheinen verglichen mit den Beschäftigungszahlen an Universitäten als medial überrepräsentiert (ebd., S. 434 f.). Sozialwissenschaftler (inklusive Rechtswissenschaftlern) nahmen fast die Hälfte der Nennungen ein (45 %), Geisteswissenschaftler (mit Theologen) den zweithöchsten Anteil (26 %), gefolgt von Naturwissenschaftlern (mit Technik und Landwirtschaft) (14 %) und Gesundheitswissenschaftlern (12 %) (ebd., S. 435). Wien schlägt als Erklärungen dieses Trends vor, dass es eine allgemeine Hinwendung zu ethischen und religiösen Fragestellungen gegeben habe, der analog zum Matthäuseffekt sich selbst verstärkte (ebd.). „In general, there are good working relations between journalists and researchers: journalists get comments on their stories and the researchers believe they may enhance their academic career through the public attention that news media provides“ (ebd., S. 441). Obwohl innerhalb der Befragung, die Wien durchgeführt hat, 30 % der Wissenschaftler ein Medientraining absolvierten, blieb die Initiative in der Regel auf Seiten der Journalisten (ebd.).

Empirisch zeigt Schütz-Ierace (2009, S. 405) für den Schweizer Kontext entgegen der Erwartung keinen Anstieg von Experten in der von ihr untersuchten Politikberichterstattung. Dort ist aufgrund der Volksabstimmungen die über Massenmedien verbreitete Expertise unter einem erhöhten Beobachtungsdruck. Schütz-Ierace (ebd., S. 412 f.) untersucht für die Themengebiete Verkehr, Migration und Gesundheit insgesamt sechs Revisionen in drei Tageszeitungen, was insgesamt 1.000 Artikel ergibt. Untersucht wurden davon 780 Artikel insbesondere auf die dort enthaltene Expertise in Form von Studien, Daten und Experten (ebd., S. 413). In der Politikberichterstattung in diesem Sinne fand sich ein Anteil von 30 % der Artikel, der Expertise in Form von Experten oder wissenschaftlichen Studien enthielt, allerdings nur in 8 % der Artikel wurde dies „eindeutig deklariert“ (ebd., S. 414). Während der Anteil im Zeitverlauf (1989–2008) leicht sank, steigerte sich die Nennung von Experten und das direkte Zitat wissenschaftlicher Studien (ebd., S. 415). Verkehrsthemen wurden mit mehr Expertise ausgestattet als Gesundheitsthemen, Migration bot den niedrigsten Anteil (ebd., S. 415). Die untersuchte Boulevardzeitung *Blick* hatte den niedrigsten Anteil von Artikeln mit Expertise, während die Qualitätszeitung *NZZ* vor der Forumszeitung *Tages-Anzeiger* lag (ebd., S. 415 f.). Wissenschaftliche Expertise ist in den Artikeln am

stärksten vertreten (ebd., S. 417). Verwendet werden die Expertisen, um sachlich über ein Thema zu berichten. „Allerdings wird die Expertise auch häufig dazu verwendet, Positionen zu schwächen und insbesondere politische Akteure zu delegitimieren“ (ebd., S. 422). Schütz-Ierace (ebd.) weist darauf hin, dass diese kritische Verwendungsweise verschiedene Gründe haben kann, die von strategischen Motiven über die Erhöhung des Nachrichtenwerts durch die Betonung von Konflikt hin zur Erfüllung der Kritikfunktion der Medien reichen. Bei technischen Themen gibt es zwar mehr Expertise in den Artikeln, dafür fällt die Berichterstattung über das Themenfeld Migration polemischer aus (ebd., S. 422 f.).

Dass Experten und Intellektuellen in ihrer medialen Rollen mitunter nur artifiziell voneinander zu trennen sind, unterstreicht die Analyse der Pegida-Berichterstattung von Fähnrich und Lüthje (2017; 2018). Sie differenzieren die mediale Verwendung in einen Kontinuum, das durchaus auch journalistische Kritik an den medialen Rollen wie auch den Positionierungen der Experten zulässt: Neben dem „Objektiven Experten“ steht der „Vermeintliche Experte“, neben dem „Öffentlichen Intellektuellen“ der „Politisierte Intellektuelle“ und der „Pseudo-Intellektuelle“ (Fähnrich & Lüthje 2018, S. 120 f.).

Falter (2008, S. 71) repräsentiert schließlich die Sicht eines Praktikers des massenmedialen Expertentums, hält aber die Potenziale ebenjenes für so groß, dass er sogar von einer Möglichkeit der „Beratung über die Medien“ spricht. Diese wäre allerdings auftragslos und richte sich „potentiell an alle“ Politiker (ebd., S. 71 f.). Zwar ist das Interview und die Expertenaussage die Hauptform, derer sich Experten bedienen, allerdings zählt Falter (ebd., S. 72) auch Talkshows und Zeitungsartikel hinzu. Damit erweitern sich das rhetorische Potenzial, aber auch die Einschränkungen, die der erwünschten Wirkung unterliegen können: „In gesprochenen und gefilmten Interviews ist es häufig eher die Reputation des Kommunikators, die seinen Worten Nachdruck und Glaubwürdigkeit verleiht. Im Fernsehen kommen überdies Mimik, Gestik, Stimmlage, Tonfall und das Aussehen des jeweiligen Experten hinzu“ (ebd., S. 73). Falter legt jedoch Wert auf die Trennung von Experten, die in der „Medienöffentlichkeit eine gute Figur machen“ können und echten Experten, die „sich besser als fast jeder andere auf dem fraglichen Gebiet auskennen“ – eine Unterscheidung, die er auch der Qualitätspresse (namentlich der *FAZ*) zuschreibt (ebd., S. 73). Für die Selektionsproblematik setzt er die Fachvertretungen in eine zentrale Stellung (ebd., S. 73 f.). Beratung kann nach Falter (ebd., S. 74 ff.) auftragsgebunden funktionieren, aber auch politisch beeinflussend geschehen – bei medialer Beratung entfällt jedoch die Kontrolle darüber, wer die Expertise wozu verwendet (ebenso die Honorierung). Hier steht ein großes zu erreichendes Publikum mit entsprechender Wirkungschance der Gefahr, den eigenen Ruf zu ruinieren, gegenüber (ebd., S. 77).

Intellektuelle

Die Intellektuellensoziologie ist eher eine Bindestrich-Soziologie als ein klar umrissener Forschungszusammenhang. Im Folgenden wird daher explizit auf die Rolle von Intellektuellen in Massenmedien fokussiert und die verfügbare Literatur nur schlaglichtweise dargestellt. Kern der Intellektuellensoziologie bleibt die Frage, welche Wirkmächtigkeit Wissen inkorporiert in Personen zukommen kann. Klassischerweise fallen hierunter also auch Fragen der Institutionalisierung von Wissen und der Rollengenesse (vgl. Berger & Luckmann 1972). Der Begriff bzw. das Schimpfwort des Intellektuellen findet sich jedoch erst im ausgehenden 19. Jahrhundert im modernen Wortsinn, der normative öffentliche Interventionen von in spezifischen Bereichen reputierten Personen meint (vgl. Bering 1978). Lepsius (2009) hat die Kritik des Intellektuellen dementsprechend als inkompetent, aber legitim charakterisiert. Die Intellektuellensoziologie ist daher in der Regel eine Soziologie der großen Männer, was sich erst in jüngerer Zeit relativiert. Dies geht nicht nur mit dem stets beklagten Bedeutungsverlust der Intellektuellen einher, sondern auch mit der Ausdifferenzierung von wissenschaftlichen Expertisenzusammenhängen, die Foucault (2003) als Verschiebung vom universellen zum spezifischen Intellektuellen verdeutlicht. Schließlich finden sich Diagnosen, die die besondere Rolle des Intellektuellen unter dem Einfluss massenmedialer Kommunikation bedroht sehen, der den Intellektuellen zum Medienintellektuellen degeneriert, welcher zwar öffentliche Intervention darstellen, die normative Kritik aber nicht mehr verkörpern vermag (vgl. Moebius 2010).

In der neueren Intellektuellensoziologie sind sich die ambitionierteren Ansätze darüber einig, wie Intellektuellensoziologie nicht zu betreiben sei: weder der medienlogischen Prominenzberichterstattung folgen, die im Extremfall in Rankings und dem geschmähten *horse race journalism* gipfelt, noch einer biografistischen Einzelfallbeobachtung, die letztendlich doch nur das Defizit aktueller Intellektueller gegenüber historischen Vorbildern konstatiert.⁷⁰ Aber auch hier ist um die Person nicht heranzukommen. Eine Intellektuellensoziologie, die vollkommen von Personen, ihren Leistungen, Reputationen, Auftritten und Präsenzen absieht, erscheint kaum möglich. Eingeklemmt zwischen dem kulturkritischen Abgesang auf den Intellektuellen, der zumindest in der Krise, wenn nicht ausgestorben ist, und durch parasitäre Schwundformen wie den Medienintellektuellen (Moebius 2010) ersetzt wurde, und der bloßen Zählung oder Behauptung von Relevanz, in der Regel von Medienerzeugnissen selbst produziert

70 Teile des folgenden Abschnitts durfte ich unter dem Titel „Die Rolle der Person in der Soziologie der Sozialwissenschaften“ auf dem zweiten Netzwerktreffen des DFG-Netzwerks *Soziologie sozialwissenschaftlichen Wissens* vortragen.

(Cicero Intellektuellenranking, *Focus* präsentiert die wichtigsten Ökonomen Deutschlands usw.), muss die Intellektuellensoziologie nach Überindividuellem in Akten suchen, die von der Individualität der Person konstitutiv zehren. In der Tat selten und beeindruckend ist die Erklärung des Scheiterns der Suche nach etwas wie einem intellektuellen Soziolekt bei Jansen und Müller-Doohm (2008). Dieser Forschungszusammenhang macht im Anschluß aber auf Strukturen intellektueller Deutungskämpfe in der massenmedialen Öffentlichkeit aufmerksam (vgl. Germer et al. 2013). Öffentlich ausgetragene intellektuelle Deutungskämpfe weisen eine interne Struktur auf, vom Truppensammeln über Beleidigungen hin zu mehr oder weniger klaren Auflösungen. Ihre Funktion besteht dabei zwar auch in der Strukturierung des intellektuellen Felds in gegenüberstehende Lager, deren Kohäsion dadurch gestärkt wird, sie dienen aber doch auch der Selbstverständigung von Öffentlichkeiten über zentrale Wertentscheidungen, selbst wenn sie den Ansprüchen öffentlicher Deliberation typischerweise in bestimmten Phasen nicht genügen. „Dies lenkt den Fokus auf das, wozu Intellektuelle offenbar berufen sind: die öffentliche Auseinandersetzung und ideenpolitische Kämpfe, von der Sachebene bis hin zu Streit“ (ebd., S. 511). Öffentliches Wortergreifen und nicht unbedingt das Thema von öffentlichen Auseinandersetzungen ist der erste wichtige Punkt hier. Hier sind auch die Absichten von Intellektuellen zu verorten. Intellektuelle Deutungskämpfe sind also hier der Fokus, nach denen sich intellektuelle Lager organisieren und meistens auch erst herstellen, aber eben auch Deutungen aufeinanderprallen.⁷¹

Die andere Form rezenter Intellektuellensoziologie, die sich postklassisch mit der Rolle von Personen auseinandersetzt, stellt die Frage nach Formen von Intellektualität innerhalb der Kritischen Theorie Susanne Martins (2013; 2014) dar. Normative Herangehensweisen an die soziologische Frage nach Intellektuellen haben zumindest den Vorteil, den Gegenstand nicht zuerst in der Empirie aufzufinden zu müssen, sondern können an Vorbildern orientiert (etwa Jean Amery und Theodor W. Adorno) die Notwendigkeit und Unterstützenswürdigkeit etwa nonkonformistischer Intellektualität (vgl. hierzu auch Demirovic 1999) jenseits von lebenden Protagonisten begründen. Aus dieser Perspektive ist der Intellektuelle notwendigerweise eine Person, die ihre öffentlichen Einlassungen nicht nur durch die außer-öffentlich erworbene Reputation (üblicherweise in Wissenschaft oder Kunst), sondern auch durch ihre individuelle Biografie absichert. Ziel intellektuellensoziologischer Forschung soll dann die Analyse von Formen der Intellektualität sein (Martin 2014). Diese wird explizit als biografische Forschung verstanden, die aber soziologisch geschult und zeitsensibel vorgehen will.

71 Bei Germer, Müller-Doohm und Thiele (2013) sind es vor allem ein progressives und ein konservatives Staatsverständnis, die sich in deutschen Debatten immer wieder gegenüberstehen. Die Debatten und Diskurse selbst folgen dabei aber einem ähnlichen Muster.

Martin (2013, S. 234) verbindet die gelungenen Darstellungen nonkonformistischer Intellektualität mit einer Kritik der Wissensgesellschaft und der Kulturindustrie. Gerade letztere macht Prominenz zum „wesentlichen Merkmal“ zeitgenössischer massenmedialer Intellektualitätsdarstellung wie in Rankings (ebd.). Medienintellektuelle stellen die „dominante“ Form dar, die das Publikum unterhalten, und deren Privatleben in die Äußerungen eingemischt wird, dem die kritische Form des seriösen Intellektuellen gegenübersteht (ebd., S. 234f.). In massenmedialen Arenen identifiziert Martin (ebd., S. 235) eine Konzentration auf große Persönlichkeiten, allerdings auch auf eine zunehmende reine Darstellung eines „intellektuellen Habitus“, die aber zugunsten inszenierter Dispute nicht in Analysen eingelöst wird. „Die Betonung von Einzelpersonen vernachlässigt damit zugleich eine *gesellschaftliche Verortung*, die den zeitgeschichtlichen Kontext von Intellektuellen bzw. Intellektualität berücksichtigt“ (ebd., S. 236). Potenziale von intellektuellen Interventionen werden gerade durch die Darstellung großer Persönlichkeiten behindert, da sich der Fokus von der Intervention hin zur Repräsentation von „Exzellenz“ gegenüber dem Mittelmaß verschiebt (ebd., S. 236f.).

Die Alternative scheint in der Tat darin zu bestehen, von Personen als Untersuchungseinheit der Intellektuellensoziologie abzusehen. Nicht durch Zufall ändert die ausgerufenen paradigmatische Wende auch den Namen der speziellen Soziologie: von der Intellektuellensoziologie zu einer Soziologie der Interventionen. Eyal und Buchholz (2010) fassen hierbei für ihren diagnostizierten Paradigmenwechsel feldtheoretische und Akteur-Netzwerk-theoretische Arbeiten zusammen, denen gemeinsam ist, von der zunehmend unproduktiven Frage von Personen und ihren Zugehörigkeiten sowie Loyalitäten abzusehen, sondern stattdessen die Intervention als Untersuchungsobjekt zu wählen. Dies findet seine extremste Positionierung im Absehen von Interventionen, die menschlichen Akteuren zugeschrieben werden können, zur Hinwendung zu soziotechnischen Assemblagen, die zumindest funktional dieselbe Rolle erfüllen. Intellektualität wird hier in die Kompetenz uminterpretiert, wertgeladene Interventionen innerhalb der öffentlichen Sphäre durchzuführen. Diese Kompetenz bedient sich eines breiten Netzwerks verschiedener Ressourcen, Akteuren, Infrastrukturen, Ideen und Technologien, die es in ihrem Zusammenspiel zu analysieren gilt.

Bezüglich der Rolle von Sozialwissenschaftlern als Intellektuelle ist der Konflikt zwischen der oben skizzierten Rolle als rationaler Wissenschaftler und dem neutralen Wissenschaftsideal auf der einen und der engagierten Intervention bezüglich gesellschaftlicher Themen, die notwendigerweise politisch oder wertgebunden motiviert ist, auf der anderen Seite zentral (vgl. Gattone 2006 für historische Fallanalysen und Gattone 2012 in Bezug auf Massenmedien). Auch die Rolle des öffentlichen Intellektuellen unterliegt Kontextbedingungen, die sich insbesondere in der Hinwendung zur Öffentlichkeit unter veränderten medialen Bedingungen unterscheiden (Gattone 2012, S. 176). „In contemporary society,

this phenomenon manifests itself in the ongoing interplay between the global network of economic, political, and social institutions that are dominant and the interwoven set of discourses that have evolved in relation to these institutions over time“ (ebd., S. 177). Dies stellt Intellektuelle vor neue Herausforderungen, da mediale Diskurse politischen Akteurskoalitionen unterliegen, unter denen Intellektuelle unter Umständen subsumiert werden, neue, kreative und ungewöhnliche Thematisierungen und Formulierungen sich größerer Konkurrenz ausgesetzt sehen (ebd., S. 178). Ebenfalls haben sozialwissenschaftliche Institutionen und deren Führer (universitär wie außeruniversitär) einen Bedeutungszuwachs erfahren (ebd.). „The growth of institutional research has meant a shift in the directions of social inquiry and this has had a bearing on the kinds of knowledge created and maintained by social scientists on the whole“ (ebd., S. 179). Intellektuelle Interventionen müssen in diesen Kontexten laut Gattone (ebd., S. 170 f.) bezüglich der Möglichkeit, unabhängig zu sprechen oder vereinnahmt zu werden, reflexiv werden. Eine besondere Herausforderung stellen auch Lehrumgebungen dar, die Sozialwissenschaftlern zwar ein Publikum (von Studierenden) gewähren, allerdings Kritik an Lehrmeinungen systematisch unwahrscheinlich machen (ebd., S. 180). Die medialen Kontexte geben die Rahmen vor, in denen Intellektuelle öffentlich einem Massenpublikum gegenüber wirken können, ein besonderes Problem ist dabei aber die potenzielle Grenzenlosigkeit von Positionen und Meinungen, denen Intellektuelle dort ausgesetzt werden (ebd., S. 182). „It has facilitated a fragmentation of public discussion and debate to a point where isolated groups with very limited perspectives are talking primarily to themselves, strengthening their own biases and neglecting what other perspectives have to offer“ (Gattone 2012, S. 182). Dies wird durch das Internet und seine Kommunikationsregeln verstärkt (ebd., S. 182 f.). Verständigungsbarrieren finden sich bei sozialwissenschaftlichen Analysen dabei sowohl auf technischer Seite, etwa bei Methoden, aber auch bei einer einseitigen Adressierung von Fachkollegen (ebd., S. 183 f.). Gattone (ebd., S. 184 f.) macht darauf aufmerksam, dass Kooperationen (etwa im künstlerischen oder Unterhaltungsbereich) eine vielversprechende Strategie sein können. Eine besondere Form ist hierbei der Dokumentarfilm über den Intellektuellen (ebd., S. 185; s. a. oben). „It is crucial for social scientists to realize that when they do their work, they are making claims about social reality and in this sense are participating in those struggles“ (Gattone 2012, S. 186).

1.3 Fragestellungen

Ausgangspunkt der folgenden Darstellungen ist die funktionale Differenzierung der Gesellschaft und die daraus folgende Konzeption einer polykontextualen Moderne. Gesellschaft lässt sich also zunächst durch die voneinander

unabhängigen Funktionssysteme beschreiben, die jedoch nur operational geschlossen sind. Sie stehen über strukturelle Kopplungen und Leistungsbeziehungen untereinander in Kontakt. Allerdings wird die Funktionsweise der einzelnen Funktionssysteme nur durch außersystemische Ereignisse irritiert, mögliche Anschlüsse an solche Ereignisse geschehen durch die systeminterne Wahrnehmung und Bewertung dieser Ereignisse. Dies wird im Folgenden jedoch nicht orthodox luhmannianisch gedeutet, sondern in Anlehnung an die Übersetzungstheorie als Übersetzungsverhältnisse (Renn 2006). Daraus ergibt sich, dass innerhalb der Systeme spezifische Gesellschaftsbilder entstehen, die mit dazu führen, dass Ereignisse unterschiedlich wahrgenommen werden. Das Wissen, was in diesen Kommunikationszusammenhängen gefunden werden kann und in Artefakte niedergeschrieben wird, lässt sich nach den Orientierungen der Funktionssysteme unterscheiden. Empirisch sind damit Schwierigkeiten und Übersetzungen bei der Referenz des einen Wissenshorizonts auf den anderen zu erwarten. Die funktionale Differenzierung wird durch die Annahme einer multiplen Differenzierung der Gesellschaft ergänzt, die mehrere Integrationseinheiten mit je eigenen Logiken annimmt. Ein wissenschaftlicher Artikel orientiert sich demnach grundsätzlich an der Wahrheitskodierung des Wissenschaftssystems, aber auch an disziplinären, organisationalen und persönlichen Horizonten. Eine Übersetzung der wissenschaftlichen Erkenntnisse in Nachrichten überführt das Wissen in andere Kontexte, womit sich auch das Wissen selbst verändert. Die Vermittlung sozialwissenschaftlichen Wissens an die Öffentlichkeit stellt also die Frage nach der Integration der Gesellschaft zugleich mit. Solche Fragestellungen präsentieren sich aber aus den verschiedenen reflexiven und praktischen Sichtweisen der Beteiligten eben immer perspektivisch anders.

Wissenschaft und Massenmedien sind bis hierher als bedeutende Funktionssysteme der Gesellschaft und als Triebkräfte sozialen Wandels kenntlich gemacht worden. Öffentlichkeit umfasst einen großen Anteil gesellschaftlicher Kommunikation, verdoppelt Gesellschaft in einem diskursiven Sinne und stellt entsprechend einen wichtigen Bezugspunkt dar. Sozialwissenschaften stellen einen speziellen Bereich der Wissenschaften dar: Als Lieferant von Wissen, Methoden, Legitimität und wirklichkeitserzeugenden Begriffen wirken sie auf Gesellschaft, Massenmedien und Öffentlichkeit ein, werden aber auch von sozialen Verhältnissen verändert.

Die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens in der Öffentlichkeit weist zurück auf die Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft. Wissen, Begriffe und Deutungsmuster werden zu konstitutiven Bestandteilen journalistischer Praxis, ohne besonders ausgewiesen zu werden. Aber auch die explizite Behandlung sozialwissenschaftlichen Wissens in massenmedialen Artefakten aktualisiert fortlaufend diesen Prozess: Dieser wird anhand des Forschungsstands dargestellt und mit eigenen empirischen Analysen bereichert. Hierbei kann aber

die Eigenlogik massenmedialer Berichterstattung nicht unterschätzt werden. Die Explikation der Übersetzungen, die hierin stattfinden, steht jedoch noch aus und wird in Kapitel 2 ausgeführt. Das Bild und die Präsenz der Sozialwissenschaften in den Massenmedien stellen einen relativ unabhängigen Bereich jenseits der tatsächlichen nachvollziehbaren Entwicklungen der Sozialwissenschaften dar. Inwiefern die Sozialwissenschaften in den öffentlichen Diskursen tatsächlich verschwinden oder ob es sich hierbei eher um die Wirkung der Desiderate der Forschung über Sozialwissenschaften in den Massenmedien handelt, wird in den empirischen Teilen thematisiert. Es fehlen tatsächlich, gerade für den bundesrepublikanischen Kontext, zusammenfassende Forschungsergebnisse. Wie Sozialwissenschaften und Sozialwissenschaftler in Gänze dargestellt werden und welche Bilder hieraus für die Öffentlichkeit entstehen, lässt sich durch die standardisierten aber auch die qualitativen Analysen empirisch fundierter darstellen. Der Frage nach der Medialisierung der Sozialwissenschaften wird im Weiteren anhand der Analyse der Extensivierung, Qualifizierung und Kontextualisierung innerhalb der massenmedialen Berichterstattung nachgegangen.

Es ergibt sich ein multidimensionales Bündel an Thesen, die neben den deskriptiven Ergebnissen, die die folgenden Teile zu bieten haben und die im Kontext der folgenden ausführlichen Darstellung des Forschungsstandes zu verstehen sind, Horizont der Analysen sind. Sozialwissenschaftlichen Akteuren, also vor allem Personen und Organisationen, lassen sich idealistische oder zynische Motivationen und Beweggründe zuschreiben, die in das Engagement mit den Massenmedien einwirken. Auf der einen Seite stehen Motivationen und Begründungen wie Aufklärung, aber auch das Vertreten von Positionen, die in der Struktur von Politik und Medien sich nur bedingt selbst vertreten können, und schließlich auch politische Motivationen. Dem gegenüber liegen Erklärungsversuche, die Eitelkeit oder Profilierungswünsche, Konkurrenzsituationen oder die Mobilisierung von außerwissenschaftlichen Ressourcen für wissenschaftlichen Erfolg nahelegen. Dies betrifft auch die Positionierung der Sozialwissenschaften als Teil einer Öffentlichkeit, die Raum für rationale Diskurse lässt, oder als mit nur wenigen Besonderheiten ausgestattetes Thema der Medienberichterstattung, die aber von Teilen der Sozialwissenschaften für Deutungskämpfe genutzt werden kann.

Im Weiteren wird auf die drei Disziplinen Ethnologie, Soziologie und Ökonomik fokussiert. Die Erwartungshaltung gegenüber diesen Disziplinen besteht darin, dass sich Medialisierungseffekte am stärksten in der Ökonomik zeigen, da sie am häufigsten kontroverse Themen bietet, am stärksten mit der Politik gekoppelt scheint und insgesamt die größte Disziplin darstellt. Die Soziologie wird als mittelmäßig von Medialisierung betroffen konzipiert, was zum einen auf die Vielfalt der Disziplin verweist, aber auch auf die weniger starke Institutionalisierung von Kopplungen mit den Massenmedien und der Politik. Die Ethnologie schließlich wird nur als schwach medialisiert erwartet, stellt sie die

kleinste Disziplin dar, deren Ergebnisse weniger kontroverse Berichterstattung als Popularisierung verspricht.

Wissenschaft in den Medien ist ein ausgedehntes Forschungsfeld, das von Fragen der Wissenschaftskommunikation über Deskription massenmedialer Wissenschaftsthematisierung bis hin zur Analyse von Wissenschaft und populärer Wissenschaftsdarstellung als kulturelle Phänomene reicht. Die Forschung entwickelt sich von Defizitthesen gegenüber dem Wissenschaftsjournalismus hin zu komplexeren Fragestellungen und normativen Forderungen der Einbeziehung von Öffentlichkeit in Forschungsprozesse. Die Sozialwissenschaften sind allerdings im Vergleich zu den Naturwissenschaften ein marginales Untersuchungsobjekt, gleichwohl handelt es sich um ein sozialwissenschaftliches Forschungsgebiet. Sozialwissenschaften werden im Untersuchungsfeld im Vergleich zu Naturwissenschaften als weniger reputiert angesehen, es finden sich jedoch auch stabile Konstellationen zwischen Journalismus und Sozialwissenschaft. Empirisch zeigt sich jedoch, dass sozialwissenschaftliche Disziplinen einen großen Anteil der gesamten Wissenschaftsberichterstattung ausmachen, wobei dies insbesondere in jüngerer Zeit und im Kontext einer verbreiterten Berichterstattung zu sehen ist. Besonderheiten finden sich gegenüber den Naturwissenschaften zudem in der Darstellung in Unterhaltungsmedien und der Wissenschaftler allgemein: Während Naturwissenschaftler mitunter als weltverändernde oder weltfremde Genies dargestellt werden, finden sich Sozialwissenschaftler eher in der Rolle des Intellektuellen und zudem in einer Konkurrenzsituation mit Massenmedien und Kunst. Auch innerhalb von Rezeptionen findet sich eine grundlegende Ambivalenz wieder, zwar gelten Sozialwissenschaften auch als gesicherte Wissensquelle und Autorität, aber sie werden auch als unsinnig und dem Alltag unterlegende partikuläre Wissensform wahrgenommen. Ambivalent ist schließlich auch das Verhältnis der Sozialwissenschaftler zu den Massenmedien, die als grundsätzlich notwendig aber in vieler Hinsicht defizient wahrgenommen werden.

Die Forschungsliteratur zu Sozialwissenschaften und Massenmedien und auch zu Sozialwissenschaften in der Öffentlichkeit unterscheidet sich von der derjenigen, die allgemein Wissenschaft und Massenmedien zum Thema haben. Letztere ist weit zahlreicher und vielfältiger, der Fokus (gewissen öffentlichen Themenkonjunkturen folgend, als Beispiele seien die Stichwörter Entschlüsselung des menschlichen Genoms und anthropogener Klimawandel genannt) liegt neben den klassischen Naturwissenschaften (Physik ist ebenfalls der zentrale Forschungsgegenstand von Wissenschaftstheorie und -soziologie) auf den Lebenswissenschaften. Allerdings findet sich als gängige Fragestellung der Vergleich zwischen Natur- und Sozialwissenschaften. Neuere empirische Feststellungen der Medienpräsenz der Sozialwissenschaften finden sich (neben kleineren Fallanalysen) für den bundesrepublikanischen Kontext (ähnliches gilt jedoch auch für den anglo-amerikanischen) lediglich im Vergleich zu den Naturwissenschaften.

Längsschnittuntersuchungen sind ebenfalls die Ausnahme und beziehen sich in der Regel nur auf zwei Messzeitpunkte.

Desiderat: Feststellung der Präsenz der Sozialwissenschaften insbesondere über einen längeren Zeitraum.

Die Thematisierung von Sozialwissenschaften in den Massenmedien ist weniger durch die disziplinäre Trennung von Forschungssubjekt und -objekt geprägt – umso mehr, da die Forschung über die Sozialwissenschaften entsprechend weniger von Spezialisten für Berichterstattung (wie Kommunikations- und Medienwissenschaftlern) geleistet wird, sondern von Forschern der jeweiligen Disziplin bzw. Soziologen. Ethnologen befassen sich mit der Medienpräsenz der Ethnologie, nicht jedoch mit derjenigen der Soziologie oder der Ökonomik. Ökonomen beschäftigen sich nahezu ausschließlich reflektierend mit den Potenzialen der eigenen Medienpräsenz – ökonomische Forschungsarbeiten zur Medienpräsenz wurden nicht gefunden. Soziologen dagegen analysieren die Rolle der Ökonomik und der Sozialwissenschaften in den Massenmedien und auch ihre eigene Rolle – gleichzeitig vernachlässigen sie kleinere Fächer wie die Ethnologie, die unter die Aussagen über Sozialwissenschaften subsumiert werden. Der Forschungsstand zeigt zudem Diskrepanzen zwischen den drei Disziplinen, die jedoch nicht vergleichend untersucht wurden.

Desiderat: Vergleich zwischen sozialwissenschaftlichen Disziplinen.

Die Feststellung der Präsenz der Sozialwissenschaften in der Berichterstattung sagt noch wenig über die Art und Weise der Darstellung aus. Hier finden sich gerade für den deutschen Kontext eher spezielle Fragestellungen und Fallanalysen. Das führt dazu, dass im Grunde unklar ist, ob es eine eigene Berichterstattung über Sozialwissenschaften gibt (es ist aber klar, ein eigenes Ressort dafür gibt es nicht). Während das Auftreten von Sozialwissenschaftlern und sozialwissenschaftlichem Wissen in spezifischen Diskursen und Themengebieten mitunter analysiert wird, bleibt damit die Frage, ob es nicht Spezifika bezüglich der Darstellung sozialwissenschaftlichen Wissens allgemein gibt. Am augenscheinlichsten ist dies vielleicht bei der Frage, welche Formen sozialwissenschaftlicher Forschung Gegenstand von Berichterstattung werden (etwa ausschließlich universitäre Forschung oder auch außer-universitäre?). Es finden sich nur verstreut Erkenntnisse darüber, welche Quellen, welche Themen, welche Anlässe in der Berichterstattung genutzt werden. Orientiert man sich an der Medialisierungsforschung zeigt sich zudem, dass Erkenntnisse zur Kontextualisierung sozialwissenschaftlicher Forschung, also welche Folgen ihr zugeschrieben werden und welche außer-wissenschaftlichen Akteure sich dazu äußern, ebenso Mangelware sind.

Desiderat: Arten und Weisen der Sozialwissenschaftsberichterstattung mit besonderem Augenmerk auf gesellschaftliche Kontextualisierung.

Das Verhältnis zwischen Journalisten und Sozialwissenschaften ist in der vorzufindenden Literatur recht gut beschrieben und analysiert. Die Differenzen

in Orientierung, Arbeitsweise und Normset äußern sich bei der Analyse der Beziehungen in Ambivalenzen. Gleichzeitig werden für Journalisten und Sozialwissenschaftler auch einige Ähnlichkeiten festgestellt. Es bestehen gepflegte Vorurteile zwischen den beiden Gruppen, es finden sich jedoch auch Allianzen und Netzwerke. Während also eine erneute Inspektion des Verhältnisses von Journalisten und Sozialwissenschaften weniger dringlich erscheint, zeigt sich, dass die Fokussierung auf die Produzenten, den Blick auf die Produkte und deren Wahrnehmung zur Ausnahme gemacht hat. Es finden sich nur wenige qualitative Herangehensweisen an journalistische Produkte und nur vereinzelte über jene mit sozialwissenschaftlichem Inhalt.

Desiderat: *Qualitative Analyse von Artikeln über Sozialwissenschaften.*

Personen spielen in der massenmedialen Berichterstattung stets eine herausragende Rolle. Dies schlägt sich auch in der Forschung über Sozialwissenschaftler in den Massenmedien nieder. An dieser Stelle unterscheidet sich die Forschungsliteratur am stärksten von der alle Wissenschaften betreffenden: Experten sind häufig Sozialwissenschaftler, Intellektuelle sind in der Regel keine Naturwissenschaftler. Gleichzeitig führt die Bearbeitung der Sozialfiguren Experte und Intellektueller und deren mitunter kulturpessimistischen Abwandlungen Medienexperte und Medienintellektueller dazu, dass im Dunklen bleibt, wie Sozialwissenschaftler im Ganzen dargestellt werden, ob es disziplinäre Unterschiede und Veränderungen im Zeitverlauf gibt. Natürlich gibt es Sozialwissenschaftler, die als Intellektuelle oder Experten auftreten, aber gibt es daneben noch andere typische Darstellungsweisen?

Desiderat: *Darstellungsweisen von Sozialwissenschaftlern im disziplinären und diachronen Vergleich.*

2 Zur Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens

Unter Soziologen kursiert der halb kritische, halb ironische Hinweis, die empirische Grundlage der eigenen Lehrväter (und seltener -mütter) sei ausschließlich die Lektüre von Tageszeitungen gewesen. Demgegenüber erscheint es fast begründungspflichtig, sich tatsächlich auf die Lektüre von Tageszeitungen in einem empirischen Projekt zu beziehen. Dabei richtet sich die Abgrenzung gegenüber einer früheren (vielleicht nicht so stark professionalisierten, vor allem aber nicht den Hintergrund von wie in rezenter Weise kanonisierten methodischen Zugängen besitzenden) Generation ja weniger gegen das empirische Material als solches, als gegen die Haltung zur empirischen Forschung und zur Absicherung der eigenen Deutungen und Aussagen im empirischen Material. Die Analyse von massenmedialen Texten umgibt aber noch immer eine gewisse Ambivalenz: Es gibt natürlich die Fortentwicklung üblicher Herangehensweisen der Medien- und Öffentlichkeitssoziologie, neuerdings vor dem Hintergrund der Etablierung verschiedener Formen der Diskursanalyse, noch stärker elaboriert innerhalb der Kommunikations- und Medienwissenschaften, die die Analyse des Systems der Massenmedien in ihrer Gestalt, Wandlung und Wirkung zum Kern ganzer Disziplinen gemacht haben. Daneben ist diese aber mit einem (impliziten) Kritikpunkt konfrontiert, letztendlich Material aus zweiter Hand zu analysieren, im schlimmsten Falle die Analyse nicht zu reflektieren und die gesellschaftliche Wirklichkeit, die in massenmedialen Texten dargestellt und konstruiert wird, bloß zu reproduzieren, bloß die Haltung eines Medienrezipienten einzunehmen, der die eigene Interpretation unzulässig mit der Autorität und dem Geltungsanspruch der Wissenschaft umgibt. Das betrifft im vorliegenden Fall des Versuches einer makrosoziologischen Tiefenhermeneutik, Artefakte aus deutschen Tageszeitungen zu analysieren, auch den Status ebenjener Artefakte: Sie sind allgemein und öffentlich zugänglich,⁷² d. h., ihre Passung und Wertigkeit als Analyseobjekt wird nicht durch den Forschenden selbst, durch den Feldzugang, die Beziehung zum Interviewpartner und der exklusiven Produktion etwa eines Interviews für die Forschung garantiert, sondern die Herstellungsgeschichte der zu analysierenden Texte ist ein sehr spezifischer, gleichsam für diesen Interpretationsvorgang verborgener.⁷³ Die Veröffentlichung der analysierten Texte (s. u.) liegt nun

72 Natürlich gibt es (Bezahl-)Schranken im Zugang, die Infrastruktur des Internets macht das Auffinden solcher Texte jedoch erheblich einfacher.

73 Mittels eines anderen Forschungsdesigns ließen sich selbstverständlich auch über die materielle Produktion von Zeitungsartikeln Daten erheben (vgl. etwa einen Überblick über verschiedene aktuelle Designs qualitativer Medienforschung jenseits der Diskursanalyse:

schon einige Jahre zurück; einige Hintergrundinformationen sind rekonstruierbar – andere nicht. Während ein Interview in verschiedenen medialen Formen vorliegen kann (Video- und Audioaufnahmen, Transkripte, Feldnotizen; aber auch Erinnerungen und körperlich-affektive Begleiterscheinungen, die nur im Forschenden selbst gespeichert sind, aber darüber in die Auswertung einfließen können), bleibt es in den meisten Fällen aber dem exklusiven Zugriff des Forschenden bzw. der Auswertungsgruppe vorbehalten.⁷⁴ Zeitungsartikel dagegen werden an ein mehr oder weniger konkretes Publikum geschrieben, sie durchlaufen verschiedene redaktionelle Arbeitsphasen, durchlaufen dann als Text einen Herstellungsprozess materialer Art, der zum Teil verschiedene Versionen eines Artikels produziert, und sind anschließend öffentlich zugänglich. Der Umgang der Rezipienten ist dabei aktiv interpretierend, was nur im Grad der Explikationspflicht der Interpretation sowie der expliziten und damit eingeschränkten Interpretationshorizonte (will sagen: Fragestellungen und theoretische Interessen), weniger im Interpretationsvorgang selbst, als in der Anschlusskommunikation im wissenschaftlichen Diskurs, different ist. Die Orientierung der Dekodierung der Texte ist also weniger eine kontingent professionelle, auch nicht die Rekonstruktion dessen, was die Nachrichten je momentan für berichtenswert halten, was als Hinweis auf die jeweilige Tagesaktualität gedeutet werden kann, was für alltägliche Situationen hilfreich ist, präsent zu haben, sondern die Herstellung einer kritisierbaren Lesart, die für soziologische Fragestellungen Hinweise, vielleicht sogar Antworten bieten soll.

Das vorliegende Kapitel umfasst zwei qualitative Untersuchungen über die Art und Weise, wie sozialwissenschaftliches Wissen in Tageszeitungen dargestellt wird. Die Interpretation folgt den methodologischen Vorgaben der makroanalytischen Tiefenhermeneutik (Renn 2012; 2018). Forschungsinteresse ist damit also weniger die Rekonstruktion von Einstellungssyndromen (wie in der psychoanalytischen Tiefenhermeneutik) oder feldspezifischem Habitus der Journalisten (wie in an Bourdieu angelehnten Interpretationen) oder Fallstrukturen (wie in der Objektiven Hermeneutik), sondern die Bestimmung makrosozialer Verhältnisse, die in die Realisierung der Texte notwendig einfließen: hier die Differenz der systemischen Kommunikationszusammenhänge von Wissenschaft und Massenmedien und deren Folgen im daraus resultierenden Übersetzungsverhältnis. Nach der Darstellung der forschungsleitenden Methode und Hypothese (2.1) wird zunächst eine Gruppe von Zeitungsartikeln über einen Forschungsbeitrag

Scheffer 2013; hierbei insbesondere der schon ausführlich thematisierte Ansatz von Fenton et al. 1998). Medienhermeneutische Forschung setzt jedoch hauptsächlich am Artefakt selbst an, konzentriert sich auf die Rekonstruktion der Logik des Beitrags selbst (vgl. für rezente wissenssoziologische wie objektiv hermeneutische Herangehensweisen: Balke 2015; M. Jung 2016).

74 Auswertungsgruppen weisen freilich ganz eigene Dynamiken auf, vgl. bezogen auf Probleme der Autorenschaft in Qualifikationsarbeiten Reichertz (2018).

bezüglich der Fertilitätsrate von Akademikerinnen analysiert (2.2). Diese Ergebnisse werden im Anschluss mit Artikeln über das Buch „*#regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen*“ von Orna Donath (2016) kontrastiert. Das Kapitel schließt mit einem Fazit (2.3).

2.1 Fragen, Methoden und Vorgehen

Ziel der vergleichenden hermeneutischen Analyse einer kleinen Zahl von Zeitungsartikeln, die dasselbe Material in die Form einer Nachricht bringen, ist es, empirisch dicht und gesellschaftstheoretisch angeleitet, das Übersetzungsverhältnis von sozialwissenschaftlicher Wissenserzeugung und massenmedialer Wissensverbreitung darzustellen. Da es sich um Wissen als Untersuchungsobjekt handelt, scheint eine wissenssoziologisch fundierte Gesellschaftstheorie unerlässlich zur Vorbereitung und Absicherung empirischer Inspektion. Eine pragmatistisch-differenzierungslogische Übersetzungstheorie (Renn 2006) wird sich gleichzeitig in ihren Annahmen und Theoremen am empirischen Material schärfen lassen müssen. Die makrohermeneutische Analyse von Zeitungsartikeln muss die notwendig in den kontingenten Praxisvollzug der Fabrikation des Artikels eingehenden Wissensbestände und (imperativen) Wirkungen ebenjener differenzieren, also die Kontexte, die notwendig sind, um die Buchstabenreihen verstehen zu können und Wirkung entfalten zu lassen. Der Weg besteht in der Rekonstruktion der Problemlösungen, die der Journalist beim Verfassen des Artikels gewählt hat. Darin zeigen sich aber Bezugnahmen auf Sprachspiele und Funktionsbereiche der Gesellschaft, die nicht mit der journalistischen Praxis identisch sind – die Welt entsteht zwar durch die Federn der Journalisten (Luhmann (2009) paraphrasierend), aber dabei handelt es sich nicht um eine referenzlose Konstruktion. Genauso wenig repräsentieren massenmediale Diskurse dagegen ihre Inhalte. Die Übersetzungstheorie bietet sich durch die Möglichkeit äquidistant zwischen diesen Polen zu manövrieren zur Analyse journalistischen Handelns, von Medienorganisationen und dem System der Massenmedien an, was schon durch das geläufige Wort der Übersetzungsfunktion des Journalismus angezeigt wird. Um zu verstehen, was passiert, werden sozialwissenschaftliche Wissensbestände in die massenmediale Öffentlichkeit transformiert, was dann zugleich einer Rekonstruktion und Reproduktion der gesellschaftlichen Infrastruktur und ihrer Funktionsweisen dient. Die konkreten Fragen lauten also: Wie ist die Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens möglich? Was passiert bei der Übersetzung mit dem Wissen? Welche Potenziale für gesellschaftliche Selbstvergewisserungsprozesse werden erzeugt und welche gehen verloren? Lassen sich Notwendigkeiten oder Regelmäßigkeiten entdecken, die die gegenwärtige Rolle der Sozialwissenschaften für ihre Gesellschaft ausmachen?

Die als Hintergrundtheorie fungierenden Annahmen der Übersetzungstheorie müssen hier nur cursorisch dargestellt werden. Renn (2006) entwickelt die Hauptargumente anhand der Frage, auf welche Weise sich Integration in der modernen Gesellschaft beschreiben ließe. Zentrale Antwort darauf ist die Annahme, dass Integration in der Moderne eine Integration zweiter Ordnung darstellt, also die Koordination von Integrationseinheiten der Gesellschaft. Darunter fallen in erster Linie die Funktionssysteme, die systemintegrierend und weltumspannend die Bereiche der Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, des Rechts, der Kunst usw. darstellen. Hierunter fallen aber auch davon distinkte Organisationen, die zwar mit den Funktionssystemen gekoppelt, aber in ihrer Funktionsweise eigengesetzlich wirken. Organisationen lassen sich allerdings nicht ausreichend etwa als Systeme der Entscheidungshervorbringung beschreiben. In Organisationen finden sich zudem Milieus, die sozialintegrativ Koordinations- und Orientierungsleistungen übernehmen. Milieus sind hierbei weniger sozialstrukturell als Lebensstilformationen zu verstehen, sondern als mitunter kleinteilige Mikromilieus, ohne deren Referenz interpersonale Kommunikation nicht denkbar ist. Schließlich werden Personen ebenfalls als Integrationseinheiten der Gesellschaft konzipiert. Die Integrationsebenen stellen einen Hinweis auf je unterschiedliche Handlungskordinationsformen dar, in denen Wissensbestände in expliziten oder impliziten Formen unterschiedlich wirken.

Gemeinsam ist allen Integrationseinheiten der Gesellschaft, dass sie als abgeschlossene Sinnhorizonte konzipiert werden. Die Integration dieser Integrationseinheiten vollzieht sich dabei über Übersetzungskaskaden, während sich die Theorie gleichwohl gegen die einfache Zwei-Gesellschaftsvorstellung von Habermas und den Steuerungsfatalismus der funktional geschlossenen Systeme bei Luhmann wendet. Funktionssystemische Imperative können also sehr wohl durch die Einheiten hindurch wirken, jedoch nicht in direkter Weise, sondern in der Form von Translaten, also beispielsweise übersetzten Imperativen. Empirisch gilt es hier zu untersuchen, welche Verschiebungen etwa zu unintendierten Folgen und Nebenfolgen führen. Die Besonderheit der Theorie ist darin zu sehen, dass sich die Reproduktion der Integrationseinheiten in den Praxen der Personen wiederfindet, die zugleich von systemischen, organisationalen, milieuhaften und personalen Rahmen beeinflusst und konstituiert werden. Innerhalb der Situationen verschieben sich sogleich die Horizonte, während die genauen Ausformungen dieser Prozesse empirische Fragen darstellen. Journalistische Praxen der Verfassung von massenmedialen Texten sind also sowohl von der massenmedialen Systemlogik, den spezifischen organisationalen Strukturen, Regeln und Routinen von Verlagshäusern und Redaktionen als auch von den Milieus von Redaktionen und Redaktionsteilen als auch von den je individuellen personalen Rahmen der Journalisten beeinflusst, die jeweils eigenständige und eigenlogische Beiträge zum Gelingen darstellen. All diese Kontexte beziehen sich wiederum auf spezifische Wissensformen, auf habitualisierte Problemlösungen,

die kollektiv geteilt werden. Journalisten teilen dabei spezifisches Wissen, genauso wie es kollektives implizites Wissen innerhalb einer konkreten Redaktion gibt. Die soziologische Analyse dieser Konstellationen erlaubt es aufzuklären, was über den Köpfen und hinter den Rücken der Akteure auf ihr Handeln einwirkt.

Es geht hier des Weiteren um die Frage, wie das referierte wissenschaftliche Wissen die öffentliche Verständigung über gesellschaftliche Tatbestände beeinflusst. Tageszeitungen dienen nicht der popularisierenden Verkündung von Forschungsergebnissen, sondern betten diese in gesellschaftliche Debatten ein, bewerten von diesem Standpunkt aus die Qualität und Relevanz der Forschung und sind aber darüber hinaus auch an der gesellschaftlichen Validierung des Wissens beteiligt. Erst wenn die fallibelen Ergebnisse als das anerkannt werden, was man heute annehmen muss, wenn man über gesellschaftliche Fakten und deren politische Veränderung redet, ist die Wahrheit der Forschung gesellschaftlich etabliert. Damit werden die beiden unterschiedlichen Diskurse deutlich, die auch immer wieder performativ in den Interpretationsprozess intervenieren. Die Auswertenden⁷⁵ sind selbst Sozialwissenschaftler, sie können die Doppelbedeutungen und unterschiedlichen Relevanz- und Qualitätsansprüche am eigenen Leib erfahren. Texte über sozialwissenschaftliche Forschung zu verstehen, ist die Kernkompetenz jedes Sozialwissenschaftlers. Aufgrund der enormen Differenzierung der Sozialwissenschaften sind diesem Verstehen jedoch Grenzen inhärent, die etwa als Kränkung des Nicht-Verstehens bei gleichzeitiger Anforderung, Experte für die Gesellschaft zu sein, zu affektiven Reaktionen führen können. Dies gilt zugleich auch für den öffentlichen, sozialpolitischen Diskurs um Frauen und Reproduktion. Die Schwierigkeit besteht darin, dass man sich nur künstlich von den Ansprüchen des Materials (etwa als männlicher akademisch beschäftigter, kinderloser, unverheirateter Soziologe) freimachen kann. Das Material ist zudem in einem spezifischen Sinne selbstständig fabriziert oder erhoben, da es zugleich eine seine Entstehungsbedingungen bereits verschleiernde, standardisierte Kommunikationsform ist. Trotzdem kann es als eine praktische Verwendung des Wissens verstanden werden, man kann relativ viel über redaktionelle Standards und Arbeitsweisen wissen – was mögliche Fehler und Brüche jedoch umso relevanter für die Analyse macht.

Das Verstehen der Vorgänge soll nicht vorbehaltlos den Motiven oder Interessenlagen der Akteure folgen, sondern die kommunikations- und sozialstrukturellen Grenzen zwischen Funktionssystemen und anderen Integrationseinheiten rekonstruieren. Die Grenzen werden jedoch nicht systemtheoretisch als unüberwindbar angenommen, sondern als pragmatische Probleme für die Akteure,

75 Die Auswertung entstand zu großen Teilen im Rahmen der Arbeitsgruppe tiefenhermeneutische Makroanalytik an der *Westfälischen Wilhelms-Universität* Münster. Die Interpretation fand in deren Untergruppe Münster statt, an dieser Stelle sei Christoph Mautz noch einmal aufs herzlichste gedankt.

die Lösungen innerhalb von Übersetzungsvorgängen suchen und finden müssen, wenn sie ihren Aufgaben in ihren Gestaltungsmöglichkeiten nachkommen. Übersetzungen übertragen also weder den Sinn identisch in eine andere „Sprache“, noch sind sie reine referenzlose Konstruktionen, sondern sie übertragen Sinnhorizonte in andere, tragen damit zur Koordination ebenjener bei, was sich jedoch vor allem in Verständnisschwierigkeiten und Interpretationsbedarfen niederschlägt, die wiederum Übersetzungsarbeit zur Folge haben. Die Sinnstrukturen, die das Ziel der hermeneutischen Interpretation und Rekonstruktion sind, sind den Akteuren eben nicht verfügbar, man kann sie nicht einfach erfragen, vor allem, wenn es sich um solche handelt, die im Vollzug von Praktiken wirksam werden. Im Folgenden interessiert gerade nicht so sehr, was die beteiligten Akteure von sich selbst denken, was sie tun, sondern was es ermöglicht hat, dass sie etwas getan haben. Die Übersetzungsverhältnisse der konkreten Fälle sollen in Form latenter Sinnstrukturen gedacht werden.

„Der latente Sinn eines Falles wäre demnach – in einer ersten metaphorischen Annäherung an eine Arbeitsdefinition – der Träger und Ausdruck der implizit bewussten, aber explizit nicht thematisierbaren Referenz auf die Intransparenz der die interne Struktur latent beeinflussenden Umgebungskontexte.“ (Renn 2012, S. 11)

Was hier manifest und latent ist, ist erst einmal einfach zu beantworten: Sinn. Genauer gesagt, die Referenz auf externe Kontexte über die Verwendung von Translaten stellt für die Forschenden einen möglichen Zugang zu einer latenten Sinnebene dar, die nicht vollständig den Gesetzen der internen Bezugnahme der Akteure gehorcht.

„Je nachdem, ob ein Protokoll, ein Interview oder ein Feldbericht auf die intentionalen Horizonte eines einzelnen Individuums oder aber auf die habituelle Einheit eines Milieus bezogen werden, „erscheinen“ Organisationen und Systeme, ebenso andere Individuen oder Milieus nur indirekt in Gestalt der Wirkung von Interferenzen, die sich in den genannten „Translaten“ niederschlagen. Die Rekonstruktion des Wissens über oder auch von einer Organisation innerhalb eines Milieus (und umgekehrt) muss sich zunächst an die Schatten halten, die externe Einheiten innerhalb eines ausgewählten Sinnhorizontes werfen.“ (Renn 2012, S. 2)

Wiederum ist für den Fall erst einmal einfach zu sagen, was die internen und die externen Kontexte für den Fall von Zeitungsartikeln sind. Interner Verweishorizont ist der Artikel selbst. Manifest ist, was im Artikel selbst ausgeführt, erklärt, benannt, geschildert, verknüpft, verdeutlicht usw. wird. Implizit wäre dann im Grunde alles, was nicht im Artikel explizit auftaucht, aber für das Verstehen des Artikels notwendig ist. Latent wirken die Regeln der jeweiligen Horizonte. Herausfordernd für die Interpretation ist hierbei die routinierte journalistische

Arbeit, die einen eigenen Verstehenskontext bietet, aufgrund dessen der Artikel verstanden werden kann. Rezipienten sind es gewohnt, Zeitungsartikel zu verstehen, obgleich mehr Informationen weggelassen, als genannt werden. Dieser Kontext unterscheidet sich sowohl vom wissenschaftlichen wie vom alltäglichen, es gibt angebbare, wenn auch nicht endgültig explizierbare Regeln, wann etwas wissenschaftlich verstanden ist, wann journalistisch, wann alltäglich usw. – in der Wissenschaft gibt es Definitionszwänge, im Journalismus die Beantwortung der W-Fragen, im Alltag allerlei indexikalische Anforderungen.

Die schwierige Frage in diesem Zusammenhang ist, wann es sich um Translate handelt und wann eher von einer routinisierten Verwendung projektiver oder metaphorischer Begriffe die Rede sein sollte. Die Funktion des Journalismus ist es ja gerade, über äußere Kontexte zu berichten. Daher ist mit einer Regelmäßigkeit damit zu rechnen, dass Begriffe und Konstrukte anderer Sinnbereiche in die Artikel von Journalisten einfließen. Gleichzeitig rekonstruiert der Journalismus in einem eigenen Sprachspiel die äußeren Kontexte. Journalisten sind professionelle Übersetzer. Dieser Umstand macht die methodologische Herangehensweise aber nicht unsinnig:

„Der empirische Zugang zu den Phänomenen sozialer Übersetzung ist überdies notwendig auf den Einsatz qualitativer Methoden angewiesen, weil die relevanten Phänomene sozialer Differenzierung als Differenzierung von Sinnhorizonten gelten müssen, die sich in „Bedeutungsbrüchen“ zwischen solchen Horizonten zeigen. Und diese Brüche müssen hermeneutisch erschlossen werden.“ (Renn 2012, S. 1)

Obgleich also der Journalismus in der Praxis der sozialen Übersetzung routiniert ist, sollten die Differenzierungslinien auch in Bedeutungsbrüchen innerhalb der Artikel deutlich werden. Hier müssen sich also andere Bereichslogiken zeigen. Akteure, die mit dem Journalismus in Verbindung treten, kennen dabei implizit die Praxen journalistischer Verwertung und die Medienlogik. Trotzdem sind die Klagen über journalistische Verfälschung Legion. Hier zeigt sich im Alltagswissen, dass Sinn von einem Kontext in einen anderen übersetzt wird, was aus der Perspektive der Ursprungskontexte als Korruption erscheinen kann. Übersetzungstheoretisch zeigt sich die Veränderung des Sinns allerdings als Notwendigkeit und es zeigen sich in den Bedeutungsbrüchen auch Potenziale der Vermittlung. Pointiert: Weil der Journalist in seiner Übersetzungsarbeit scheitert, ist Wissenschaftskommunikation möglich!

So könnte zu verstehen sein, warum aus der Perspektive von Wissenschaftlern stets Unzufriedenheit mit der journalistischen Berichterstattung herrscht. Es handelt sich um inkommensurable Wissens- und Geltungszusammenhänge. Die interne wissenschaftliche Kommunikation findet keinen Anschluss an die journalistische Berichterstattung und trotzdem sollte unter Übersetzungsbedingungen die Kommunikation von Wahrheit an außerwissenschaftliche Kontexte

gelingen. Als Drittes könnte jedoch der öffentliche Diskurs dienen, der in der Aushandlung und Auseinandersetzung darüber, was als wahr und wirklich anerkannt wird, sich eben mehr oder weniger unterschiedslos auf journalistische oder wissenschaftliche Texte beziehen kann.⁷⁶

Ziel der Analyse sollte also sein, Bezüge auf externe Integrationseinheiten zu rekonstruieren (vgl. auch Renn 2014). Dort ist von „Wirkungen“, „Spuren“, „Symptomen“ oder „Übersetzungen“ (ebd., S. 330f.) die Rede, die qualitativ makrotheoretische Konzepte empirisch sichtbar machen. Um hier zu gültigen Schlüssen zu kommen und nicht auf rhetorischer Ebene zu bleiben, benötigt man einen theoretisch-abstrakten Begriff des jeweiligen Untersuchungsgegenstands. In der Renn'schen Terminologie stellt der Unterschied zwischen der wissenschaftlichen und journalistischen Textkonstruktion und Kommunikation die Ebene der funktionalen Differenzierung dar, während die Unterschiede der Zeitungen die kulturelle Differenzierungsachse beschreiben. Als dritte Achse kommt horizontal die Unterscheidung nach Integrationsebenen (also System, Organisation, Milieu, Person) hinzu, ebenfalls ist dem Mediencharakter der Zeitung und der internen Differenzierung des politischen Systems nach Lagern noch Rechnung zu tragen. Orientierung soll die Überlegung bieten, dass es korrespondierend zum Milieu einen geteilten Wissensbestand zwischen Zeitung, Journalisten und Lesern gibt, der die Verwendung und das Verständnis der Inhalte sichert. Zeitung meint dann hier eher die mehr oder weniger explizite politische Ausrichtung, aber auch die Idealeservorstellung, an die sich die einzelnen Artikel richten und über die die politische Ausrichtung hinausreicht. Die Frage ist, ob dieser geteilte Wissensschatz als Horizont hermeneutisch rekonstruierbar ist, „weil die relevanten Phänomene sozialer Differenzierung als Differenzierung von Sinnhorizonten gelten müssen, die sich in „Bedeutungsbrüchen“ zwischen solchen Horizonten zeigen. Und solche Brüche müssen hermeneutisch erschlossen werden“ (Renn 2014, S. 331).

Nachrichten als Form massenmedialer Kommunikation beinhalten latent ihre eigene Formhaftigkeit, die sie als Nachricht interpretierbar machen und Anschlusskommunikation möglich machen (vgl. Beyrle 2016). Für die Fragestellung, wie sozialwissenschaftliche Wissensformen in fremden Medien übersetzt werden, reicht es jedoch nicht aus, die Latenz der Nachrichtenform zu rekonstruieren. Die Latenz, die das wissenschaftliche Wissen innerhalb der Nachricht ausmacht, ist die interessante Dimension. Die hermeneutische Rekonstruktion, die hier durchgeführt wird, macht sich zur Aufgabe, nachzuvollziehen, wie der sozialwissenschaftliche Sinnüberschuss sich mit und gegen die Bearbeitungen

76 Hieran schließen sich nun perspektivisch fragliche Potenziale der Übersetzungstheorie für die Kommunikationswissenschaften und die Theorie des Journalismus an (vergleichbar etwa mit Löffelholz (2004), wo Importe und Anwendungen gesellschaftstheoretischer Entwürfe für die kommunikationswissenschaftliche Theoriearbeit versammelt werden).

der journalistischen Rekonstruktion kenntlich macht. Die Aufgabe des Journalisten ist es, Informationen aus der Wissenschaft zur Verfügung zu stellen, die medialen Formen, die ihm dazu zur Verfügung stehen sind jedoch mit denen der Sozialwissenschaften inkompatibel. Es findet eine Konstruktion statt, in der man jedoch in den Translaten der Massenmedien diese Inkompatibilität und auch die Sinnverweise des wissenschaftlichen Kontexts wiederentdecken kann.

Die Fragen an die Artikel im Folgenden sind dann also: Welche Widerstände in der Verwendung transportiert das erscheinende sozialwissenschaftliche Wissen, die beliebige Verwendung einschränken? Welche Wirkungen entfaltet im Verstehen das Etikett der Wissenschaftlichkeit gegenüber anderen Geltungsansprüchen und Wissensbeständen (der Politik, des Alltags)? Die systemhafte Kommunikation der Wissenschaft müsste in Translaten in den Texten auftauchen und damit notwendig zu Oszillationen im Verständnis und im Vergleich zu anderen Wissensformen führen. Im öffentlichen Diskurs müsste zudem die Wissenschaft als zivilisierendes objektives Wissen auftauchen, das zwar grundsätzlich der Kritik offensteht, allerdings nur, wenn dies der Hauptfokus der Diskussion ist. Ansonsten sollte der Wissenschaft eine Autorität anhängen, die die Debatte nicht in die Konstruktion des Wissens, sondern in ihre Interpretation vor allem der Folgen für weitere Handlungen einfügt. Ebenfalls sind der Einstieg und die Art der Appellation an den Leser entscheidend, da sich hier die Rahmungen zeigen, die wiederum Rückschlüsse auf gesellschaftstheoretische Grundlagen erlauben: Wird auf eine öffentliche Sphäre, eine Lebenswelt oder eine systemische Anschlusskommunikation verwiesen? Wie wird der Rezipient angesprochen, welche Wissensbestände werden ihm unterstellt, welche gesellschaftlichen Deutungsmuster finden sich darin? Verändern sich gesellschaftspolitische Diskurse, wenn sie auf wissenschaftliches Wissen treffen; oder lässt sich das wissenschaftliche Wissen problemlos für jede Art von Argumentation instrumentalisieren?

Ergebnis der unten ausführlich dargestellten Analyse soll die Konkretisierung eines Typs der Übersetzung von sozialwissenschaftlichem in massenmediales Wissen sein. Das Vorgehen ist also eher thesenexplizierend, im Sinne davon, dass gezeigt wird, was die folgende These denn eigentlich an einem konkreten Fall aussagen kann.

Die Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens in massenmediale Berichterstattung besteht in der medienlogischen Auszeichnung ausgewählter Ergebnisse mit Neuigkeits- und Relevanzwerten bezogen auf ein diffuses Publikum, in der Wiedergabe der Theorien, Methoden und Ergebnisse mit dem Ziel, positives Wissen über die Gesellschaft zur Verfügung zu stellen und schließlich in dem Verweis auf und der Bewertung von Kontexten, in denen dieses Wissen dann einen Unterschied macht und machen sollte.

Zur Erläuterung sei daran erinnert, was die These nicht aussagt: Fokus der Analyse ist also nicht der Test, inwiefern wissenschaftliches Wissen verfälscht wiedergegeben wird. Dies wäre letztendlich die Perspektive der

Wissenschaftskommunikation bzw. der beteiligten Akteure, insbesondere der Wissenschaftler. Die Erwartung besteht nicht darin, dass eine unverfälschte Wiedergabe wissenschaftlicher Erkenntnisse im massenmedialen Kontext möglich und wünschenswert ist. Massenmedien und Journalisten stellen keinen neutralen Spiegel der Wissenschaft dar, noch sind sie bloße Verkünder wissenschaftlicher Wahrheit. Zugleich sagt die These jedoch auch nicht, dass sozialwissenschaftliche Erkenntnisse bloße Konstruktionen des massenmedialen Kontexts darstellen. Die Daten, Theorien, Erkenntnisse wie auch die Kontakte mit Texten und Wissenschaftlern stellen einen Widerstand dar, mit dem journalistisch umgegangen werden muss, der nicht ignoriert werden kann. Ebenso wenig werden aber auch diskursanalytische Vereinheitlichungen vorausgesetzt: Behauptet wird nicht ein Macht-Wissens-Komplex oder ein regierender Diskurs, der über die Grenzen von Wissenschaft, Journalismus und anderen Schauplätzen der Wissensverarbeitung hinweg Aussagen regelt. Dies würde die Eigenlogik der Kontexte missachten, die eben nicht identische Aussagen beherbergen; dies würde eine politische Logik konstatieren, die quer zu den wissenschaftlichen, journalistischen oder alltäglichen Kontexten das Wissen determiniert und damit diese Bereiche unter eine einzige Logik subsumiert, letztlich also Gefahr laufen, eine unterkomplexe Gesellschaftsstruktur anzunehmen.

Die Bereitstellung von positivem Wissen über gesellschaftliche Tatbestände ist ein allgemein gültiger Orientierungspunkt journalistischer Praktiken. Dementsprechend finden sich ähnliche Formulierungen bereits in der Referenzliteratur:

„Im Anschluß an die Selektion unterliegt sozialwissenschaftliches Wissen spezifisch journalistischen Transformationspraktiken, durch die es aus dem Kontext der wissenschaftsinternen Kommunikation herausgelöst und in den Kontext der Medienberichterstattung hineingestellt wird. Diese Kontextvertauschung müßte nun – analog dem Selektionsmodell – für beide Verwendungsarten, instrumentelle und konzeptualisierende Verwendung, als Prozeß rekonstruiert werden.“ (Weßler 1995, S. 28 f.)

Wie bereits oben beschrieben, versteht Weßler (ebd., S. 28 ff.) die Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens als einen Prozess der De- und Rekontextualisierung. Zuerst wird das sozialwissenschaftliche Wissen seines Herkunftskontextes entrissen und dann in die massenmediale Logik eingefügt. Weßlers (ebd., S. 29 f.) Bilder der „kognitiven Vereinfachung“ und „Übersetzung“ sind allerdings als unproblematischer Prozess gedacht: Sozialwissenschaftliche Aussagen in alltagssprachliche zu übersetzen, erscheint hier als ein einfacher und neutraler Vorgang, in dem etwa „unwesentliche Details“ weggelassen, Einzelaussagen verallgemeinert, Abstraktes verbildlicht und Beispiele durch Einzelfälle dargestellt werden. Der zentrale Unterschied zur hier gewählten Herangehensweisen liegt darin, dass Weßler davon ausgeht, dass sich der Inhalt der sozialwissenschaftlichen

Aussagen eventuell gekürzt, aber im Grunde unverändert in massenmediale Berichte übersetzen lässt. Übersetzungstheoretisch im vorliegenden Sinne muss man aber davon ausgehen, dass genau dies nicht möglich ist, die Aussagen also grundlegend in ihrem Charakter verändert werden: hier die Umwandlung hypothetisch-fallibelen Wissens in positive Faktenaussagen.

Die Rolle sozialwissenschaftlichen Wissens in der Gegenwartsgesellschaft kann schließlich greifbar gemacht werden, wenn dessen Übersetzung detailliert nachgezeichnet wird. Dies zeigt die Inhalte des Wissens, und damit sind eben nicht nur Zahlen gemeint, sondern auch Methoden der Herstellung von Ergebnissen und theoretische Vorannahmen und Formulierungen von Zusammenhängen, in einem von der sozialwissenschaftlichen Horizontgabe differenten Bild der Gesellschaft. In den Artikeln werden massenmediale Gesellschaftsbilder sichtbar, die den Sozialwissenschaften einen Platz zuordnen, und dieser ist nicht derselbe, den sich die Sozialwissenschaften selbst geben würden oder den sie operativ in ihren Gesellschaftsbeschreibungen einnehmen. Für die Einordnung der Sozialwissenschaften in sozialwissenschaftlicher Weise (also wie hier angestrebt) müssen diese differnten Beschreibungen eingerechnet werden. Die Massenmedien sind aufgrund ihrer Leistung, verschiedene Wissensbestände über hohe Reichweiten verbreiten zu können, ein zentraler Platz, an dem diese differnten Beschreibungen erhoben und analysiert werden können und müssen. Schließlich versorgen sie andere Funktionsbereiche eben mit grundsätzlicher Orientierung über das zirkulierende Wissen, auf welches sich zentral gestützt werden muss, fehlen andere Erfahrungswerte, was in modernen Gesellschaften immer wahr-scheinlicher wird.

Der oben formulierte Typus kann vor allem für Nachrichten Plausibilität beanspruchen, die sozialwissenschaftliches Wissen zum Fokus machen. Dabei sind Abweichungen je nach Umfang und Funktion des sozialwissenschaftlichen Wissens im Artikel denkbar. Kürzere Artikel etwa werden wahrscheinlich Material, Methode und Theorie weniger ausführlich (bis gar nicht) darstellen. Vergleichbares gilt, wenn die Artikel im Fokus um ein Thema gebaut sind, bei dem das Referat sozialwissenschaftlichen Wissens zur Darstellung des Themas dient. Des Weiteren kann es natürlich weitere Typen geben, insbesondere für andere Formen der Berichterstattung und Verwendungen von sozialwissenschaftlichem Wissen in den Massenmedien wie Interviews, Expertenzitate, Portraits, Hintergrundberichte usw. usf.

2.2 Akademikerinnenfertilität

Im Folgenden werden Zeitungsartikel interpretiert, die über die Veröffentlichung eines sozialwissenschaftlichen Ergebnisses berichten. Die Artikel verkünden also in ihrer eigenen Form eine Neuigkeit, sie machen aus dem sozialwissenschaftlichen

Beitrag, auf den sie sich berufen, eine Nachricht, die allgemeine Relevanz beansprucht. Konkretere Relevanz für konkrete Kontexte wird von den Artikeln im Folgenden über Kontextualisierungen ebenfalls hergestellt. Die Übersetzungen, die hierfür notwendig sind, werden hierbei weder als Popularisierung noch als biopolitische Diskurs gedeutet, sondern als Übersetzungsleistungen, die von den Beteiligten erbracht werden, die ohne die makrostrukturellen Differenzverhältnisse von Wissenschaft, Politik und Massenmedien nicht möglich wären. Popularisierung hingegen würde die Berichterstattung über wissenschaftliche Ereignisse als Verunreinigung, Vereinfachung oder gar Verfälschung des ursprünglichen Beitrags verstehen. Der wissenschaftlichen Erkenntnis würde im Kontakt zu den Massenmedien prekärer Status zugewiesen, die Verbreitung eher widerständig begrüßt, in der Analyse der Rekonstruktion aber auf die Auslassungen konzentriert, die journalistische Wiedergabe notwendig im Sinne der Prägnanz vornehmen muss, und die Unterschiede zur handlungsentlasteten, rein auf kognitive Stimmigkeit und methodische Adäquatheit rekurrierende wissenschaftsinterne Qualitätsprüfungsprozesse würden notwendigerweise als Defizit gedeutet werden. Andererseits würde aber eine Deutung der Artikel als Bestandteil eines biopolitischen Diskurses ebenfalls die Leistungen und Differenzen der Text- und Bedeutungsformen unterschlagen. Hier würde die journalistische Wiedergabe als Zug eines Machtspiels erscheinen, in dem reifizierend Vorstellungen mit Bezugnahme auf eine gesellschaftlich mit Autorität ausgestattete Institution aufgeladen und letztendlich als Teil einer Herrschaft über die Bevölkerung beanspruchenden Macht-Wissens-Komplexes zu entlarvende sein.

Im 21. *Wochenbericht* des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung Berlin⁷⁷ (DIW) des Jahres 2006 (24.05.2006) erscheint ein Artikel von Christian Schmitt und Gert C. Wagner (2006), der auf die damals aktuelle Debatte um die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen Bezug nimmt und unter dem Titel „Kinderlosigkeit von Akademikerinnen überbewertet“ gängige Annahmen unter Bezugnahme auf Statistiken und Analysen des SOEP zurückweist. So ist die Quote der kinderlosen Akademikerinnen geringer, als in der öffentlichen Debatte⁷⁸ angenommen wird und auch das Phänomen wird als ein historisch relativ stabiles beschrieben. Christian Schmitt ist promovierter Soziologe; Gert C. Wagner

77 Auf der Webpage des Wochenberichts des DIW heißt es als Selbstdarstellung: „Der Wochenbericht erscheint bereits seit 1928 und ist die Flaggschiff-Publikation des DIW Berlin. Er bietet jede Woche komprimierte Informationen zu aktuellen wirtschaftspolitischen Fragen.“

(http://www.diw.de/de/diw_01.c.100404.de/publikationen_veranstaltungen/publikationen/wochenbericht/wochenbericht.html; zuletzt aufgerufen am 07.11.2014)

78 Unter anderem taucht die Prozentzahl 40 in einer Rede von Bundeskanzlerin Angela Merkel auf dem Arbeitgebtag 2006 auf, der allerdings im November 2006 stattfindet (Wikipedia: Elterngeld (Deutschland), Fn. 4; [https://de.wikipedia.org/wiki/Elterngeld_\(Deutschland\)](https://de.wikipedia.org/wiki/Elterngeld_(Deutschland))); zuletzt aufgerufen am 17.11.2017).

Lehrstuhlinhaber für Empirische Wirtschaftsforschung und Wirtschaftspolitik an der TU Berlin (und promovierter Ökonom). Das DIW ist ein Institut der Leibniz-Gemeinschaft, Kernaufgaben sind laut Selbstbeschreibung anwendungsorientierte Grundlagenforschung, wirtschaftspolitische Beratung und das Bereitstellen von Forschungsinfrastruktur. Das Sozio-Ökonomische Panel (SOEP) ist eines der wichtigsten Langzeitdatensatzprojekte der deutschen Sozialwissenschaften und hier Grundlage der Berechnungen des Berichts. Schmitt und Wagner sind auch beide mit dem SOEP verbunden, Schmitt als wissenschaftlicher Mitarbeiter, Wagner als Leiter. Im Weiteren wird dieser Bericht von drei verschiedenen Tageszeitungen (Die Welt (Welt), Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ) und die tageszeitung (taz)) zum Anlass für je eigene Artikel genommen, die hier vergleichend analysiert werden. Der Fall ist aufgrund der Variation der Tageszeitungen, des hohen Nachrichtenwerts des Themas, des direkten Bezugs des Ursprungsartikels auf eine angenommene öffentliche Debatte und der standardisierten Transformation einer wissenschaftlichen Analyse in einen Zeitungsartikel über eine „Studie“ von Interesse. Charakteristika der untersuchten Artikel finden sich in Tabelle 2.1.⁷⁹

Tabelle 2.1: Ausgewählte Artikel für die qualitative Analyse (Akademikerinnenfertilität)

Titel	„Nur jede vierte Akademikerin hat keine Kinder“	„25 Prozent der Akademikerinnen bleiben kinderlos“	„Nur 23 Prozent der Studierenden kinderlos“
Erscheinungsdatum	26.05.2006 (Freitag)	27.05.2006 (Samstag)	29.05.2006 (Montag)
Quelle	Die Welt	Frankfurter Allgemeinen Zeitung	die tageszeitung
Ressort und Seite	Wissenschaft, S. 31	Titelseite	Inland, S. 7
Autor	Norbert Lossau	rso. (Rüdiger Soldt)	Ulrike Winkelmann
Wortanzahl	ca. 270 Wörter	ca. 380 Wörter	ca. 420 Wörter

Alle drei Autoren sind reguläre Mitglieder der Redaktionen ihrer Zeitungen: Norbert Lossau zu dieser Zeit Leiter des Wissenschaftsressorts; Ulrike Winkelmann⁸⁰ Redakteurin für Sozialpolitik und Parlamentskorrespondentin; Rüdiger Soldt zu diesem Zeitpunkt Korrespondent für Baden-Württemberg (vorher u. a. für Sozial- und Familienpolitik). FAZ- und taz-Artikel sind etwa gleich lang, der

79 Innerhalb des taz-Artikels gibt es einen Verweis auf einen anschließenden Kommentar: „Politik mit falschen Zahlen. Akademikerinnen bekommen kaum weniger Kinder als andere Frauen“ vom Montag dem 29.05.2006. Erschienen in die tageszeitung. Rubrik: Meinung und Diskussion, S. 11. Autor: Ulrike Winkelmann. Ca. 420 Wörter. Die Analyse dieses Kommentars wird hier nicht dargestellt.

80 Außerdem hat Ulrike Winkelmann mit Christian Schmitt einen gemeinsamen Aufsatz zum Thema veröffentlicht: Schmitt & Winkelmann 2005.

Welt Artikel ungefähr ein Drittel kürzer. Welt und FAZ sind zur taz weltanschaulich entgegengesetzt ausgerichtet. Die Welt gilt als konservativ-wirtschaftsliberal und hatte 2006 eine Auflage von ca. 260.000. Die FAZ gilt als konservativ-bürgerlich und hatte 2006 eine Auflage von 360.000. Die taz gilt als grün-alternativ und hatte 2006 eine Auflage von ca. 60.000.

Im Folgenden werden die Artikel anhand dreier Teilschritte analysiert, die der Konstruktion der Artikel folgen. Die Aufgabe des Journalisten besteht hierbei, den Bericht, der sich an ein akademisches Publikum wendet, allerdings auch Empfehlungen an die Politik enthält, zu einem der Lebenswelt der Leser entsprechenden Artikel zu machen. Die Artikel gleichen sich in einer Grobstruktur von Eröffnung, Problembeschreibung und Lösungsperspektive. Gleichzeitig macht diese ähnliche Gliederung die Varianzen der Artikel deutlich. Die Eröffnungen zeigen zum einen die Lösung des Grundproblems der Konzeption eines Zeitungsartikels deutlich: Interesse des Lesers wecken und die Nachricht verständlich machen, indem man sie kontextualisiert. Dies geschieht bei den drei Artikeln eng bezogen auf das jeweilige Ressort (Titelseite, Inland, Wissenschaft), welches unterschiedliche Relevanzstrukturen nahelegt. Die Problemkonstitution verläuft bei den drei Artikeln ebenfalls ähnlich, da die Substanz des sozialwissenschaftlichen Beitrags rekonstruiert wird. Auch hierbei machen sich jedoch Unterschiede bemerkbar, die eher der Differenzierung der Tageszeitungen nach politisch-weltanschaulicher Grundposition folgen. Im Abschluss der Artikel sind jeweils unterschiedliche Lösungsperspektiven sichtbar, die auf die durch die Artikel nahegelegte Grundposition des Verhältnisses von Sozialwissenschaft, Massenmedien und Politik verweisen. Die folgenden Unterkapitel rekonstruieren zuerst die drei Artikel und fassen zum Schluss die Unterschiede zusammen. Die Artikel werden im Folgenden sequenzanalytisch interpretiert.

Exkurs: Kinderlosigkeit

Die Frage, ob und wie viele Kinder eine Frau mit Hochschulabschluss hat, könnte man soziologisch für zweitrangig oder gar esoterisch halten. Vor dem Hintergrund des sogenannten demografischen Wandels und des andauernden Aushandlungsprozesses von Geschlechterrollen (nicht nur) durch die Emanzipationsbewegungen der Frauen ist dieses Thema aber gerade im öffentlich-politischen Bereich von gewisser Bedeutung. Soziologisch könnte man natürlich an Individualisierungs- und Wandelthesen denken, die sich mit der steigenden Bildung der Bevölkerung auseinandersetzen. Inwiefern aber Eltern-Werden durch Individualisierungsthesen, Sozialkapital oder Rational-Choice-Annahmen erklärt werden kann, kann zumindest kritisiert werden (vgl. etwa Burkart 2000). Demografie und Bevölkerungsforschung befinden sich historisch an der Nahtstelle von Soziologie und amtlicher Statistik. Für die Bevölkerungsentwicklung sind neben Migrationen die Differenzen von Mortalitäts- und Fertilitätsraten natürlich höchst interessant. Bei diesen Raten lassen sich Unterschiede des Bildungsgrads, aber auch der Region

feststellen. Dies bringt sodann wieder Nachrichtenwert mit sich. Für die Diskussion um Akademikerinnenfertilität sind aber auch (proto-)biopolitische Anteile beachtenswert. Kinder von Akademikerinnen scheinen hier „mehr wert“, vor allem wenn man sich daran erinnert, dass Bildungserfolg gerade in Deutschland „vererbt“ wird. Ebenfalls tauchen in diesem Kontext das Schlagwort und die Policy der Vereinbarkeit von Familie und Beruf auf und damit die gesamte sozialstaatliche Entwicklung westlicher Industrieländer.

Das Thema ist zudem Gegenstand von Forschung des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung (Bujard 2012; die folgenden Befunde sind diesem Report entnommen). Die Geburtenrate in Deutschland liegt seit einigen Jahrzehnten konstant unter der notwendigen Reproduktionsrate von 2,1. Daher kann man davon reden, dass in Deutschland zu wenige Kinder geboren werden und die Bevölkerung schrumpft (es sterben mehr Menschen als geboren werden). Dabei gibt es zwei gängige Kennziffern: die Total Fertility Rate (bezieht sich auf die Gesamtzahl der Kinder und wird als künstlich bezeichnet; 2010: 1,38) und die Kohortenziffer (bezieht sich auf einen konkreten Jahrgang von Frauen: 1965: 1,55). In diesem Zusammenhang sind Akademikerinnen von besonderem Interesse, da sie relativ hohe Anteile von Kinderlosigkeit (immer im Vergleich zu nicht-Akademikerinnen), niedrige durchschnittliche Kinderzahlen (um die 1) aufweisen sowie die starke Tendenz zu nachholenden Geburten haben, was wiederum für Schätzungen ein Problem bereitet. Durch das stark steigende Ausmaß weiblicher Hochschulbildung werden diese bevölkerungswissenschaftlichen Fragen drängender, die auch in dem Bericht von Schmitt und Wagner (2006) mit sozialpolitischen Maßnahmen kurzgeschlossen werden: Elterngeld. Hinzu kommt in diesem Feld der Unterschied zwischen West- und Ostdeutschland. Die Auswertung (Bujard 2012) zeigt: Vor allem westdeutsche Akademikerinnen in spezifischen Berufen haben eine deutlich geringere Geburtenrate als Vergleichsgruppen. Akademikerinnen unterscheiden sich etwa stark darin, ob sie Publizistinnen und Bankfachfrauen oder Lehrerinnen sind (erwerbslose Frauen haben die meisten Kinder, erwerbslose Männer dagegen sehr geringe Quoten; Sozialwissenschaftler weisen keine niedrigen Quoten auf). Die Operationalisierung von Akademikerinnen läuft über ISCED, beachtenswert sind die stark unterschätzenden Zahlen bei der Auswertung über den Mikrozensus, der nach (eigenen) Kindern im Haushalt fragt, der Report nennt hier eine zehnpromtente Unterschätzung! Das SOEP wird hier aufgrund seiner kleinen Fallzahl als unfähig bezeichnet, altersspezifische Geburtenziffern zu berechnen. Kinderzahlen stammen aus der amtlichen Statistik und sind relativ genau, allerdings fehlen dort weitere Informationen zu den Müttern (vor allem Bildung). Im Jahr 2007 wird im Übrigen die Befragungspraxis des Mikrozensus geändert (vgl. für neuere Analysen: Konietzka & Kreyenfeld 2013), sodass zumindest hier nun auch nach leiblichen Kindern gefragt wird.

Diese wissenschaftlichen Deutungsmuster, gerade etwa die der Humankapitaltheorie, werden im Folgenden eine relevante Interpretationsebene mitliefern, wenn

man davon ausgeht, dass sie sowohl den Wissenschaftlern des DIW wie auch den Journalisten bekannt sind. Ähnliches gilt für die (feministischen) Konflikte um das Thema Mutterschaft und die Frage, was eine Frau ausmacht. Diese Perspektiven sind zwar der Literatur, etwa aus Handbüchern, relativ einfach zu entnehmen, es muss in der Interpretation dann aber jeweils noch zwischen den Lesarten der DIW-Wissenschaftler, der Journalisten und der Interpreten differenziert werden.

Die massenmediale Deutung der Akademikerinnenfertilität ist für die sozialwissenschaftlichen Analysen eine weitere wichtige Differenzfolie: „In deutlichem Kontrast zu den in den Medien vorgetragenen Überzeugungen über die wahren *Ursachen* und die wirklich *Verantwortlichen* der vorgeblich kinderlosen Gesellschaft steht die sozialwissenschaftliche Analyse der Kinderlosigkeit“ (Kreyenfeld & Konietzka 2013). Aus der Sicht der Forschenden kursieren falsche Zahlen, Erklärungsmuster und Bezugskontexte, durch die die rein wissenschaftlich orientierte Analyse der realen Verhältnisse umso dringlicher wird – und sich gleichzeitig eines Publikums sicher sein kann. Gleichzeitig ist ebenfalls durch die Nähe zu sozialpolitischen Maßnahmen für die Forschung Relevanz und Publikum sichergestellt (vgl. auch Krätschmer-Hahn 2012). Jenseits dieser Forschungen gibt es noch eine Art von Literatur, die allerdings ebenfalls das Verhältnis von Massenmedien und sozialwissenschaftlicher Forschung zum Thema hat. Hierbei handelt es sich um sich selbst als kritische Studien verstehende Ansätze meist diskursanalytischer Natur, die mittels des Foucault'schen Begriffs der Biopolitik nicht den Unterschied zwischen wissenschaftlichen und massenmedialen Texten herausstellen, sondern die Verknüpfungen zwischen beiden als Teil einer modernen Regierungspraxis deuten (vgl. etwa Jäger et al. 1997; Wintzer 2017). Hier sind demnach Politik, Wissenschaft und Massenmedien Teile desselben biopolitischen Dispositivs.

2.2.1 Eröffnungen

FAZ

68 25 Prozent der Akademikerinnen bleiben kinderlos

69 DIW-Studie: Später Abschluß der Universitätsausbildung entscheidender Grund

Die Überschrift des Artikels „25 Prozent der Akademikerinnen bleiben kinderlos“ (68)⁸¹ setzt eine Sachaussage mit einer temporalen Dimension in Bezug. Es geht nicht nur um eine Ist-Aussage, sondern ein Zustand wird als länger bleibend

81 Die Zeilenangaben in einfachen Klammern beziehen sich im Folgenden auf die fortlaufende Zeilennummerierung der aufbereiteten Artikel. Bestimmte technische Angaben wurden für die Darstellung im Fließtext entfernt. An dieser Stelle sei den drei Zeitungen für die Abdruckgenehmigung der Volltexte gedankt.

bezeichnet. Dies ermöglicht zwei Lesarten: Über die Zeit bleiben trotz wechselnder Akademikerinnen ein Viertel davon kinderlos oder aber über den Lebensverlauf von Akademikerinnen bleiben ein Viertel kinderlos. Der Untertitel weist aber den Artikel zuerst als Titelseitenartikel mit der nötigen Relevanz und Aktualität aus. Hier taucht das Kürzel „DIW-Studie“ (69) als Subjekt der Sachaussage auf. Wie in einem Zitat wird dahinter ein Doppelpunkt gesetzt und danach die Kernaussage benannt, dass der späte Universitätsabschluss der entscheidende Grund sei. Im Kontext eines Titelseitenartikels wird die Neuigkeit also der DIW-Studie zugewiesen: Das bedeutet, der Artikel konstruiert das Kürzel DIW als ein bekanntes, mittels des Wortes „Studie“ wird auf einen wissenschaftlichen Hintergrund verwiesen und zusammen garantierten sie Relevanz für die Titelseite. Der Leser der FAZ wird also so angenommen, dass er die allgemeine Bedeutsamkeit einer sozialwissenschaftlichen Studie als berichtenswert auf der ersten Seite fraglos akzeptiert. Ihm wird zugemutet die Relevanz der Aussage selbst zu erkennen, also zumindest zu wissen, dass es sich lohnt, den gesamten Artikel zu lesen. Wofür es sich lohnt, sagt die Überschrift allerdings jenseits der Sachaussage nicht aus.

70 rso. STUTTGART, 26. Mai. Die Zahl der Akademikerinnen, die kinderlos bleiben, ist deutlich
71 geringer, als bislang angenommen wurde. Das ist das Ergebnis einer Studie des Deutschen Instituts
72 für Wirtschaftsforschung (DIW). Die Ergebnisse der Studie liegen seit Anfang 2005 vor, sie
73 wurden jetzt aber vom DIW noch einmal differenzierter ausgewertet. Abermals zeigt sich – auch
74 nach den neuen Ergebnissen -, daß etwa 25 Prozent der Akademikerinnen kinderlos bleiben.

Wann die Ergebnisse „entdeckt“ wurden, wird aus dem Text nicht klar. Der Untertitel setzt die DIW-Studie prominent und versieht sie daher mit einem Aktualitätsdruck – dies wäre keine Nachricht, wäre das Ergebnis nicht neu. In den ersten Zeilen des Artikels wird diese Aktualitätsrahmung wieder aufgenommen: Es hat sich etwas verändert in dem, was man annehmen kann; Grund dafür ist „das Ergebnis einer Studie“ (71). Bis hier hin könnte man also von einem routinierten Meldungsfall ausgehen: Ein Ergebnis wird veröffentlicht, ab diesem Zeitpunkt kann man es wissen, Redlichkeit zwingt dazu, die aktuellsten Ergebnisse für diesen Sachverhalt zu kennen, will man darüber reden. Der Artikel wiederholt die Prozentangabe aus dem Titel, ohne die oben aufgeworfene Frage zu beantworten, und versieht die Ergebnisse des DIW-Bericht mit einer unkonkreten Aktualität, die als jetzt zu interpretieren ist – gerahmt allerdings von dem Hinweis, dass die Zahlen, die ausgewertet wurden, eben nicht aus dem Jahr 2006 stammen.⁸² Der Aufhänger des Artikels ist das Ergebnis einer Studie, im Folgesatz ist jedoch von den „Ergebnissen der Studie“ (72) die Rede, die „seit Anfang 2005 vor[liegen]“ (72). „[J]etzt“ (73) wurden diese jedoch vom DIW „differenzierter ausgewertet“

82 Der DIW-Bericht nennt als Quelle SOEP 2004 (etwa Schmitt & Wagner 2006, S. 314). Das heißt, dass die Daten 2004 erhoben wurden.

(73). Somit ist sowohl unklar, ob es eine oder mehrere Studien gibt, als auch, was eigentlich der temporale Horizont ist, auf den sich die Ergebnisse beziehen. Handelt es sich bei „der Studie“ also um eine andere als bei „einer Studie“ – ist das Ergebnis der Studie identisch mit der differenzierten Auswertung, und wenn ja, sind die Zahlen dann überhaupt aktuell? Letztere Frage lässt sich jedoch mit dem Hinweis verbinden, dass weniger die tatsächliche Zahl der kinderlosen Akademikerinnen Neuigkeitswert der Studie ist, als die Berichtigung der Zahl, die „bislang angenommen wurde“ (71). Damit ist jedoch eine weitere zeitliche Dimension eingeführt, die nicht weiter erläutert wird. „Bislang“ könnte sich nämlich nun auf „jetzt“, auf „Anfang 2005“ oder auch den „26. Mai“ beziehen.

Der letzte Satz des ersten Absatzes potenziert dann die zeitlichen Unklarheiten noch einmal (73 f.). Das „Abermals“ setzt die gesamte Konstruktion des Artikels unter Druck, denn es könnte bedeuten, dass das Ergebnis der Studie überhaupt nicht neu und damit berichtenswert ist. Der hier gewählte Anschluss referiert wohl an die wiederholte Auswertung der Daten.⁸³ Anscheinend soll damit das Ergebnis noch einmal unterstrichen werden, wie auch der gesamte Satz den Titel wiederholt. Zudem ist auch der Bezug der „neuen Ergebnisse“ nicht klar, da ja schon unklar ist, was nun welche Ergebnisse welcher Studie sind. Sind das nun also Ergebnisse, die seit Anfang 2005 vorliegen (wie können sie dann aber neu sein? Die Erhebung liegt zudem noch weiter zurück), oder sind damit die Ergebnisse der differenzierteren Auswertung gemeint, warum wird dann aber drei Mal undifferenziert „Ergebnis“ in einem Absatz genannt? Zudem wird hier das inhaltliche Problem des Titels wieder virulent: Wie kann das Ergebnis, das zu einem Zeitpunkt erstellt wird, Aussagen über die Zukunft der Kinderlosigkeit von Akademikerinnen machen? Und auch die Referenz auf die öffentlich angenommenen, zu hohen Zahlen wird nicht aufgelöst, schließlich zeigt das „Abermals“ hier auch an, dass Zahlen kursieren. Ebenfalls bleibt unklar, ob 25 Prozent viel oder wenig sind.

Das erste Viertel des FAZ-Artikels wirft also zunächst eine ganze Reihe von Fragen auf und man kann vermuten, dass dies eine Strategie ist, den Leser neugierig auf die Antworten zu machen. Dies bedeutet aber, dass dem Leser überlassen bleibt, warum und wofür die Zahl kinderloser Akademikerinnen im Detail wichtig ist: Wichtig ist sie jedoch, sonst stünde sie nicht auf der Titelseite der FAZ.

taz

28 Nur 23 Prozent der Studierten kinderlos

29 Wer mit „40 Prozent kinderlosen Akademikerinnen“ Panik oder Politik machen

30 will, liegt falsch. Eine neue statistische Auswertung am DIW in Berlin zeigt: Kaum mehr als

31 zwanzig Prozent der studierten Frauen bleiben kinderlos

83 Betrachtet man Schmitt & Wagner (2006) liegt die Vermutung nahe, dass die verschiedenen referierten Auswertungen Grund für das „Abermals“ sein könnten.

Auffällig ist der geschlechtsneutrale Sprachgebrauch der Überschrift des taz-Artikels: 23 Prozent der Studierten seien kinderlos (28). Dabei handelt es sich um eine falsche Wiedergabe, drehen sich Artikel wie DIW-Bericht um die differenzierende Auswertung von *Absolventinnen* von Hochschulen. Die Gruppenbezeichnung „Studierte“ ist zudem ungewöhnlich, eher alltagsgebräuchlich und dort ambivalent belegt. Studierten hängt zwar das Prestige der höchsten Bildungsstufe an, was aber als überzogene Spezialisierung gedeutet werden kann, insbesondere was praktische Dinge anbetrifft. Dies kann sich bis hin zu Vorbehalten gegenüber Studierten in praktischen Zusammenhängen auswirken. Ebenfalls werden mittels des Modalpartikels „Nur“ als konversationelle Implikatur eine Neuigkeit und somit auch der Appell für die Notwendigkeit der Lektüre des Artikels geliefert. Die Differenz gegenüber der folgenden Prozentzahl muss seitens der Leser als bisheriger Wissensstand angesehen werden, der sich nun als unpräzise oder falsch herausgestellt hat. Zudem ist die exakte Zahl von Interesse, der Prozentwert der kinderlosen Studierten lässt sich anscheinend sehr präzise angeben.⁸⁴

Das Highlight (29 ff.) beginnt mit einer durchaus emphatischen rhetorischen Feststellung, die sich folgender Maße lesen lässt: Wer mit einer überhöhten Prozentzahl bezüglich kinderloser Akademikerinnen Panik oder Politik machen wolle, läge falsch, da eine neue Auswertung des DIW die Fakten festschriebe: kaum mehr als zwanzig Prozent (was die oben berechnete Differenz noch größer erscheinen lässt). Was allerdings über die Überschrift nicht deutlich bzw. nicht ausgesprochen wird, ist, was eigentlich das Problem an kinderlosen Akademikerinnen ist. „Panik“ bleibt so etwas wirkungslos, da man zwar normativ Panikmache als Teil der rationalen politischen Öffentlichkeit ablehnen sollte – aber die Frage bleibt, wo eigentlich die panikerzeugende Kraft dieser statistischen Kennzahl liegt. Man kann demnach vermuten, dass das Weglassen der Artikulation der Szenarien, die Panik auslösen würden, hier gewollter Schachzug ist.

Die Eröffnung des taz-Artikels rahmt die Prozentzahl des Titels also bereits im Aufhänger als nur zum Teil sachliches Problem. Warum die Zahl von Interesse ist, wird hier über die Zurückweisung einer zudem als unsachlich etikettierten politischen Strategie begründet. Auch hier bleiben jedoch vorerst die Fragen offen, wer hier Politik macht und warum die Zahl von kinderlosen Akademikerinnen von Interesse sein sollte.

Welt

- 2 Nur jede vierte Akademikerin hat keine Kinder
- 4 Berlin – Bislang ging man hierzulande davon aus, daß mehr als 40 Prozent der Akademikerinnen
- 5 kinderlos seien. Diese Einschätzung auf der Basis eines amtlichen Mikrozensus war jedoch aus

84 Der 23 aus dem Titel wird im weiteren Verlauf wiederholt 40 gegenübergestellt (29, 40, 41), hieraus ergibt sich eine beachtenswerte Differenz von immerhin 17 Prozentpunkten.

- 6 mehreren methodischen Gründen falsch, wie jetzt Experten des Deutschen Instituts für
7 Wirtschaftsforschung in Berlin (DIW) berichten.

Die Überschrift hinterlässt für sich genommen einiges Rätseln, mit dem Startwort „Nur“ wird zwar angegeben, dass der Bericht etwas Neues bezüglich Akademikerinnenfertilität beinhaltet, es fehlt jedoch der Hintergrund, warum das von Interesse sein sollte. Man könnte sagen, dass die Rubrik Wissenschaft hier den Kontext setzt, was eine reine Wiedergabe neuer Zahlen als Nachricht ausreichend machen würde. Aus der Perspektive der Massenmedien erscheint die Wissenschaft als eine Quelle von richtigen Zahlen, deren gesellschaftsweite Bereitstellung den Massenmedien obliegt und somit über die Relevanz der Vielzahl der zugänglichen wissenschaftlichen Zahlen entscheidet. Allerdings bleibt hier Verwirrung, da der Titel negativ aussagt, dass drei Viertel der Akademikerinnen Kinder haben – wobei auch diese Information kontextlos nicht aussagekräftig wäre. Der Text scheint hier einen Leser zu erwarten, der um die Problemstellung weiß und wissenschaftliches Wissen für die Lösung essenziell hält.

Der Aufhänger (mit der Ortsangabe Berlin) beantwortet sodann die Kontextfragen mit den klassischen Anleitungsfragen für Journalisten: Wer, was, wann, wo? Hierzulande ging man nämlich bis jetzt davon aus, dass vierzig Prozent der Akademikerinnen kinderlos blieben (4f.). Diese irriige Annahme wurde nun von Experten als falsch identifiziert. Der Neuigkeits- und Nachrichtenwert ergibt sich also durch eine Differenz von 15 Prozentpunkten. Der Rubrik Wissenschaft folgend ist es neues Wissen, was wichtig ist. Der Aufhänger präsentiert jedoch zudem einen potenziellen Skandal: Der vorherige Zahlenwert stammt aus einem amtlichen Mikrozensus, war jedoch aus mehreren methodischen Gründen falsch (5f.). Dem wird nun ein Agent mit den Experten des DIW gegenübergestellt (6) – erwartbar wäre hier also etwa ein weiterer Agent, der beispielsweise das ‚amtlich‘ ausführen würde. Kampffeld ist jedoch kein politisches, sondern ein ideologiefreies wissenschaftliches, wie ‚methodisch‘ (6) anzeigt. Eine gewisse Art der Spannung ist mit dem ersten Absatz also erzeugt, die sich allerdings auch ins Nichts auflösen ließe, schließlich ist wissenschaftliches Wissen fallibel und gerade demografische Kennzahlen sind zeitverlaufsabhängig und grundsätzlich auch revidierbar. Wichtig ist hier aber festzuhalten, dass der Kontext der Zahlen nicht benannt wird, also warum es überhaupt wichtig ist, zu wissen, wie viele Akademikerinnen Kinder haben. Lediglich, dass es untragbar ist, von etwas Falschem auszugehen, geht aus dem Absatz hervor. Diese Unzumutbarkeit, die auch einen impliziten normativen Appell beinhaltet, wird aber temporal entspannt, durch ein „Bislang“ (4) und ein „jetzt“ (6).

Vergleich

Die drei Artikel eröffnen jeweils mit einer Mengenangabe von Akademikerinnen ohne Kinder: Dies konstituiert den Nachrichtencharakter mittels einer

sachlichen Feststellung. Die Bedeutsamkeit dieser Zahl und die Relevanzklärung für andere Kontexte sind hier nicht manifest gegeben. Erst der Veröffentlichungsort Tageszeitung begründet den Neuigkeitsstatus, das jeweilige Ressort verweist auf Kontexte, für die die Prozentzahl relevant sein könnte. Während die Analyse davon ausgeht, dass sich das Grundproblem gleicht, welches hier pragmatisch gelöst werden muss, nämlich Leser für den Artikel zu gewinnen, der aus der Rekonstruktion eines sozialwissenschaftlichen Berichts besteht, finden wir in den Lösungen vor allem einen Hinweis auf die Flexibilität der Einordnung des Ursprungsbeitrags. Er ist eine Nachricht wert, dies kann jedoch auf der Titelseite, im Politikteil oder Wissenschaftsressort umgesetzt werden.

Die Anschlussfährten sind dementsprechend unterschiedlich. Während der FAZ-Artikel sich mit der Eröffnung am meisten „Zeit lässt“, es nach dem ersten Absatz zwar klar ist, dass die neuen Ergebnisse von Wichtigkeit sind, denn sie stehen in Widerspruch zu einem vorher anders angenommenen Wissen, aber eben nicht erklärt wird, warum und wofür dieses Wissen wichtig ist, sind die beiden anderen Artikel hier expliziter: Ein Konflikt besteht, der durch die Bekanntmachung der neuen Zahl entsteht und gleichzeitig befriedet werden könnte. Während der taz-Artikel sehr offensiv eine politische Konfrontation benennt, ist der Welt-Artikel etwas zurückhaltender und dem Wissenschaftsressort entsprechend eher um ein durch wissenschaftlichen Fortschritt zu lösendes Sachproblem bemüht. Die Artikel unterscheiden sich also bereits zur Eröffnung darin, wie explizit die Verbindung der sachlichen, sozialen und temporalen Sinnbezüge erläutert wird.

Das dahinterliegende wissenschaftliche Bezugsproblem ist jedoch, dass es sich bei der Akademikerinnenfertilität um einen technisch erzeugten Wert handelt. Aufgrund von Stichproben werden Hochrechnungen auf die Gesamtbevölkerung erzeugt für einen Sachverhalt, der ständig im Fluss ist, da z. B. ständig Kinder geboren werden. Die Frage, inwiefern sich Frauen mit Hochschulabschluss gegenüber anderen Frauen bezüglich ihrer Geburtenzahl verhalten, weist zudem zwei temporale Dimensionen auf: inwiefern zu einem beliebigen Zeitraum Unterschiede im Querschnitt bestehen und inwiefern im Zeitverlauf andere Muster (etwa Verzögerung der ersten Geburt) zu beobachten sind – beides auf die Kausalanalyse (und damit auf ein temporales Konstrukt) bezogen, inwiefern ein abgeschlossenes Hochschulstudium als Variable Einfluss aufweist. Die Titel der Artikel versprechen dagegen etwas anders, denn es wird ein bleibender Zustand angekündigt. Dies führt zu einer Verwirrung darüber, was eigentlich Grundlage des Artikels ist. Die Lösung dieser Verwirrung besteht in einer sozialen Auflösung: die Benennung von Akteuren, die jeweiliges Wissen vertreten.

Der Leser wird hierüber eingeladen, die eigene Fantasie bzw. die massenmediale Aktualitätsbeschreibung in seinem Wissen zu bemühen, um die Auslassung der Relevanzbenennung aufzufüllen. Dies könnte gerade im Falle des taz-Artikels ein darüber angeregter Assoziationsgang vom Elterngeld zum demografischen Wandel zum ‚Aussterben der Deutschen‘ sein und dies aktualisiert gleichzeitig die

Stellung eines politischen Lagers gegenüber dieses Themenassoziationskomplexes und des Deutungskampfes um ihn (vgl. zum öffentlichen Deutungskampf: Germer et al. 2013).⁸⁵ Für die linksalternative tageszeitung könnte vermutbar sein, dass der demografische Wandel als wissenschaftliche Tatsache nicht bestritten wird, das Elterngeld als Projekt der schwarz-roten Regierung aber abgelehnt wird, als familienpolitische Fehlanreizmaßnahme, die zudem, wie dem Artikel später zu entnehmen sein wird, auch noch Klientelpolitik ist, die nicht die breite Bevölkerung in den Fokus nimmt. Und ebenfalls wäre der politischen Färbung der taz zu unterstellen, dass das ‚Aussterben der Deutschen‘ als PanikszENARIO verstanden wird, dem liberale Einwanderungspolitik gegenübergestellt wird, da dem politischen Gegner unterstellt wird, *deutschen* Kinder *deutscher* Akademikerinnen den Vorzug gegeben wird, also die Politik nationalistisch bis rassistisch zu gestalten.

2.2.2 Problembeschreibungen

FAZ

Die sequenzielle Analyse des Artikels erwartet nun die Aufklärung der aufgeworfenen Fragen und insbesondere Hinweise darauf, welchen Unterschied es ausmacht, dass die neue Zahl kinderloser Akademikerinnen niedriger ist, als bislang angenommen.

75 „Unsere neuen Berechnungen haben abermals gezeigt, daß die Zahlen, die in der öffentlichen
76 Debatte genannt werden, deutlich zu hoch sind. Wer behauptet, 38, 40 oder gar 45 Prozent der
77 Akademikerinnen in Deutschland blieben kinderlos, der gibt deutlich zu hohe Zahlen an“, sagt
78 Christian Schmitt, Wissenschaftler am DIW. Die Zahl kinderloser Akademikerinnen sei lange Zeit
79 überschätzt worden, weil man Geburten nach Vollendung des 35. Lebensjahres nicht ausreichend
80 gezählt habe. Außerdem seien im Mikrozensus jene Kinder, die das Elternhaus schon verlassen
81 haben, nicht hinreichend berücksichtigt worden. „Inzwischen bleiben insgesamt mehr als 20
82 Prozent aller Frauen in Deutschland kinderlos. Aber auch bei einem solchen Anteilswert ist
83 Deutschland immer noch weit davon entfernt, zu einer ‚kinderlosen Gesellschaft‘ zu werden“, heißt
84 es im Wochenbericht des DIW.

Der zweite Absatz beginnt mit einem direkten Zitat (75–77) des Wissenschaftlers Christian Schmitt (78) und nimmt prominent das „Abermals“ und das „neuen“ wieder auf (75). Dieser redundante Anschluss überrascht etwas, schließlich wäre sowohl die direkte Erläuterung der Relevanz der Zahl (was dann am Ende des Absatzes geschieht) als auch die Aufnahme des Untertitels möglich gewesen. So

85 Die Artikulation desselben müsste man allerdings in etwaigen Leserbriefen oder anderen anschließenden Artikeln wiederfinden.

lösen sich zwar einige der Möglichkeiten, die oben genannt wurden, auf, gleichzeitig wird nun aber das journalistische Darstellungsproblem größer. Schmitt wiederholt hier nämlich die Kernaussage des ersten Absatzes (in der das DIW als Urheber der Studie genannt wird), sodass der Journalist rso. hier quasi als Stichwortgeber des Wissenschaftlers auftritt, was nun gewissermaßen eine zusätzliche zeitliche Dimension einflechtet – wer sagt eigentlich was zuerst? Der doppelte Bezug der Ergebnisse, auf die gesellschaftliche Wirklichkeit und die öffentlich kursierenden Zahlen, wird ebenfalls im Zitat wieder aufgenommen. Im Zitat wird nun (gewissermaßen reflexiv) die Frage beantwortet, wer eigentlich deutlich zu hohe Zahlen angenommen hat: „öffentliche Debatte“ und „Wer“ (75 f.). Dies bleibt jedoch offensichtlich unpräzise, was durch die Zahlenreihe „38, 40 oder gar 45“ (76) eher noch verschärft wird. Temporal präzisiert wird zwar die Dauer der falschen Wahrnehmung („lange Zeit“ (78)), konkrete Akteure werden jedoch nicht genannt. Dafür wird im Folgenden der Grund für die Annahme falscher Zahlen genannt, was im Gegenzug die temporalen Schwierigkeiten der Berechnung und Erfassung von Geburten thematisch werden lässt.

Unvermittelt tauchen nun nicht etwa politische Motive oder Unwissenheit auf, sondern der „Mikrozensus“ (80) als Gegenakteur des DIW. Diese Anschlussmöglichkeit wird ihrerseits, angesichts des Konfliktpotenzials überraschend, nicht weiterverfolgt. Als Gründe werden mangelnde Zählungen von Geburten nach Vollendung des 35. Lebensjahres (was ungenau ist, da Geburten nicht älter werden können) und die nicht ausreichende Berücksichtigung von Kindern, die das „Elternhaus schon verlassen haben“ (80 f.), genannt. Dieser Anschluss ist doppelt verwunderlich, da ein weiteres Mal ein Konflikt ausgelassen wird. Man hätte (wie im taz-Artikel) auf die öffentliche Verwendungsweise solcher Kennziffern fokussieren können, also die politische Legitimationsfunktion amtlicher Statistik, stattdessen werden Mangelhaftigkeiten der Erhebungsweise, also ein innerwissenschaftliches Problem, als Gründe angegeben. Und dieses innerwissenschaftliche Problem, was auf die Verbindung von Staat und Sozialwissenschaft in der amtlichen Statistik sowie der Konzeption des SOEPs hingeführt hätte, wird jedoch auch nicht ausgespielt, sondern durch die Aussagen von Schmitt und die Zitate aus dem Wochenbericht des DIW wird das offenliegende Problem, dass offensichtlich Fehler bei der Erfassung von Fertilität vorliegen, sogleich wieder zugedeckt und gelöst, da die Zahlen des DIW nicht manifest in Frage gestellt werden und die Lösung der Probleme des Mikrozensus durch die Existenz des SOEPs indirekt schon existiert. Latent offensichtlich wird in diesem Absatz aber wiederum das wissenschaftliche Problem der Bestimmung von Kinderlosigkeit, welches zentral ein zeitliches ist. Schon die beiden Sätze zeigen zwei verschiedene Zählweisen auf, die ihrerseits mit spezifischen zeitlichen Problemen behaftet sind, die zudem noch Aussagen über dauernde Zustände (Frauen, die kinderlos bleiben) zweifelhaft erscheinen lassen.

Dass diese Anschlusswege im Artikel nicht genutzt werden, lässt sich wohl mit der Rubrik erklären. Ein Artikel im Innenteil, vor allem im Wissenschaftsteil,

hätte auf die Meldung mit einer ausführlicheren Erklärung des Zustandekommens der Zahlen reagieren können. Auf der Titelseite werden die sehr verkürzten Erklärungen vor allem mit Sprechern und Quellen verbunden. Dies macht sich im Folgenden gerade durch die Verbindung der relevanten Kontextbegriffe („kinderlose[.] Gesellschaft“ (83) und „Gebärstreik“ (87)) im Mund des Wissenschaftlers bemerkbar und im Gegenzug lässt die Verwendung von „Elternhaus“ im indirekten Zitat eine gewisse Erwartung entstehen, der Fokus würde sich in familiäre Kontexte bewegen. Das im Text folgende Zitat leidet unter diesen Verkürzungen und macht enorme Konstruktions- und Interpretationsarbeiten des Lesers vonnöten:

„Inzwischen bleiben insgesamt mehr als 20 Prozent aller Frauen in Deutschland kinderlos. Aber auch bei einem solchen Anteilswert ist Deutschland immer noch weit davon entfernt, zu einer ‚kinderlosen Gesellschaft‘ zu werden“ (81–84).⁸⁶

Dieses Zitat ist neben den unklar bleibenden zeitlichen Bezügen (Inzwischen? Bleiben? Gepaart noch mit der raumzeitlichen Konstruktion ‚entfernt ... zu werden‘) recht überraschend, da das sachliche Thema des Artikels, die im Vergleich höhere Kinderlosigkeit von Akademikerinnen, erheblich relativiert wird, denn der Vergleich lautet nun „mehr als 20 Prozent“ gegenüber „etwa 25 Prozent“. Wozu noch unklar bleibt, ob „aller Frauen in Deutschland“ nun Akademikerinnen enthält und wie groß überhaupt diese Gruppe ist. Zudem wird die Relevanz des Artikels überhaupt gefährdet – gibt es nun überhaupt noch ein berichtenswertes Problem und wenn ja, welches eigentlich? Die Verwirrung wird durch den plötzlichen Sprecherwechsel von Schmitt zum Wochenbericht und die fehlende Erläuterung der Quelle (Ist der Wochenbericht die Studie und wenn ja, welche?) noch vergrößert.

Die Problemkonstitution des FAZ-Artikels verläuft ambivalent. Hauptakteur ist zwar nun ein Wissenschaftler, der sich aber in einer textuellen Konkurrenz zum schreibenden Journalisten befindet. Die Relevanz der neuen Prozentzahl 25 ergibt sich aus konkurrierenden Zahlen (bis 45), deren Verbreiter jedoch weniger genau benannt werden als die als fehlerhaft beschriebene Grundlage. Dieser offene Zustand wird jedoch durch die gleichzeitige Nennung der neuen Zahl als geschlossen dargestellt, das eigentliche Problem bezieht sich nun wieder auf die öffentliche Debatte und das Konstrukt „kinderlose Gesellschaft“. Die Verbindung der Zahl kinderloser Akademikerinnen steht nun aus, wird aber zugleich auch als am eigentlichen Thema vorbei vorbereitet, da es im Grunde ja nicht um den Abschlussgrad der Frauen geht.

86 Dabei handelt es sich um ein direktes Zitat aus Schmitt & Wagner (2006, S. 313 im Abstract). Allerdings wird im rso.-Artikel statt „über“ 20 Prozent „mehr als“ geschrieben.

33 Nur 23 Prozent der Akademikerinnen bleiben dauerhaft kinderlos. Dem gegenüber steht eine
34 Kinderlosenrate von zwanzig Prozent aller Frauen der Jahrgänge 1951 bis 1965. Dies ergibt die
35 jüngste Auswertung des Sozioökonomischen Panels am Berliner DIW, dem Deutschen Institut für
36 Wirtschaftsforschung.
37 DIW-Forscher Christian Schmitt aktualisiert in seinem Bericht „Kinderlosigkeit von
38 Akademikerinnen überbewertet“ seine eigenen Studien von 2004 und 2005, in denen er den
39 gängigen Annahmen über die studierte Kinderlosigkeit bereits scharf widersprach. Dennoch
40 kursiert in der Öffentlichkeit weiter die Zahl von 40 Prozent kinderlosen Akademikerinnen.
41 Schmitt erklärt nun noch einmal, woher diese – falschen – 40 Prozent kommen: Der Mikrozensus,
42 Grundlage der Daten des Statistischen Bundesamts in Wiesbaden, erfragt nicht, ob eine Frau jemals
43 Kinder hatte. Sondern er erfasst nur Kinder, die aktuell im Haushalt leben. Möglicherweise aber
44 sind gerade Kinder von Akademikerinnen ein halbes Jahr im Ausland oder sonst wo. Überdies
45 erfasste der Mikrozensus immer nur Frauen bis 39 Jahren. Damit wurde er dem besonders bei
46 Akademikerinnen verbreiteten Trend zur späten Geburt nicht gerecht.
47 Wenn in der öffentlichen Debatte von Akademikerinnen die Rede ist, sind außerdem oft Frauen
48 mit Universitätsabschluss gemeint. Unterschlagen wird dadurch, dass Frauen mit
49 Fachhochschulabschluss seltener kinderlos bleiben als die Absolventinnen von Universitäten oder
50 Technischen Hochschulen, die die höchsten Kinderlosigkeitsraten aufweisen.
51 Letztgenannte schieben eine erste Geburt weit auf – oft zu weit, so dass sie ungewollt zu einem
52 Gesamtanstieg der dauerhaft Kinderlosen beitragen, erklärt Schmitt. Doch auch für die letzten,
53 spricht: jüngsten Jahrgänge aller Akademikerinnen, die ihre fruchtbare Phase abgeschlossen haben
54 – 1951 bis 1965 – misst er bloß einen Anteil von 23 Prozent dauerhaft Kinderlosen. Klammert man
55 hiervon wiederum Migrantinnen und DDR-Hochschulabsolventinnen aus, die gebärfreudiger sind,
56 kommt man immer noch nur auf einen Anteil von 30 Prozent kinderloser Akademikerinnen.
57 Dennoch könne auch von einem wachsenden Anteil kinderloser Hochschulabsolventinnen „keine
58 Rede sein“, schreibt Schmitt. Denn ähnliche Quoten wiesen auch schon die Akademikerinnen der
59 Jahrgänge 1936 bis 1945 auf – die Eltern der so geburtenstarken „Babyboomer“-Jahrgänge. Da
60 Akademikerinnen außerdem immer noch keine Mehrheit in der Bevölkerung stellen, empfiehlt
61 Schmitt, „dass die Familienpolitik sich keineswegs nur auf diese Gruppe konzentrieren sollte“.

Adressat wie Träger des falschen Wissens werden, wie von der sequenziellen Analyse erwartet, im zweiten Absatz präzisiert: die Öffentlichkeit (56). Innerhalb dieser kursiere nämlich die (auch genannte) vorherige, falsche Annahme von vierzig Prozent (40 und 41). Dieser Adressat, der ja den Artikel selbst sowie sein Quellenmaterial umfasst, taucht wieder auf: „gängige[.] Annahmen“ (39), „öffentliche[.] Debatte“ (47). Ebenfalls ist die Ansprache „Wer“ (29) im Aufhänger wohl als Teil dieser Öffentlichkeit zu verstehen, kann die Antwort auf die Frage, wer „Wer“ sei, wohl nur lauten: jemand, der in der Öffentlichkeit Ziele verfolgt.

Die Absätze eins bis sechs (33–61) stellen eine differenzierte Wiedergabe des Quellberichts des DIW dar, in denen der wissenschaftlichen Argumentation

Plausibilität verschafft wird. Dies geschieht durch die oben genannten Wendungen, denen nun die Differenziertheit der Auswertung und die apodiktischen Aussagen Schmitts entgegengestellt werden. Den „falschen“ (41) Zahlen müsse „scharf“ (39) widersprochen werden, von einem wachsenden Anteil kinderloser Akademikerinnen könne „keine Rede sein“ (57 f.). Der Neuigkeitswert wird nicht nur gegenüber einer außerwissenschaftlichen Öffentlichkeit konstruiert, sondern auch gegenüber einer anderen Datenquelle: dem Mikrozensus, organisiert durch das Statistische Bundesamt in Wiesbaden (42). Schmitts Analysen basieren dagegen auf dem SOEP am Berliner DIW (35). Allerdings besteht der Kampfwert nicht in der Erzeugung, sondern in der öffentlichen Wahrnehmung der Zahlen, den konkurrierenden Ergebnissen werden keine ideologischen Verfärbungen vorgeworfen, sondern mangelnde Erfassungsfähigkeit für das Problem (41–46). Der Mikrozensus erfasse nicht tatsächliche Kinder, sondern aktuell im Haushalt lebende Kinder.⁸⁷ Ebenfalls würde die Erfassungsgrenze von 39 gerade der Realität spätgebärender Akademikerinnen nicht gerecht. Interessant ist die in diesem Zusammenhang fallende Erklärung, es würde sich um einen „Trend zur späten Geburt“ (46) handeln. Dieser Begriff zielt in die Konstruktion des behandelten Sachverhalts und der in ihm liegenden Ambivalenz, die sich weiter oben schon in verschiedenen statistischen Maßzahlen angedeutet hat. Es ist im Grunde an dieser Stelle höchst unklar, worum es eigentlich geht, ein Trend würde die Lesart erlauben: es gibt eine Lifestyle-Entscheidung, die modischen Schwankungen unterworfen ist. Von Entscheidungen ist im Artikel allerdings keine Rede, sondern dem DIW-Bericht entsprechend von Quoten und Raten von Kinderlosen, die epistemisch ein temporales Problem beinhalten, nämlich ob die dahinter zu vermutenden praktischen Entscheidungen (etwa zu verhüten oder nicht), konstant sind oder nicht bzw. in welchem genauen Ausmaß, da dies in die Projektionen der Bevölkerungsentwicklung eingebaut werden muss, die wiederum Grundlage familienpolitischer Entscheidungen sind. Das Lavieren, diese an sich hoch voraussetzungsvollen sozialwissenschaftlichen Konstrukte zu benutzen und erklärlich zu halten, wird besonders in der Metapher der studierten Kinderlosigkeit (39) deutlich. Ein Versuch der Auffaltung dieser kann in zwei Richtungen deuten. Zum einen kann man hier Studium als fruchtlos remetaphorisieren, was zudem auch die Diskussion trockener Raten und Quoten als fruchtlos erscheinen lassen kann. Zum anderen sind diese Diskussionen nur mit Studienabschluss zu verstehen, denjenigen mit Abschluss fehlt dann aber gewissermaßen die Praxis gegenüber der Theorie, da sie ja keine Kinder bekommen.

87 Wobei für den wissenschaftlich Nachfragenden offen in dieser Frage bleibt, ob verstorbene Kinder zählen, zwischen adoptierten und biologisch eigenen Kindern unterschieden wird usw. – die Konkrektion im Artikel dient vor allem dazu, den Unterschied der Datengrundlagen zu markieren.

Insgesamt wird aus dem Artikel eine gewisse Unklarheit gegenüber den Mechanismen und Erklärungsansätzen deutlich. Die politischen Gefahren im Deutungskampf sind ja auch klar: Es muss eine Wahlfreiheit postuliert werden, als Frau Kinder zu bekommen oder nicht, die jedoch nicht von strukturellen Umständen beeinflusst sein soll, vor allem also dauerhaft Kinder nicht als Urteil über sonstige Lebensentscheidungen begreifen kann. Dazu kommt eine gewisse Kritik an der wertenden Überorientierung an Akademikerinnen, die schon Fachhochschulabsolventinnen durch Nichtbeachtung abwertet. Hinweise im Text finden sich so in der differenzierenden Argumentation gegenüber den Abschlussarten (47–50), der Herkunft außerhalb Westdeutschlands (54 ff.) sowie des Kategorienfehlers, der im indirekten Zitat Schmitts aufscheint (51 f.), wenn statt ungewollter Kinderlosigkeit ein ungewollter Beitrag am Gesamtanstieg der dauerhaft Kinderlosen auf ein zu langes Aufschieben der ersten Geburt folgt. Diese Grundambivalenzen der Stigmatisierung von westdeutschen Universitäts-Absolventinnen als hegemoniale Gruppe und der Differenz individueller Entscheidung und gesellschaftlicher Quotenbeobachtung lassen sich in der Interpretation auch als Ambivalenz der Differenz von Ansprache an konkrete Leser und Öffentlichkeit deuten. Diese Lesart wird unterstützt durch die zum Teil flapsigen Formulierungen, die den Unterschied zwischen deutschen Universitätsabsolventinnen und anderen Untergruppen der Kategorie Studierende kenntlich machen. Wiederum in der öffentlichen Debatte meinte „Akademikerinnen“ (46) nämlich „Frauen mit Universitätsabschluss“ (47 f.) mit einem „verbreiteten Trend zu späten Geburt“ (46), deren Kinder aber „ein halbes Jahr im Ausland oder sonst wo“ (44) leben könnten, und von denen „Frauen mit Fachhochschulabschluss“ (49 f.), „Migrantinnen und DDR-Hochschulabsolventinnen“ (55), die „gebärfreudiger sind“ (55), ‚ausgeklammert‘ (54) würden. (Westdeutsche) Akademikerinnen stellten zwar „immer noch keine Mehrheit in der Bevölkerung“ (60)⁸⁸, trotzdem würde sich die Familienpolitik auf sie konzentrieren (61).

Die differenzierende Interpretation der Zahlen des Berichts bringt die hervorgehobenen 23 Prozent der Überschrift zum Vorschein (54). Diese werden in der Interpretation allerdings durch einen Sinnbruch eingefügt: Wurde bis dort hin noch über Daten und statistische Auswertungsmethoden referiert, wird über die metaphorische Verwendung des Verbs messen eine naturwissenschaftlich exakte Methodologie an den Tatbestand der anteiligen Kinderlosigkeit von Jahrgängen geknüpft, der die starke Aussage des gesamten Artikels tragen soll, nämlich, dass im Grunde die öffentliche Meinung von einer doppelt so hohen Kinderlosigkeit unter Akademikerinnen ausgeht, als die exakte Messung

88 Hier zeigt sich auch der ironische Stil der taz: Die Wahrscheinlichkeit, dass westdeutsche Akademikerinnen die Mehrheit der bundesrepublikanischen Bevölkerung stellt, ist doch eher gering, die Wahrscheinlichkeit, die Mehrheit aller in Deutschland lebenden Frauen zu stellen, etwas höher.

hervorbringt – man also nicht von einer vernachlässigbaren statistischen Abweichung sprechen kann, sondern einer gewollten Fehlinformation zum Zwecke des Politikmachens. Dieser politischen und politisierten Öffentlichkeit wird im gleichen Zuge also die Sphäre der wissenschaftlichen Exaktheit und ideologiefreien Tatsachenaussagen entgegengesetzt. Diese lässt sich im weiteren Verlauf in Anschlag bringen, um die eigene Rationalität der Kritik an der Bundesregierung zu legitimieren. Wird doch Schmitt selbst zitiert, die Familienpolitik solle sich keineswegs nur auf eine Gruppe konzentrieren (61).

Quelle der wissenschaftlichen Arbeit ist hierbei der DIW-Forscher Christian Schmitt, was als Personalisierung der sozialwissenschaftlichen Wissensproduktion verstanden werden kann. Auffallend ist, dass sich die Schreibweise des Artikels manchmal nicht von einem Bericht über ein Interview oder einer Pressekonferenz unterscheidet.⁸⁹ So ist zum einen von einem Bericht (37) die Rede, der wohl eine statistische Auswertung (30) enthält, die auf einer jüngsten Auswertung des SOEPs (35) basiert, in dem Schmitt auch schreibt (58). Zum anderen „erklärt“ (41, 52) und „empfiehlt“ (60) Schmitt auch; die Zitationen legen zwar ebenfalls eine schriftliche Quelle nahe, nur wird diese nicht wirklich genannt (und der Interpret weiß, dass ebenfalls der Koautor nicht genannt wird – was nun allerlei Vermutungen den Raum öffnet). Schmitts Reputation wird dagegen durch die Erwähnung zweier vorangehender Studien, die mit Jahreszahlen versehen werden, etabliert, was im massenmedialen Diskurs wohl eher unüblich, dafür im wissenschaftlichen üblich ist (38). Dieses Faktum bleibt aber etwas inkonsistent, denn es bedeutet zugleich eine Infragestellung des Neuigkeitswerts des Artikels, die implizite Botschaft lautet ja: Das hat man schon vorher wissen können. Dies skandalisiert allerdings umso mehr die kursierenden falschen Zahlen.

Die Problemkonstitution des taz-Artikels hält sich an die vorbereitete Dramaturgie des Doppelbezugs von wissenschaftlicher und politischer Problemstellung. Dies verläuft durchaus komplex, da sowohl die wissenschaftlichen wie die politischen Aussagen jeweils auf ihre wissenschaftlichen wie politischen Auswirkungen geprüft werden. Dafür gibt der Artikel eine klare Antwort darauf, was an der Zahl kinderloser Akademikerinnen relevant ist: Sie dient der Legitimierung von Gesetzesvorhaben der Bundesregierung. Diese kritisch zu hinterfragen ist Aufgabe der Öffentlichkeit, die hier in Zusammenspiel von Journalistin und Wissenschaftler auftritt.

Welt

- 8 So sei etwa seinerzeit gar nicht danach gefragt worden, ob eine Frau jemals Kinder hatte. Es wurde
9 lediglich ermittelt, ob zum Befragungszeitpunkt Kinder im Haushalt lebten. Bereits ausgezogene

89 Dies könnte durch die persönliche Verbindung erklärt werden, die Gespräche über den Gegenstand nahelegen.

10 oder zeitweise nicht bei den Eltern lebende Kinder wurden dabei also nicht berücksichtigt.
11 Überdies wurden bei der früheren Untersuchung nur Frauen mit einem Alter von maximal 39
12 Jahren in die Studie miteinbezogen. Tatsächlich werden aber nicht wenige Akademikerinnen auch
13 noch jenseits eines Alters von 40 Jahren erstmals Mutter. Das lange Aufschieben der ersten Geburt
14 sei „nicht zuletzt den langen Ausbildungszeiten in Deutschland geschuldet“, erklären die Experten
15 des DIW.
16 Nach der nun veröffentlichten Studie, die in Zusammenarbeit mit Infratest Sozialforschung
17 erarbeitet wurde, haben mehr als 75 Prozent der deutschen Akademikerinnen eigene Kinder –
18 wobei es allerdings ein Ost-West-Gefälle gibt: In Ostdeutschland haben die Akademikerinnen
19 häufiger Kinder. Der Durchschnittswert weicht aber nicht sehr von jenem der
20 Allgemeinbevölkerung ab. Die Studie belegt, daß insgesamt 80 Prozent aller Frauen – ob
21 Akademikerin oder nicht – eigene Kinder haben.

Der zweite Absatz des Welt-Artikels löst zwar die Spannung auf, die die Eröffnung produzierte, allerdings vergrößert sich die Ungewissheit, worum es geht. Nun in einen Stil eines Berichts-über-einen-Bericht übergehend werden die methodischen Probleme beschrieben, was eine hübsche Stilblüte hervorbringt: Es sei nicht gefragt worden, ob eine Frau jemals Kinder hatte (8). Diese Formulierung taucht ähnlich im taz-Artikel auf und hat eine entsprechende Referenz im DIW-Wochenbericht, dort allerdings in einem verstehbaren kontextuellen Bezug, der hier (es ist der erste Satz des Absatzes) fehlt.⁹⁰ Ohne den Kontext nähert sich der Satz allerdings dem Irrsinn an, da so die Bedeutung des „eine Frau jemals“ (8) absurd in irgendeine Frau zu irgendeiner Zeit gedeutet werden könnte. Selbst wohlwollend interpretiert ist der Schluss gewagt, dass „seinerzeit“ (8) hier einen sachlichen Grund für die Falschheit der Einschätzung auf Grundlage des Mikrozensus, die „[b]islang“ (4) herrschte, meint. Daran folgt über die Auswechslung des Subjekts der Frage ein Sinnbruch: Die Ermittlung bezog sich nämlich auf Haushalte (9). Hieran folgt der nächste Sprung, indem nun plötzlich von einer früheren Studie die Rede ist, die nun wiederum nur Frauen unter 40 einbezog (12). In nur wenigen Sätzen, die zur Erläuterung des Richtigkeitswerts des DIW-Berichts dienen, wird durch fröhliches Austauschen der Subjekte ein im Grunde nicht nachvollziehbares Bild gemalt. Es ist nur durch die Vergangenheitsform zu erahnen, dass der „amtliche Mikrozensus“ (5) gleichbedeutend ist mit dem Kontext „seinerzeit“ (8), „Es wurde lediglich ermittelt“ (8f.), „nicht berücksichtigt“ (10), „früheren Untersuchung“ (11) und „Studie“ (12). Dass die Reihe „eine Frau“ (8), „Haushalt“ (9), „Eltern“ (10) und „Frauen“ (11) dabei dasselbe meint, ist zwar durch den Kontext zu verstehen, entbehrt aber jeder sachlichen

90 Auf Seite 314 in Wagner & Schmitt (2006) kommt die Formulierung sogar zweimal vor: einmal, dass im Mikrozensus eben nicht erhoben werde, ob eine dort befragte Frau jemals ein Kind geboren habe, sondern die Frage beziehe sich dort auf aktuell im Haushalt lebende Kinder; zum anderen, dass das SOEP eben die Frage nach dem biografischen Ereignis enthalte.

Referenz. An dieser Stelle bricht nun auch der Erzählton in einen Einschub, der mit „Tatsächlich“ (12) beginnt und erklärt, dass Akademikerinnen auch über 40 Kinder bekommen können.⁹¹ Dies wird im Anschlussatz aber normativ gedeutet, als langes Aufschieben der ersten Geburt, was wiederum mit einem Zitat der DIW-Experten erklärt wird: Schuld sind die langen Ausbildungszeiten (13 ff.). Diese Erklärung mutet nach den vielen Wort- und Subjektwechselln etwas überraschend an, geht es hier doch nun um ein entpersonalisiertes „Aufschieben“ (13) als Explanandum.

Der dritte Absatz gibt nun die Zahleninformation aus der Überschrift wieder, allerdings erneut in einem etwas unvermittelten Ton, ist nun nämlich plötzlich von einer nun veröffentlichten Studie die Rede (16). Die Fertilitätsrate wird nun differenziert, mit erstaunlichen Ergebnissen: „75 Prozent der deutschen Akademikerinnen“ (17) haben Kinder gegenüber „80 Prozent aller Frauen“ (20), die Sachinformation schrumpft hier also auf einen Unterschied von fünf Prozentpunkten. Ebenfalls wird auf den West-Ost Unterschied hingewiesen: In Ostdeutschland hätten Akademikerinnen häufiger Kinder (18 f.). Der folgende Satz bleibt unverständlich: „Der Durchschnittswert weicht aber nicht sehr von jenem der Allgemeinbevölkerung ab“ (19 f.). Hier ist unklar, ob der Satz sich auf den Ost/West, Akademiker/Nicht-Akademiker oder sonst einen Unterschied bezieht, davon abgesehen, dass Allgemeinbevölkerung hier völlig kontextlos bleibt. „Allgemeinbevölkerung“ erinnert jedoch an einen medizinischen Sprachgebrauch wie „Studie“ im Folgesatz auch.

Vergleich

Gerade im Vergleich zu wissenschaftlichen Texten wird innerhalb der Problemkonstitutionen die Definitionsbedürftigkeit der verwendeten Begriffe deutlich, die zwar alltäglich gebräuchlich und verständlich, jedoch zumindest mehrdeutig sind. Dies zeigt sich beispielsweise bei der Definition von Kinderlosigkeit, vor allem in Bezug auf die zeitliche Perspektive und der Frage, ob Kinder oder Geburten betrachtet werden. So stellt sich die Frage, wie die tatsächlichen Operationalisierungen von Geburt, Kinderlosigkeit, Kind und Haushalt aussehen, verstärkt durch willkürliche Setzungen wie die des 35. Lebensjahres (vgl. auch oben). Werden Schwangerschaftsabbrüche, Totgeburten und gestorbene Kinder hier erfasst? Gelten Adoptionen als Geburten bzw. wird zwischen biologischer und sozialer Elternschaft unterschieden, etwa durch Fragen, ob eigene Kinder im Haushalt wohnen o. ä.? Die journalistische Rekonstruktion dieser Fragen macht dann auch die normative Dimension dieser Operationalisierungen deutlich durch die Verwendung des Wortes Elternhaus statt Haushalt, versteht man ersteres auch als Hinweis auf ein heterosexuelles, verheiratetes Paar. Hinzu

91 Das zeigt hoffentlich auch performativ die Gefahr von Stillblüten.

kommt die Unsicherheit bezüglich des Zustands kinderlos – inwiefern sind durch punktuelle Erhebungen solche Prozesszustände valide zu prognostizieren? Die Artikel sind für geübte Zeitungsleser ohne Weiteres les- und verstehbar. Jedoch schon bei ersten hermeneutischen Nachfragen zerfallen einzelne Absätze in ein kontextloses und nahezu wirres Aneinanderreihen von Synonymen von Wissenschaft, Frau, Geburt, Gesellschaft und Haushalt. Andererseits wird erst hierin deutlich, dass das eigentliche Thema etwa kein Biologisches ist, sondern die Gründe für späte Geburten (deren Problemhaftigkeit allerdings wieder ins Biologische zurückverweist, was allerdings in keiner Weise ausgeführt wird) gesellschaftlich kontingent sind, aber reale Auswirkungen haben. Daraus ließe sich wiederum nun deuten, dass erst die Sozialwissenschaft gesellschaftliche Realität bearbeitbar macht.

Während der taz-Artikel die Relevanz der neuen Zahl in der öffentlichen Auseinandersetzung verortet, schwimmen FAZ- und Welt-Artikel noch immer in der Benennung der Relevanz des Themas. Interessanterweise wird sie jedoch angedeutet, indem die DIW-Wissenschaftler mit Antworten auf nicht gestellte Fragen zu Wort kommen. Die in den jeweiligen Schlüssen zu erwartenden Lösungsperspektiven sind dementsprechend offen. Die aufgebaute Differenz der kursierenden Zahlen zu der nun als exakt dargestellten neuen Zahl bedarf noch einer Schließung. Gleichzeitig hat sich in den Artikeln die sachliche Problemstellung in gewisser Weise selbst hinterfragt, ist doch der Zusammenhang von kinderlosen Akademikerinnen und der Reproduktion der Gesellschaft fraglich geworden. Es läge also im Bereich des Möglichen, die Relevanz der neuen Zahl in Frage zu stellen, und gänzlich auf die zu starke Orientierung auf den Bildungsgrad von Frauen bei der Reproduktionsproblematik abzustellen. Dies würde jedoch die Artikel selbst unter Druck setzen, würden sie genau diesen Hintergrund doch selbst wieder reproduzieren.

2.2.3 Lösungsperspektiven

FAZ

- 85 Bei Frauen aus den alten Bundesländern, die ein Universitätsexamen oder den Abschluß an einer
86 Technischen Universität besitzen, liegt die Kinderlosigkeit deutlich über dem Durchschnitt.
87 Schmitt warnt aber davor, von einem „Gebärstreik“ der Akademikerinnen zu sprechen: „Egoismus
88 und Karrierestreben sind nicht der Grund, sondern entscheidend ist der späte Abschluß der
89 universitären Ausbildung.“ Nach dem Examen wollten die Akademikerinnen ihre Investitionen in
90 die Ausbildung in eine „stabile Arbeitsmarktposition umsetzen“. Vielen Frauen bleibe nur ein
91 „Zeitfenster von wenigen Jahren“, um das erste Kind auf die Welt zu bringen. Fehle in dieser Zeit
92 ein Partner, dann blieben diese Akademikerinnen trotz Kinderwunsch kinderlos.
93 Nach einer neueren Studie des Max-Planck-Instituts für Demographie in Rostock zur Situation in

94 Schweden ist nicht der Grad der akademischen Bildung entscheidend dafür, ob der Kinderwunsch
95 erfüllt wird, sondern die Art des Berufes. Frauen, deren Beruf viel Flexibilität und Zeit fordert,
96 bleiben demnach überdurchschnittlich häufig kinderlos. Haben die Frauen Berufe, die es ihnen
97 erlauben, neben der Arbeit Kinder zu betreuen, ist die Kinderlosigkeit deutlich geringer. Eine
98 niedergelassene Ärztin bleibe demzufolge seltener kinderlos als eine Abteilungsleiterin in einer
99 Unternehmensberatung.

Die Pointe, die Relevanz des Artikels einzuschränken und nicht zu skandalisieren, wird umso überraschender, da sich der Artikel in den folgenden beiden Absätzen mit Kausalerklärungen für die Kinderlosigkeit von Akademikerinnen beschäftigt. Diese laufen angelehnt an Regressionsberechnungen verschiedener Einflussfaktoren auf eine unabhängige Variable (Kinderlosigkeit) über die Diskussion verschiedener abhängiger Variablen, die als Besitz metaphorisiert werden, dazugehöriger Theoreme und intervenierende Kontextfaktoren. Dies geschieht im Modus der Veralltäglichung und Individualisierung mittels vermeintlicher Konkretion, wiederum in direkte und indirekte Zitate des Wissenschaftlers Schmitt sowie der Studie des MPIs verpackt. Wiederum werden also die Deutungsmuster und Schlagwörter zwar der wissenschaftlichen Referenz zugeordnet, die Erläuterung wird dadurch aber eher unklarer. Dies beginnt schon im ersten Satz des dritten Absatzes (85 f.) durch die Ungenauigkeit von „Universitätsexamen oder den Abschluß an einer Technischen Universität“⁹², der kommentarlosen Einführung des Unterschieds West-/Ostdeutschlands, der fälschlichen Darstellung, man könnte ein Examen besitzen und der ebenso plötzlichen Wendung, es gäbe doch einen „deutlichen“ Unterschied bezüglich der Kinderlosigkeit zwischen Frauengruppen. Nachdem also erst das Problem relativiert wurde, kehrt es nun umso drängender zurück (s. 87 ff.).

Auffallend ist hier die individualisierte Zuschreibung der Problemlage auf die Akademikerinnen. Hier taucht zum ersten Mal eine Problembeschreibung (die im Untertitel angelegt ist) der gesellschaftlichen Tatsache des Anteils von Akademikerinnenkinderlosigkeit auf. Als Negativfolienerklärung in den Worten des Wissenschaftlers dreht sich diese nämlich um Egoismus, Karrierestreben und gar einen Gebärstreik! Hier ist es nun interpretationsbedürftig, warum diese als falsch deklarierten Erklärungen für die Unterschiede von Kinderlosigkeitsraten überhaupt auftauchen. Vorher war von überhöhten Zahlen die Rede, die durch problematische Konstruktionen erzeugt wurden, nun sind als Deutungsmuster eine negativ konnotierte persönliche Eigenschaft (Egoismus), eine nur im Vergleich zum Wertkontext Familie negativ konnotierte Orientierung

92 In der Tabelle in Schmitt & Wagner (2006, S. 314) ist von Technischer Hochschule im Unterschied zur Universität die Rede, die Technischen Hochschulen spielen in diesem Text dann im Folgenden keine Rolle mehr, dafür aber der Unterschied zwischen Universität und Fachhochschule.

(Karrierestreben) und eine organisierte Arbeitsniederlegung zum Verfolgen von Zielen im Angebot (Gebärstreik, sic!)⁹³.

Der Negativfolie wird nun ein Mechanismus entgegengesetzt, weiterhin in einer Montage von direkten und indirekten Zitaten Schmitts. Der späte Abschluss der universitären Ausbildung verkleinert das Zeitfenster für die Geburt des ersten Kindes, da die Akademikerinnen ihre „Investition“ (89) in eine „stabile Arbeitsmarktposition umsetzen“ (90) wollten. Dieses ökonomistische Modell überrascht für sich und steht etwas dem zuvor verworfenen „Karrierestreben“ entgegen. Der Artikel distanziert sich in gewisser Weise von diesem Modell, in dem das letztere Zitat auch im Zeitungsartikel in Anführungsstrichen steht – was hier sowohl als direktes Zitat als auch als uneigentliches Sprechen gedeutet werden kann. Damit und auch durch den Tonartwechsel in eine sehr technische Beschreibung, die vorher eher vermieden wird, wird im Interpretieren ein gewisses Befremden erzeugt. Dies verstärkt sich in den Folgesätzen noch, indem das Subjekt von den Akademikerinnen zu „Viele[.] Frauen“ (90) wechselt und schließlich als einzige Rahmenbedingung das Fehlen des Partners „in dieser Zeit“ (91) genannt wird. Dies schließt mit wiederholtem Satzsubjektwechsel zum tragisch anmutenden Resümee, dass „diese Akademikerinnen trotz Kinderwunsch kinderlos“ (92) blieben.

Als Hypothese ließe sich formulieren, dass hierin latent eigentlich eine Problemverschiebung vorgenommen wird, die perfider Weise in und mit den Worten des Wissenschaftlers gegen die Aussage des Wissenschaftlers gewendet wird. Im Interpretationsprozess entsteht nun der Eindruck, obwohl sich vordergründig eine soziale Erklärung für ein soziales Phänomen zeige, würde hintergründig doch die Frau bzw. eine spezifische Art von Akademikerinnen („diese“) aufgrund persönlicher, d. h. moralischer (Egoismus) oder individueller Verfehlungen (mangelndes Talent für akademische Karriere führt zu spätem Abschluss) für die kinderlose Gesellschaft verantwortlich gemacht. Dies wäre die Positivformulierung der manifest verworfenen Gebärstreikthese. Dieser Eindruck speist sich aus der uneigentlichen Verwendung des ökonomistischen Vokabulars, was einen Eindruck der nicht-Passung erzeugt, so als ob schon das Universitätsstudium eigentlich nicht passend für Frauen sei. Paternalistisch („Nach dem Examen wollten“ (89))⁹⁴ wird dann etwas mitleidig der hoffnungslose Versuch, diese

93 Laut Wikipedia (Stichwort „Gebärstreik“, „Zeugungsstreik“ & „Kinderlosigkeit“, zuletzt aufgerufen am 19.02.2015) versteht man unter einem Gebärstreik die Verweigerung oder den Abbruch von Schwangerschaften, um auf politisch-gesellschaftliche Forderungen hinzuweisen (prominent die Berliner Gebärstreikdebatte von 1913). Aber auch diese Bedeutungsdimension ist hier nicht angesprochen, sondern die Verwendung, die sicher auch durch die Anführungszeichen angedeutet wird, als politisches Schlagwort, welches den Geburtenrückgang betrifft und die Absage oder Aufschub des Kinderwunsches beschreibt (Gegenbegriff für Männer: Zeugungsstreik).

94 Zugleich assoziiert man hier nun eher spezifische Studiengänge innerhalb der Universität, vor allem Lehramtsstudiengänge, wobei Lehrerinnen ja gerade nicht das Faktum kinder-

Investition in eine stabile Arbeitsmarktposition umzusetzen, betrachtet. Dieser Gang setzt sich fort in die Situation des „Zeitfensters von wenigen Jahren“ (91), was die ohnehin schon überforderten Frauen noch weiter in eine quasi-unnatürliche Position dränge („bleibe“), als deren einziger Ausweg der Mann präsentiert wird. Denn ohne „Partner“ (92) lässt sich hier keine Mutterschaft vorstellen. Ergebnis ist ein tragisches, dessen Anfang im Ziel, Akademikerin zu werden, verortet werden kann. Diese Interpretation würde sich dann mit dem vermuteten Familien- und Frauenbild der konservativen Ausrichtung der FAZ decken. Positiv formuliert besteht das in der Vorstellung, Kinder entstünden in Ehen, deren Rollenverteilung eine sorgende Mutter und einen ernährenden Mann vorsieht („Elternhaus“). Die Gefährdung dieses Modells liegt dabei ausschließlich in der vom Wege abgeratenen Vorstellungswelt der Frauen – andere Anschlüsse an den Befund der späten Abschlüsse an Hochschulen, wie etwa Bildungspolitik oder gar Familienpolitik, werden manifest gerade nicht gewählt.

Der vierte Absatz beginnt mit einer überraschenden Wendung. Denn anstatt die vielen losen Enden aufzunehmen oder Handlungsempfehlungen zu umreißen, folgt das kurze Referat einer weiteren Studie. Diese hat nun wiederum eine nicht vorher angedeutete Basis wie Schlussfolgerungen zu bieten: Das MPI für Demografie in Rostock habe nämlich über die Situation in Schweden herausgefunden, dass gar nicht der Grad der akademischen Bildung, sondern die Art des Berufs für unerfüllte Kinderwünsche verantwortlich zeichne. Das wiederum stellt nun erneut die gesamte Aussage des Artikels in Frage, stellt es doch eine Alternativerklärung bereit und erklärt den Einfluss des Zeitpunktes des Ausbildungsendes zur Scheinkorrelation. Gleich bleiben jedoch die beiden Motive der Zeit und des Berufs sowie die ungenauen Formulierungen wie „Grad der akademischen Bildung“ (94) und „zur Situation in Schweden“ (93 f.).

Auffällig ist, dass im Artikel eine Dimension zugunsten von Besitzverhältnissen unterbelichtet wird: Entscheidungen. Stattdessen folge aus dem Besitz eines Examens (sic!) der Plan, eine stabile Arbeitsmarktsituation zu erlangen, aus dem Besitz eines Berufs folgten unterschiedliche Kinderlosigkeiten. Die Entscheidung beispielsweise einer Frau, keine Kinder bekommen zu wollen, taucht als Möglichkeit nicht auf – der Kinderwunsch erscheint hier ähnlich einer (biologischen) Konstante. Diese Konstruktion erinnert zwar an sozialwissenschaftliche Hypothesenbildungen, findet sich hier aber in einem anderen Rahmen wieder, der Auslassungen, Vereinfachungen und etwa Ceteris-Paribus-Annahmen zweifelhaft erscheinen lässt, da sie hier nicht zur Herauspräparierung von Einzelzusammenhängen dienen, die in ein Theoriebündel eingelassen sind, sondern der Verständlichkeit für einen Leser dienen müssen. Dementsprechend endet der Artikel in einer Art Daumenregel: Je höher die Anforderungen des Berufs, desto

loser Akademikerinnen herstellen (s.o. Exkurs Akademikerinnenfertilität). Hierzu passt zudem die Fokussierung auf das Examen als Abschluss für Akademikerinnen.

weniger Kinder. Dies kann zwar eine gewisse Plausibilität beanspruchen und die Anschlusskommunikation im Alltag ist gut vorstellbar, genaueren Nachfragen hält der Absatz aber nicht stand. Etwa welchen Stellenwert der Vergleich mit Schweden hat, ob es die Art des Berufs ist oder die Arbeitsorganisation, worauf sich die Durchschnittswerte beziehen, was Kinderbetreuung neben der Arbeit bedeuten soll, ob „niedergelassene Ärztin“ (98) und „Abteilungsleiterin in einer Unternehmensberatung“ (98f.) gute Beispiele sind usw. Gerade die beiden Beispiele weisen eine Art Pseudokonkretheit auf, die eher stutzig macht. Insbesondere aber die Monokausalität, die die „Art des Berufes“ (95) ausmachen soll, produziert mehr Fragen, als sie beantwortet, vor allem, weil sie in Gegensatz zu den Ausführungen Schmitts gesetzt wird, was wiederum aber nicht aufgelöst wird.

Kinderlosigkeit von Akademikerinnen wird erst am Ende des FAZ-Artikels zum bestimmenden Problem, das durch die sozialwissenschaftliche Forschung behandelt wird. Die Lösung des Problems erscheint also gerade nicht in der Politik. Dadurch wird jedoch die Bedeutung der unterschiedlichen Zahlen zweifelhaft. Warum ist die zentrale Relevanzkonstruktion des Artikels, dass die Zahl kinderloser Akademikerinnen deutlich geringer sei, als bislang angenommen, von solcher Relevanz? Nur recht implizit ergibt sich aus dem Referat einer anderen Studie, dass das Problem mit gesellschaftlichen Kontextfaktoren, die änderbar sein könnten, zusammenhängt. Insgesamt erzeugt der Artikel damit einen überraschenden Eindruck für einen Titelseitenartikel: Es wurde jüngst eine relevante Studie veröffentlicht, die unser Wissen über die Gesellschaft schärft, auch wenn ihr Erklärungsansatz falsch ist. Politisch interpretiert gelingt es dem Artikel also, einen recht explizit kritisch der Bundesregierung gegenüber eingestellten Bericht in einen Artikel zu übersetzen, der stillschweigend der Bundesregierung in ihrem Gesetzesvorhaben zustimmt. Denn wenn es auch nicht der späte Abschluss ist, der Gefahren kinderloser Gesellschaften aufscheinen lässt, sind diesen doch zu begeben, wie die Situation in Schweden andeutet.

taz

62 Im aktuellen Gesetzentwurf zum Elterngeld der Familienministerin wird gleichwohl den Studierenden
63 besondere Aufmerksamkeit gewidmet. 39 Prozent der 35- bis 39-jährigen Akademikerinnen leben
64 „ohne Kinder im Haushalt“, beklagt Ursula von der Leyen (CDU) dort mittlerweile zwar statistisch
65 weitgehend korrekt – aber irreführend.

Für den taz-Artikel stellt sich die Frage, wie die komplexe gleichzeitige Diskussion wissenschaftlicher und politischer Inhalte eine Lösungsperspektive erhalten kann? Die Problemkonstitution ließ zudem einen Akteur erwarten, dem die Vorwürfe gegenüber vorzubringen wären. Ein solcher wird nun im letzten Absatz benannt: Ursula von der Leyen (64), die nämlich tatsächlich das im ersten Satz unterstellte Ziel, Politik zu betreiben, verfolgt. Erst mit Kenntnis dieses

letzten Absatzes macht der Beginn die Relevanz des Artikels gerade im Rahmen des Politikteils klar: Der aktuelle Gesetzentwurf zum Elterngeld widmet Studierenden besondere Aufmerksamkeit (62 f.), diese familienpolitische Orientierung, die im Text nicht näher erläutert wird, wird aber mit Referat der Zahlen und des Berichts des DIW infrage gestellt. Daraus wird eine implizite normative Forderung deutlich, die Bundesregierung dürfe nicht auf Grundlage falscher Zahlen argumentieren, Deutungshoheit über jene besäße eine wissenschaftliche Institution wie das DIW bzw. die Teile der politischen Öffentlichkeit, die nicht auf gängige Irrtümer vertrauten.

Der letzte Absatz (62–65) löst damit den Artikel in eine Anklage gegenüber der Familienministerin „Ursula von der Leyen (CDU)“ (64) auf. Diese würde im „aktuellen Gesetzentwurf zum Elterngeld“ (62) „mittlerweile zwar statistisch weitgehend korrekt“ (64 f.) einen spezifischen Handlungsbedarf für die Unterstützung von Kinderwünschen von Akademikerinnen konstruieren, allerdings wäre genau dieser Zug politisch zu beklagen, da er „irreführend“ (65) sei. Somit finden die verschiedenen Linien des Artikels zueinander. Der Aufwand, die verschiedenen Gruppen von Frauen und deren Fertilität zu beschreiben, hat in diesem Artikel das Ziel, die Argumentationsstrategie der Familienministerin zu delegitimieren und somit die Politik der Bundesregierung zu kritisieren. Diese täusche die politische Öffentlichkeit, selbst wenn sie weitgehend statistisch korrekt (91) argumentieren würde – was in der Deutung die oben beschriebene Ambivalenz bezüglich der statistischen Berechnung wiederkehren lässt. Damit lässt sich aber auch eine Aussage über den Stellenwert des (sozial)wissenschaftlichen Wissens in diesem Zusammenhang ableiten. Für den politischen Diskurs ist es notwendig, basierend auf wahren sozialwissenschaftlichen Wissen zu argumentieren, da es zum Beispiel davor bewahrt, Scheinzusammenhänge politisch korrigieren zu wollen. Hinreichend ist die Beschäftigung mit Statistik jedoch nicht, es bedarf darüber hinaus eines politischen Programms. Die Auseinandersetzung über ein solches bezüglich der Familienpolitik findet im Artikel jedoch nicht statt, Schmitt wird hier sozusagen das wissenschaftlich entsprechende Schlusswort, deren Empfehlungscharakter mit dem DIW-Bericht korrespondiert, zugestanden, die Familienpolitik solle sich zwar, aber nicht ausschließlich um Akademikerinnen kümmern (59 ff.). Das Wissen um den Deutungskampf bezüglich des Elterngelds – also grob umrissen: Herdprämie vs. Ausbau der Kinderbetreuung – muss hier wiederum vom Artikel vorausgesetzt werden, verweist also auf ein politisches Bewusstsein, welches sich aus der Lektüre von Zeitungartikeln speist.

Im taz-Artikel ist die Grundproblematik ziemlich eindeutig: Die Familienpolitik der Regierung ist falsch, darin sind sich kritische Öffentlichkeit und Wissenschaft einig. Diese Klarheit lässt der politischen und wissenschaftlichen Diskussion der Problemlage Raum für Komplexität. Etwas unklar bleibt jedoch damit, was als Lösung anzusehen sein könnte: Ein Gegenprogramm zur Konzentration

auf Akademikerinnen wird nicht beschrieben, die Erklärung, was daran so falsch sei, muss sich der Leser aus seinem politischen Bewusstsein vervollständigen. Die Darstellung der Unterschiede der Fertilitätsraten von Frauengruppen lässt zudem sowohl eine allgemeine wie eine spezifische Förderung unplausibel erscheinen.

Welt

- 22 Die Autoren der Studie folgern, daß sich die Familienpolitik keineswegs nur auf die
23 Akademikerinnen konzentrieren sollte. Zwar könne man argumentieren, daß Kinderlosigkeit von
24 Hochschulabsolventinnen für eine Gesellschaft besonders teuer ist, da diese ihre Kinder meist
25 besonders gut fördern, „aber ohne die gezielte Unterstützung breiter Bevölkerungsgruppen sind
26 keine nennenswerten Erfolge bei der Reduktion der Kinderlosigkeit zu erzielen“. N. L.

Der vierte Absatz des Welt-Artikels, dem die Auflösung so vieler Fragen obliegt, springt nun wieder inhaltlich, ohne den Sprung selbst inhaltlich auszuweisen. Aus den Ergebnissen folgt die Schlussfolgerung, die überraschenderweise heißt, dass Familienpolitik sich nicht nur auf Akademikerinnen beziehen sollte (22 f.; den Autoren der Studie in den Mund gelegt). Nun kommt ein weiterer Deutungsinhalt zum Tragen, denn Kinderlosigkeit von Hochschulabsolventinnen sei für die Gesellschaft besonders teuer (wegen der guten Förderung) (23 ff.), Kinderlosigkeit könne aber nur durch gezielte Unterstützung breiter Bevölkerungsgruppen reduziert werden (24 ff.; wiederum anscheinend den Autoren der Studie zugeordnet, hier allerdings in Anführungszeichen, die nicht weiter in einen Kontext gestellt werden).

Die Analyse zeigt hier an, für wie kompetent der Leser eigentlich angesprochen wird, und es ist eine interessante Frage, welches Wissen hier eigentlich unterstellt wird und welche Kompetenzen des Verstehens abverlangt werden. Ein erster Sinnbruch besteht im ersten Absatz. Hier wird unklar, wo eigentlich die Unterschiede verschiedener Wissensquellen liegen, die aber anerkannt werden, durch ihre Nennung und deren Unterschied der Aufhänger des gesamten Artikels sind. Als Wissenschaftsnachricht baut der Artikel einen Konflikt zwischen amtlicher Statistik und Sozialforschung auf, deren Gewinner entsprechend die „Experten“ (6) sind. Beides ist zudem auf ein diffuses Wissen um die Gesellschaft gerichtet, es muss wohl zur (wissenschaftlichen) Allgemeinbildung gehören, zu wissen, warum Akademikerinnenfertilität eine Nachricht wert ist. Ein zweiter Problemkomplex folgt daraus in den Stilblüten zur sozialwissenschaftlichen Methodik. Mit der Prozentangabe kann zwar souverän umgegangen werden, bei der Frage nach Frauen, einer Frau, Kindern und Haushalten herrscht aber dasselbe Gewirr wie bei Identifizierung der gegensätzlichen Positionen (Äquivokation von Studie und Untersuchung). Dazu kommt der sehr implizite Verweis auf den Unterschied von Biologie und Sozialwissenschaften. Und einen letzten Bruch

stellt der letzte Absatz dar, der nun seinerseits nicht klar zwischen Ökonomie, Ausbildungszeiten und Familienpolitik trennt. Die Relevanzbeschreibung findet aber erst hier statt: Es ist ein ökonomisches Problem, welches politisch gelöst werden kann, wobei es aber Risiken der Fehlsteuerung gibt. Daraus ergeben sich bestimmte Dichotomien, die sich jedoch über die Diffusität des Artikels durchhalten: zum einen die zwischen der Frau, ihrem Kind und der gesellschaftlichen Planung, zum anderen zwischen der Autorität aktueller Forschung gegenüber Politik und Alltag.

Darin spiegelt sich vielleicht die Vorstellung wissenschaftlicher Standpunktnahme: äquidistanziert von Politik und Alltag. Da der Artikel letztendlich dem Leser zudem das gesamte Wissen über die Problematik unterstellt, lassen sich die Begriffungenauigkeiten auch als Popularisierung deuten: kurze, unterhaltsame Zusammenfassung.

Vergleich

Die drei Artikel schließen jeweils mit der Aufrufung politischer Kontexte: der taz-Artikel offensiv mit der Kritik an der Bundesfamilienministerin, der Welt-Artikel neutraler, den DIW-Bericht referierend, der FAZ-Artikel indirekt. Allerdings, so der Vorschlag, sollte das nicht im Sinne eines biopolitischen Diskurses interpretiert werden, denn die Artikel reproduzieren die strukturellen Merkmale selbstreferentieller Horizonte von Wissenschaft und Politik aus der Perspektive der Massenmedien. Zwar werden politische Entscheidungsträger und Gesetzesvorhaben mehr oder weniger explizit kritisiert oder verteidigt, jedoch wird kein im engeren Sinne politischer Gegenvorschlag formuliert oder aufgerufen. Auf die im engeren Sinne politische Problemlage, Mehrheiten zu organisieren, Experten anzuhören, verschiedenste Interessen in Einklang zu bringen, schließlich Gesetze zu verabschieden (usw.) wird nicht Bezug genommen, sondern sehr allgemein dazu aufgefordert, den realen Verhältnissen gegenüber das Richtige zu tun, während der Orientierungsmaßstab dafür, „kinderlose“ Gesellschaften zu verhindern, Familien zu fördern, nicht diskutiert, sondern gesetzt wird. Die Massenmedien machen also hier keine Politik, sondern appellieren an die Politik, die so als adressierbare Einheit imaginiert wird. Was die realen Verhältnisse sind, bestimmt in dieser Konstellation die Wissenschaft: die journalistischen Konstruktionen berufen sich zentral auf sozialwissenschaftliche Befunde, lediglich ihre Deutung weicht vom DIW-Artikel ab. Was das Richtige sei, hängt aber gleichsam von der Beschreibung der Verhältnisse ab, insbesondere da, wo die Ebene reines Faktenkonstatierens verlassen wird. Eine theoretische Beschreibung der Gesellschaft wird aber in allen drei Artikeln nicht geboten, sie wird eher vermieden und mit Alltagsplausibilität ersetzt. Die Interpretation neigt an dieser Stelle dazu, diese Fehlstelle mit den Grundausrichtungen der Zeitungen aufzufüllen:

ein konservatives Familienbild in der FAZ, ein steuerungskeptisches Enthalten der Welt und ein emanzipatorisch motiviertes Kritisieren der taz.

Interessant an allen drei Artikeln ist in diesem Zusammenhang, wie sich Verständlichkeit durch die Übersetzung darstellt. Während Verständlichkeit im wissenschaftlichen Kontext durch die Hinzugabe von mehr und genaueren Informationen über die Operationen des Zustandekommens der Ergebnisse ergibt, ist deren Fehlen gerade ein Hinweis für Verständlichkeit im massenmedialen Kontext. Dies ergibt für die interpretierenden Wissenschaftler jedoch wiederum enorme Verständnisschwierigkeiten. Verständlich- und Unverständlichkeit sind zudem Teil von Auseinandersetzungen über Deutungen, die auch in längerfristigen Verschiebungen von angenommenen Theorien und Begriffen über die Sozialwelt bestehen können, also Teil der Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft sind (vgl. hierfür auch Habermas 1977). In einer zu verfolgenden Deutungslinie könnte man die Ungeschicklichkeiten und Stilblüten bei der Erklärung wissenschaftlichen Wissens aber auch für eine latente Kritik an den Sozialwissenschaften halten. Der DIW-Bericht ist gewissermaßen schon auf dem halben Weg zum Journalismus, stellt also die Nachrichtenwerte selbst heraus und schließt mit Handlungsempfehlungen. Deutet man das Verhältnis von Journalismus und Sozialwissenschaft als Rivalität um die ‚richtige‘ Gesellschaftsbeschreibung (angelehnt an Luhmann 1997), wären die Schwierigkeiten der Übersetzung also nicht nur im Spezialdiskurs der Wissenschaft zu sehen, sondern latent würde dieser gerade performativ überspitzt als unverständlich dargestellt, die Informationen wiederum könnten dann nur durch die Übersetzungsarbeit von Spezialisten (= Journalisten) für den demokratischen Diskurs verfügbar gemacht werden.

Resümee

Nicht einmal wenn man alle drei Zeitungsartikel zusammennimmt, kommen die üblichen Informationen, die eine wissenschaftliche Zitation enthält, zueinander (vgl. das Literaturverzeichnis). Gert Wagner als Koautor Christian Schmitts wird in keinem der Artikel benannt, was insofern überraschend ist, wäre er doch der akademisch reputiertere. Über die Gründe kann man nur spekulieren, inwiefern also die Journalisten den Koautor als nicht wirklichen Urheber interpretieren, Schmitt als Ansprechpartner zur Verfügung stand oder die Koautorenschaft schlicht ignoriert wurde. Allerdings könnte man die Nennung von Autoren oder Experten im Welt-Artikel als Zeichen für die Anerkennung des Autorenduos ansehen. Dieser verzichtet im Gegenzug auf die namentliche Nennung Christian Schmitts, was in den anderen beiden Artikeln geschieht. Einheitlich ist dagegen die Zuordnung des Wissens zur Organisation DIW. Die anderen Informationen fallen je nur einmal, also der Name des Periodikums, in dem der Artikel erschien (FAZ), die Zusammenarbeit mit Infratest Sozialforschung (Welt) sowie

die Datengrundlage SOEP (taz). Der Mikrozensus taucht dagegen wiederum in allen drei Artikeln auf, wenn auch unterschiedlich kontextualisiert.

Alle drei Artikel erklären die Zahlen des DIW-Berichts für neu, wichtig und richtig mit dem Verweis auf die ungenaue Erfassung durch den Mikrozensus, insbesondere der Altersgrenze von 39 (bzw. 35) sowie der unterschiedlichen Erfassung von Kindern und Geburten (wenn auch ohne Kontextinformationen zum Teil nur schwer verständlich). Ebenso tauchen Unterschiede zwischen den alten und den neuen Bundesländern in allen drei Artikeln auf. Die Artikel relativieren die Prozentzahlen mit denen der Gesamtbevölkerung, wenn auch in unterschiedlicher Form. Der taz-Artikel ist der differenzierteste, erwähnt als intervenierende Faktoren bei der Berechnung der Akademikerinnenfertilität zudem noch Nationalität sowie Kohorte und unterscheidet bei den Hochschulformen stärker. Während alle drei Artikel die falschen öffentlich kursierenden Zahlen mit der Erhebungsweise des Mikrozensus erklären, ist die Erklärung der Akademikerinnenfertilität der Aufschub durch die Frauen. Welt- und FAZ-Artikel nennen die langen Ausbildungszeiten als unterstützenden Grund hierfür, der FAZ-Artikel etwas ausführlicher auch die Notwendigkeit eines geeigneten Partners sowie die Arbeitsanforderung des Berufs. Im taz-Artikel erscheint zudem ein Trend zur späten Geburt als quasi-Erklärung. Welt- und taz-Artikel lassen die Deutung in Einklang mit dem DIW-Bericht auf familienpolitische Maßnahmen, genauer die Kritik an falscher Konzentration auf Akademikerinnen, zulaufen. Der FAZ-Artikel enthält keine solche explizite Deutungsdimension.

Die Nachrichtenwerte sind die zentralen Selektionsmaßstäbe, nach denen Journalisten Meldungen für berichtenswert halten und ihre Artikel orientieren. Im Falle des DIW-Berichts, der hier als Angebot für die Redaktion gewertet werden kann, aus seinen Inhalten einen Artikel zu schreiben, fallen auch sofort einige dieser Nachrichtenwerte ins Auge: Es sind neue Ergebnisse (Neuigkeit), sie stammen aus Deutschland (Nähe), sie sind überraschend (Kuriosität), sie stammen aus einem reputierten Institut (Prominenz), sie betreffen Reproduktion (Sex, Gefühle) und sie stellen Aussagen über die Entwicklung der deutschen Bevölkerung dar (Struktur, Tragweite). Ebenfalls lassen sich drei Konfliktlinien wiederfinden: zum einen die zwischen Mikrozensus und SOEP (was im taz-Artikel regional, im Welt-Artikel mit der Unterscheidung amtlich/nicht-amtlich unterfüttert wird), dann der Konflikt zwischen öffentlich kursierenden, falschen und den neuen, richtigen Zahlen des DIW-Berichts, zum anderen aber auch der Konflikt um das Deutungsmuster „kinderlose Gesellschaft“ und damit auch die Legitimation des familienpolitischen Projekts Elterngeld. Während der falsch/richtig-Konflikt als Aufhänger fungiert, wird der Mikrozensus/SOEP-Konflikt zwar angespielt, aber nicht durchdekliniert, er endet durch die berichtete Überlegenheit der DIW-Ergebnisse. An dieser Stelle werden die Unterschiede der Argumentationsführung zwischen dem DIW-Bericht und den Zeitungsartikeln am deutlichsten.

Die Artikel unterscheiden sich ebenfalls in dem implizit anzunehmenden Verhältnis der Sozialwissenschaften zur Politik und zur Öffentlichkeit. In groben Strichen könnte man dies beim Welt-Artikel als technokratisch beschreiben: Die Sozialwissenschaften bieten Fakten über die Welt, denen die Politik zu folgen hat. Beim taz-Artikel ambivalent: Zwar können wissenschaftliche Fakten über die Gesellschaft nicht ignoriert werden, ohne ein explizites politisches Programm ist jedoch keine Politik zu machen. Der FAZ-Artikel spart wie oben beschrieben die direkte politische Schlussfolgerung aus, man könnte hier daher von einem getrennten Modell ausgehen, während der Öffentlichkeit hier differenzierte Ergebnisse über gesellschaftliche Sachverhalte präsentiert werden.

Der Status und die Präsenz der Sozialwissenschaften in den Massenmedien gelten gemeinhin als prekär (s. o.). Der Klage der mangelnden Präsenz wird eine unbestimmte Omnipräsenz sozialwissenschaftlichen Wissens entgegengehalten. Diese Lage benennt Ulrike Felt (2000) als die Unsichtbarkeit der Sozialwissenschaften (s. o.). Felt bezieht sich in ihrer Analyse auf die Deutung der Wandlungsprozesse von Wissenschaft und Gesellschaft als einen neuen Modus (mode 2), der ein anderes boundary work der Wissenschaften impliziert. Weniger disziplinäre Grenzen werden bei einer grundsätzlichen Autonomie und Ferne der Wissenschaft gegenüber der Gesellschaft betont, sondern Grenzen zu als Konkurrenten verstandenen Anbietern. Problemlösungs- und Marktlagen sind die Kampffelder, in denen Wissenschaftlichkeit verteidigt und legitimiert wird. Der vorliegende Fall der Übersetzung des DIW-Wochenbericht-Beitrags in Artikel von Tageszeitungen enthält hier erstaunliche Parallelen. Das DIW als außer-universitäre Forschungseinrichtung hat die Informierung und Beratung von Politik und Öffentlichkeit zum Ziel, der Wochenbericht stellt so gesehen tatsächlich ein Produkt im Sinne Felts (ebd.) dar, das auf einem Aufmerksamkeitsmarkt konkurriert. Innerhalb des Berichts zeigt sich dies, da weniger der disziplinäre Hintergrund oder gar die theoretische Rahmung hervorgehoben werden, sondern die Einlösung des Organisationsziels des DIW (was als Sammlung massenmedialer Zitate in Pressespiegeln übersetzt wird) den Rahmen des Veröffentlichungsorts (Wochenbericht) bestimmt. Die Orientierung an außerwissenschaftlichen Relevanzkriterien ist im Bericht explizit zu finden. Allerdings steht in Frage, ob der Fall ebenfalls als ein Hinweis auf Entdifferenzierungsprozesse, die mode-2-Konzeptionen diagnostizieren, zu werten ist. Der Fall zeigt zudem auch eine starke journalistische Autonomie, auf deren Grundlage aus dem Bericht drei verschiedene Artikel produziert werden. Diese Artikel betreiben dabei ihr eigenes boundary work, stellen Wissenschaft als durchaus differente Wissenspraktik dar, kritisieren auch implizit die Wissenschaft für ihre ausschließliche Orientierung an internen Kriterien. Insbesondere die Schwierigkeiten bei der Wiedergabe des wissenschaftlichen Teils des DIW-Berichts sind aber wohl nicht als Intelligenzdefizit der Journalisten oder Qualitätsdefizit der Tagespresse zu werten, sondern als Ausdruck von Sinn Grenzen zwischen Wissenschaft und Journalismus. Ebenfalls

werden im Aufbau der Artikel die Grenzen zwischen staatlicher Verwaltung (in Form der amtlichen Statistik) und der Politik gegenüber der Wissenschaft deutlich, die konkurrierende Beschreibungen der Gegenwartsgesellschaft, Prognosen zu ihrer Entwicklung und Erklärungsansätze dafür aufweisen.

Was tragen die feinkörnigen Interpretationen der Artikel nun aber zur Beantwortung der Frage, wie sozialwissenschaftliches Wissen in den Massenmedien dargestellt wird, bei? Zunächst zeigt sich die leitende Operation, sozialwissenschaftliches Wissen aus seinem Diskurszusammenhang und praktischen Kontext zu einem berichtenswerten Objekt zu transformieren. Dabei gehen selbstverständlich alle Anteile verloren, die in der Betrachtungsweise von Wissenschaftlern implizit mitgedacht werden: Ein wissenschaftlicher Aufsatz stellt theoretische wie Fakten-Aussagen zur öffentlichen Kritik. Das präsentierte Wissen wird als fallibel angenommen. Von Interesse ist daher neben der Faktenaussage über die Welt (in diesem Falle: x Frauen bleiben ohne Kinder) auch die Konstruktion und die Wahrscheinlichkeit dieser Aussage. Die Diskussion der Datengrundlage und der statistischen Maßzahlen und deren Fehlergenauigkeit sind also ebenso wichtig wie die bloße Zahl. Ebenfalls gibt es feldspezifisches Wissen, wie die Autorenschaft zu interpretieren ist. Die Reinigungsarbeiten, die von der Datenanalyse zum fertigen Artikel führen, sind zwar nicht im Detail nachzuvollziehen, sie sind aber implizit miteingerechnet (vgl. dazu etwa Knorr-Cetina 1991). Der Zeitungsartikel dagegen stabilisiert die Faktenaussage, indem alle vorweggenommenen Unsicherheiten und Einwände gegen ihre Geltung ausgespart werden. Zwar rechnet auch der Zeitungsleser mit spezifischen Reinigungsarbeiten, die Unsicherheiten herunterspielen, aber die Funktion der Veröffentlichung des Artikels ist Information, also Versorgung mit richtigen Faktenaussagen – hierin liegt der zentrale Unterschied. Aus einem der öffentlichen Kritik zugetragenen, höchst voraussetzungsvollen Vorschlag wird eine Aussage über gesellschaftliche Wirklichkeit gemacht: Es sind x Prozent der Frauen, die ohne Kinder bleiben. Dies sind die Kernaussagen aller drei untersuchten Artikel, die sich in den Titeln wiederfinden.

Trotz alledem scheint aber der politisch-öffentliche Rahmen die Anschlussordnung der Artikel entscheidend zu beeinflussen, auch wenn sich diese in verschiedenen Ressorts niederschlägt. Dies könnte auch das Auslassen anderer Anschlussformen wie oben angedeutet erklären. Dieser Rahmen stammt aus dem DIW-Bericht selbst, dessen Veröffentlichungsort schon für eine Policy-orientierte Wissenschaft spricht und der mit öffentlichen Empfehlungen an die Politik endet. Andererseits ist diese Rahmung lediglich im taz-Artikel klar dominant, der auf der anderen Seite die Auswertung des DIW-Berichts am differenziertesten wiedergibt. Auffällig ist, dass gerade der FAZ-Titelseitenartikel die explizite politische Pointe durch das Referat einer zweiten Studie umgeht, während der Wissenschafts-Artikel der Welt wiederum am nächsten an der Form des DIW-Berichts bleibt. Das Verhältnis von Journalismus, Politik, Wissenschaft und Öffentlichkeit ist also keineswegs ungeboren, sondern zeigt sich eher in den latenten Implikaturen. Das Argument,

welches für die politisch-kulturelle Öffentlichkeit wirksam wird, basiert nämlich auf der Feststellung der wissenschaftlichen Richtigkeit der Inhalte des DIW-Berichts, was wiederum mit dem Auslassen der innerwissenschaftlichen Konfliktroute untermauert wird. Aus einer rivalisierenden Konstruktion und Deutung verschiedener Datengrundlagen wird eine Aussage über gesellschaftliche Wirklichkeit gemacht – dies, so die Deutung, kehrt aber als Verwirrung und Unzulänglichkeit bei der Wiedergabe der Ergebnisse des DIW-Berichts wieder. Auf Basis dieser Festbeschreibung ist nun aber die Kritik an der Legitimation von Gesetzesvorhaben der Bundesregierung möglich: Diese argumentiere mit falschen Annahmen und steuere durch Einseitigkeit fehl. Damit wird die Wissenschaft latent in ihre öffentliche Rolle als ‚Wahrheitsgerichtshof‘ (vgl. Weingart 2008, insbesondere das Kapitel zur Politisierung der Wissenschaft) bestätigt, die als neutrale Instanz politischen Konflikt lösen soll. Ein ‚Expertenstreit‘ wäre dieser Rolle natürlich abträglich – damit verfehlt der Journalismus allerdings ein Stück weit seine Aufgabe, differenziert über die Gesellschaft zu berichten. Gegenüber der Bundesregierung wird zwar eine unabhängige Expertise aufgefahren, zum Preis der einseitigen Information der Öffentlichkeit. Der wissenschaftliche Diskurs dringt dabei also durch aus in die Sphäre massenmedialer Präsenz vor (bis auf Seite 1!), aber weder konstruiert noch repräsentiert – sondern übersetzt.

2.3 #regretting motherhood

Die folgenden kontrastiven Fälle fokussieren das Thema Mutterschaft und Kinderlosigkeit auf eine andere Art und Weise. Die Untersuchungen von Orna Donath sind hierbei von einem spezielleren Interesse, da die Öffentlichkeit und die Rezeption des sozialwissenschaftlichen Wissens hier noch einmal in einer anderen Form in den Zeitungsartikeln auftaucht, nämlich über das Twitter-Hashtag #regrettingmotherhood.

Donath, israelische Soziologin, befasst sich in mehreren Veröffentlichungen mit dem Phänomen der bereuenden Mutter. Der Inhalt der zentralen Veröffentlichung (Donath 2016; basiert auf Donath 2015) und die Diskussion werden nun zunächst cursorisch dargestellt, indem auch auf die deutsche Debatte eingegangen wird (Donath 2016, S. 12), die für sie im internationalen Vergleich am intensivsten geführt wurde (Donaths Gesprächspartnerinnen stammen aus Israel; für deutsche Beiträge vergleiche etwa Mundlos 2015 und Göbel 2016, Letzterer wird gedankt in Donath 2016, S. 271). Donath (2016, S. 9f.) leitet ihre Fragestellung aus der Beobachtung ab, dass üblicherweise Frauen damit konfrontiert werden, Reue über Kinderlosigkeit zu empfinden bzw. danach gefragt zu werden – die Reue, Kinder zu bekommen, hat demgegenüber keinen Begriff und keine Sprache. Mutterschaft wird zwar positiv über die Bezeichnung Mutter bezeichnet, Nicht-Mutterschaft kennt keine vergleichbare Bezeichnung, Donath spricht von ‚Müttern von Niemandem‘

(ebd., S. 150). Die soziologische Fragestellung thematisiert den gesellschaftlichen Umgang mit Frauen, der sich in diesem sprachlosen und tabuisierten Gefühl niederschlägt (ebd., S. 13 f.): Reue dient Donath, eher sozial als psychisch verstanden, als Symptom für ein Machtsystem. Die israelische Gesellschaft wird von ihr (ebd., S. 33) dabei als pronatale gedeutet. In dieser gelte die Reue, keine Kinder zu bekommen, als Machtinstrument der Geburtenpolitik. In diesem Kontext wird das Gefühl der Reue, Kinder bekommen zu haben, die Zeit zurückdrehen zu wollen und lieber keine Kinder zu bekommen, zu einer Gefahr der Ordnung. Empirische Marker für diesen Umstand finden sich in der Zuschreibung von Weinerlichkeiten und Empathieschranken, die bestimmen, wer sich worüber öffentlich beschweren darf: Reue über die Mutterschaft ist ein Tabu (ebd., S. 193 f.). Donath (ebd., S. 25 f.) zeigt dies auch in den öffentlichen Reaktionen zu ihren Arbeiten, in denen immer wieder auf die Bedingungen der Mutterschaft (etwa im Konflikt mit Berufstätigkeit) als Ursache für die Reue abgestellt wird – in dieser Art und Weise wird die Sprengkraft der Reue gegenüber der Mutterschaft entschärft, Donath zeigt aber, dass in ihren Analysen die Bedingungen nicht der entscheidende Punkt sind. Während empirisch die Wege zur Mutterschaft vielfältig erscheinen, dominieren zwei Diskurse über die Mutterschaft: zum einen ein naturalisierender, der den Wunsch Mutter zu werden, als biologische Konstante von Frauen setzt; zum anderen ein „neoliberaler“, der die positive Wahl Mutterschaft neben andere Optionen stellt (ebd., S. 23 f.). Donaths (ebd., S. 255) Ziel ist neben der Gesellschaftsanalyse, eine Plattform zu bieten, die dieses sprachlose Gefühl zu einem sagbaren transformieren helfen soll, was dazu dienen soll, die Vielfalt von Gefühlen und Identitäten von Frauen sichtbar zu machen (ebd., S. 243). Gleichzeitig soll das Phänomen der Mutterschaft weg von der Rollenzuschreibung an Frauen hin zu einer Beziehung verschoben werden (ebd., S. 248). In dieser Hinsicht zeigt sich auch Donaths (ebd., S. 26) engagierte Haltung, indem sie sich mit dem Ziel gemein macht und etwa die Einleitung des Buchs mit „Wir haben es verdient“ schließt. Aus der Perspektive der Medien ist ein Phänomen, über das nicht gesprochen wird, allerdings mit einer wissenschaftlichen Studie bearbeitbar gemacht wird, natürlich im Sinne der Überraschung und Neuigkeit eine sehr interessante Quelle, was Donath (ebd., S. 153) selbst reflektiert.

Im Folgenden werden wieder drei Artikel, die die Arbeiten Donaths zum Inhalt haben, ausführlicher analysiert. Dabei soll es sich nicht um eine Rezeptionsanalyse handeln, sondern anhand des Beispiels sollen sich wiederum kontrastive Darstellungen der Übersetzung soziologischen Wissens in der „Qualitätspresse“ zeigen. Bei den analysierten Artikeln handelt es sich wieder um längere Stücke, sodass hier vergleichend nur die Kernpassagen der Darstellung des sozialwissenschaftlichen Wissens genauer interpretiert werden.⁹⁵

95 Da der Spiegel den Abdruck des Volltextes nicht erlaubt, werden im Folgenden nur einzelne Passagen wie oben gedruckt. Die Zitatnachweise in einfachen Klammern beziehen sich auf

Tabelle 2.2: Ausgewählte Artikel für die qualitative Analyse (Regretting Motherhood)

Titel	„Ich will mein Leben zurück“	„Gut, besser, mittel-mäßig“	„Kinderlos durch den Shitstorm“
Erscheinungsdatum	04.-06.04.2015	06.02.2016	22.03.2016
Quelle	Süddeutsche Zeitung	Der Spiegel	Die Welt
Ressort und Seite	Wissen, S. 35	Kultur, S. 130–132	Feuilleton, S. 22
Autor	Esther Göbel	Claudia Voigt	Constanze Illner
Wortanzahl	1.704	2.483	768

Der Fall ist dahingehend ein interessanter Vergleich, da es sich um qualitative Forschung handelt, über die berichtet wird, und die relevanten Kontexte des Wissens andere sind. Die Analyse der Artikel verläuft hier anhand der Frage, was in den Artikeln als soziologisches Wissen auf welche Weise dargestellt wird, welches positive Wissen in den Artikeln als berichtenswert dargestellt wird und welche Folgekontexte konstruiert werden.

Der Artikel „Ich will mein Leben zurück“ von Esther Göbel nimmt nahezu die gesamte Titelseite des Wissensressorts in der Osterausgabe der SZ ein. Die Seite ist geprägt von einem Bild, einer ein Kind hochwerfenden Frau in Rückansicht, durch dessen oberen Teil sich die Überschrift erhebt. Unter dem Bild ist ein hervorgehobener Teaser (3–6, s. u.) platziert, drei Zwischenüberschriften gliedern den fünfspaltigen Text. Im Teaser weist sich der Artikel selbst inhaltlich aus: „Erkundungen zu einem verbotenen Gefühl“ (6). Im Artikel wird aus einer Studie Orna Donaths zitiert und diese ausführlich vorgestellt, gepaart wird dies mit Zitaten anderer Studien sowie Aussagen anderer Wissenschaftlerinnen aus den Sozialwissenschaften und der Psychologie. Die drei Zwischenüberschriften deuten dabei auf drei Teile des Artikels hin, die sich allerdings im Fließtext auch vermischen: die Darstellung des Gefühls der Reue in der Studie Donaths, Mutterschaft als historisches und soziales Konstrukt sowie der Umgang mit Ambivalenz gegenüber Kindern. Auffällig an dem Artikel ist, dass die Überschrift (2) in keinem klaren Verhältnis zum Rest steht. Bei der Überschrift handelt es sich um eine Forderung, deren Inhalt und Adressat zwar im folgenden Teaser aufscheinen (s. u.), deren Explikation und mögliche Einlösung im Fließtext aber nicht mehr weiter thematisiert werden. Mögliche politische Folgerungen werden gerade nicht aufgenommen, ebenfalls werden Konsequenzen der Versprachlichung des Reue-Gefühls jenseits des faktischen Auftretens nicht diskutiert, stattdessen

die Dokumente, die zur Interpretation benutzt wurden. Die Volltexte sind zu finden unter: <https://www.sueddeutsche.de/gesundheit/unglueckliche-muetter-sie-wollen-ihr-leben-zurueck-1.2419449>; <https://www.spiegel.de/spiegel/print/d-142514343.html>; https://www.welt.de/print/die_welt/kultur/article153551535/Kinderlos-durch-den-Shitstorm.html [zuletzt zugriffen am 24.02.2021].

schließt der Artikel mit Ratschlägen zum Umgang mit ambivalenten Gefühlen von Eltern.

Der Artikel „Gut, besser, mittelmäßig“ von Claudia Vogt erstreckt sich über drei Seiten innerhalb des Kulturreports *des Spiegels*. Es finden sich drei Bilder (ein kleines mit einem schreienden Säugling (Roy Lichtenstein: „Reflections on The Scream“ (1990), *Spiegel*-Seite 130), ein größeres mit einer weinenden Frau mit einer Gedankenblase („I... I'm sorry!“; Roy Lichtenstein: „I... I'm sorry!“ (1965–66), S. 131) sowie ein Portraitfoto von Donath (beschriftet mit „Autorin Donath. Keine wertvolle Erfahrung“, S. 132)) und zwei fettgedruckte Sätze (auf den Seiten 130 und 132). Der Artikel nimmt im besten Sinne des Wortes Feuilleton Anregungen und Quellen aus verschiedenen kulturellen Bereichen (unter anderem: Sozialwissenschaften, aber auch Filme, Serien, Sachbücher und Interviews), um eine Zeitdiagnose der Mutterschaft zu formulieren. *#regretting motherhood* ist hierbei Anlass und wird in diesem Kontext rezensiert.

Der Artikel „Kinderlos durch den Shitstorm“ nimmt den unteren Teil der Titelseite des Feuilletons der *Welt* vom 22.03.2016 ein. Zwischen den ersten beiden Spalten ist ein Portraitfoto von Donath (das gleiche wie im *Spiegel*artikel) mit der Unterschrift: „„Nichtmutter“ aus Überzeugung: die israelische Soziologin Orna Donath“ platziert. Der Artikel kommentiert die öffentliche Aufregung um *Regretting Motherhood* anlässlich einer Podiumsdiskussion von Donath mit Catherine Newmark, hierbei spielt insbesondere der Unterschied zwischen Israel und Deutschland eine Rolle sowie die Deutung der Diskussion als basierend auf der missverstandenen Instrumentalisierung Donaths „für den politischen Protest gegen mangelnde Infrastruktur und deutschen Perfektionismus“ (394). Auch hier stehen die Überschrift und der folgende Teaser in einer spezifischen Spannung zum Inhalt des Artikels: Weder wird eindeutig klar, welcher Shitstorm gemeint ist, noch wird explizit, inwiefern die Arbeit Donaths Kinderlosigkeit thematisiert, wobei aber das Fehlen eines Kinderwunsches im ersten Satz des Teasers als Grund für Aufregung herausgestellt wird (340).

Wie das Wissen dargestellt wird

- 13 Diese Äußerungen stammen aus einer wissenschaftlichen Studie der Israelin Orna Donath. Die
- 14 Soziologin von der Universität Tel Aviv hat 23 israelische Mütter im Alter von Mitte zwanzig bis
- 15 Mitte 70 in intensiven Interviews zu ihren Gefühlen gegenüber der eigenen Mutterrolle befragt.

Den Artikel „Ich will mein Leben zurück“ durchzieht eine Gegenüberstellung der Arbeit Donaths mit anderen wissenschaftlichen Quellen. Der erste Absatz (8–12) ist ein gutes Beispiel für den journalistischen Einsatz von Personalisierung: Um das Leserinteresse durch einen alltagsnahen Einstieg zu wecken, werden Aussagen dreier Frauen, deren Vornamen mit Zahlen, also Altersangaben versehen werden, aufgeführt. Donaths Arbeit selbst wird hierbei nicht direkt zitiert,

sondern auf „eine[.] wissenschaftliche Studie“ (13) verwiesen. Die Autorin wird zunächst als Israelin bezeichnet und erst im Satz danach (13 ff.) folgen eine Disziplinennennung und der Anstellungsort Universität.⁹⁶ Die Reihung überrascht, schließt aber an den ersten Absatz an: Die Äußerungen sind nicht selbst erhoben, sie stammen nicht ‚von der Straße‘ oder sind ausgedacht, sondern erhalten Wert durch die Verortung in einem wissenschaftlichen Kontext, der wohl Repräsentativität und Kontrolliertheit ausdrücken soll. Auffällig ist, dass Soziologie hier erst danach und auch nur als Attribut für die Autorin der wissenschaftlichen Studie verwendet wird. Es entsteht dadurch eine gewisse Spannung, als sei der Status der Studie als wissenschaftliche der wichtigere Punkt, der die folgenden Attribuierungen der Autorin der Studie aufhebt. Dies verstärkt sich durch die Charakterisierung der Methode Donaths als „intensive[.] Interviews“ (15), stellt doch das Adjektiv einen gewissen Bruch zur übrigen Beschreibung des empirischen Materials dar und steht gerade gegen den verobjektivierenden und distanzierten Kontext Wissenschaft. Es handelt sich also um eine wissenschaftliche Studie, die allerdings nicht allen gängigen Vorstellungen zur wissenschaftlichen Methode entspricht. Diese Lesart, das soziologische Wissen würde hier als latent defizitär gegenüber wissenschaftlichen Wissen dargestellt, die Arbeit Donaths müsse gegen gewissen Widerstand in das Normalmodell der Wissenschaft eingefügt werden, findet an verschiedenen Stellen Unterstützung. Die Art der Interviews wird also nicht angegeben, sondern es wird auf eine Erlebnisqualität zwischen den Gesprächspartnerinnen abgestellt, weiter unten ist die Rede davon, dass sich Donath „in ihrer Forschung Frauen“ „widmet“ (25), was auf eine stärkere Involvierung der Person der Forscherin hindeutet. Donath wird als heroisch dargestellt, sie stehe mit ihrer „Forschung [...] allein auf weiter Flur“ (31), was aber auch einen gewissen Außenseiterstatus innerhalb der Wissenschaftlergemeinschaft bedeuten kann. Die Parallelisierung der Forscherin mit den untersuchten Frauen gipfelt schließlich darin, dass beiden Mut attestiert wird (43 f.), gegen die Norm öffentlich zu sprechen. Gegen diese bestimmten wissenschaftlichen Normen nicht entsprechenden Verfahrensweisen Donaths wird wiederholt ein gewisser Standard wissenschaftlicher Forschung implizit gegenübergestellt: „Langzeitstudien und quantitative Untersuchungen fehlen bisher“ (34 f.), das Phänomen würde wissenschaftlich kaum untersucht (31 f.), Entwicklungspsychologie, Soziologie und Anthropologie verfolgten andere Fragestellungen (32 ff.), eine Umfrage des „Wissenschaftszentrum[s] Berlin für Sozialforschung“ ließe Schlüsse über die Zufriedenheit durch Nachwuchs bei Eltern zu (38–41). Zu Wort kommt zudem die Soziologin Christina Mundlos, die allerdings hauptsächlich

96 Im folgenden Absatz wird Donath als Wissenschaftlerin bezeichnet (24), später als israelische Forscherin (72). In der Regel werden Zitate mit einem „sagt Donath“ oder „nennt Donath“ versehen, was die Quelle intransparent macht: Handelt es sich um ein Interview oder um geschriebene Sätze? Zudem verschwinden hierdurch die Unterschiede zur zweiten Soziologin sowie zu den Äußerungen der Gesprächspartnerinnen Donaths.

als Autorin charakterisiert wird, deren Buch „Mütterterror“ jedoch eher nicht auf eine strenge wissenschaftliche Untersuchung hinweist (52 f.). Ebenfalls werden zwei israelische Psychologinnen mit einem Aufsatz zitiert (55 f.) sowie eine klinische Psychologin interviewt (119–126). Zusammengenommen ergibt das den Eindruck, dass die qualitative und engagierte Herangehensweise Donaths nicht explizit dargestellt wird und gerade dadurch, dass etwaige Unterschiede in der wissenschaftlichen Verfahrensweise nicht thematisiert werden, auch derart defizitär erscheint, dass die eigenen Erkundungen der Autorin vonnöten seien. Die Ausführungen Donaths werden im Verlauf des Artikels immer mehr einem medizinisch-standardisierten Modus angeglichen, was schließlich in der Bezeichnung der Gesprächspartnerinnen Donaths als „Probandin“ (129) seinen bedeutungsbrechenden Höhepunkt findet.⁹⁷

Zu Beginn des Artikels „Gut, besser, mittelmäßig“ wird zwar klar gemacht, dass es sich um eine Buchrezension handelt, allerdings stellt sich der Charakter des Buches als wissenschaftlich erst im Laufe des Artikels heraus. Die Titelunterschrift, der Teaser, ließe etwa noch eine literarische Rezension vermuten:

138 Das Buch „#regretting motherhood“ versammelt die Stimmen von 23 Frauen, die beklagen,

139 Kinder bekommen zu haben. Ihre Reue ist auch die Folge eines überfrachteten Ideals.

Im Verbund mit der Artikelüberschrift bleibt zunächst unklar, was der Inhalt des Artikels enthalten wird: Bezieht sich die gebrochene Steigerung⁹⁸ der Überschrift auf die Qualität des Buches? Wird aus der Versammlung der Stimmen ein Chor (man kann assoziieren: von Klageweibern)? Unterscheiden oder gleichen sich die Frauen und ihre Stimmen, etwa im Grund der Klage oder in ihrer soziohistorischen Lokalisierung? Sind die Stimmen aufgefunden, handelt es sich also etwa um gefundene Texte (etwa Gedichte, Romanteile etc.) oder selbst verfasste Lebensberichte oder sind sie für das Buch erhoben worden? Ist der zentrale Inhalt des Artikels das Buch und dessen Bewertung oder das, was die Frauen sagen?⁹⁹

97 Der korrekte Hinweis, von den Analysen der Interviews zu sprechen, die wissenschaftliche Hinweise tragen, statt von den Interviewten, findet nicht statt. Diese werden aber auch nicht als Gesprächspartnerinnen benannt, sondern als Frauen, Studienteilnehmerinnen oder Befragte.

98 Neben der Bewertung der Qualität, die die Steigerung anzeigt, könnte es auch um Leistung oder Sport gehen – unklar ist aber, was die Brechung der Steigerung ausdrücken soll. Es liegt dann nahe, das gesellschaftliche Ideal des folgenden Teasers mit dem Titel in Bezug zu setzen: Aber geht es dann um die Bewertung des Ideals oder ist das Ideal das Maß für etwas, nach dem sich gut, besser und am besten bewerten ließe?

99 Letztere Möglichkeit, also das Versammeln von öffentlichen Bekenntnissen, erinnert an das *Stern*-Cover und die Titelgeschichte des *Sterns* vom 06.06.1971 unter der Überschrift

Der zweite Satz schließt dann in einem Bruch an: Es ist nicht etwa von einem Adressaten der Klage die Rede, sondern von Reue, deren Ursache „auch“ ein überfrachtetes Ideal sei (139). Damit ist zwar nun ein sozialwissenschaftlicher Kontext wahrscheinlicher, allerdings schwimmt hier die Trennung zwischen Werk, Autor und rezensierender Journalistin: Wem ist die These zuzuschreiben? Inwiefern handelt es sich um eine strenge Kausalität und inwiefern ist das „auch“ zu interpretieren? Das Nahelegen und Offenhalten dieser Frage ist wohl damit zu interpretieren, dass im Folgenden keine reine Rezension zu erwarten ist, sondern dass die Journalistin als Autorin¹⁰⁰ des Artikels eine größere Rolle einnimmt, als die bloße Wiedergabe des Inhalts des Buches zu liefern.

In den nächsten zwölf Absätzen (141–206) steht die Darstellung von *#regretting motherhood* im Vordergrund, in den späteren Absätzen kommt das Buch eher beiläufig vor, lediglich im drittletzten Absatz noch einmal prominent. Die Darstellung des Inhalts orientiert sich an den oben aufgeworfenen Fragen: Homogenität oder Heterogenität der Frauen, Analyse oder Bekenntnis der Frauen, Rezension oder thematischer Text. Der erste Absatz (141–145) stellt zunächst die Verschiedenheit der Frauen hinsichtlich ihrer Mutterschaft (Kinderzahl, Enkelkinder, Abstand zur Geburt, künstliche Befruchtung) und nach sozialer Selbstverortung sowie Bildungsgrad vor, die sodann zu einem Chor zusammengeführt werden: „Sie sagen: Wir bereuen es, Mutter geworden zu sein“ (144). Hieran schließt sich eine Bedeutungsdimension des Artikels an, bei der weniger das Buch als die Aussagen der Frauen und die Reaktionen darauf im Vordergrund stehen. Es folgt: „Und sie haben damit eine Erschütterung ausgelöst“ (144f.). Weiter unten: „Von diesem Gefühl war bisher höchstens hinter vorgehaltener Hand die Rede“ (153); „Die Frauen sagen das anonym. Die meisten fühlen sich schuldig dabei“ (172f.); „Alle 23 Mütter [...] sprechen von echter Reue und sind sich des Tabubruchs wohl bewusst“ (188f.). Alle Zitate zeigen, dass der authentische Bericht der Frauen einen Berichtswert hat: Vorher war davon in der Öffentlichkeit nichts zu hören. Die Öffentlichkeit und deren Ansprüche an Authentizität („echte Reue“) stehen hier über der Darstellung der Datenerhebung und

„Wir haben abgetrieben!“, bei der sich über 350 Frauen öffentlich zu einem rechtsverstoßenden Schwangerschaftsabbruch bekannten. Diese Aktion orientierte sich an einem französischen Vorbild und gilt als Meilenstein der Frauenbewegung sowie der Bewegung zur Reform des Paragraphs 218, der später u. a. um straffrei bleibende Ausnahmen ergänzt wurde.

100 In der Onlineausgabe des Artikels, wie auch in der Datenbankausgabe, findet sich am Ende des Artikels tatsächlich ein biografisches Schlaglicht auf die Autorin (325–330): Claudia Voigt, Jahrgang 1966, wollte anders als die Soziologin Orna Donath, immer Kinder. Sie ist Mutter eines 15-jährigen Sohnes, der es ihr strengstens verbietet, irgendetwas über ihn „in der Zeitung“ zu schreiben. Akzeptiert. Seit 1999 arbeitet Voigt als Redakteurin beim SPIEGEL, sie hat über viele frauenpolitische Themen geschrieben. Das Hin- und Hergerissensein zwischen Familie und Beruf kennt sie trotzdem gut. Am Phänomen „Regretting Motherhood“ findet sie die heftigen Reaktionen anderer Mütter interessant.

Auswertung der sozialwissenschaftlichen Forschung, dass die Frauen „anonym“ Auskunft geben ist für letztere forschungsethische Selbstverständlichkeit, für ein öffentliches Bekenntnis gerät es zum Problem. Zugleich wird hierüber aber nicht nur Relevanz im Sinne der Neuheit der Aussagen generiert, sondern auch für die Forschung und das Buch, zu dessen Lektüre eine Rezension ja sich beziehen muss. Auf diese Weise wird in den Worten Donaths (164–167) nämlich das Erkenntnisinteresse und die Erklärungsrichtung des Buchs wiedergegeben:¹⁰¹ „Mit diesem Sachverhalt wollte ich mich unbedingt genauer befassen. Ich ging von der Annahme aus, dass unser gesellschaftliches Sichtfeld stark eingeschränkt ist und uns etwas, das zwar existiert, aber keine Sprache hat, weder sehen noch hören lässt.“ Die sozialen Verhältnisse lassen Phänomene unsichtbar werden, wenn diese keine Sprache besitzen. Allerdings zeigen sich im Folgenden Schwierigkeiten, den sozialwissenschaftlichen Kontext bruchfrei darzustellen. Dafür werden hier die beiden Linien zusammengebracht, was schließlich weg von der Rezension des Buches und der Darstellung der Frauen führt, hin zur Thematisierung von zeitgenössischer Mutterschaft.

168 Im Frühjahr 2015 veröffentlichte Donath ihre Studie „Regretting Motherhood“ in „Signs“, einem
169 Journal für feministische Themen und Genderstudien, und im Internet. Die Reaktionen waren
170 heftig. Jetzt legt sie das Buch dazu vor(*). Sie hat mit jenen 23 Müttern ausführliche Interviews
171 geführt. Jede einzelne dieser Frauen sagt, sie würde, wenn sie nur könnte, die Zeit zurückdrehen
172 und sich gegen ein Kind entscheiden. Die Frauen sagen das anonym. Die meisten fühlen sich
173 schuldig dabei.
174 Nun sind 23 Gesprächspartnerinnen für eine Studie wahrlich nicht viel, und man kann Donaths
175 Arbeit anlasten, dass sie alles andere als repräsentativ ist. Zumal die Soziologin der Haltung ihrer
176 Gesprächspartnerinnen mit großer Aufgeschlossenheit begegnet. Doch die irre Resonanz im Netz
177 wer #regrettingmotherhood eingibt, [...]
179 kann einiges davon nachlesen, die üblen Beschimpfungen und der Hass, die große Erleichterung
180 bei manchen, dass dieses Thema zur Sprache kommt, und das Bedürfnis vieler Frauen, der Welt
181 übers Internet mitzuteilen, was für großartige Mütter sie sind, diese Reaktionen zeigen, dass
182 Donath einen Nerv getroffen hat.

Das Zusammenführen der Darstellung des öffentlichen Bekenntnisses und der wissenschaftlichen Analyse gelingt nur durch Brüche: *Signs* weist den Untertitel „Journal of Women in Culture and Society“ auf, wird hier in einer Kategorien-
dehnung eher nicht wissenschaftlich charakterisiert, zudem mit dem Signalwort

101 Dies geschieht vorher (210-220) durch die Beschreibung der Person Orna Donath, die „schon sehr früh“ wusste, keine Kinder bekommen zu wollen und aufgrund der Erfahrung mit dem „vermeintlich guten Rat“, dies zu überdenken, um es nicht später bereuen zu müssen, auf das Thema gebracht wird, nämlich über die Frage, ob es nicht auch „Frauen [...] bereuen, Kinder geboren zu haben“. Donath wird sonst als „Soziologin“ (175) oder „israelische Soziologin“ (154) benannt.

Genderstudies.¹⁰² Die Methode wird als das Führen „ausführliche[r] Interviews“ benannt, was allerdings aufgrund der niedrigen Fallzahl von 23 keine Repräsentativität beanspruchen darf. Die Einschränkung der wissenschaftlichen Geltung wird zudem durch die aufgeschlossene Haltung der Autorin verstärkt – weiter unten (197f.) wird Donath dafür gelobt, längere Passagen zu zitieren, da die „Frauen ihre Situation differenziert betrachten“, als ob die Beschreibung des Phänomens durch die Journalistin gegen die Engagiertheit der Autorin Donath gesichert werden müsste. Zugleich wird im oben gezeigten Abschnitt ebenfalls die Relevanz und Wichtigkeit der Arbeit Donaths dargestellt: Diese besteht allerdings weniger in wissenschaftlicher Exzellenz, sondern in der Reaktion auf die Arbeit in der Öffentlichkeit, die als „heftig“ und „irre“ charakterisiert wird. Gerade letzteres Adjektiv besticht durch seine Doppeldeutigkeit, entweder psychiatrisch wahnsinnig oder eine Außergewöhnlichkeit zu thematisieren. Dies steht in Verbindung mit dem Schwanken von Quantität und Qualität der Arbeit Donaths, die ja nicht repräsentativ sei, aber eine besondere Qualität menschlicher Erfahrung bearbeite, deren Herangehensweise nahe an der Voreingenommenheit stehe, aber dadurch (wiederum medizinisch kodiert) einen „Nerv“ treffe. Die Leistung Donaths scheint insgesamt also weniger in einer wissenschaftlichen Analyse zu liegen, als in der Provokation einer öffentlichen Reaktion, insbesondere in dem Labeln eines (jenseits von Privatgesprächen und Therapien) tabuisierten Themas, an das angeschlossen werden kann (205f.). Weiter unten wird allerdings die Leistung des Buches abschließend gewürdigt (199–202), indem eine zentrale These des Buches formuliert wird, woran sich die Einleitung für die Übersetzung in die Diagnose der Mutterschaft anschließt:

199 Das Buch entkräftet die Annahme, es könne so etwas wie eine „normale Mutterschaft“ geben. Eine
200 gestanzte Version vom Glück, wie sie in Werbung und seichten Filmen reproduziert wird. Wer ein
201 Kind bekommt, geht eine Beziehung mit einem anderen Menschen ein. Und diese Beziehung birgt
202 viele Unwägbarkeiten.

Im Artikel „Kinderlos durch den Shitstorm“ wird die Studie weniger als neu dargestellt, sondern in Form einer Erinnerung. Im Vordergrund steht die Debatte, die insbesondere auf Twitter geführt wird, die allerdings auch mit einem länger zurückliegenden Index versehen wird („Im vergangenen Sommer“ (349)) – aktueller Anlass des Artikels ist dagegen die Veranstaltung „Mein Kind – ein Fehler“ in Berlin, bei der Orna Donath mit Catherine Newmark diskutiert (363ff.). Donath wird im Artikel als „israelische Soziologin“ (341, 347) bezeichnet, ihre

102 Zu den Auseinandersetzungen um die Genderstudies vergleiche Hark & Villa (2015, 2017).

Arbeit durchgehend als „Studie“ (341, 349, 359, 370, 383). Die Studie wird allerdings in zwei Hinsichten in ihrer Geltung eingeschränkt: Zum einen (383–391) wird das Bereuen der Mutterschaft als „ein spezifisch israelisches Problem“ bezeichnet, zum anderen wird das Erkenntnisinteresse als persönliches konstruiert:

366 Donath berichtete, sie habe schon mit 16 gewusst, dass sie keine Kinder wollte. „Das wirst du noch
367 mal bereuen“, habe ihr Umfeld ihr prophezeit, Kinder würden zu einem erfüllten Leben schließlich
368 dazugehören. Um das Gegenteil zu beweisen, machte sich Donath auf, Mütter zu finden, die es
369 bereuen, Kinder bekommen zu haben.
370 Wer sucht, der findet: 2015 erschien ihre Studie. [...]

Dies geschieht zwar im Zuge des Berichts über die Veranstaltung, allerdings wird doch offensichtlich in beiden Fällen nicht davon ausgegangen, es gäbe ein Phänomen, welches mit sozialwissenschaftlichen Methoden bearbeitet werden könnte und allgemeine Gültigkeit beanspruchen dürfte. Stattdessen wird hier eine Autorin als Suchende beschrieben, deren Finden nicht zufällig wirkt, deren Motivation aus einer privaten Konstellation gespeist scheint. Ein wissenschaftlicher Anspruch wird zwar nicht offensiv bestritten, allerdings wird durch die Geltungseinschränkung die Aussage von Donath zu einer, der ohne Weiteres widersprochen oder deren Bedeutung relativiert werden kann, liegt doch eben nicht der Beweis und die Deutung für ein tabuisiertes Phänomen vor, das gesellschaftliche Widersprüche enthält, sondern der eher trotzige Beweis einer heranwachsenden Israelin, sie könne sich von Altersweisheiten freimachen.¹⁰³ Die Vulgarisierung des Anspruches findet sich auch darin wieder, dass „Nichtmutter“ als „Lieblingswort“ Donaths bezeichnet wird (363). Damit wird aber nicht nur implizit Kritik an der Geltung der soziologischen These geübt, sondern zugleich eine Umgangsweise mit der Debatte nahegelegt, die wiederum an alltägliche Situationen anschließen kann. Diese wird auch in ihrer Aufregung als möglicherweise fabriziert eingeführt („Was braucht es [...] um eine Debatte zu entfachen“? (344)), der Veranstaltungstitel explizit als „konsequent provokant“ (365) bewertet, die deutsche Reaktion als insgesamt unverständlich (383 f.) und im Vergleich zu Israel als „unerwartet groß“ (371) sowie die Aneignung als „Missverständnis“ (393). Dem wird abgeklärt entgegengehalten, „normale Alltagsambivalenz“ und das Klagen über die Mühen der Mutterschaft wären keineswegs tabuisiert (357 f.) und auf die Aufzählung der Reaktionen auf Twitter: „Dabei ist Kinderlosigkeit in Deutschland keine Schande, mit einer Geburtenrate, die 2014 bei 1,42 Kindern pro Frau lag, sind „Nichtmütter“ keine Ausnahme“ (374 f.). Das Thema der Studie wird also sowohl in ein tatsächlich bekannteres (vor allem auch in der medialen Debatte, s. o.) übersetzt, es geht nicht um Reue, sondern um Kinderlosigkeit, und die aufklärerische und engagierte Seite

103 „Wer sucht, der findet“ ist ein geläufiges Wortspiel, man ist geneigt weiterzuassoziiieren mit „Viel Lärm um nichts“.

wird als Missverständnis abgeräumt. Übrig bleibt ein Sonderproblem (und damit auch kein Phänomen) in Israel, das hauptsächlich darin besteht, dass Frauen dort Kinder bekommen, um einen gesellschaftlichen Abstieg zu verhindern (386). Daneben herrscht „ein gewisser politischer Zugzwang“, mehr Kinder als die Palästinenser zu bekommen (388 f.). Dies führe zur Reue israelischer Frauen, die falsche Entscheidung getroffen zu haben (390 f.).

Wie regretting motherhood übersetzt wird

3 Kinder sind das größte Glück im Leben – so will es zumindest die gesellschaftliche Norm. Mütter,
4 die anderes berichten und ihre Elternrolle bereuen, werden schief angesehen. Dabei sind
5 zwispältige Emotionen gegenüber dem eigenen Nachwuchs vermutlich sehr verbreitet.

6 Erkundungen zu einem verbotenen Gefühl

[...]

127 So absolut ist aber selbst die Reue nicht. Einige Frauen in Donaths Studie sagten, sie sähen
128 durchaus positive Aspekte von Mutterschaft: schöne Momente, eine herausfordernde Aufgabe, die
129 Akzeptanz durch die Gesellschaft. Doch für die Probandinnen wogen die Nachteile schlicht
130 schwerer: Verantwortung, Sorgen, der emotionale Fokus auf Familie und Partnerschaft, Konflikte
131 zwischen Familienleben, Beruf und persönlichen Bedürfnissen. Konflikte, die viele Mütter kennen,
132 aber unterschiedlich bewerten – was den Zwiespalt von Reue trennt. Dass es aber tatsächlich
133 Mütter gibt, die Letzteres empfinden, so wie manche Frau ihre Heirat als falsche Entscheidung
134 bereut, scheint für viele immer noch undenkbar. Soziologin Christina Mundlos sagt es so: „Eine
135 Mutter spricht nicht über ihre Erschöpfung. Das ist gesellschaftlich nicht erwünscht.“

Der Teaser des Artikels „Ich will mein Leben zurück“ nimmt den Titel auf und stellt eine Inhaltsangabe des Artikels dar. Die Forderung des Titels, die einen Verlust impliziert, wird dahingehend expliziert, dass es weniger um existenzielles Leben geht als um ein Glücksversprechen. Subjekt der Forderung scheinen Mütter zu sein, allerdings in einer individualisierten Weise. Adressat der Forderung scheint die Gesellschaft zu sein und zwar in dem Sinne, dass die gesellschaftliche Norm ein Versprechen für ein Individuum enthält, durch Elternschaft ein glückliches, gelungenes Leben erfüllen zu können. Erst so ergibt die Überschrift Sinn, es wird weniger ein verlorenes Leben (etwa durch Freiheitszug) zurückgefordert, als dass individuelle Glücksmöglichkeit als Maßstab für gesellschaftlich zur Verfügung stehende Lebenswege konstituiert wird. Aus der Perspektive des Individuums erscheinen diese institutionalisierten Lebenswege jedoch als Wahlmöglichkeit bzw. Projekt, die anhand positiver Gefühle gemessen werden. Das Skandalon, welches der Artikel im Folgenden enthält, das Ausbleiben einer positiven Summe bei der Verrechnung schöner und negativer Gefühle in der Bewertung durch einige Frauen (= Reue, insbesondere der letzte Absatz des Artikels (127–135)), wird jedoch im Teaser nicht benannt, sondern durch die Formulierung „schief angesehen“ etwas verharmlost und durch die Normalisierung entschärft: Schief angesehen

werden nicht nur moralisch zweifelhafte Subjekte, sondern auch peinliche Kleiderstücke. Die Normalisierung beginnt durch die Verallgemeinerung des Phänomens, im Teaser wird eben nicht von der Mutterschaft gesprochen, die bereut wird, sondern von der Elternschaft (4), was nicht zuletzt wohl auch als Angebot für männliche Leser verstanden werden kann, sich mit dem Phänomen zu identifizieren. Schließlich sind „zwiespältige Emotionen [...] vermutlich sehr verbreitet“ (5). Die von Donath angesprochene Schwierigkeit des Vertretens des Gefühls der Reue über die Mutterschaft, wird hier also nicht als gesellschaftlicher Machteffekt gedeutet, der Subjekte gleichzeitig formt sowie naturalisiert, wie auch die Kritik an den gesellschaftlichen Verhältnissen tabuisiert. Stattdessen werden „Erkundungen“ eines „verbotenen Gefühl[s]“ (6) angekündigt. Wiederum ist instruktiv, was Erkundungen eben nicht sind: Analysen und Begründungen. Ein verbotenes Gefühl verschleiert dazu die auf Wahrheit orientierte Analyse mit Andeutungen von Verruchtheit und Obskurität – was gleichzeitig aber auch die Artikulation des Leserinteresses ist: Wer über verbotene Gefühle sprechen kann, setzt sich wohlmöglich interessant von anderen Gesprächspartnern ab, zieht also Gewinn aus der Anschlusskommunikation dieses Artikels. Der Artikel bietet also keine endgültige Antwort, sondern möchte sich selbst als eigenständige Arbeit begreifen, die noch unbekannte Phänomene in ein Panorama stellt: Dies geschieht über die ausführliche Vorstellung der Ergebnisse Donaths (von den 15 Absätzen geschieht dies in elf, die restlichen vier enthalten Kontextualisierungen und Bezüge zu anderen Quellen), die die theoretischen Hintergründe (Mutterschaft als ein „kulturelles und historisches Konstrukt“ (72–75)) benennt, die Pointe der Gesellschaftsanalyse des Reuegefühls von Donath aussprechen lässt („Es ist die Gesellschaft, die entscheidet“ (105–107)) wie auch auf politische Fundierungen und Konsequenzen hinweist (Israel und die zionistische Idee (108–112)). Diese erkundeten Terrains stehen jedoch mehr oder weniger gleichberechtigt neben der Relativierung des Reuegefühls und Ratschlägen zur Umgangweise mit ambivalenten Gefühlen – hierin ist im Kern die Übersetzung des Artikels zu verstehen: *von der Gesellschaftsanalyse hin zu individuellen alltäglichen Gefühlslagen*. Der entscheidende Bruch geschieht vor den letzten beiden Absätzen, findet sich jedoch im Teaser durch die Formulierung „zwiespältige Emotionen“ (5) vorbereitet. Erfahrungen von Zwiespälten wird von Reue unterschieden (132), letztere wird jedoch nicht als verbreitet und normal im Gegensatz zu den Zwiespälten dargestellt, sondern letztendlich als obskures aber existentes Phänomen, dessen Sprengkraft aber durch die Parallelisierung mit dem Erleben von Erschöpfung abgeschwächt wird (132–135). Ergebnis und Ziel des Artikels ist eben nicht der Nachweis einer potenziellen unüberwindbaren Nicht-Passung zwischen gesellschaftlichen Rollenerwartungen und Erleben und Bewerten von Individuen, die machtvoll u. a. durch Klageregeln und Pathologisierungen der Psychen der Äußernden zum Schweigen gebracht wird. Die Erkundungen entschärfen diese Kluft eher durch den Verweis auf angeblich nicht äußerbare Gefühle des „Schlafmangels“, des „Druck[s] der Verantwortung“ (47 ff.) und auf „Konflikte

zwischen Familienleben, Beruf und persönlichen Bedürfnissen“, deren (fehlerhafte?) Bewertung letztendlich als Grund für die Reue erscheinen (130 ff.). Die Bewertungsdimension wird zwar mit den Worten Donaths (77 f.) eingeführt und stellt die entscheidende Charakterisierung des Phänomens *regretting motherhood* dar, die Gleichsetzung mit dem Erfahren von „Heirat als falsche Entscheidung“ (133 f.) sowie das Schlusszitat Christina Mundlos („Eine Mutter spricht nicht über ihre Erschöpfung. Das ist gesellschaftlich nicht erwünscht“ (134 f.)) verdecken das Phänomen zugunsten alltäglicher Gefühlslagen eher und lenken die Aufmerksamkeit auf jene. Über Erschöpfung zu sprechen erscheint alltäglich durchaus möglicher als Mutterschaft zu bereuen, eine Eheschließung als zeitlich begrenztes Projekt zu konzeptualisieren, dessen schlechter Verlauf durch Reue gegenüber der Entscheidung dafür angezeigt wird, widerspricht zwar romantischen und christlichen Idealen, normalisiert sich allerdings angesichts der Scheidungshäufigkeit. Das ist aber nur bedingt vergleichbar mit der Empörung, die eine vergleichbare Haltung gegenüber dem Kinderkriegen auslöst. Als positives Wissen lässt sich schließlich aus dem Artikel zweierlei entnehmen: Es gibt das Phänomen der Reue gegenüber der Mutterschaft und alltägliche ambivalente Gefühle gegenüber dem eigenen Nachwuchs sind normal.

Der Artikel „Gut, besser, mittelmäßig“ setzt zwar die Rezension von *#regretting motherhood* zentral, allerdings besteht die zentrale Übersetzung des sozialwissenschaftlichen Wissens hier darin, dass das Buch zu einer Quelle unter vielen wird, die die Journalistin nutzt, um eine Zeitdiagnose über Mutterschaft zu formulieren. Der Kern der Diagnose lautet, dass sich Mütter in einem „absurden Wettstreit“ (227) befinden, die bestmögliche Mutter darzustellen, was aber negative Folgen für die Frauen hat. Die Steigerung des Titels ist genau an dieser Stelle wieder aufgegriffen, die Brechung des Titels stellt abschließend die Lösung in der Folgekontextkonstruktion dar. Soziologische Arbeiten, neben Donath wird auch wieder Christina Mundlos als Soziologin mit Statements in den Artikel integriert und auch deren Buch *Wenn Muttersein nicht glücklich macht* als deutsche Bearbeitung des Themas aufgeführt (228–234, 243–259), nehmen hier einen Teil möglicher Weltzugänge ein, derer sich die souveräne Feuilleton-Journalistin bedienen kann, um Aussagen über die Kultur, in der gelebt wird, zu treffen. Hinzu treten Kinofilme (*Babadook* (210 f.)), TV-Serien und deren Figuren (*Carrie Mathison* aus *Homeland* als „weibliche Heldin unserer Dekade schlechthin“ und „Regretting Mother“ (212–217)), fiktionale Literatur („Romane wie „Aberland“ und „Lasse““ (209 f.) sowie Charlotte Roches Misserfolg mit *Mädchen für alles*, in der eine Mutter als Antiheldin dargestellt wird (218–223)), historischen Linien, Statistik (Geburtenrate und Aufenthalte im Müttergenesungswerk (268–274)), Literaturwissenschaften (Barbara Vinken und ihr „Longseller“ *Die deutsche*

Mutter (285–297)), die Psychologie (allerdings ausschließlich kritisch, in einem Absatz in der die Bindungstheorie Bowlbys als mitverantwortlich für den übertriebenen Anspruch an Mütter und den Muttermythos dargestellt wird, die Bindungstheorie wird als „wackliges Konstrukt“, „das auf Versuchen mit Rhesusaffen basiert“ delegitimiert (298–304)), Begriffswandel (ohne Quellenbezug, also wohl aus eigener Anschauung wird der Wandel von Housewife zu Stay-at-Home-Mom als „sprachliche Aufwertung“ der Mutterschaft zu Lasten anderer Rollenanteile gedeutet (260–267)), Rollenanalyse (ebenfalls ohne Quellenangabe als Auflistung anderer Rollen von Frauen jenseits der zeitlich begrenzten Mutterrolle (309–315)) und schließlich Philosophie (wobei ein *Spiegel*-Interview mit Elisabeth Badinter die Schlusspointe des Artikels setzt (316–320)). Neben den zum Teil witzigen Veranschaulichungen¹⁰⁴ der Thesen und Absurditäten mütterlichen Alltags werden massenmediale, künstlerische und wissenschaftliche Bezüge benutzt, um die These, des sich verändernden Verständnis von Mutterschaft darzulegen. Die „Erschöpfung“ durch den „Wettstreit“ (275 f.) und die Verabsolutierung der Mutterrolle, die im wabernden „Muttermythos“ (148) eine 200 jährige (die allerdings auch bis in die Reformationszeit zurückgeht (289 f.)) Geschichte aufweist, eskalieren in jüngerer Zeit (durch die „zunehmende Berufstätigkeit von Müttern“ (243)), zudem findet sich ein „Strudel der Retraditionalisierung“ (318) – all dies führt zu „Druck, der Erschöpfung und der Reue“ (319), womit der Kreis zu *#regretting motherhood* wieder geschlossen wird. Der Anspruch dieser Zeitdeutung wird explizit geäußert: „Gesellschaftliche Friktionen zeigen sich ja oft schon vor der Zeit in Kunst und Fiktion“ (207).

Im Artikel „Kinderlos durch den Shitstorm“ wird *#regretting motherhood* von einer sozialwissenschaftlichen Analyse des Gefühls der Reue gegenüber der Mutterschaft in ein öffentliches Thema übersetzt. Die Inhalte Donaths Arbeit werden zwar genannt, allerdings eher in einem wiederholenden Modus, es scheint die Erwartungshaltung vorzuhalten, der Hashtag wäre bekannt, man bräuchte nur eine kurze Rekapitulation des Inhalts, um wieder im Thema zu sein. Kern des Artikels ist dagegen die öffentliche Reaktion auf die Studie. In der Kommentierung und Bewertung der sich anschließenden Debatte um die Studie findet sich auch das zu behaltende und verwendbare Wissen, welches dem Artikel entnommen werden kann – und im Grunde die Debatte beendet, das Reden kann abgeschlossen, das Handeln angefangen werden. Der Kontext hierfür besteht im mehr oder weniger öffentlichen Anschluss an die Debatte. Diese wird aber laut

104 Beispiel: „Und um dieses Gefühl sichtbar zu machen, lassen sich Mütter einiges einfallen: Sie backen und basteln und organisieren Kindergeburtstage, von denen sich die kleinen Gäste tagelang kaum erholen“ (240 ff.).

dem Artikel weniger mit sozialwissenschaftlich begründbaren Argumenten geführt als mit Meinungen und Assoziationen.

353 [...] Sie bereuen es, Mutter geworden zu sein. Bereuen ist ein hartes Wort. Wer etwas
354 bereut, der möchte es wahrscheinlich ungeschehen machen, und wenn jemand sagt, er möchte sein
355 Kind ungeschehen machen, dann öffnet das ziemlich furchtbare Assoziationsabgründe.
[...]
371 [...] Unter dem Twitter-Hashtag
372 „#regrettingmotherhood“ sammeln sich die Meinungen zu dem Thema. Das Spektrum reicht von
373 blankem Entsetzen über so viel Herzlosigkeit bis hin zu Erleichterung, dass das Thema endlich zur
374 Sprache kommt. Dabei ist Kinderlosigkeit in Deutschland keine Schande, mit einer Geburtenrate,
375 die 2014 bei 1,42 Kindern pro Frau lag, sind „Nichtmütter“ keine Ausnahme.

Die Inhaltsbeschreibung und Verhandlung des Phänomens der Reue gegenüber der Mutterschaft (z. B. 353 ff.) verläuft jenseits des wissenschaftlich assoziierten Begriffs Studie nicht oder wie oben gezeigt implizit kritisch im Sinne einer Prüfung der sozialwissenschaftlich begründeten Argumente. Stattdessen wird das Phänomen aus seiner wissenschaftlichen Beschreibung gelöst und gleichsam unabhängig von der Studie in einem Alltagskontext expliziert. In welchem theoretischen Kontext, mit welchen Erkenntnisinteressen und -zielen Donath argumentiert, wird also zugunsten eines Verstehens, das nicht die Lektüre des Buchs voraussetzt, ersetzt. Dafür wird die öffentliche Aufregung erklärlich, schließlich sind „furchtbare Assoziationsabgründe“ geöffnet (355). Es geht also nicht um die Bestimmung von Wahrheit, sondern um emotionale Reaktionen. Dafür muss nicht rekonstruiert werden, was die Autorin der Studie exakt schreibt oder welcher Argumentationsfigur gefolgt wird, sondern mittels Wenn-dann-Konstruktionen wird eine Ursache-Folge-Kette beschrieben, die gerade auch ohne sozialwissenschaftliche Kenntnis nachvollzogen werden kann. Interessant hierbei ist, dass zum einen das Phänomen versprachlicht wird: Aus dem Gefühl der Reue wird ein „hartes Wort“ (353); aus der Absicht etwas ungeschehen zu machen, werden Assoziationsabgründe (354 f.). Zum anderen wird die spezifische geschlechtliche Bedingung des Phänomens zum Verschwinden gebracht, die Erklärung, warum das Phänomen nun als Kandidat für eine öffentliche Debatte taugt, liegt an Qualitäten der Reue, nicht am Geschlecht der Träger: So ließe sich nämlich die Absicht, „sein Kind ungeschehen [zu] machen“, durchaus auch von einem Vater äußern lassen, was auf die Furchtbarkeit wenig Auswirkung hätte. Die Folge hiervon ist, dass nun Tötung von Kindern statt Reue über Mutterschaft der Grund für die öffentliche Debatte zu sein scheint. Dies erhöht zwar den Streitwert, verfehlt aber *#regretting motherhood*. Gleichwohl zurückgenommen wirken in dieser Lesart dann aber die geschilderten Pole der Reaktionen „Herzlosigkeit“ und „Erleichterung“ (373), denen aber gleichzeitig mehrfach die Berechtigung entzogen wird:

Kinderlosigkeit sei keine Schande,¹⁰⁵ die „deutsche Aneignung der israelischen Debatte“ ein „Mißverständnis“ (392 f.).

Allerdings stellt das Verfehlen der Arbeit Donaths damit auch das zentrale Argument des Artikels dar, denn dies besteht in der Deutung der Debatte:

393 [...] „#regrettingmotherhood“ erscheint wie der strategisch zugespitzte Kampfbegriff
394 für den politischen Protest gegen mangelnde Infrastruktur und deutschen Perfektionismus. Ein
395 Shitstorm, nicht gegen die Mutterschaft an sich, sondern gegen die gesellschaftlichen Bedingungen
396 des Kinderkriegens.

Die Debatte wird als Shitstorm gewertet, was den Titel wieder aufnimmt, also als ein eskaliertes, emotionsgeladenes, beleidigendes öffentliches Phänomen, das so erklärungsbedürftig für ein unbeteiligtes Publikum wird, sich aber inhaltlich gegenüber rationaler Deliberation in der Öffentlichkeit diskreditiert. Wobei der Artikel an dieser Stelle unentschieden bleibt, ob der Shitstorm eine politische Strategie war oder Teil des Bewusstwerdens eines Missstandes; gleichsam beides durch das Missverständnis des Phänomens *regretting motherhood*, welches sich ja in der Reue gegen die Mutterschaft wendet.

Was sind die Folgen?

119 „Ambivalenz kennen wir doch auch aus dem alltäglichen Leben“, sagt Brigitte Ramsauer vom
120 Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf. Die Psychologin arbeitet in Gruppentherapien mit
121 psychisch erkrankten Müttern und ihren Säuglingen. „Es geht um die Fähigkeit, diese
122 gegensätzlichen Gefühle anzuerkennen, zu tolerieren, in sich und in den eigenen Alltag zu
123 integrieren. Darin besteht der Reifeprozess. Die Ambivalenz bei Müttern ist ganz normal“, sagt sie.
124 Die konträren Gefühle können sogar hilfreich sein, da sie eine intensivere Auseinandersetzung der
125 Mutter mit ihrem Kind erfordere. Das stärkt letztlich die Bindung zum Kind. Schwierig werden die
126 einander widersprechenden Gefühle der Mutter erst, wenn sie für das Kind jederzeit spürbar sind.

Wie bereits beschrieben übersetzt der Artikel „Ich will mein Leben zurück“ die gesellschaftsanalytischen Aussagen Donaths in alltäglich nachvollziehbare Situationen. Zentral für diese Deutung ist der oben aufgeführte Absatz. Wiederum nahezu gegen die Intentionen Donaths, das Gefühl der Reue sozial zu erklären und nicht zu pathologisieren oder mit alltäglichen Ambivalenzen zu vermischen, taucht in diesem Absatz eine klinisch tätige Psychologin auf, die gleichsam alltägliche Ambivalenzerfahrungen in einen Therapiekontext setzt. Während mögliche politische

105 In der Zeile 158 zeigt sich zudem ein Bedeutungsbruch: Von der Zusammenfassung der Debatte wird übergangslos auf die Geburtenrate rekurriert. Dies ist zum einen als Wertung der Debatte zu verstehen, nimmt aber auch das schon oben beschriebene Motiv auf, qualitative Forschung mit Repräsentativität zu konfrontieren, schon weiter oben im Artikel (133, 143) wird auch die Zahl der interviewten Frauen angegeben: 23.

oder gesellschaftliche Konsequenzen des Phänomens *regretting motherhood* in dem Artikel umgangen werden (dies zeigt sich insbesondere an dem kurzem, mit Schlagwörtern gespickten Absatz über Israel (108–112) und dem Ausbleiben der Diskussion vergleichbarer Kontexte oder gesellschaftstheoretischer Implikationen), ist der letzte Teil des Artikels vielsagend mit „Die gegensätzlichen Gefühle sollen sie anerkennen und in den Alltag integrieren“ (113) überschrieben. Die relevanten Folgekontexte sind neben der Formulierung positiver Erkenntnisse (s. o.) zum einen der Fokus auf die Kinder¹⁰⁶ und zum anderen die Bewältigung alltäglicher Ambivalenzerfahrungen, was nahe einer Ratgeberform gerät. Hierbei wird zum einen Ambivalenz wiederholt als normal versichert, gleichzeitig jedoch auch Ambivalenztoleranz als eine individuelle Entwicklungsleistung konzipiert, die von einem reifen Individuum erwartbar ist. Der Artikel richtet sich somit hier an individuelle alltägliche Gefühlslagen, die als normal und bearbeitbar versichert werden. Damit wird jedoch die Analyse Donaths indirekt auf die Weise beantwortet, die der Gesellschaftsanalyse und der Intention Donaths gerade widerspricht: Wiederholt vermischen sich Beschreibungen des Phänomens *regretting motherhood* mit Vorurteilen, die das Tabu anzeigen, dass nämlich eine bereuende Mutter letztendlich sich vor der Arbeit scheue, sich zu fein oder zu egoistisch für die Rolle gebe, ihr die nötige Reife für die Aufgabe fehle – alles Dimensionen, die die Reue über das Mutterwerden eben gerade nicht ausdrücken.

Während den Artikel „Gut, besser, mittelmäßig“ die Deutung der Mutterschaft als belastend in Folge eines „überfrachteten Ideals“ (139) dominiert, zeigen sich jedoch auch andere Kontexte, die sich durch die Darstellung sozialwissenschaftlichen Wissens verändern könnten. Zum einen spielt Öffentlichkeit und authentisches Sprechen gegen Tabus eine große Rolle im Artikel, dessen Möglichkeit auch als Errungenschaft von *#regretting motherhood* hervorgehoben wird. Dies wird zudem in einen gesellschaftspolitischen Kontext gesetzt, wenn am Ende der Aufzählung von Möglichkeiten weiblicher Selbstverständnisse und Rollenangeboten für Frauen daran erinnert wird, dass „dieses offene Leben für Frauen“ erkämpft wurde (369 f.). Auch wenn die Frauen selbst an der Misere der Mutterschaft beteiligt sind, was mit den Worten Christina Mundlos dargestellt wird (die Frauen halten unrealistisch an einem Ideal der verwirklichten Gleichberechtigung der Geschlechter fest, begreifen sich gegenüber früheren Generationen als privilegiert und orientieren sich gleichzeitig an deren

106 Die Diskussion der Rolle der Kinder findet bei Donath (2016) ebenfalls statt, dort erscheint jedoch als Lösung, dass sich die Kinder gleichberechtigt zu Wort melden dürfen müssen. Im Artikel reproduziert der Hinweis auf die Kinder gewissermaßen das Problem der Konstruktion von Mutterschaft, die Gefühlslage der Frau verschwindet vollends hinter dem Wohl des Kindes.

Mütterbildern (248–255)), kann die Beibehaltung feministischer Kämpfe hier als Lösungsvision angenommen werden. Hierzu gehört zudem die Umstellung bei der Erfahrung und Verarbeitung der Mutterschaft weg von der Introspektion (wobei aber gerade deutsche Frauen zur Innerlichkeit neigen würden (337 f.)) hin zur Wahrnehmung der Mutter-Kind-Beziehung, was als zentrale Leistung von *#regretting motherhood* dargestellt wird. Dies bedeutet in der Folge jedoch auch, dass Mutterschaft eben kein Naturzustand ist, sondern Leistung umfängt, die sich allerdings weniger in der Darstellung der besten Mutter erschöpfen sollte, sondern in der Beziehungsarbeit. Hierbei spielt zudem die Pointe der Überschrift eine große Rolle, wenn schon gesellschaftliche Entwicklungen, die sich in künstlerischen Formaten ankündigen, schwer zu verändern sind, bleibt doch der private und individuelle Umgang mit gesellschaftlichen Idealen, der kontrollierbar erscheint. Hierfür wird die Philosophin Elisabeth Badinter zitiert, die sich selbst als „mittelmäßige Mutter“ in einem *Spiegel*-Interview bezeichnet (316 f.). Somit wird zugleich an einen massenmedialen Anschluss rekuriert wie auch ein geisteswissenschaftliches Vorbild präsentiert, das einen Umgang mit der Zeit und der Mutterschaft anbietet: Relativierung des Mutterideals, sich gegen die Steigerungslogik der Zeit an Mittelmäßigkeit orientieren.

397 Trendbewusste Mütter können also wieder aufhören, ihre Mutterschaft zu bereuen und sich
398 stattdessen intensiv nach einer Ganztagskinderbetreuung umsehen. Denn mit einer niedrigeren
399 Erwartungshaltung lässt sich der Alltag wesentlich leichter bewältigen, glaubt Catherine Newmark.
400 Ihrer Meinung nach werde die ständige Gegenwart der Mutter in Deutschland ohnehin überschätzt.

„Kinderlos durch den Shitstorm“ behält die polyphone Wertung der öffentlichen Debatte auch im Schlussabsatz bei: Zugleich lässt sich an die Debatte, je nach Positionierungs- und Provokationswunsch, anschließen mit der Deutung, „[t]rendbewusste Mütter“ (397) könnten nun endlich wieder aus der Öffentlichkeit verschwinden, um sich um die „Ganztagskinderbetreuung“ zu kümmern – oder das Gegenteil: Da die „ständige Gegenwart der Mutter in Deutschland“ (400) nicht nötig sei, könnten Mütter eine gewichtigere Rolle in der Öffentlichkeit spielen. Auch wenn das sozialwissenschaftliche Wissen explizit wenig gewürdigt wird, scheint es doch berichtens- und beachtenswert. Der Anschlusskontext sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse liegt somit in öffentlichen Diskursen, deren Kenntnis wichtig ist – bis hin zur Selbstdarstellung als trendbewusst.¹⁰⁷

107 Auffällig ist zudem der Titel „Kinderlos durch den Shitstorm“, der auf Helene Fischers „Atemlos durch die Nacht“ verweisen könnte. Die Interpretation hierfür lautet, dass kulturkritisch auf den Charakter von Öffentlichkeit referiert wird, Trends und Hits zu erhalten, denen Individuen ohne Prüfung hinterherlaufen. Die Bedeutung von Moden wäre allerdings weniger existenziell oder sozial denn historisch zu verstehen.

Hierfür ist zwar eine genaue Darstellung der Hintergründe qualitativer und gesellschaftstheoretischer Sozialforschung nicht nötig, aber diese stellt einen Teil der Öffentlichkeit dar, die in verschiedenen massenmedialen Kanälen und in Alltagssituationen prozessiert. In diesem Kontext sind wiederum die Konstruktionen im Artikel zu verstehen, hierfür werden eher persönliche Motive der Autorin als theoretische Vorüberlegungen gebraucht, hierfür eignen sich eingestreute Zahlen und andere Konzepte wie z.B. Kinderlosigkeit und hierfür eignet sich die Zuschreibung des Phänomens Reue auf den Staat Israel und die Deutung der deutschen Aneignung.

Zusammenfassung

Die Kontrastierungen der Ergebnisse der Thesenspezifikation bestätigen die Deutung der Übersetzung, spezifizieren sie jedoch auch anhand des Falles einer qualitativ und gesellschaftstheoretisch argumentierenden Quelle. Auch hier erscheint die Ressortabhängigkeit der Artikel, es zeigen sich jedoch auch verschiedene Artikelformen, die die Quelle unterschiedlich einbetten: Als Bericht über ein Thema, als Deutung oder als Kommentar zu einer öffentlichen Debatte. Spezifikationen sind insbesondere für die Folgen-Dimension bedeutsam. Die Artikel konstruieren nicht die Bundesregierung bzw. politische Kontexte als den relevanten Bereich, in dem gehandelt werden sollte bzw. über den sich der Leser informieren sollte, sondern stellen auf den persönlichen Alltag und dessen Erleben ab. Dies geschieht wiederum in verschiedenen Formen: als persönliche Haltung, psychologisiert oder in Bezug zu social media-Debatten. Eine Besonderheit besteht hier dabei, dass es nun umso schwieriger wird, die allgemeine Relevanz des Themas im Sinne der Lesersprache klar zu machen. Im Alltag erscheint Mutterschaftsreue als Spezialproblem, der massenmediale Artikel sucht aber die Ansprache an ein möglichst allgemeines Publikum. Während wissenschaftliches Wissen im Sinne der Produktion allgemeingültiger Aussagen ein allgemeines Publikum verspricht, bricht die qualitativ und gesellschaftstheoretisch argumentierende Quelle aber mit den bekannten Formen und Qualitätsmarkern wie etwa statistischer Repräsentationalität. Dies wird eher als defizitär dargestellt, erlaubt den Autorinnen der Artikel gleichsam die Quelle stärker auf Augenhöhe zu behandeln. Es finden sich jedoch zentrale Bedeutungsbrüche und Translate, die einen Übersetzungscharakter des Umgangs mit dem sozialwissenschaftlichen Wissen nahelegen. Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens erscheint als überaus variantenreich, die Grundstruktur ist jedoch stets wieder zu finden: Voraussetzungsvolles und hypothetisches Wissen wird in polyphone Artikel übersetzt, die Faktizität von Gesellschaft, wahren Aussagen und Kommunikationsanschlüssen für ein breites Publikum konstruieren.

2.4 Fazit

Sozialwissenschaftliches Wissen wird in massenmediale Kontexte übersetzt, indem es aus seinem wissenschaftlichen Kontext befreit und anhand medialer Logiken transformiert wird. Es bestehen zwar Schwierigkeiten in diesem Vorgang, allerdings erscheint er möglich und routiniert durchführbar. Die qualitative Analyse zeigt hier zunächst einen sozialwissenschaftlichen Kontext, der eigenlogisch und als besondere Wissensform in massenmedialen Texten zu erkennen ist. Mediale Logiken wie die Ressortzugehörigkeit, die Lesersprache oder Nachrichtenwerte bestimmen die Konstruktion der untersuchten Artefakte. Die Varianten der journalistischen Textproduktion wie Bericht oder Kommentar erscheinen in der kontrastiven Fallauswahl vielfältig. Die Interpretation der Artikel fördert zahlreiche Inkonsistenzen, Auslassungen und Ungenauigkeiten zutage, die aber von kompetenten Lesern gemeistert werden sollten. Zudem sichert die Polyphonie der Artikel zugleich eine breite Lesersprache aber auch Annahmefähigkeit der Aussagen und Urteile der Artikel. Die makroanalytische Tiefenhermeneutik macht den Übersetzungscharakter der journalistischen Textproduktion durch die Identifikation von Bedeutungsbrüchen und Translaten deutlich, die von den angenommenen Grenzen zwischen den expliziten und impliziten Wissensbeständen zeugen. Der zentrale Bedeutungsbruch der Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens in massenmediales ist in der Zuschreibung von Geltung zu sehen. Sozialwissenschaftliches Wissen wird in sozialwissenschaftlichen Kontexten als theorie- und methodenabhängig, hypothetisch, fallibel und mit zahlreichen *ceteris-paribus* Einschränkungen verwendet, was sich explizit und manifest etwa in wissenschaftstheoretischen Aussagen, implizit und latent in Diskussionen und sozialen Strukturen zeigt. Dass also Aussagen von Sozialwissenschaftlern über die Faktizität sozialer Realität und der Gesellschaft getätigt werden, ist selbst dann nur unter diesen Einschränkungen zu verstehen, wenn manifest etwas anderes behauptet wird.¹⁰⁸ Aus der Perspektive der Sozialwissenschaften erscheint es höchst naiv, wie massenmediale Beiträge wahre, faktische Aussagen über Gesellschaft konstruieren. Hier werden den Aussagen der Sozialwissenschaften eine Autorität, Mächtigkeit und Einfachheit zugeschrieben, die die Sozialwissenschaften selbst gar nicht erheben. Allerdings ist dieser Bruch ebenfalls als Translat zu interpretieren: Durch die offensichtliche Übersetzung durch die Medien, die offensichtliche Unverständlichkeiten und Inkonsistenzen produziert, wird die Differenz der Aussage zu ihrer zugeschriebenen Geltung implizit deutlich. Offensichtlich können Sozialwissenschaftler nicht die genaue

108 Dies findet sich rezent in den Auseinandersetzungen innerhalb der Soziologie zwischen den Proponenten der Akademie für Soziologie und deren Kritikern wieder, vgl. etwa die Ausgabe 47(3) der *Soziologie*.

Zahl von etwa schwangeren Frauen nennen, selbst wenn der massenmediale Beitrag genau dies nahelegt. Aber, die genaue Zahl ist eben auch gar nicht wichtig, vielmehr liegt die Bedeutung sozialwissenschaftlichen Wissens auch für den öffentlichen Diskurs ja gerade in der Differenz zu den Grundmodi massenmedialer Kommunikation, die faktische Ereignisse berichtet und Perspektiven von Akteuren zu übermitteln sucht. Sozialwissenschaftliches Wissen ist an zahlreiche Bedingungen gebunden, aber dadurch auch von anderen befreit, was der Grund für das Vertrauen in sozialwissenschaftliches Wissen ist. Die Kontrolle durch die zahlreichen Einschränkungen der Sozialwissenschaften garantiert gleichwohl die Autonomie von politischen, wirtschaftlichen und anderen Interessen, aber auch die Überlegenheit gegenüber bloßen Behauptungen oder Begründungen, die auf persönlicher Erfahrung basieren. Zudem garantiert die massenmediale Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens die Verwendung in anderen Kontexten, in denen die strengen Regeln der Sozialwissenschaften nicht zu gelten brauchen.¹⁰⁹ Politische Entscheidungen etwa referieren zwar auf sozialwissenschaftliches Wissen, jedoch folgen sie nicht aus ihm. Ähnliches gilt für Alltagskommunikationen, für die die Thematisierung eines Beitrags der Massenmedien über Sozialwissenschaften vollkommen ausreicht. Hie wie da verlaufen die Übersetzungskaskaden weiter, wenn auch je situationsabhängig.

Die Explikation und Spezifikation der forschungsleitenden These bestätigt die Grundfigur. Über die Zeit scheinen sich ebenfalls keine Unterschiede jenseits thematischer Entwicklungen und Kontextverschiebungen deutlich zu machen.¹¹⁰ Bezüglich der Varianz des untersuchten sozialwissenschaftlichen Wissens, die von einem an ein breiteres Publikum gerichteten Bericht zu einer Monografie reicht, dominieren die massenmedialen Differenzen. Es finden sich jedoch auch Differenzen des sozialwissenschaftlichen Wissens wieder. Während die Übersetzung beim DIW-Bericht dem Wissen die wissenschaftliche Herkunft eher entkleidet, bleibt jedoch die Besonderheit nicht nur in der Datenlieferung, sondern in der theoriegeleiteten Deutung. Das Idealbild standardisierter Forschung (aber eben nicht: Datensammeln) setzt jedoch andere sozialwissenschaftliche Wissensbestände als Maßstab unter Druck. Paradoxiertweise erscheinen damit in der massenmedialen Übersetzung explizite Theorie- und Deutungsbezüge als defizient gegenüber impliziten.

109 Allerdings ebnet sich die interne Differenzierung der Sozialwissenschaften in der Übersetzung der Massenmedien ein. Interne Differenzen, theoretische Traditionen und Herleitungen werden anhand eines recht einfachen Bildes der Wissenschaft gemessen.

110 Und auch die Themen verschwinden freilich nicht aus der Berichterstattung: So antwortet Kristina Schröder in der Zeit vom 18.06.2020 (S. 37) auf die Frage, was Ihre Dissertation für Ihren Lebensweg bedeutet habe, sie hätte dadurch beim Mikrozensus durchboxen können, dass Frauen gefragt würden, wie viele Kinder sie geboren hätten, um mit dem Mythos des hohen Anteils kinderloser Akademikerinnen aufzuräumen: „Es sind tatsächlich nur 25 Prozent.“

3 Sozialwissenschaften in der Presse

Um die massenmediale Präsenz der Sozialwissenschaften darzustellen, wird zentral auf die Ergebnisse der standardisierten Inhaltsanalyse zurückgegriffen. Aus den Fragestellungen ergeben sich die Desiderate der Präsenz im Zeitverlauf, des Vergleichs von Disziplinen und der Qualifizierung und Kontextualisierung des sozialwissenschaftlichen Wissens. Zunächst (3.1) wird die Entwicklung der Sozialwissenschaftsberichterstattung anhand von Datenbankanalysen vorgestellt (vgl. für diese und die standardisierte Inhaltsanalyse den methodischen Anhang). Hier wird auch der engere Untersuchungszeitraum in den weitergehenden Verlauf eingeordnet. Hieran schließend sich Vergleiche der Periodika und der Disziplinen im Längsschnitt an (3.2). Die Ergebnisse der standardisierten Inhaltsanalyse werden in Unterkapitel 3.3 vorgestellt, hier wird sowohl die Struktur der Berichterstattung aller untersuchten Artikel als auch der Disziplinenvergleich angestellt. Ebenfalls werden die Einzelergebnisse in Artikeltypen zusammengefasst und diese in den Raum der Sozialwissenschaftsberichterstattung integriert. Die gleiche Struktur wiederholt sich für die Darstellung der Sozialwissenschaftler (3.4), auch hier werden zunächst die erhobenen Merkmale für alle Sozialwissenschaftler gezeigt, der Disziplinenvergleich vorgenommen, Typen gebildet und eine Integration vollzogen. Der Schlussteil (3.5) fasst die Ergebnisse zusammen.

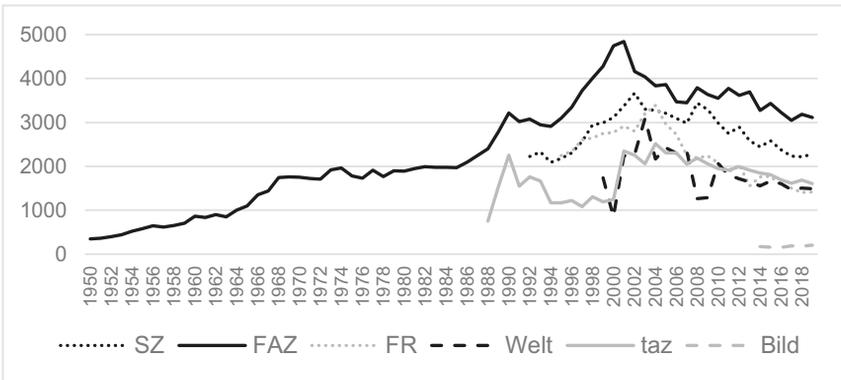
3.1 Sozialwissenschaftsberichterstattung seit 1945

3.1.1 Entwicklung der Sozialwissenschaftsberichterstattung seit 1945

Um die Ergebnisse einschätzen zu können, bietet sich ein weitergehender Zeitvergleich an. Mithilfe der Suchwörter und Datenbanken (s. Anhang) wurden für eine weitere Auswahl von Periodika für jedes verfügbare Jahr Datenbanktreffer erhoben.

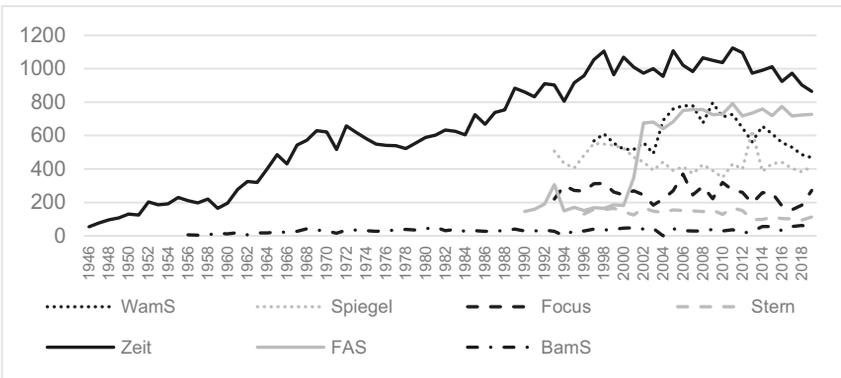
Abbildung 3.1 zeigt den Verlauf der gefundenen Artikel für alle drei Disziplinen zusammengefasst für die sechs Tageszeitungen. Die FAZ weist durchgehend die höchsten Artikelzahlen auf, gefolgt von der SZ. Die Artikelzahlen von taz, FR und Welt nähern sich gerade in den 2010er-Jahren auf ein Niveau an, das ungefähr der Hälfte der FAZ-Werte entspricht. Die Bild-Zeitung weist nur ca. sieben Prozent des FAZ-Werts auf. Die Verläufe der Tageszeitungen zeigen ein ähnliches Muster: Die Jahreswerte steigen bis in die erste Hälfte des ersten Jahrzehnts des dritten Jahrtausends und fallen seit dem wieder.

Abbildung 3.1: Datenbanktreffer für Tageszeitungen pro Jahr



Die Verläufe der Wochenperiodika sind unterschiedlicher (vgl. Abbildung 3.2). Die Zeit weist mit Abstand die meisten Artikel auf, hier zeigt sich auch ein vergleichbares Muster zu den Tageszeitungen. Die Artikelzahlen steigen relativ kontinuierlich bis zum Ende der 1990er-Jahre, bleiben danach relativ konstant und sinken in den 2010er-Jahren. Der Verlauf der WamS zeigt ebenfalls dieses Muster, die anderen Periodika verlaufen konstanter. Die Publikumsmagazine weisen deutlich unterschiedliche Werte auf (der Stern etwa halb so viele Artikel wie der Focus, der etwa halb so viele Artikel wie der Spiegel zeigt), die BamS weist ungefähr sechs Prozent der Artikel der Zeit auf.

Abbildung 3.2: Datenbanktreffer für Wochenzeitungen pro Jahr



Während die absoluten Artikelzahlen einen Eindruck vom Artikelumfang pro Jahr und auch im Vergleich der Periodika erlaubt, lassen sich auf dieser Grundlage über die Präsenz der Sozialwissenschaften in der Presse nur bedingt Aussagen treffen. Der Eindruck sinkender Berichterstattung in den letzten zwanzig Jahren

über die drei sozialwissenschaftlichen Disziplinen, der im starken Gegensatz zur Erwartung stünde, relativiert sich nämlich, werden im Vergleich dazu die Prozentsätze an allen verfügbaren Artikel in den Datenbanken betrachtet.

Abbildung 3.3: Anteil Sozialwissenschaftsberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr

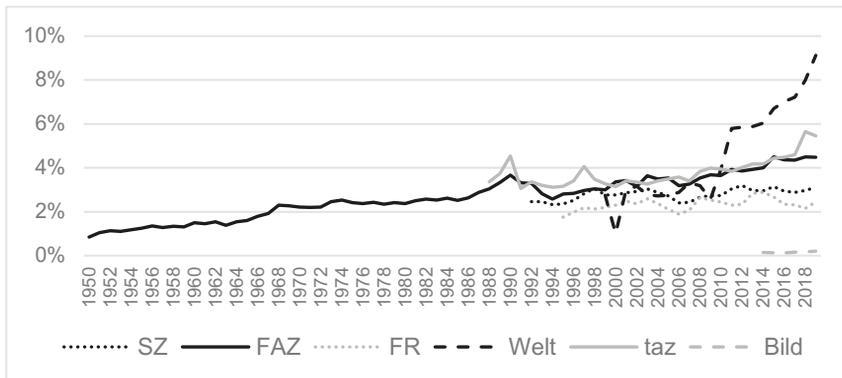
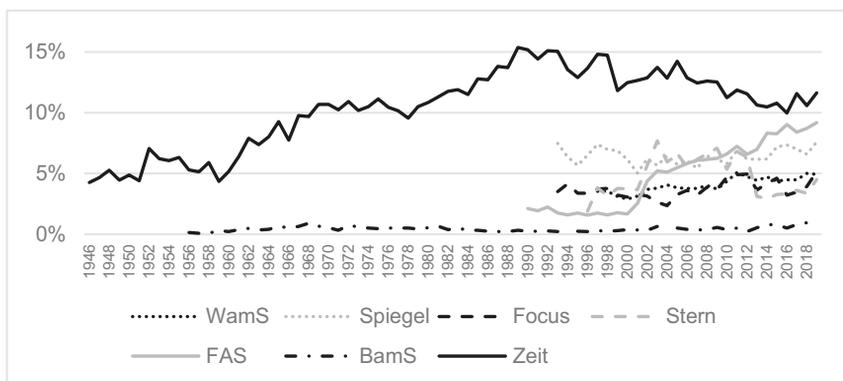


Abbildung 3.3 zeigt die jeweiligen Jahresanteile der Sozialwissenschaftsartikel für die Tageszeitungen an den verfügbaren Artikel der jeweiligen Datenbanken. Die Anteile steigen für alle sechs Zeitungen im Zeitverlauf an. Hierbei sticht die Entwicklung der Welt heraus: Bewegen sich die Werte bis 2010 noch unter vier Prozent, springt der Anteil 2011 auf fast sechs Prozent und steigt auf über neun Prozent 2019. Die Anteilswerte von FAZ und taz steigen ab 2000 relativ gleichmäßig an und überschreiten um 2010 die vier Prozent Marke. Erst in den letzten Jahren zeigt die taz einen deutlich höheren Anteil von ca. fünfeneinhalb Prozent. Die Anteile von SZ und FR entwickeln sich weniger dynamisch, sie liegen 2019 bei drei respektive zweieinhalb Prozent. Die Bild spielt auch hier in einer eigenen Kategorie, lediglich 0,16 % aller Bild-Artikel enthalten Bezug auf eine der Disziplinen.

Auch hier ist das Bild bei den Wochenperiodika etwas differenzierter (vgl. Abbildung 3.4). Hier findet sich im Zeitverlauf für den Stern ein geringer linearer Rückgang des Anteils der Berichterstattung mit sozialwissenschaftlichem Bestandteil. Die Entwicklung beim Stern zeigt zudem eine ungewöhnliche Hochphase zwischen 2002 und 2012. Die Zeit weist insgesamt den höchsten Anteil von Sozialwissenschaftsberichterstattung auf: Dieser steigt bis in die späten 1980er-Jahre mehr oder weniger kontinuierlich auf über 15 %, seitdem verringert sich der Anteil jedoch wieder und liegt in den 2010er-Jahren zwischen zehn und zwölf Prozent. Einen recht starken kontinuierlichen Anstieg der Anteilswerte erlebt dagegen die FAS, deren Werte ab 2014 zwischen acht und zehn Prozent liegen.

Während also die absoluten Artikelzahlen nicht mehr steigen, steigt doch der Anteil der Sozialwissenschaftsberichterstattung an der Gesamtberichterstattung. Dies erklärt sich in erster Linie durch den Rückgang der Artikelzahlen allgemein.

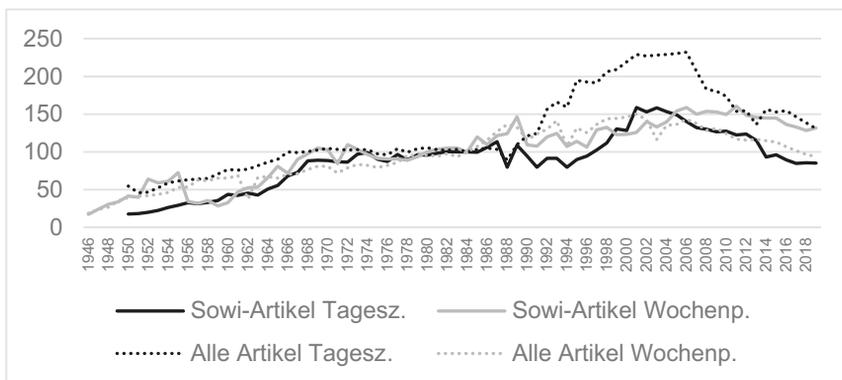
Abbildung 3.4: Anteil Sozialwissenschaftsberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr



Während 2014 469.116 Artikel aus den Datenbanken extrahiert werden konnten sind es 2019 391.671. Während also die Anzahl der Artikel mit sozialwissenschaftlichem Inhalt abnehmen, ist diese Entwicklung aber weniger ausgeprägt als beim Rückgang der Artikelzahlen insgesamt. Nimmt man den gesamten Zeitraum und alle Periodika als Grundlage steigen also die Artikelzahlen bis 2006 und fallen anschließend. Der Höchstpunkt der Sozialwissenschaftsartikel ist bereits 2003 erreicht. Bis in die 1970er-Jahre steigen die Artikelzahlen insgesamt stärker als die Werte der Sozialwissenschaftsartikel, bis Ende der 1980er-Jahre sind die Veränderungen dann nicht mehr groß. Die 1990er-Jahre zeigen große Steigerungen bis zu den jeweiligen Höchstpunkten. Anschließend geht der Umfang der Berichterstattung insgesamt schneller zurück als der Umfang der Sozialwissenschaftsberichterstattung. Ende der 1960er-Jahre erreicht die Sozialwissenschaftsberichterstattung demnach ungefähr das Niveau, welches sie zwanzig Jahre halten wird. Die große Steigerung der nächsten 15 Jahre wird hiernach von der allgemeinen Ausweitung der Berichterstattung getragen. Während des Rückgangs der Berichterstattung versozialwissenschaftlicht sich diese, da andere Berichterstattung noch stärker zurück geht.

Die Differenzierung nach den Periodikatypen zeigt ein genaueres Bild der Entwicklung (vgl. Abbildung 3.5). Die Entwicklung der Artikel in Tageszeitungen verläuft ab den 1990er-Jahren sehr viel dynamischer als die der Wochenperiodika, die ihren Höchstpunkt bereits 2001 erreichen. Die Sozialwissenschaftsartikeln in den Tageszeitungen wachsen erst etwas verspätet und erreichen ebenfalls bereits 2001 ihren Höhepunkt. Ab da nehmen sie ab, allerdings wie beschrieben weniger rasant als die Gesamtzahl der Artikel. Bei den Wochenperiodika sieht das Bild etwas anders aus. Diese erreichen bereits Ende der 1960er-Jahre mehr oder weniger das Niveau bis zum Beginn des Anstiegs Mitte der 1980er-Jahre, der von allen Artikeln in den Wochenperiodika dynamischer vollzogen wird. Dies ändert sich erst mit dem beginnenden Rückgang der Artikelzahlen in den Wochenperiodika. Die

Abbildung 3.5: Indexierter Verlauf nach Mediengattungen (1984=100)

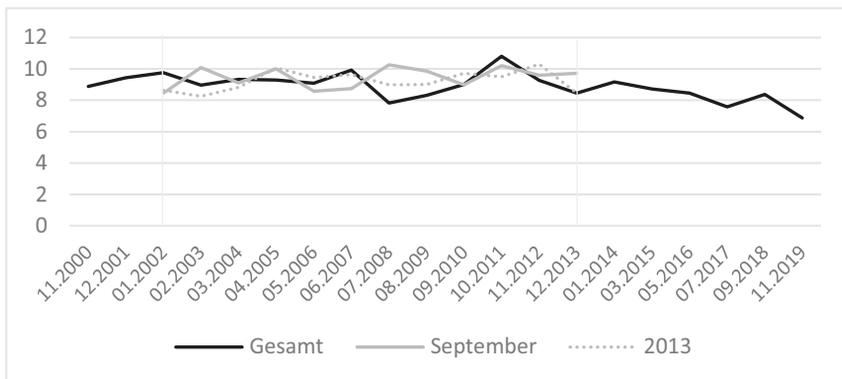


Sozialwissenschaftsartikel wachsen noch bis ins Jahr 2006, ihr folgender Rückgang fällt jedoch deutlich langsamer aus als der aller Artikel.

3.1.2 Einordnung der Stichprobe im Zeitverlauf

Abbildung 3.6 ordnet die Monate des Untersuchungszeitraums in einen weiteren Horizont ein. Hier werden die Durchschnitte der durchschnittlichen Artikelzahlen pro Ausgabe der Datenbanktreffer im Untersuchungszeitraum (01.2002 bis 12.2013) und in ausgewählten Monaten davor und danach abgetragen. Durchschnittlich finden sich damit ca. neun Artikel pro Ausgabe, der lineare Trend fällt. Die Entwicklung ist relativ stabil, von den 20 Messpunkten weichen nur sechs um mehr als eine Standardabweichung vom Mittelwert ab: 01.2002, 07.2008 und 10.2011 nach oben, 07.2008, 07.2017 und 11.2019 nach unten.

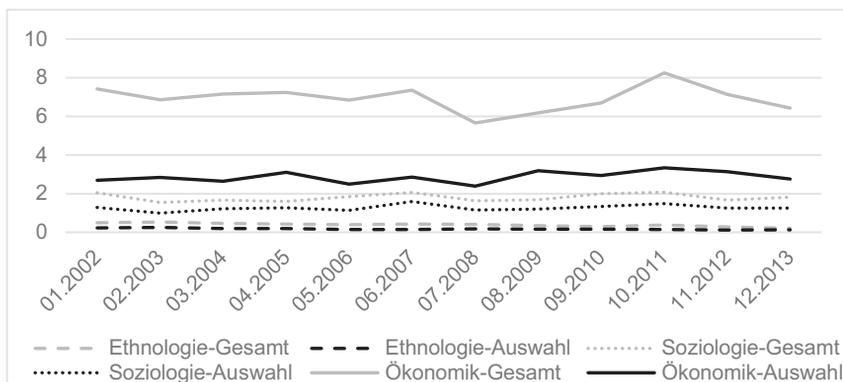
Abbildung 3.6: Datenbanktreffer pro Ausgabe



Im engeren Untersuchungszeitraum liegt der Mittelwert ebenfalls bei ca. 9, die negative Entwicklung fällt jedoch weniger stark aus. Hier finden sich für 07.2008 und 08.2009 schwache Werte, 10.2011 weicht nach oben ab. In der Abbildung finden sich zudem die Werte für jeden September des Untersuchungszeitraums und für das Jahr 2013 abgetragen. Die Mittelwerte runden sich ebenfalls auf 9, beide Kurven steigen jedoch im Trend und weisen mehr Werte jenseits der Standardabweichung auf. Verglichen mit einer konstanten Monatswahl über 12 Jahre unterscheidet sich der Untersuchungszeitraum also darin, dass er eine andere Entwicklung zeigt, zudem zeigt er weniger aber größere Abweichungen. Im Vergleich zu den Monaten des Jahres 2013 zeigt der Untersuchungszeitraum ebenfalls in einer anderen Entwicklung, auch hier zeigen sich weniger aber größere Abweichungen. Zusammengefasst stechen also die drei Abweichungen vom Mittelwert als Besonderheiten des Untersuchungszeitraums heraus, die fallende Tendenz stimmt eher mit der Gesamtentwicklung überein als die der Vergleichswerte. Es zeigen sich insgesamt aber weder Jahres- noch Monateffekte, die vom Untersuchungszeitraum systematisch verzerrt würden. Ebenfalls zeigt sich, dass nationale (Bundestagswahlen im September 2002, 2005, 2009 und 2013) oder globale (Finanz- und Eurokrise ab 2008) Ereignisse keine systematische Effekte auf die Datenbanktreffer haben, vielmehr folgen die Entwicklung der der allgemeinen Berichterstattung.

Abbildung 3.7 zeigt für die drei Disziplinen aufgeschlüsselt die jeweiligen Verläufe der Datenbanktreffer und der ausgewählten Artikel wieder im Durchschnitt der durchschnittlichen Artikelzahlen der acht Periodika pro Ausgabe.

Abbildung 3.7: Datenbanktreffer und Artikel pro Ausgabe



Von den durchschnittlich ca. neun Datenbanktreffern pro Ausgabe und Monat nimmt die Ökonomik ca. 6,9, die Soziologie 1,8 und die Ethnologie 0,4 ein. Die Suchwörter der Ökonomie kommen demnach drei Mal so häufig in den

Periodika vor wie die der Soziologie und Ethnologie zusammengenommen. Zugleich ist die Differenz zwischen den Datenbanktreffern und der ausgewählten Artikel mit Wissenschaftsbezug am höchsten: Für die Ökonomik fallen auf ca. 2,4 Datenbanktreffer ein Artikel mit Wissenschaftsbezug, für die Soziologie fallen auf 1,4 Datenbanktreffer ein Artikel und für die Ethnologie auf 2,2 Datenbanktreffer ein Artikel. Betrachtet man das Verhältnis von Ökonomik zu Soziologie und Ethnologie bei den Artikeln, so kommen Ökonomikartikel doppelt so häufig vor wie Soziologie- und Ethnologieartikel.

Dem großen Anteil der Ökonomik folgend gleicht der Verlauf der Ökonomikdatenbanktreffern der Gestalt der Gesamtentwicklung: Auch hier fällt der Trend, 07.2008 und 08.2009 sind die schwächsten Monate, 10.2011 der stärkste. Anders sieht dies die Artikel betrachtend aus: Es finden sich durchschnittlich 2,9 Artikel pro Ausgabe mit steigender Tendenz, 05.2006 und 06.2007 sind schwache Monate und der stärkste Monat nach 10.2011 ist 08.2009. Die Differenz zwischen den Datenbanktreffern und den Artikeln nimmt im Zeitverlauf ab.

Soziologiedatenbanktreffer werden im Zeitverlauf häufiger, die stärksten Monate sind 01.2002, 06.2007 und 10.2011, nur 02.2003 ist eine Standardabweichung unter dem Mittelwert. Artikel nehmen sogar stärker zu, durchschnittlich finden sich 1,3. Auch hier ist 02.2003 ein besonders schwacher Monat, 06.2007 und 10.2011 besonders stark. Die Differenz zwischen den Datenbanktreffern und den Artikeln nimmt im Zeitverlauf ab.

Ethnologiedatenbanktreffer nehmen im Zeitverlauf ab, gleiches gilt für die Artikel. Jeweils sind 01.2002 und 02.2003 die stärksten Monate, 11.2012 und 12.2013 die schwächsten. Pro Ausgabe finden sich lediglich 0,2 Ethnologieartikel. Die Differenz zwischen Datenbanktreffern und den Artikeln nimmt auch hier im Zeitverlauf ab.

Entgegen dem Eindruck der Datenbanktreffer und in Einklang mit der Annahme steigender Berichterstattung nimmt die Berichterstattung über Sozialwissenschaften im Untersuchungszeitraum zu. Es zeigen sich jedoch disziplinäre Unterschiede: Während die Ökonomik und die Soziologie ihre Artikelzahlen im Zeitverlauf steigern, sinken sie bei der Ethnologie. Bei allen drei Disziplinen ist der oben gezeigte Zusammenhang von sinkender Berichterstattung mit höher werdenden Anteilen von Sozialwissenschaftsberichterstattung wiederzufinden, interpretiert man die kleiner werdende Differenz zwischen Datenbanktreffern und Artikeln analog.

3.2 Periodika und Disziplinen

Um die historische Entwicklung in den Periodika vergleichend zu zeigen, wird sich auf die FAZ und die Zeit konzentriert, da diese den jeweils längsten Zeitraum abdecken.

Abbildung 3.8: FAZ-Datenbanktreffer (1950=100)

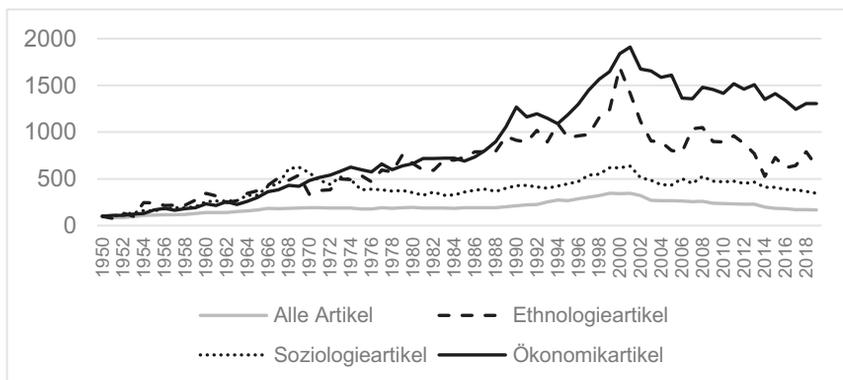
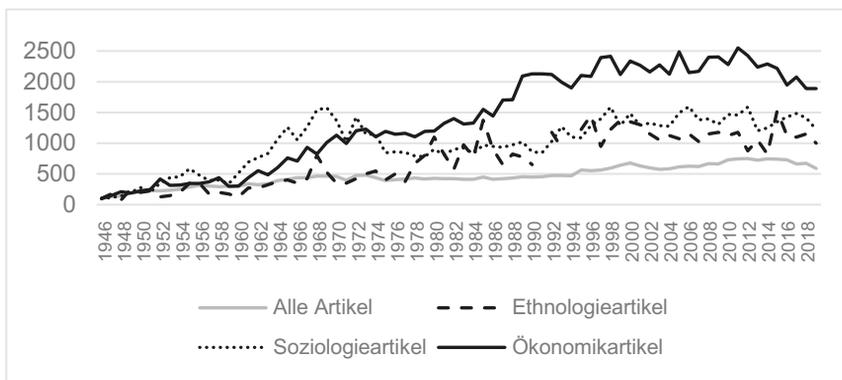


Abbildung 3.8 zeigt die Entwicklung der Artikelzahlen in der FAZ differenziert nach den Disziplinen und im Vergleich zur Entwicklung aller Artikel indexikalisiert auf 1950. Durchschnittlich finden sich über die Jahre ca. 1.680 Ökonomikartikel, 520 Soziologieartikel und 145 Ethnologieartikel pro Jahr. Der Höchstpunkt der Artikelzahl findet sich 1999, wo etwa 3,5 Mal so viele Artikel in der FAZ veröffentlicht wurden als 1950, 2019 sind es noch ca. 1,7 Mal so viele. Alle drei Disziplinen steigern ihre Artikelzahlen deutlich stärker als die Gesamtartikelzahl steigt. Es lassen sich drei Phasen unterscheiden: Bis zum Ende der 1960er-Jahre bauen Ethnologie und Soziologie ihre Artikelzahlen leicht stärker aus als die Ökonomik, es erscheinen insgesamt je 5 Mal so viele Artikel als 1950. Hiernach trennen sich die Entwicklungen von Ökonomik und Ethnologie von der der Soziologie in der zweiten Phase bis zum Anfang der 2000er-Jahre. Ökonomik und Ethnologie verdoppeln ihre Artikelzahlen noch einmal bis zum Ende der 1980er-Jahre und treten dann in eine noch mal verschärfte Wachstumsperiode ein, die die Ethnologie 2000 mit ca. 17 Mal so vielen Artikeln wie 1950 zeigt, die Ökonomik 2001 mit 19 Mal so vielen. Die Soziologieartikel fallen dagegen bis zum Beginn der 1980er-Jahre auf nur noch ca. 3,5 Mal so viele Artikel als 1950 und wachsen dann ebenfalls bis zum Anfang der 2000er-Jahre, wenn auch bei weitem nicht so dynamisch (2001: über 6 Mal so viele Artikel wie 1950). Ab 2001 fallen dann die Artikelzahlen, wobei die Ethnologie vom Hochpunkt aus gesehen besonders deutlich, die Soziologie weniger verliert. In den letzten fünf Jahren stabilisieren sich die Werte dann ungefähr bei 13 Mal so viele Ökonomieartikel, 7 Mal so viele Ethnologieartikel und 4 Mal so viele Soziologieartikel wie 1950.

Auch bei den Artikelzahlen der Zeit lassen sich grob die drei Phasen wiederfinden, wobei die Artikelzahl insgesamt erst Ende der 2010er-Jahre beginnen zu fallen (vgl. Abbildung 3.9). Durchschnittlich finden sich ca. 30 Ethnologie-, 180 Soziologie- und 450 Ökonomikartikel pro Jahr in der Zeit. Den Höchstpunkt der

Abbildung 3.9: Zeit-Datenbanktreffer (1946=100)



Artikelzahlen insgesamt findet sich 2012, wo ca. 7,5 Mal so viele Artikel erscheinen wie 1946. Alle drei Disziplinen steigern ihre Artikelzahlen deutlich stärker. Bis zum Anfang der 1970er-Jahre steigen die Artikelzahlen der Zeit und es ist dabei die Soziologie, deren Zahlen am stärksten steigen, gefolgt von der Ökonomik. Die Ethnologie steigert ihre Zahlen dabei allerdings eher unter der Rate aller Artikel. 1969 liegt der Index der Soziologie bei über 1.500, der der Ökonomik bei ca. 1.000 und der der Ethnologie bei ca. 500. Bis zum Ende der 1990er-Jahre baut dann die Ökonomik ihre Artikelzahlen rasanter aus als die beiden anderen Disziplinen, wobei auch hier die Soziologie ihr Niveau der späten 1960er-Jahre zunächst nicht hält, sondern erst zum Ende der Phase wieder erreicht. Die Ethnologieartikel wachsen erst ab Mitte der 1970er-Jahre stark an. Ab Mitte der 1990er-Jahre wachsen die Artikelzahlen der Zeit insgesamt nach einer längeren Stagnation stark an. 2000 liegt der Indexwert der Ökonomik bei ca. 2.300, der der Soziologie bei ca. 1.500 und der der Ethnologie bei 1.350. In den Folgejahren fallen die Artikelzahlen der Sozialwissenschaften dann leicht, sodass die Indexwerte in den letzten fünf Jahren bei durchschnittlich ca. 2.000 für die Ökonomik, 1.400 für die Soziologie und 1.200 bei der Ethnologie liegen.

Es lassen sich also historisch drei Phasen unterscheiden. Bis 1970 zeigt sich eine Steigerung der Artikelzahlen insgesamt, die drei sozialwissenschaftlichen Disziplinen steigern ihre Artikelzahlen dabei mehr als doppelt so stark, die Soziologie und zum Teil die Ethnologie dabei stärker als die Ökonomik. In der zweiten Phase bis 2000 stagnieren die Artikelzahlen erst und steigen dann ab den 1990er-Jahren rapide an. In dieser Phase wächst insbesondere die Ökonomik dramatisch, während die Ethnologie ebenso wächst, die Soziologie dagegen eine Tiefphase erlebt und erst am Ende der Phase das Niveau der späten 1960er-Jahre wieder erreicht. In der daran anschließenden letzten Phase sinken die Artikelzahlen insgesamt und auch die der drei Disziplinen, wobei Ökonomik und Ethnologie stärker betroffen sind als die Soziologie.

Abbildung 3.10: Vergleich der Anteile an der Gesamtberichterstattung

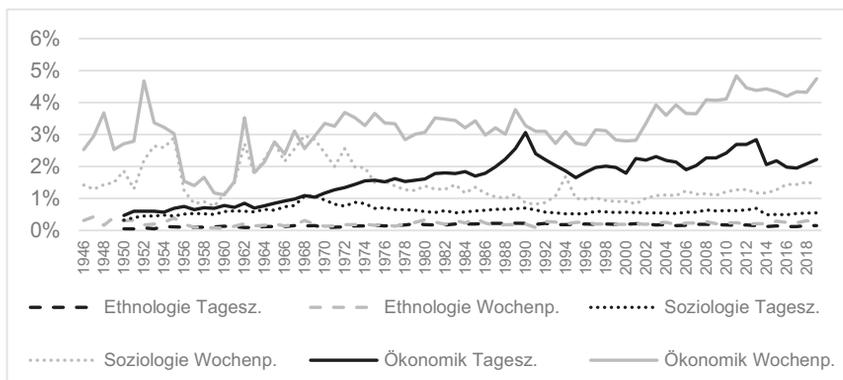
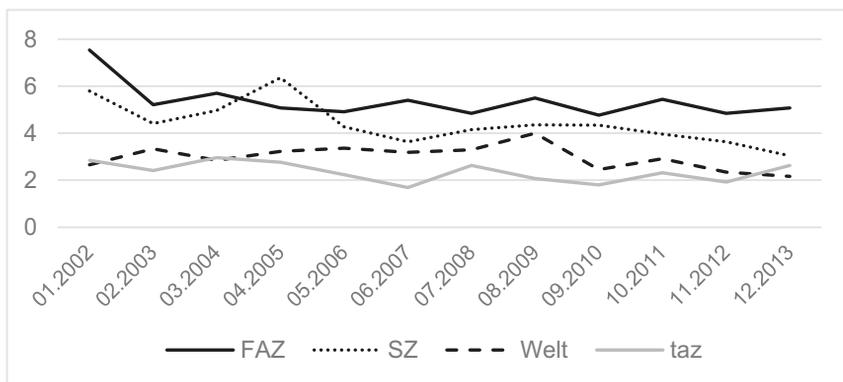


Abbildung 3.10 vergleicht die Anteile der drei Disziplinen in den beiden Medientypen. Das eindeutige Bild, dass der größte Anteil für die Ökonomik in den Wochenperiodika zu finden ist, gefolgt vom Anteil der Ökonomik in den Tageszeitungen, der Soziologie Wochen- und Tagesperiodika und schließlich der Ethnologie in Wochen- und Tagesperiodika ist konstant seit Mitte der 1970er-Jahre zu finden. Vorher spielt die Soziologie in den Wochenperiodika eine größere Rolle und auch der Abstand zur Ökonomik ist in den Tageszeitungen deutlich geringer.

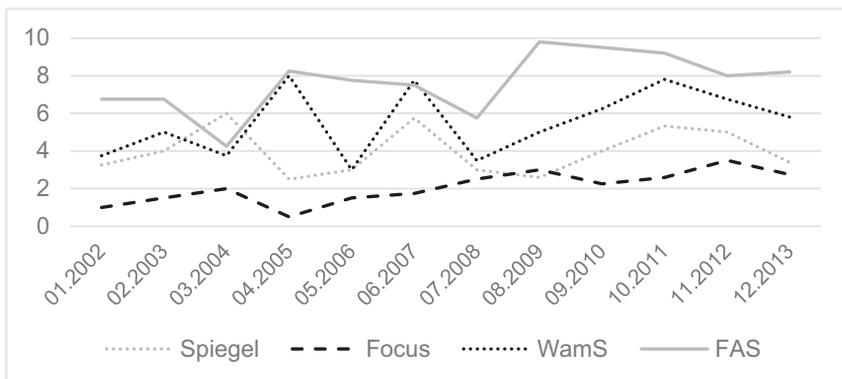
Abbildung 3.11: Artikel in Tageszeitungen pro Ausgabe



Die FAZ veröffentlicht auch im Untersuchungszeitraum die meisten Artikel mit Sozialwissenschaftsbezug. Durchschnittlich finden sich ca. 5,4 Artikel pro Ausgabe. Hierauf folgt die SZ mit 4,4, die Welt mit 3,0 und die taz mit 2,4. Abbildung 3.11 zeigt den Zeitverlauf, über den die Werte in allen vier Tageszeitungen zurückgehen: am stärksten in der SZ, weniger stark bei Welt und taz. Die Tageszeitungen weisen mitunter außergewöhnliche Höchstpunkte auf, so starke

Abweichungen nach unten finden sich nicht. Gemessen an Abweichungen jenseits der Standardabweichung ist die Berichterstattung der FAZ am konstantesten, die der taz am sprunghaftesten.

Abbildung 3.12: Artikel in Wochenperiodika pro Ausgabe



Die meisten Artikel in den Wochenperiodika erscheinen in der FAS, durchschnittlich 7,6. Hierauf folgen die WamS mit 5,5, der Spiegel mit 4,0 und der Focus mit 2,1. Abbildung 3.12 zeigt die Zeitverläufe für die vier Periodika, die allesamt steigen. Besonders stark fällt die Steigung für die FAS aus, recht niedrig beim Spiegel. Dieser zeigt auch die meisten Ausschläge, während der Verlauf der FAS näher am Mittelwert bleibt.

Tabelle 3.1: Disziplinen in Periodika in allen Artikeln in Prozent

	Spiegel	Focus	taz	Welt	WamS	SZ	FAZ	FAS
Ethnologie	3,3	0,9	7,2	3,5	3,2	5,5	3,6	4,1
Soziologie	31,3	34,6	42,6	25,4	29,2	28,8	24,7	28,4
Ökonomik	65,4	64,5	50,2	71,1	67,6	65,6	71,8	67,5

Die Periodika berichten unterschiedlich intensiv über die einzelnen Disziplinen (s. Tabelle 3.1). Ökonomik nimmt in allen Periodika den Großteil ein. Das oben beobachtete Verhältnis von 2/3 Ökonomik und 1/3 Soziologie und Ethnologie findet sich bei den meisten Periodika recht genau wieder. In Welt und FAZ zeigt sich jedoch eine gewisse Verschiebung zur Ökonomik zulasten der Soziologie. Die taz stellt die Ausnahme dar, da hier im Vergleich am stärksten über Ethnologie und Soziologie und entsprechend am seltensten über Ökonomik geschrieben wird. Hieraus lässt sich vorsichtig ableiten, dass die konservativeren FAZ und Welt stärker auf die Ökonomik fokussieren, während die linkere taz verstärkt über die anderen beiden Disziplinen berichtet. Dies gilt jedoch für die entsprechenden

Sonntagsausgaben schon nicht mehr. Für die Ethnologie zeigt sich noch ein höherer Wert bei der SZ und ein niedrigerer beim Focus. Im Zeitverlauf fallen die Werte im Übrigen für alle drei Disziplinen bei den Tageszeitungen und steigen bei den Wochenperiodika (mit Ausnahme der Ethnologie in der FAS).

3.3 Struktur der Berichterstattung

3.3.1 Artikelmerkmale

Im Durchschnitt beträgt die Artikellänge über 800 Wörter im Median 652. Die Artikel weisen aber eine große Streuung auf, die von 35 bis hin zu 5.877 Wörtern reicht. Das zweite und das dritte Quartil weisen dabei eine deutlich kleinere Spannweite auf, 25 % der Artikel sind unter 400 Wörtern lang, weitere 25 % über 1.000. Im Zeitverlauf variieren die Umfänge nicht besonders und im Trend werden die Artikel umfangreicher, was sich durch den zunehmenden Anteil von Artikeln in Wochenperiodika erklären lässt.

Tabelle 3.2: Umfang, Bild- und Wissenschaftsanteil

Artikelumfang in Wörtern							
	Minimum	Maximum	1. Quartil	Median	3. Quartil	\emptyset	σ
Ethnologie	83	3010	503	756	1143	880	526
Soziologie	57	5877	550	803	1307	1010	720
Ökonomik	35	5350	350	585	850	721	623
Gesamt	35	5877	404	652	1001	813	662

Wissenschaftsanteil in Prozent								Bilder
	Minimum	Maximum	1. Quartil	Median	3. Quartil	\emptyset	σ	%
Ethnologie	2,44	100	14	42	100	54	41	76
Soziologie	1,25	100	11	25	100	45	39	62
Ökonomik	0,02	100	15	39	100	53	39	54
Gesamt	0,02	100	14	33	100	50	39	57

Sozialwissenschaftler in Prozent				
	kein Sowi.	1 Sowi.	2 Sowi.	>2 Sowi.
Ethnologie	33	50	10	7
Soziologie	23	66	8	3
Ökonomik	36	46	10	8
Gesamt	32	52	10	6

Die Disziplinen unterscheiden sich im Umfang signifikant: Ethnologie-Artikel sind länger als der Durchschnitt bei kleinerer Streuung, was auf das Fehlen von

besonders langen Artikeln zurückzuführen ist (der längste Ethnologie-Artikel umfasst 3.010 Wörter). Die Soziologie-Artikel sind im Vergleich besonders lang, weisen aber auch die höchste Streuung auf. Besonders kurz sind im Vergleich diejenigen Artikel mit Ökonomik-Anteil. Alle drei Disziplinen folgen dem Trend umfangreicherer Berichterstattung.

Die Berechnung des Wissenschaftsanteils bezieht sich auf Absätze (Anteil von Absätzen mit Disziplin-Anteil gegenüber Absätzen ohne); hierbei ist der Durchschnitt 50 %, der Median liegt aber nur bei 33 %. Die Spannweite ist hier denkbar groß, sie reicht von Werten unter einem Prozent bis zu 100 %, ein Viertel der Artikel weist dabei einen Anteil von weniger als 14 % auf, das höchste Viertel ist jeweils mit 100 % kodiert. Im Zeitverlauf nimmt der Wissenschaftsanteil ab, insbesondere die ersten beiden Messpunkte weisen im Median deutlich höhere Werte auf als im Rest.

Ethnologie-Artikel weisen im Vergleich zum Durchschnitt etwas mehr Ethnologie-Anteil auf, insbesondere der Median ist höher, während die anderen Werte allerdings weniger stark abweichen. Ebenfalls variieren die Anteilswerte über die Messpunkte stark bei insgesamt leicht sinkender Tendenz. Die Soziologie-Artikel weisen wiederum gerade im Median einen sehr viel niedrigeren Durchschnitt auf, 25 % der Artikel haben einen Anteil von unter 11 %. Auch die Soziologie-Anteile sinken innerhalb der Artikel, wobei die ersten beiden Messpunkte außergewöhnlich hohe Werte zeigen. Die Ökonomik-Artikel sind bezüglich des Ökonomik-Anteils im Vergleich bei allen Messgrößen leicht überdurchschnittlich. Im Trend sinkt auch hier der Anteil, wobei auch die Anteile über die Jahre recht stark variieren.

In nur etwa einem Drittel der Artikel kommt kein Wissenschaftler vor, wobei über 50 % aller Artikel genau eine Person als Wissenschaftler der jeweiligen Disziplin ausweisen. Der Anteil von Artikeln mit Sozialwissenschaftlern nimmt im Zeitverlauf zu. Die Soziologie-Artikel haben dabei besonders viele Artikel mit einer Person (66 %), während Ökonomik und Ethnologie bei insgesamt weniger Artikeln jeweils mehr Artikel mit zwei oder drei Wissenschaftlern aufweisen. In allen drei Disziplinen nimmt der Anteil von personalisierter Berichterstattung zu.

Insgesamt findet sich in 57 % der Artikel eine grafische Abbildung, im Trend nimmt der Anteil relativ stark zu. Die Ethnologie weist besonders viele Abbildungen auf, die Soziologie ist hierbei über-, die Ökonomik leicht unterdurchschnittlich. In allen drei Disziplinen steigt der Wert, besonders stark bei der Soziologie.

Verfasser

Die überragende Zahl der Sozialwissenschaftsartikel werden von Journalisten verfasst (fast 80 % bei minimal steigender Tendenz). Rest verteilt sich auf die ungefähr gleich starken Presseagenturen (6 %), Sozialwissenschaftler (7 %) und Sonstige (6 %), sowie einen kleinen Anteil anderer Wissenschaftler (2 %).

Im Trend nehmen die Anteile von anderen Wissenschaftlern und Sonstigen als Autoren leicht zu, die Anteile von Presseagenturen und Sozialwissenschaftlern leicht ab.

Tabelle 3.3: Verfassertypen nach Disziplinen in Prozent und häufigste Verfasser in absoluten Zahlen

Verfassertyp	Ethnologie	Soziologie	Ökonomik	Gesamt	Name	Anzahl
Journalist	86	79	79	79	dpa (Deutsche Presseagentur)	31
Presseagentur	0	3	8	6	Philip Plickert (FAZ/S)	27
Wissenschaftler der Disziplin	3	9	5	7	Reuters	23
Anderer Wissenschaftler	5	2	2	2	Gerald Braunberger (FAZ/S)	20
Sonstige	5	7	6	6	Jürgen Kaube (FAZ/S)	14
					Martin Greive (Welt/S)	14
					Patrick Welter (FAZ/S)	14
					orn (FAZ/S)	13
					Rainer Hank (FAZ/S)	12
					Tobias Kaiser (Welt/S)	11
					ddp (Deutscher Depeschendienst)	10

Bezogen auf die Verfassertypen unterscheiden sich die Disziplinen. Einen nennenswerten Anteil von Presseagenturen als Verfasser weist lediglich die Ökonomik auf (8 %; bei fallender Tendenz); die Soziologie weist einen überdurchschnittlichen Anteil von Wissenschaftlern der eigenen Disziplin als Verfasser auf (9 %; minimal steigend). Im Bereich der Ethnologie-Artikel findet sich schließlich der kleinste Anteil von Artikeln, die nicht von Journalisten verfasst wurden, allerdings auch einen starken Anteil von anderen Wissenschaftlern als Autoren (5 %; ausschließlich in der zweiten Untersuchungshälfte). In der Tendenz nehmen journalistische Artikel für Ethnologie und Soziologie zu, für die Ökonomik ab.

Insgesamt wurden 1.388 Verfasser namentlich identifiziert. Dabei konnte in 34 Artikeln kein gekennzeichnete Verfasser ausgemacht werden. In Tabelle 3.3 wurden diejenigen Verfasser aufgeführt, die mehr als zehn Mal vorkommen. Unter den Top-Autoren finden sich ausschließlich Journalisten und Presseagenturen. Die meisten Autorenschaften stammen von der dpa, es folgt Philip Plickert (FAZ). Unter den Top-Autoren findet man neben Presseagenturen

ausschließlich Autoren von der Frankfurter Allgemeine- und der Welt-Gruppe. Versucht man die genannten Verfasser nach Geschlecht zu differenzieren, erhält man folgende Lösung: Bei 305 Verfassern war keine Geschlechtszuordnung möglich, 223 konnten dem weiblichen und 860 dem männlichen Geschlecht zugeordnet werden.

Ressorts, Themen und Anlässe

Die meisten Sozialwissenschaftsartikel erscheinen im Wirtschaftsressort (42 %; vgl. Abbildung 3.13). Es folgen Sonstige Ressorts (17,2 %), das Feuilleton (14,2 %) und der Politikteil (10 %). Im Zeitverlauf steigt insbesondere der Anteil des Wirtschaftsressorts stark an. Ebenfalls steigen die Anteilswerte des Wissenschafts- und des Politikressorts (mit einer Hochphase zwischen 2008 und 2011, also der Finanzkrise). Die Anteile des Lokalen und der Sonstigen Ressorts nehmen ab.

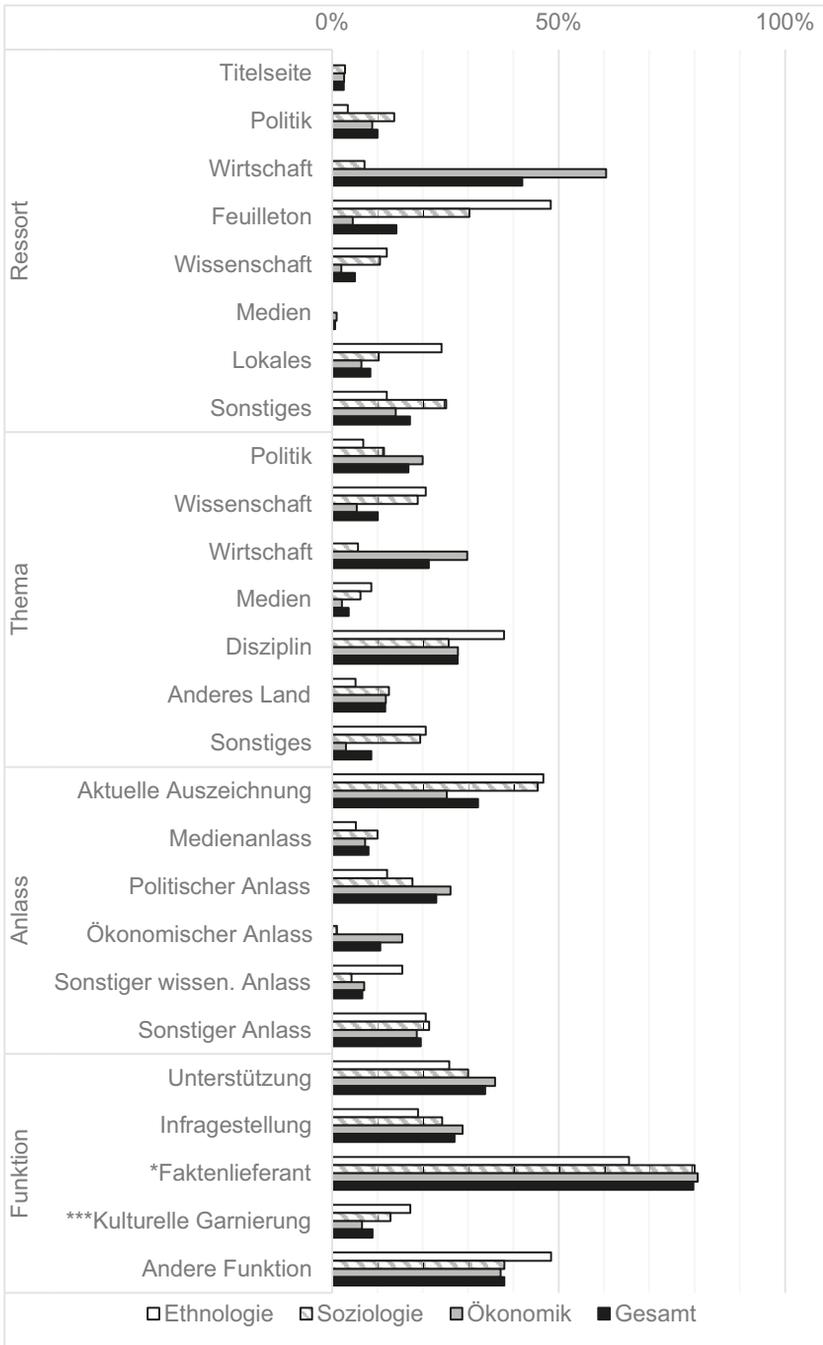
Die Disziplinen unterscheiden sich signifikant: Der Großteil der Ökonomikartikel erscheint im Wirtschaftsressort (ca. 61 %), im Wissenschaftsteil und im Feuilleton kommt die Ökonomik dagegen seltener vor. Die Soziologie und die Ethnologie kommen sehr selten bzw. gar nicht im Wirtschaftsteil vor, dafür sind die Anteile in Wissenschaft und Feuilleton überdurchschnittlich. Den Anstieg des Wirtschaftsressort trägt die Ökonomik, den des Politikteils wie dessen Hochphase Soziologie und Ökonomik, den des Wissenschaftsressorts alle drei Disziplinen. Die Sonstigen Ressorts fallen in allen drei Disziplinen, die Ethnologie weist hohe und steigende Werte im Lokalen auf.

Die meisten Artikel haben als Hauptthema die Disziplin selbst, also Ereignisse und Nachrichten aus den Sozialwissenschaften (vgl. Abbildung 3.13). Solche Artikel nehmen 28 % aller Artikel ein. Es folgen politische Themen (17 %) und Thematisierungen anderer Länder (12 %). Im Zeitverlauf nehmen die Anteile von disziplinären, politischen und sonstigen wissenschaftlichen Themen ab, während die anderen Themen zunehmen.

Die Disziplinen unterscheiden sich signifikant: Wie bei den Ressorts sind bei der Ökonomik wirtschaftliche Themen besonders stark, zudem politische, während Soziologie und Ethnologie starke Werte bei sonstigen wissenschaftlichen Themen, Medien- und sonstigen Themen aufweisen. Die Ethnologie weist besonders viele disziplinäre Themen auf. Die Abnahme disziplinärer und anderer wissenschaftlicher Themen findet sich nur in Soziologie und Ökonomik wieder, die politischen Themen nehmen in allen drei Disziplinen ab. Den starken Zuwachs bei den wirtschaftlichen Themen trägt die Ökonomik, während der der sonstigen Themen von Soziologie und Ethnologie getragen wird.

Als Aufhänger dienen in einem Drittel der Artikel (und damit der Mehrzahl) Neuigkeiten aus der Disziplin, seien es aktuelle Veröffentlichungen, Tagungen oder Auszeichnungen (vgl. Abbildung 3.13). In jeweils ca. 20 % sind es politische bzw. sonstige Anlässe, die zum Artikel führen. Im Zeitverlauf

Abbildung 3.13: Struktur der Berichterstattung



[* p<0,05; ** p<0,01; ***p<0,00]

nehmen Medien- und sonstige Anlässe zu, während sonstige wissenschaftliche abnehmen.

Auch hier unterscheiden sich die Disziplinen signifikant: Während Soziologie und Ethnologie recht hohe Werte bei den disziplinären Neuigkeiten aufweisen, gibt es diese bei der Ökonomik im Vergleich seltener, dafür mehr politische und wirtschaftliche Anlässe. Die Ethnologie weist zudem viele und zunehmende sonstige wissenschaftliche Anlässe auf. Den Anstieg der sonstigen Anlässe tragen Ethnologie und Soziologie, die der Medienanlässe Soziologie und Ökonomik.

In der überragenden Zahl der Fälle (ca. 80 %) dient das sozialwissenschaftliche Wissen der Lieferung von Fakten (vgl. Abbildung 3.13). In 33 % der Fälle wird das Wissen dazu eingesetzt, Positionen zu unterstützen, in 27 % andere Positionen infrage zu stellen. In nur 9 % ist das Wissen nur schmückendes Beiwerk, hier als kulturelle Garnierung bezeichnet. Im Zeitverlauf nimmt die Funktion der Faktenlieferung und die Unterstützungsfunktion relativ stark zu, während die anderen Funktionen minimal sinken.

Die Disziplinen unterscheiden sich nur bezogen auf die Funktionen Faktenlieferung und Kulturelle Garnierung signifikant: Die Ethnologie wird signifikant seltener zur Faktenlieferung verwendet, Soziologie und vor allem Ethnologie signifikant häufiger zur kulturellen Garnierung. Alle drei Disziplinen tragen die Zunahme der Faktenlieferungs- und Unterstützungsfunktion, in der Ökonomik nehmen gar alle Funktionen zu, in der Ethnologie die Infragestellungsfunktion.

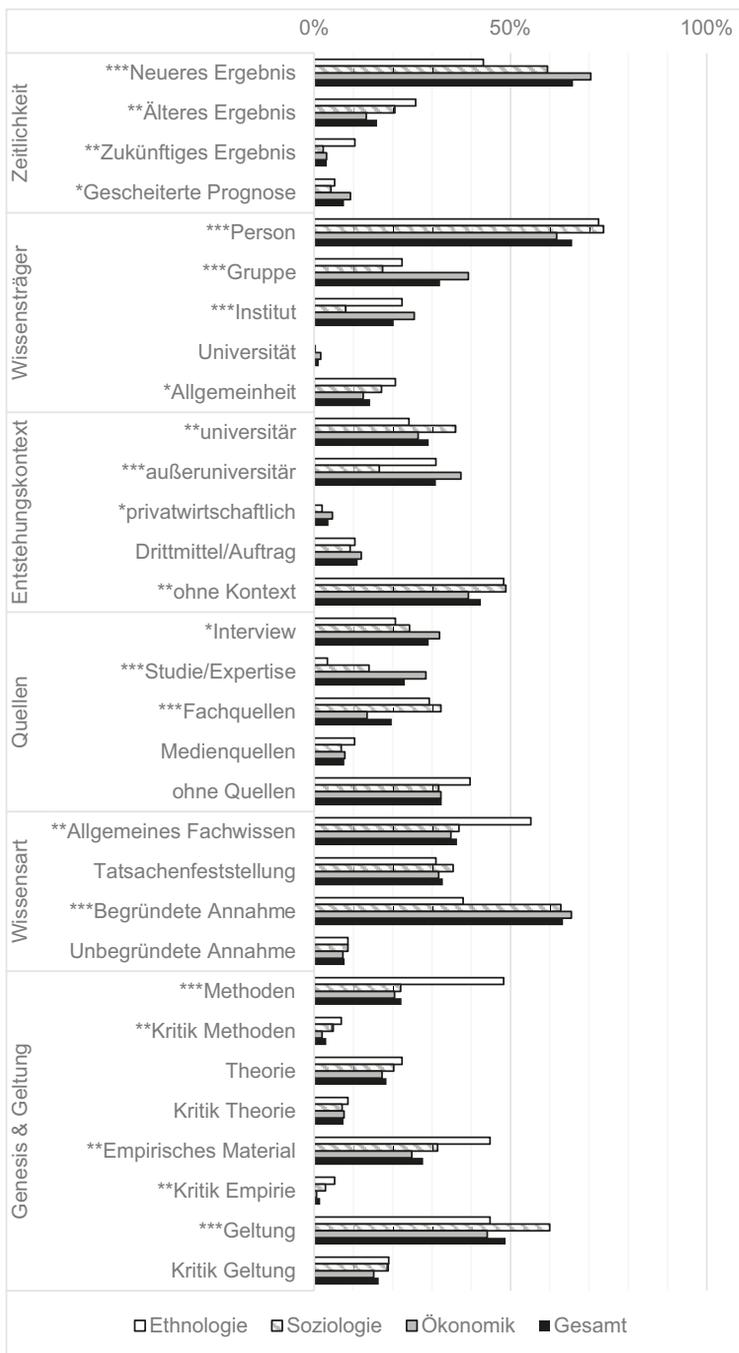
3.3.2 Qualifizierung des Wissens

Träger des Wissens

In zwei Drittel der Artikel wird das sozialwissenschaftlichen Wissen Personen zugeschrieben, in einem Drittel Gruppen (vgl. Abbildung 3.14).¹¹¹ Abstraktere Wissensträger kommen deutlich seltener vor: In 20 % der Artikel wird das Wissen einem Institut bzw. einer Forschungseinrichtung zugeschrieben, allerdings nur in 1 % der Artikel einer Universität. Der gesamten Disziplin bzw. der Allgemeinheit der Forschenden wird das Wissen in 14 % zugeordnet. Im Zeitverlauf nehmen personale (für Einzelpersonen und Gruppen) und disziplinäre Zuschreibungen zu, als Träger des Wissens werden Institute und Universitäten im Trend seltener bezeichnet.

111 81 % dieser Gruppen sind disziplinäre Gruppen, 7 % interdisziplinäre und 12 % transdisziplinäre Gruppen. Ethnologie und Soziologie weisen deutlich mehr interdisziplinäre Gruppen auf, die Soziologie auch mehr transdisziplinäre Gruppen (die Ethnologie dagegen gar keine).

Abbildung 3.14: Qualifizierung des Wissens



[* p<0,05; ** p<0,01; ***p<0,00]

Die Disziplinen unterscheiden sich (mit Ausnahme der Universität) signifikant: Für die Ethnologie und die Soziologie wird das Wissen häufiger Einzelpersonen oder der Disziplin zugeschrieben, für die Ökonomik häufiger Gruppen. Soziologisches Wissen wird selten von Forschungseinrichtungen getragen, dafür häufiger ethnologisches und ökonomisches. Die Ökonomik trägt die Veränderungen im Zeitverlauf, bei der Ethnologie sinken disziplinäre bei der Soziologie Zuschreibungen auf Einzelpersonen.

Quellen

Die gängigsten Quellen sind Interviews (in ca. 29 % der Artikel) und Studien bzw. Expertisen (23 %; vgl. Abbildung 3.14). Damit finden sich hauptsächlich Quellenverweise, die entweder vom Journalismus selbst kreiert werden oder bereits an eine transwissenschaftliche Öffentlichkeit adressiert werden. Im engeren Sinne wissenschaftliche Quellen werden in ca. 20 % der Artikel genannt.¹¹² In ca. 8 % der Artikel werden andere Medien als Quellen genannt.¹¹³ Im Zeitverlauf nehmen Interviews und Medienquellen leicht zu, während Studien und Fachquellen sinken.

In über der Hälfte der Artikel (53 %) wird auf genau eine Quelle verwiesen. In ca. einem Drittel der Artikel taucht gar keine Quelle auf, in den übrigen 15 % wird auf zwei bis vier Quellen rekuriert. Der Anteil von quellenlosen Artikeln nimmt zu (mit Ausnahme in der Ethnologie auch in den Disziplinen). In der Ethnologie werden insgesamt weniger Quellen verwendet (40 % der Artikel ohne) und auch nur sehr selten mehr als eine (5 %). Während die Soziologieartikel etwas verstärkt nur eine Quelle aufweisen (56 %), finden sich in Ökonomik-Artikel etwas häufiger mehr als eine Quelle (17 %).

Mit Ausnahme der Medienquellen unterscheiden sich die Disziplinen in Bezug auf die Quellenverwendung signifikant: In der Ökonomik finden sich mehr Interviews und Studien, aber weniger Fachquellen; die zeitliche Entwicklung entspricht der Gesamtentwicklung. Umgekehrt ist das Bild für Ethnologie und Soziologie. Für die Ethnologie finden sich sehr wenige Studien, dafür steigen alle Quellenformen im Zeitverlauf. Für die Soziologie finden sich die meisten Fachquellen, allerdings sinken alle Quellenformen mit Ausnahme der Studien.

112 Dabei handelt es sich um Fachbücher (12 %), Fachzeitschriften (2 %), Pressemitteilungen von Forschungseinrichtungen (3 %) und Vorträge und Konferenzen (7 %).

113 Bei den Medienquellen wurde zwischen Zeitungen und Zeitschriften (5 %), populären Büchern (1 %), Onlinequellen (1 %), Radio- (<1 %) und TV- bzw. Film-Quellen (1 %) unterschieden.

Forschungskontext

Dem Wissen, das in den Artikeln auftaucht, wird etwa in gleich großen Teilen mit universitären (29%) und außeruniversitären (31%) Kontexten in Bezug gesetzt; nur 4% mit privatwirtschaftlichen Forschungseinrichtungen (vgl. Abbildung 3.14). In ca. 11% der Artikel wird ein Drittmittel- oder Auftragskontext erwähnt. Im Zeitverlauf nehmen nur die Anteile außeruniversitärer Kontexte ab. Im größeren Teil der Artikel (ca. 43%) wird dagegen gar kein Forschungskontext genannt, dieser Anteil steigt zudem im Zeitverlauf.

Mit Ausnahme der Auftragskontexte sind die Unterschiede der Disziplinen signifikant: Die Soziologie ist im Vergleich klar universitär verankert, während die Ökonomik einen etwas höheren Anteil bei privatwirtschaftlicher Forschung zeigt, die der Ethnologie gänzlich fehlt. Im Zeitverlauf entspricht nur der abnehmende Anteil universitärer Forschung in der Soziologie nicht dem Gesamtverlauf.

Tabelle 3.4: Nennungen von Orten und Organisationen in absoluten Zahlen

Forschungsorganisation	Anzahl	Name Ort	Anzahl
DIW (Deutsches Institut für Wirtschaftsforschung Berlin)	105	München	25
Ifo (Ifo Institut für Wirtschaftsforschung München/Dresden)	61	Berlin	22
ZEW (Zentrum Europäische Wirtschaftsforschung Mannheim)	29	Frankfurt	22
RWI (Rheinisch-Westfälisches Institut für Wirtschaftsforschung Essen)	21	Köln	15
IWH (Institut für Wirtschaftsforschung Halle)	21	Hamburg	12
IfW (Institut für Weltwirtschaft Kiel)	21	London	10
Harvard	18		
Princeton	14		
IMK (Institut für Makroökonomie und Konjunkturforschung Düsseldorf)	13		
WZB (Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung)	12		
HWWI (Hamburger Weltwirtschaftsinstitut)	11		
HIS (Hamburger Institut für Sozialforschung)	10		

Am häufigsten treten bei den expliziten Nennungen außeruniversitäre Forschungseinrichtungen auf. Das DIW hat hier mit Abstand den höchsten Wert, in fast neun Prozent aller hier kodierte Artikel taucht die Organisation auf (vgl. Tabelle 3.4). Ebenfalls ist das Münchener Ifo-Institut mit 61 Artikeln eine regelmäßig genannte Institution sozialwissenschaftlicher Forschung. Die restlichen universitären wie außeruniversitären Wirtschaftsforschungsinstitute folgen mit Artikelzahlen zwischen 10 und 30.

Bezogen auf Universitäten bzw. Universitätsstädte finden sich drei deutsche Städte am häufigsten: München, Berlin und Frankfurt (als konkret mit Namen

gekennzeichnete Universitäten tauchen am häufigsten die LMU München und die JWG-Universität Frankfurt auf). Mit etwas Abstand folgen dann vor allem US-amerikanische Ivy-League-Universitäten (allerdings nur Harvard und Princeton) sowie die beiden anderen deutschen Millionenstädte.

Wissensdarstellung

In der Regel wird sozialwissenschaftliches Wissen in Form einer begründeten Annahme vorgestellt (in ca. 63 % der Artikel; vgl. Abbildung 3.14). Ebenfalls relativ häufig kommt sozialwissenschaftliches Wissen als Tatsachenfeststellung (33 %) oder allgemeines Fachwissen (36 %) vor. Nur relativ selten wird das Wissen als unbegründete Annahme präsentiert (8 %). Die drei häufiger vorkommenden Eigenschaften werden im Trend häufiger festgestellt, insbesondere die Tatsachenfeststellung.

Für die Darstellung als begründete Annahme und allgemeines Fachwissen finden sich signifikante Disziplinenunterschiede: Hierbei unterscheidet sich die Ethnologie klar von der Soziologie und der Ökonomik. Mehr ethnologisches Wissen wird als allgemeines Fachwissen der Ethnologie vorgestellt, weniger als begründete Annahme. Tatsachenfeststellungskonstruktionen nehmen in allen drei Disziplinen zu, begründete Annahmen nur bei der Ethnologie und der Soziologie, allgemeines Fachwissen nur in der Ökonomik; unbegründete Annahmen werden in allen drei Disziplinen seltener verwendet.

In der Regel wird das sozialwissenschaftliche Wissen als neueres Ergebnis präsentiert (66 %). Deutlich seltener (16 %) kommt älteres Fachwissen vor. Auf zukünftig zu erwartende Ergebnisse wird nur in 3 % der Artikel verwiesen, auf gescheiterte Prognosen in 8 %. Die temporale Dimension des Wissen wird in allen vier Eigenschaften im Trend häufiger berichtet.

Die vier temporalen Eigenschaften variieren über die Disziplinen signifikant: Neuere Ergebnisse und gescheiterte Prognosen kommen in der Ökonomik überdurchschnittlich oft vor, dafür älteres in der Ethnologie und der Soziologie. Für die Ethnologie finden sich zudem häufiger Verweise auf zukünftiges Wissen. Nur beim Verweis auf neuere Ergebnisse speist sich der Anstieg durch alle drei Disziplinen. In der Soziologie fällt der Anteil älteren Wissens und gescheiterter Prognosen, die ebenfalls in der Ethnologie im Verbund mit zukünftigem Wissen seltener vorkommen.

Genesis und Geltung

Am häufigsten wird in der Beschreibung der Genesis sozialwissenschaftlichen Wissens (im Sinne von Theorie, Methode und empirisches Material) auf die Empirie der Forschung Bezug genommen (in 28 % der Artikel; vgl. Abbildung 3.14). Es folgen Benennungen der Methode (22 %) und der Theorie (18 %). Gleichzeitig wird am häufigsten die Dimension der Theorie am häufigsten Kritik aufgeführt,

wenn auch nur in 8 % der Artikel. Hier folgen Methoden (3 %) und Empirie (2 %). Die Geltungsdimension wird im Gegensatz dazu sehr viel häufiger in den Artikeln angesprochen: in fast der Hälfte (49 %). Kritische Diskussionen der Geltung finden sich in 16 % der Artikel. Überhaupt keine Thematisierung von Genesis und Geltung finden sich in 32 % der Artikel. Im Zeitverlauf nimmt die Qualität der Berichterstattung im Sinne der Thematisierung des Forschungsprozess jedoch zu. Besonders die Geltungsdimension wird (auch kritisch) häufiger thematisiert. Dies gilt auch für Methoden und empirisches Material, während Theorie und die drei anderen Kritiken im Zeitverlauf seltener werden.

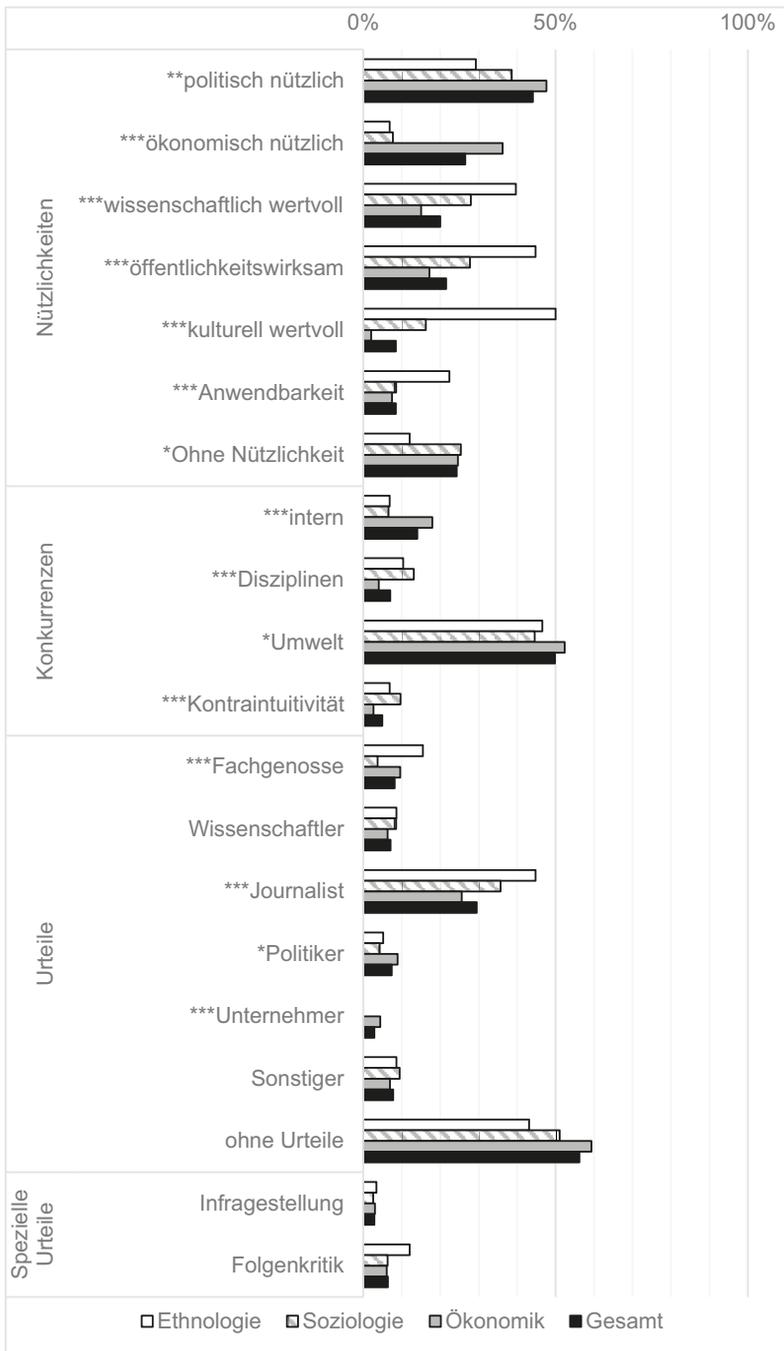
Weder die Thematisierung der Theorie, noch die kritischen Thematisierungen von Theorie und Geltung weisen signifikante Disziplinunterschiede auf, die anderen Eigenschaften allerdings schon: Sowohl Methoden als auch Empirie (wie die entsprechenden kritischen Thematisierungen) kommen überdurchschnittlich in der Ethnologie vor. Mit Ausnahme der Methoden gilt dies auch für die Soziologie, bei der zudem deutlich häufiger über die Geltung geschrieben wird. Entsprechend weist die Ökonomik den höchsten Anteil an Artikeln ganz ohne diese Eigenschaften auf. In allen drei Disziplinen nimmt der Anteil solcher Artikel jedoch ab. Innerhalb der Geltungsdimension nehmen nur kritische Behandlungen für die Ethnologie ab. Gleichsinnig positiv verlaufen zudem die Entwicklungen der Thematisierung von Methoden und empirischen Material, gleichsinnig negativ bei der Kritik an Methoden. Theorie wird dagegen in der Ökonomik tendenziell häufiger genannt, bei der auch kritische Stellen über Theorie und Empirie ansteigen. Auch in der Ethnologie nehmen kritische Thematisierungen von Theorie nicht ab.

3.3.3 Kontextualisierung des Wissens

Wertigkeit des Wissens

Sozialwissenschaftliches Wissen wird in der Regel als gewinnbringend dargestellt, wenn auch in unterschiedlichen Dimensionen. Lediglich 24 % aller Artikel fehlt ein solcher Bezug (vgl. Abbildung 3.15). Am häufigsten wird dabei ein Nutzen für politische Kontexte beschrieben (44 %). Es folgen ökonomische Anwendungsbezüge (27 %). Einen Wert für die Gesellschaft, jenseits dieser Bezüge, wird hinsichtlich der Öffentlichkeit (22 %) und als kulturell wertvoll (9 %) konstruiert. Ebenfalls in 9 % der Artikel wird die Anwendbarkeit sozialwissenschaftlichen Wissens thematisiert. In einem Fünftel der Artikel wird das Wissen als wissenschaftlich wertvoll dargestellt. Die Wertigkeit des Wissens wird im Zeitverlauf zunehmend in die Darstellung integriert. Insbesondere politischer und ökonomischer Nutzen wird stärker herausgestellt, lediglich die Anwendbarkeit und der kulturelle Wert werden tendenziell weniger beschrieben.

Abbildung 3.15: Kontextualisierung



[* p<0,05; ** p<0,01; ***p<0,00]

Die Disziplinen unterscheiden sich bei der Darstellung des Wissens signifikant: So wird ökonomisches Wissen überdurchschnittlich als nutzenbringend für Politik und Ökonomik vorgestellt, während bei Ethnologie und Soziologie der gesellschaftliche und wissenschaftliche Wert stärker betont wird. Hierbei sticht, genauso wie in der Anwendbarkeit, die Ethnologie stärker hervor. Die stärkere Betonung von politischem und wissenschaftlichem Wert findet man in allen Disziplinen im Zeitverlauf wieder. Beim ökonomischen Wert gilt dies nur für Soziologie und Ökonomik, beim Wert für die Öffentlichkeit und nur für die Ökonomik. Die beiden sinkenden Anteile spiegeln sich bei Ethnologie und Soziologie wider, nur der kulturelle Wert wird in der Ökonomik tendenziell stärker betont.

Konkurrenzen

In der Hälfte der Artikel wird eine Konkurrenz zwischen sozialwissenschaftlichem und anderem Wissen konstruiert (vgl. Abbildung 3.15). In lediglich 5 % wird dagegen das Wissen als kontraintuitiv dargestellt. Wissenschaftliche Konkurrenzen werden weniger häufig in der Berichterstattung erwähnt: In 14 % werden disziplinäre Widersprüche, in 7 % Widersprüche zwischen Disziplinen berichtet. Auch bezogen auf rivalisierende Geltungsansprüche kontextualisiert sich die Berichterstattung im Trend. Lediglich Kontraintuitivität wird seltener erwähnt.

In allen vier Dimensionen unterscheiden sich die Darstellungen der Disziplinen signifikant: Sowohl Konflikte mit nicht-wissenschaftlichen Wissensformen als auch solche innerhalb der Disziplin werden im Kontext der Ökonomik überdurchschnittlich oft thematisiert. Ethnologie und Soziologie werden überdurchschnittlich in Konkurrenz mit anderen wissenschaftlichen Disziplinen und dem Alltagsverstand dargestellt. Die Zunahme der Konkurrenz-Kontextualisierung wie auch die Abnahme der Kontraintuitivität finden sich nur für Ethnologie und Ökonomik wieder. Bei der Soziologie nehmen Artikel mit solchem Inhalt (in allen vier Dimensionen) ab. Während für die Ökonomik wissenschaftliche Kontroversen häufiger abgebildet wird, nimmt der Anteil bei der Ethnologie ab. Konkurrenzen mit der Umwelt werden in beiden Disziplinen häufiger beschrieben.

Urteile

In der Mehrzahl der Artikel findet sich kein Akteur, der die Disziplin oder ihr Wissen beurteilt (56 %; vgl. Abbildung 3.15). Finden sich Urteile, stammen sie in der Mehrzahl vom Artikelautor, also von Journalisten (30 %). Aus der Wissenschaft stammen Urteile häufiger aus der eigenen Disziplin (8 %) als aus anderen (7 %). Politische Akteure kommen ebenfalls in 7 % der Artikel wertend zu Wort, ökonomische Akteure in 3 %, hinzu kommen 8 % der Artikel, in denen sonstige Akteure sich äußern. Im Zeitverlauf nimmt jedoch der Anteil von Artikeln mit

wertenden Akteuren stark zu. Dies gilt insbesondere für die Journalisten und die sonstigen gesellschaftlichen Akteure.

Die Disziplinen unterscheiden sich nicht bei allen Akteursgruppen signifikant untereinander, nicht bei fachfremden Wissenschaftlern und sonstigen gesellschaftlichen Akteuren. Am häufigsten wird über die Ethnologie geurteilt, gefolgt von Soziologie und Ökonomik. Politiker und Unternehmer urteilen überdurchschnittlich häufig über die Ökonomik, während Journalisten wertender über Ethnologie und Soziologie schreiben. Innerhalb der Disziplin finden sich überdurchschnittlich häufig Ethnologen, die über Ethnologie urteilen, allerdings nur wenige Soziologen. Den zunehmenden Trend der Kontextualisierung findet man in allen drei Disziplinen. Lediglich politische Akteure äußern sich seltener zu Ethnologie und Soziologie, Journalisten seltener zur Ethnologie und Soziologen seltener zur Soziologie.

Weder werden besonders häufig unerwünschte Folgen der Disziplinen oder deren Wissensbeständen zugeschrieben (6 %) noch die Disziplin gänzlich infrage gestellt (3 %; vgl. Abbildung 3.15). Hierbei nehmen Kritiken an den Folgen der Disziplinen im Zeitverlauf ab, die Infragestellung ganzer Disziplinen nimmt hingegen zu.

Die Disziplinen unterscheiden sich bezüglich dieser beiden speziellen Urteile nicht signifikant. Lediglich für die Ethnologie findet sich ein höherer Wert bei der Kritik der Folgen, der zudem im Trend wächst. Das Wachstum der Infragestellung der Disziplin trägt nur die Ökonomik.

3.3.4 Artikeltypen

In der Clusteranalyse werden Kategorien, die hier als Artikeltypen gedeutet werden, gebildet und die Fälle (also die Artikel) einsortiert. Dabei sollen die Artikel unter den Typen sich sowohl möglichst anhand der erhobenen und ausgewählten Eigenschaften gleichen, als auch möglichst von den anderen Typen unterscheiden. Aufgrund der Datenstruktur ist zu erwarten, dass sich die Typen durch die Anzahl der positiv vergebenen Codes unterscheiden. Neben den strukturellen Eigenschaften der Artikel (wie dem Umfang) spielen das Ressort, das Thema, die Sozialwissenschaft und das Periodikum eine besondere Rolle. Dazu wird die Einteilung von Disziplindarstellung, Wissensqualifizierung und Kontextualisierung wieder aufgenommen.

Es finden sich acht unterschiedliche Artikeltypen: Artikel mit Fakteneinschub (30 %), Ergebnismeldung (15 %), Ergebnisrezension (15 %), Disziplinäres Portrait (14 %), Rezension (7 %), Disziplinäre Darstellung (6 %), Disziplinäre Kontextualisierung (7 %) und Disziplin-Nennung (6 %)

Ein *Artikel mit Fakteneinschub* benutzt das sozialwissenschaftliche Wissen, um eine Einordnung oder Fakten zu präsentieren. Der Wissensträger ist dabei in

der Regel ein Sozialwissenschaftler, die Forschung selbst wird aber ohne Kontext dargestellt, Kontextualisierungen oder Qualifizierungen finden nicht überdurchschnittlich oft statt. Dementsprechend sind disziplinäre Themen bei den Artikeln sehr selten, der Wissenschaftsanteil ist nicht besonders hoch und in zwei Drittel der Artikel findet sich genau ein Sozialwissenschaftler (unterdurchschnittlich oft mehrere). Die Artikel entsprechen ansonsten eher dem Durchschnitt, was etwa Umfang, Bebilderung, Quelle und auch die Disziplin angeht. Auffällig häufig tauchen die Artikel allerdings in den Sonstigen Ressorts (zulasten des Feuilletons) auf und thematisieren auch Sonstiges (bei etwas häufiger politikökonomischen Themen und etwas seltener wissenschaftlichen Themen).

Ergebnismeldung heißt hier: Außeruniversitäre Wirtschaftsforschung (der Ökonomikanteil ist im Vergleich der Typen am höchsten) liefert neues, begründetes Wissen, sowohl in Form von Interviews mit Einzelnen als auch in Form von Studien, die von Instituten stammen. Die Artikel sind deutlich kürzer als der Durchschnitt, die kürzesten im Vergleich, dafür enthalten sie nicht häufig Qualifizierungen und Kontextualisierungen des Wissens. Der Wissenschaftsanteil liegt nur etwas über dem Durchschnitt, die Personenbestückung ziemlich genau im Durchschnitt. Dagegen findet sich nicht einmal in jedem zweiten Artikel ein Bild (im Vergleich der schwächste Wert). Die Themen sind deutlich Richtung Politik und Ökonomik verschoben (zu Lasten der Sonstigen), die Artikel erscheinen im Vergleich am häufigsten im Wirtschaftsteil und am seltensten im Feuilleton oder im Wissenschaftsteil. Im Vergleich zum Durchschnitt sind sie etwas häufiger in der SZ und etwas seltener in der FAZ/FAS zu finden.

Die *Ergebnisrezension* ist eine ausführliche Variante der Ergebnismeldung. Auch hier steht die Präsentation gerade von außeruniversitär produziertem Fachwissen im Vordergrund, allerdings nicht so ausschließlich, da auch andere Fachquellen überdurchschnittlich oft genannt werden und vor allem das Wissen ausführlicher in seinen Qualitätsdimensionen dargestellt wird (insbesondere was Methoden angeht). Kontextualisierungen finden jedoch ebenso wenig statt. Entsprechend sind die Artikel kürzer als der Durchschnitt und weisen weniger häufig genau einen Sozialwissenschaftler oder ein Bild auf. Allerdings liegt der Fokus der Artikel auf der Forschung, was ein sehr hoher Wissenschaftsanteil und der im Vergleich höchste Anteil disziplinärer Themen anzeigen. Die Disziplinen-, Ressort- und Quellen-Verteilung entspricht etwa dem Durchschnitt, lediglich der Anteil der Welt-Gruppe ist etwas erhöht. Jeder zweite Artikel hat ein disziplinäres Thema, während politische oder sonstige Themen seltener vorkommen.

Im *disziplinären Portrait* dient das dargestellte Wissen unterschiedlichen Zwecken in den Artikeln und wird ebenso variantenreich wie ausführlich dargestellt. Sowohl begründetes, neues wie auch unbegründetes, älteres (Tatsachen-) Wissen oder gescheiterte Prognosen tauchen überdurchschnittlich oft auf. Hier findet sich eher universitäres und allgemeines Fachwissen wieder, welches in den Qualitätsdimensionen (Methoden, Theorie und Geltung sowie letztere auch in

Kritik) umfassend und auch kritisch gewürdigt wird sowie in der Regel aus Fachquellen stammt. Ebenfalls findet eine Kontextualisierung durch Journalisten und Fachgenossen statt, Konkurrenzen bestehen intern wie zur Umwelt. Das Wissen wird dabei vermehrt Personen und Personengruppen zugeschrieben, aber auch der Allgemeinheit des Faches. Zu drei Vierteln wird in diesen Artikeln ökonomisches Wissen verhandelt. In über 40 % der Artikel findet sich mehr als ein Sozialwissenschaftler (in 30 % keiner), es kommen etwas häufiger grafische Elemente vor und der Wissenschaftsanteil ist sehr hoch, im Vergleich zu den anderen Typen sogar der höchste. Der Umfang entspricht dem Durchschnitt. Disziplinäre Themen sind mit fast 50 % vorherrschend, politische und sonstige sind unterrepräsentiert. Die Ressortverteilung ist ähnlich gelagert, Sonstige und Politik sind schwächer während mehr als die Hälfte der Artikel im Wirtschaftsressort zu finden ist. Die Artikel finden sich ebenfalls fast zur Hälfte in der Frankfurter Allgemeinen und etwas weniger häufig in der Welt-Gruppe. Im Vergleich zu den anderen beiden ähnlichen Typen, steht hier der diskursive Charakter der Wissenschaft etwas mehr im Vordergrund.

Rezensionen zeigen die erwartbare Kombination von Eigenschaften: In allen Artikeln werden neue Fachquellen besprochen, Wertungen von Journalisten beziehen sich auf die Dimension der öffentlichen Relevanz und der wissenschaftlichen Wertigkeit. Die Forschung wird in der Regel Einzelnen mit universitärem Kontext zugeordnet. Allerdings sollte das Label nicht ausschließlich interpretiert werden: So erscheinen die Artikel zwar eher nicht im Wirtschaftsteil (aber immer noch zu einem Viertel) und eher in Wissenschaft und Feuilleton (zu einem Drittel) aber auch überdurchschnittlich oft im Lokalen. So sind wirtschaftliche Themenstellungen höchst selten, disziplinäre aber im Durchschnitt und vor allem wissenschaftliche im Vergleich am häufigsten. Ebenfalls ist der Wissenschaftsanteil zwar deutlich über dem Durchschnitt, liegt aber im Median auch nur bei 50 %. Die Artikel sind etwas länger als der Durchschnitt und weisen nahezu immer mindestens einen Sozialwissenschaftler auf (im Vergleich am häufigsten genau einen, nämlich in acht von zehn Artikeln). Fast zur Hälfte geht es dabei um Soziologie, aber fast zur anderen Hälfte um Ökonomik. Die Artikel erscheinen etwas häufiger in der FAZ und FAS sowie etwas seltener in der Welt und der WamS.

Die *disziplinäre Darstellung* stellt gewissermaßen eine disziplinäre Variante des disziplinären Portraits dar: Ökonomik ist mit 12 % hier klar unterrepräsentiert, Ethnologie mit 31 % und Soziologie gar mit 57 % sind jeweils im Vergleich am stärksten. Gleichzeitig ist die Darstellungsweise nicht ganz so variantenreich, dafür um die kulturelle Dimension reicher. Qualifizierung und Kontextualisierung finden hier statt, jedoch mit stärkerer Konzentration auf die Disziplin als Ganzes, etwas eingeschränkter in den Dimensionen Theorie und Methode. Ebenso besteht eine stärkere Fokussierung auf ältere Fachquellen, die als öffentlich wie wissenschaftlich und eben auch kulturell wertvoll dargestellt werden. Es gibt einen stärkeren Fokus auf Einzelpersonen (zu zwei Dritteln), die Artikel sind

länger, bebildeter und mit mehr Wissenschaftsanteil versehen als der Durchschnitt. Entsprechend der Disziplinverteilung kommen wirtschaftliche Themen fast gar nicht vor, umso mehr dagegen wissenschaftliche und disziplinäre. Politische fehlen gänzlich, während Medien- und sonstige Themen überrepräsentiert sind. Politik und Wirtschaft als Ressort finden sich wiederum sehr selten, das Feuilleton dominiert, aber auch der Lokalteil ist überrepräsentiert. Innerhalb der Periodika gibt es eine Verschiebung von der Frankfurter Allgemeinen zur Süddeutschen.

Auch die *disziplinäre Kontextualisierung* ist eine Variante des Portraits bzw. der Darstellung. Die drei Typen haben die starke Qualifizierung und Kontextualisierung gemeinsam. Die disziplinäre Kontextualisierung variiert ebenfalls etwas weniger als das Portrait, der Fokus steht auf Einzelpersonen, universitärem Forschungskontext, älteren Fachquellen und der Geltungsdimension. Interne wie Umwelt-Kontroversen werden dargestellt, die Urteile sind hier am verteiltsten zwischen Journalisten, Fachgenossen und Sonstigen, die Nützlichkeiten betreffen die Dimensionen Politik, Kultur, Öffentlichkeit und Wissenschaft. Hier ist die Soziologie überrepräsentiert und die Ökonomik unterrepräsentiert, allerdings nimmt letztere über die Hälfte der Artikel ein. Zu drei Vierteln finden sich Sozialwissenschaftler in den Artikeln, die zu zwei Dritteln bebildert sind. Die Artikel sind länger als der Durchschnitt (bei höherer Varianz) und haben mehr Wissenschaftsanteil. Die Themenstellungen entsprechen mit Ausnahme des schwachen Wirtschaftswerts eher dem Durchschnitt, ähnliches gilt für die Ressorts, wo jedoch eine Verschiebung vom Wirtschaftsressort zum Feuilleton zu bemerken ist. Die Periodika-Verteilung entspricht weitgehend dem Durchschnitt.

Disziplin-Nennung ist ein Artikeltyp, in dem sozialwissenschaftliches Wissen keine Hauptrolle spielt. Vielmehr wird Wissen überdurchschnittlich oft in der Funktion der kulturellen Anreicherung benutzt. Das Wissen wird dabei der jeweiligen Disziplin in ihrer Allgemeinheit zugeordnet und ohne Forschungskontext präsentiert. Entsprechend findet sich in über neun von zehn Artikeln kein Sozialwissenschaftler und der Wissenschaftsanteil ist im Vergleich der niedrigste (genauso wie die Varianz), disziplinäre Themen sind extrem selten. Die Artikel sind allerdings überdurchschnittlich lang (mit der höchsten Varianz) und im Vergleich am häufigsten bebildert (drei Viertel der Fälle), etwas häufiger finden sich politische, wissenschaftliche oder wirtschaftliche Themen. Die Ressortverteilung entspricht eher dem Durchschnitt, bei einer leichten Verschiebung vom Lokalen zu Wissenschaft und Feuilleton. Fast zur Hälfte erscheinen sie in der Frankfurter Allgemeinen, etwas weniger häufig im Vergleich in SZ und taz. Am häufigsten wird in ihnen auf Ökonomik verwiesen, im Vergleich zum Durchschnitt erscheint jedoch die Soziologie als stark.

Die Artikeltypen bilden also in etwa zwei Gruppen: hier die portraitierenden Typen, zu denen man auch die Rezension zählen kann, dort die Meldungstypen. Die portraitierenden Typen finden sich eher in der Wissenschaftsberichterstattung, die

Meldungstypen eher in der politik-ökonomischen. Innerhalb der Gruppen finden sich jeweils Artikel mit stärkerer Fokussierung auf die Wissenschaft und einige ohne.

3.3.5 Der Raum der Sozialwissenschaftsberichterstattung

Die korrespondenzanalytische Lösung zeigt die Struktur der Sozialwissenschaftsberichterstattung in einem zweidimensionalen Raum (s. Abbildung 3.16). Die Achsen, die den Raum aufspannen, beschreiben jeweils inhaltliche Fokussierungen, die die Artikel variieren. Zur besseren Lesbarkeit werden hier wie in den folgenden Abbildungen nur eine Auswahl an Variablen angezeigt.

Die horizontale Achse unterscheidet dabei, welches Thema im Artikel bearbeitet wird. Auf der linken Seite steht ein gesellschaftliches Thema im Vordergrund, bei dem das sozialwissenschaftliche Wissen und die Disziplin eine Nebenrolle spielen. Die Artikel haben entsprechend wenig Wissenschaftsanteil, keinen namentlichen Sozialwissenschaftler, werden von Presseagenturen oder Sonstigen Autoren verfasst und die beiden Nachrichtenmagazine tendieren zu solcher Berichterstattung. Die Themen sind politische, wirtschaftliche oder sonstige gesellschaftliche, die stärkeren Ressorts Politik und Sonstiges. Entsprechend finden sich die drei Artikeltypen hier, die wenig auf die Disziplin fokussieren: Ergebnismeldung, Fakteneinschub und Nennung. Dem stehen die Artikel gegenüber, die auf die Disziplin fokussieren. Hier ist der Wissenschaftsanteil hoch, zwei oder mehr Sozialwissenschaftler werden genannt, Sozialwissenschaftler selbst sind auch Autoren, die beiden Sonntagsausgaben tendieren zu solcher Berichterstattung. Thema der Artikel ist folgerichtig verstärkt die Disziplin selbst, das dazugehörige Ressort der Wissenschaftsteil. Schließlich finden sich hier Qualifizierungen und Kontextualisierungen, die auf die Wissenschaft selbst führen: Das Wissen wird als wissenschaftliche wertvoll dargestellt, es finden sich interne Kontroversen, Sozialwissenschaftler beurteilen das Wissen, Theorie wird verstärkt genannt. Entsprechend sind hier die Artikeltypen angesiedelt, die besonders intensiv über Sozialwissenschaften berichten: Kontextualisierung und Portrait.

Die vertikale Achse unterscheidet die Form der Berichterstattung über Sozialwissenschaften, ob das Ergebnis im Vordergrund steht oder die Sozialwissenschaft selbst. Im unteren Bereich der Achse finden sich Sonstige Autoren, die Ressorts Feuilleton und Wissenschaft und Wissenschaft und Sonstiges als Themen der Artikel. Die Berichterstattung über die Disziplinen Ethnologie und Soziologie tendiert hierhin. Die Artikeltypen, die diesen Bereich zusammenfassen sind zum einen die Nennung, aber auch die Darstellung und die Kontextualisierung. Im oberen Bereich steht dagegen das Ergebnis im Vordergrund: Die Presseagentur als Autor ist hier angesiedelt und insbesondere Qualifizierendes: Studien aus außeruniversitären Instituten. Entsprechend sind Ergebnismeldung und Ergebnisrezension die beherrschenden Artikeltypen.

Ergebnisberichterstattung zur gesellschaftlichen Kontextualisierung zu Tage. Hier finden sich die anderen beiden Disziplinen wieder, denen ein Äquivalent zur starken indikatorengestützten Wirtschaftsforschungsberichterstattung fehlt. Bleibt der vierte Quadrant, der die kulturelle Seite der Sozialwissenschaft jenseits des Ergebnisses beibehält, jedoch wieder stark auf andere gesellschaftliche Themen fokussiert. Im Extremfall wird hier die Sozialwissenschaft bloß genannt.

3.4 Sozialwissenschaftler in der Presse

Insgesamt werden in den 1.200 Artikeln 1.078 Sozialwissenschaftler gefunden, allerdings werden maximal drei Sozialwissenschaftler pro Artikel kodiert, die als Person identifizierbar sind. Auf die Disziplinen verteilen sich die Wissenschaftler wie folgt: 711 werden als Ökonomen kodiert, 314 der Soziologie zugerechnet und 53 tauchen in Ethnologie-Artikeln auf.

Die Anzahl der Wissenschaftler in den Artikeln pro Erhebungszeitpunkt wächst an. Während der ersten vier Zeitpunkte changiert die Zahl zwischen 70 und 88, bei den nächsten vier zwischen 81 und 97 und während der letzten zwischen 87 und 107. Die durchschnittliche Zahl liegt bei fast 90. Das Wachstum geht dabei ausschließlich auf das Wachstum der Ökonomik zurück. Pro Jahr finden sich fast 60 Ökonomen. Dagegen finden sich nur durchschnittlich gut 26 Soziologen und nur knapp 4,5 Ethnologen. Bezogen auf die absoluten Zahlen bleibt die Soziologie eher stabil, die Ethnologie sinkt leicht ab. Anteilig an allen Wissenschaftlern betrachtet sinkt der Soziologie-Teil jedoch stärker als der Ethnologie-Teil.

Unter den 1.078 Fällen identifizierbarer Wissenschaftler sind extrem wenige, die nicht mit vollständigen Namen identifizierbar sind: sechs. Tabelle 3.5 zeigt differenziert nach den Disziplinen die Namen mit den häufigsten Nennungen sowie Namen, die mindestens sieben Mal vorkommen.¹¹⁴

Im Bereich der Ethnologie sind mehrfache Namensnennungen die Ausnahme. Nur vier Namen kommen häufiger als ein Mal vor. Die Liste wird dabei von Claude Lévi-Strauss angeführt, also einem Klassiker des Faches, dessen Tod in den Erhebungszeitraum fällt. Daneben kommen noch drei Namen doppelt vor: Thomas Hauschild als Forscher, Wulf Köpke als Direktor des Völkerkundemuseums Hamburg und Katrin von Welck – einmal als Direktorin der Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen und als hamburgische Kultursenatorin.

Soziologen scheinen, wenn sie häufiger auftauchen, eher den Klassikern zuzuordnen zu sein. Niklas Luhmann und Max Weber sind vor der Erhebung

114 In der Tabelle sind in der Regel die Institutionen, in denen die Sozialwissenschaftler hauptsächlich arbeiten, verzeichnet, WW steht für Wirtschaftswissenschaftler.

Tabelle 3.5: Namensnennungen nach Disziplinen in absoluten Zahlen

Ethnologie (53)	Soziologie (314)	Ökonomik (711)
Claude Lévi-Strauss: 3	Ulrich Beck: 10	Hans-Werner Sinn: 35 Ifo
Thomas Hauschild: 2 Tübingen/Halle	Niklas Luhmann: 10	Klaus Zimmermann: 17 DIW
Wulf Köpke: 2 Direktor Hamburg	Pierre Bourdieu: 8	Wolfgang Franz: 13 ZEW
Karin von Welck: 2 Direktorin Mannheim Kultursenatorin Hamburg	Max Weber: 6	Gustav Adolf Horn: 12 IMK
	Eike Emrich: 4 Sportwis. Inst. Saarbrücken Vizepräsident DLV	John Maynard Keynes: 9
		Peter Bofinger: 8 Würzburg; seit 2004 WW
		Claudia Kemfert: 8 DIW
		Adam Smith: 8
		Paul Krugman: 7 Princeton
		Bert Rürup: 7 Bis 2009 Essen & WW; dann AWD u. a.

gestorben, Pierre Bourdieu stirbt zu Beginn der Erhebung 2002 und Ulrich Beck nach der Erhebung 2016. Lediglich ein Name steht während des Erhebungszeitraums in der Hauptphase der wissenschaftlichen Biografie, also als Professor vor der Emeritierung. Gleichzeitig taucht Eike Emrich hier auch wegen seiner Vizepräsidentenschaft beim Deutschen Leichtathletik-Verbands auf.

Innerhalb der Ökonomik-Artikel sind es hauptsächlich die Direktoren der außer-universitären Forschungseinrichtungen, die öfters genannt werden: Hans-Werner Sinn, der die Liste mit Abstand anführt, Klaus Zimmermann, Wolfgang Franz und Gustav Horn. Daneben finden sich auch hier Klassiker und bedeutende lebende Ökonomen: Keynes, Smith und Krugman. Mit Peter Bofinger und Bert Rürup finden sich auch zwei sog. Wirtschaftsweisen wieder, daneben noch als einzige Frau Claudia Kemfert vom DIW.

Um die Zahlen hier vergleichbar zu machen: Claude Lévi-Strauss umfasst fast sechs Prozent der Ethnologie-Nennungen, Ulrich Beck ca. drei Prozent der Soziologie- und Hans-Werner Sinn ungefähr fünf Prozent der Ökonomik-Artikel. Addiert man die Nennungen der in der Tabelle 3.5 aufgeführten Wissenschaftlern, ergibt sich, dass ca. 17 % der Ethnologen, zwölf Prozent der Soziologen und 17 % der Ökonomen abgebildet sind (betrachtet man allerdings nur

die fünf häufigst genannten Ökonomen, sinkt der Anteil auf zwölf Prozent). Die Ökonomik erscheint also etwas mehr von Stars bevölkert zu sein, allerdings ist die Konzentration in der Ethnologie am stärksten, wobei die absoluten Zahlen sehr klein sind. Die Soziologie weist im Vergleich die geringste Konzentration auf einen oder die häufigsten Namen auf.

3.4.1 Darstellung und Charakterisierung

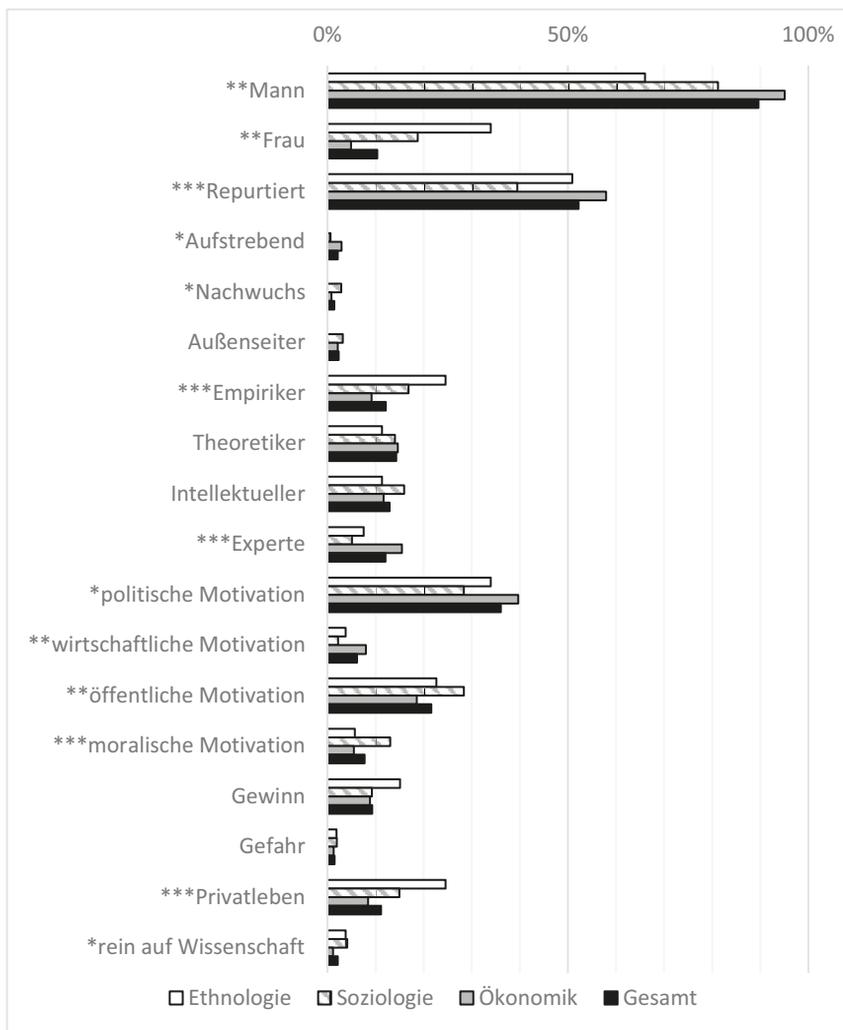
Der Geschlechtsunterschied in der Stichprobe ist frappierend: 90 % der kodierten Sozialwissenschaftler sind männlich (vgl. Abbildung 3.17). Allerdings finden sich disziplinäre Unterschiede (auch statistisch stark signifikant): In den Ethnologie-Artikeln findet sich ein Verhältnis von zwei Dritteln zu einem Drittel zugunsten der Männer; im Soziologie-Anteil ein Verhältnis von 80:20. Noch extremer als in der Gesamtstichprobe ist der Unterschied bei der Ökonomik: Nicht einmal 5 % der kodierten Sozialwissenschaftler sind hier weiblich.

Im Längsschnitt lässt sich eine leichte Zunahme des Frauenanteils des jeweiligen Erhebungszeitpunkts feststellen. Während in den ersten sechs Erhebungszeitpunkten der Anteil vier Mal unter zehn Prozent liegt, ist er in der zweiten Hälfte stets über zehn Prozent, im letzten erreicht er den Spitzenwert von 16 %. Der Anteil der Ethnologinnen an allen Ethnologen und der entsprechende Anteil der Soziologinnen wachsen dabei stärker als der Durchschnitt und der unterdurchschnittlich stark wachsende Anteil der Ökonominen.

Es gibt einen größeren Anteil (16 %) an Nennungen, die nicht weiter charakterisiert werden. Von den 176 Fällen, in denen dies geschieht, sind sechs der Ethnologie, 79 der Soziologie und 91 der Ökonomik zuzuordnen. D. h., während dies bei Ethnologie und Ökonomik ungefähr 12 % der Fälle ausmacht, ist es ein Viertel innerhalb der Soziologie. Der Anteil dieser bloß genannten Sozialwissenschaftler steigt im Zeitverlauf. 2003 ist der Anteil besonders niedrig, davor und danach relativ konstant um den Mittelwert von 16 %. 2008 ist der Anteil besonders hoch, danach fällt er wieder und steigt schließlich wieder und liegt in den letzten beiden Erhebungsjahren klar über dem Durchschnitt.

Am häufigsten werden Sozialwissenschaftlern als etabliert oder reputiert dargestellt. Dies geschieht bei 52 % der Sozialwissenschaftler. Dem gegenüber finden sich Beschreibungen wie Außenseiter, aufstrebend (je 2 %) oder Nachwuchswissenschaftler (1 %) extrem selten. Relativ ausgeglichen werden dagegen die Labels Intellektueller (13 %) und Experte (12 %) vergeben, bzw. die Sozialwissenschaftler als Theoretiker (14 %) oder Empiriker (12 %) beschrieben. Eine Verbindung mit dem politischen System oder eine politische Motivation wird den Sozialwissenschaftlern in 36 % der Fälle zugeschrieben und damit deutlich häufiger als publizistisch/öffentliche Motivationen (22 %) oder gar moralische (8 %) und wirtschaftliche (6 %). 11 % der Sozialwissenschaftler werden mit Informationen über

Abbildung 3.17: Eigenschaften der Sozialwissenschaftler



[* p<0,05; ** p<0,01; ***p<0,00]

ihr Privatleben versehen, bei lediglich 2 % wird nahegelegt, sie seien einzig und allein der Wissenschaft verschrieben. Summarisch erscheinen 9 % der Sozialwissenschaftler als Gewinn für die Gesellschaft, nur 2 % als Gefahr. Im Zeitverlauf gibt es nur wenig klare Tendenzen, die meisten Charakterisierungen nehmen leicht ab, korrespondierend mit den ansteigenden bloß genannten Sozialwissenschaftlern. Am stärksten nimmt die Beschreibung als Theoretiker ab. Häufiger kommen dagegen Zuschreibungen als Nachwuchswissenschaftler, Intellektueller, politische und wirtschaftliche Motivation sowie die Darstellung als Gefahr vor.

Die disziplinäre Zugehörigkeit der Sozialwissenschaftler führt bei den meisten Charakterisierungen zu signifikanten Unterschieden (vgl. Abbildung 3.17). Reputation und politische Motivation wird beispielsweise durchschnittlich häufiger Ethnologen und Ökonomen zugeschrieben als Soziologen, dagegen publizistische und moralische häufiger Soziologen, ebenso wie Nachwuchswissenschaftler und Wissenschaftsfixierung. Ethnologen werden besonders häufig als Empiriker und mit Privatleben beschrieben, Ökonomen als aufstrebend, Experten und wirtschaftlich motiviert. Den Zuwachs der Zuschreibungen als Intellektuelle tragen nur die Ökonomen, die der wirtschaftlichen Motivation nur die Soziologen.

3.4.2 Sozialwissenschaftlertypen

Für die Clusteranalyse¹¹⁵ wurden zunächst die bloß genannten Sozialwissenschaftler (16 %) aussortiert. Anschließend ergeben sich sieben weitere Typen. Dabei handelt es sich um Politische Sozialwissenschaftler (16 %), Etablierte (15 %), Theoretiker (14 %), Öffentliche Sozialwissenschaftler (13 %), Nichtetablierte Empiriker (11 %), Portraitierte (8 %) und Politische Experten (7 %).

Über *bloß genannte Sozialwissenschaftler* können keine weiteren inhaltlichen Spezifikationen gemacht werden, daher bietet sich ein Label an, welches eher die Funktion im Artikel benennt. Soziologen werden etwas häufiger bloß genannt, Ökonomen etwas seltener, sie tauchen etwas häufiger in den Wochenzeitschriften auf und etwas seltener in den Periodika der Frankfurter Allgemeinen. Inhaltlich finden sich die Artikel eher in den Sonstigen Kategorien und im Wissenschaftsressort wieder, weniger häufig im Wirtschaftsteil und bei disziplinären Themen.

Der Längsschnitt weist eine hohe Varianz auf, sehr schwache (2003: unter 4 %) und schwache Werte (2006 und 2009: ca. 10 %) wechseln sich mit höheren ab, die auch jeweils den höchsten Anteil in den Jahren darstellen (2008 und 2012: 26 %, 2013: 22 %).

Politische Sozialwissenschaftler spielen eine kommentierende Rolle. Auffällig ist, dass dieser Typus stark in politischen Zusammenhängen auftaucht, ansonsten aber eher wenig charakterisiert wird. Die starken Werte für Politik bei Thema und Ressort bestätigen die Interpretation dieses Typus. Entsprechend nahe steht der Politische Experte, wobei das Experten-Label den entscheidenden Unterschied ausmacht.

Herausragend beim Politische Sozialwissenschaftler ist ein sehr schwacher Wert 2008 von nicht mal 4 %, während der Rest der Werte um den Durchschnitt

115 Auch hier wurde die Two-Step-Clusteranalyse von SPSS verwendet, Grundlage sind die Sozialwissenschaftler und ihre erhobenen Merkmale (vgl. die Clusteranalyse der Artikel oben).

von 16 % bleiben mit der Ausnahme 2011, wo der höchste Anteil (für den Typ und in diesem Jahr) von über 21 % erreicht wird.

Etablierte haben als dominante Variable die gleichnamige; herausragend ist dem Gegenüber das Fehlen von öffentlichen und politischen Motivationen. Weitere Spezifikationen werden aber nicht gefunden, oft folgen die Etablierten dem Durchschnitt. Etablierte befinden sich in den Artikeln eher in einer kommentierenden Rolle. Wahrscheinlich kommen auch mehrere Kommentatoren in einem Artikel vor. Inhaltlich sind die Etablierten eher auf Wirtschaft ausgerichtet, entsprechend finden sich mehr Ökonomen.

2003 und 2010 weist dieser Typ jeweils den höchsten Anteil innerhalb des Erhebungszeitpunkts auf, was jedoch eher Ausreißer nach oben darstellt. Ansonsten schwanken die Werte ungefähr zwischen 9 % und 19 %.

Theoretiker zeigen wiederum eine Dominanz der Variable Theoretiker, die anderen Variablen dienen dann der jeweiligen Charakterisierung des dargestellten Sozialwissenschaftlers. Theoretiker (ausschließlich Männer) werden in der Regel als etabliert oder reputiert dargestellt. Häufiger werden sie in einen politischen Zusammenhang gestellt oder als Intellektuelle bezeichnet. Theoretiker werden insgesamt eher in einem disziplinären Kontext portraitiert. Auffällig ist, dass dieser Typ am stärksten vom jeweiligen Periodikum abhängt: Häufig in der FAZ/FAS und der SZ, seltener in Welt, WamS und den Wochenzeitschriften.

Während der ersten vier Erhebungszeitpunkte gehört der Typ zu den stärksten bis zu einem Höchstwert 2005 von über 24 %. Hiernach fällt die Kurve nahezu kontinuierlich ab, unterbrochen von einer leichten Erholung von 2010 bis 2012, auf unter 5 % 2013.

Auch *öffentliche Sozialwissenschaftler* werden aufgrund der dominierenden Variable bezeichnet. Hiermit wird sich an die Verwendung innerhalb der Diskussion um die Public Sociology angelehnt, wozu die hohen Werte bei politischer Motivation passen. Gerade die Null-Werte bei einigen wichtigen Variablen sollten aber eine solche Überinterpretation des Labels einschränken. Dabei lässt sich wiederum eher auf einen portraitierten Typus schließen, auch wenn Darstellungen des Privatlebens fehlen. Der größte Unterschied zu den vergleichbaren Typen Theoretiker und portraitiertes Sozialwissenschaftler ist in der größeren Streuung der Artikel zu sehen und die aktivere Positionierung durch die Journalisten. Es finden sich etwas eher Soziologen als Ökonomen.

Öffentliche Sozialwissenschaftler weisen eine große Varianz auf, 2006 f. weist der Typ die höchsten Anteile (über 20 %), 2002 und 2009 dagegen die schwächsten Anteile (um die 6 %) pro Erhebungszeitpunkt auf. Dazwischen pendeln die Werte um den Durchschnitt von gut 13 %.

Während die beiden Variablen Experte und Empiriker gut zusammenpassen, werden die *Nichtetablierte Empiriker* auch durch das Fehlen positiver Werte der Variable Etabliert gebildet. Herausragend ist zudem das Fehlen von motivationalen Zuschreibungen. Die Bezeichnung überdeckt folglich eventuell eine interne

Varianz. In den Artikeln nehmen sie eher eine kommentierende Rolle ein. Auch hier scheinen wieder mehrere Kommentatoren die Regel zu sein. Gegenüber dem Typ der etablierten Kommentatoren sind Artikel mit diesem Typ inhaltlich weiter gestreut, wobei sich die inhaltliche Anlehnung an Wirtschaft hier wiederholt. Es finden sich hier anteilig besonders viele Frauen und sie tauchen häufiger in der Frankfurter Allgemeinen auf.

Die Kurve der Nichtetablierte Empiriker ist von einem starken Ausreißer 2009 mit einem Wert von über 26 % geprägt, während die anderen Werte eher um den Durchschnitt von etwa 11 % pendeln (2012 ist der Wert besonders schwach).

Portraitierte Sozialwissenschaftler werden immer mit Informationen jenseits des Berufs dargestellt. Die vielen überdurchschnittlichen Werte zeigen zudem an, dass der Typ eine interne Varianz aufweisen sollte. Das Label bleibt folglich inhaltlich unterbestimmt. Portraitierte unterscheiden sich gegenüber den Theoretikern durch eine stärkere Diffusion der Themen. Es finden sich hier anteilig mehr Ethnologen und Frauen, die Artikel erscheinen eher in der Welt/S und seltener in FAZ/S und SZ.

Die Kurve der Portraitierte Sozialwissenschaftler verläuft in einer Art Wellenform, es wechseln sich dabei Werte von über 10 % und unter 5 % ab, der Höchstpunkt liegt 2002 bei über 15 %.

Politischen Experten werden immer als Experten gelabelt. Im Gegensatz zum etablierten Kommentator ist hier eine inhaltliche Neigung zur Politik zu erkennen, die Personen werden jedoch auch zum großen Teil als etabliert dargestellt. Hier kommen besonders selten Soziologen und häufig Ökonomen vor, seltener tauchen sie in der FAZ/S auf.

Auch dieser Typ weist einen Höhepunkt 2002 bei über 15 % auf, die restlichen Werte pendeln um den Durchschnitt von fast 7 %.

Relativ eindeutig lassen sich die Typen anhand ihrer Rolle im Artikel, der Tiefe der Darstellung und der inhaltlichen Orientierung unterscheiden. Empiriker, politische Sozialwissenschaftler und bloß Genannte finden sich in einer beiläufigen Rolle wieder, während die anderen in der Regel der Fokus des Artikels sind. Theoretiker, Portraitierte und Öffentliche werden ausführlich dargestellt, während die anderen Typen spezifischen thematischen Zusammenhängen zugeordnet werden. Inhaltlich sind die portraitierten Typen auch eher wie die Empiriker wissenschaftlich orientiert, letztere jedoch auch wirtschaftlich, was sie mit den Etablierten und den politischen Experten teilen (diese wiederum auch stark politisch, wie die politischen Sozialwissenschaftler). Die bloß genannten schließlich tauchen quer in allen möglichen inhaltlichen Zusammenhängen auf.

Die Typen sind nur bis zu einem gewissen Grad vom Periodikum abhängig: Etablierte, öffentliche und politische Sozialwissenschaftler kommen in allen Periodika in etwa durchschnittlich vor, Theoretiker finden sich verstärkt in der FAZ/FAS und der SZ, seltener in Welt, WamS und Spiegel/Focus. Portraitierte gibt es eher in der Welt, WamS und der taz, weniger in FAZ, FAS und SZ.

Experten sind wiederum sehr selten in der FAZ/FAS zu finden, öfter in Welt/WamS und SZ. Empiriker dagegen häufiger in FAZ/FAS und seltener in der SZ. Die bloß genannten kommen etwas häufiger in den Wochenmagazinen vor.

Die Disziplinen spielen auch nicht bei allen Typen die gleiche Rolle: Durchschnittlich sind die Verteilungen jedoch nur bei den Theoretikern und den Empirikern. Ökonomen dominieren die Etablierten, Experten und politischen Sozialwissenschaftler; Soziologen und Ethnologen sind überdurchschnittlich bei den portraitierten, öffentlichen und bloß genannten Sozialwissenschaftlern zu finden.

Im Groben lassen sich die Typen noch einmal unterscheiden, wie ausführlich die Berichterstattung über die Person ausfällt, ob sie also eher die Funktion eines Portraits oder eher eine kommentierende Funktion im Artikel übernehmen. Zu ersterer Gruppe lassen sich die Theoretiker, die portraitierten Sozialwissenschaftler und die öffentlichen Sozialwissenschaftler zählen. Dieser Gruppe ist gemein, dass sich viele verschiedene Personeneigenschaften auffinden lassen, deren Verteilung erst die Unterschiede zwischen den Typen herstellen: Insbesondere die Kodierung als Theoretiker, die Darstellung mit Privatleben und eine öffentliche Motivation. Ebenfalls weisen alle drei Typen hohe Wissenschaftsanteile in den Artikeln auf, in denen sie auftauchen. Im Vergleich zum Durchschnitt sind Ethnologen und Soziologen öfter in dieser Gruppe zu finden.

Die zweite Gruppe lässt sich als Kommentatoren zusammenfassen. Intern unterscheiden sich die Typen noch einmal, inwiefern sie mit den politischen Inhalten in Bezug stehen (politischer Experte und politischer Sozialwissenschaftler), eher ökonomische Rahmensetzungen unterliegen (Etablierter, nichtetablierter Empiriker) oder allgemeinere Typen (bloß genannter Sozialwissenschaftler) darstellen. Es finden sich orthogonal zu dieser Unterscheidung Typen, die in Artikeln mit höherem Wissenschaftsanteil (Etablierte, politische Experten) bzw. niedrigerem (nichtetablierte Empiriker, politische Sozialwissenschaftler und bloß genannte Sozialwissenschaftler) auftauchen. Die Sozialwissenschaftler der Typen Etablierter, politischer Experte und politischer Sozialwissenschaftler sind überdurchschnittlich oft Ökonomen, während Soziologen häufiger bei den bloß genannten Sozialwissenschaftlern auftauchen.

3.4.3 Sozialwissenschaftler in der Sozialwissenschaftsberichterstattung

Die Ergebnisse lassen sich mit der grafischen Lösung der Korrespondenzanalyse zusammenfassen (Abbildung 3.18). Die horizontale Achse zeigt den Grad der Charakterisierung der Sozialwissenschaftler an, links stehen die ausführlich dargestellten, rechts die bloß genannten. Die horizontale Achse trennt die Sozialwissenschaften nach der dominanten Orientierung: Oben stehen die politisch

die tiefgehend charakterisiert werden und am öffentlichen Diskurs mit Engagement und theoretischem Hintergrund teilnehmen. Die beiden untenstehenden Quadranten zeigen dagegen die Sozialwissenschaften, die auf ihre Disziplin, Forschung und Wissenschaft orientiert sind. Der dritte Quadrant beherbergt mit den Empirikern diejenigen, die weniger häufig charakterisiert werden und die mit einem dominant empirischen Forschungsbezug dargestellt werden. Dies trifft häufiger auf Frauen zu. Der vierte Quadrant zeigt dann die tiefen kontextualisierenden Portraits.

3.5 Fazit

Artikel mit sozialwissenschaftlichem Bezug werden nach dem zweiten Weltkrieg bis zur Mitte der 2000er-Jahre absolut häufiger, seitdem werden sie weniger. Diese Bewegung folgt jedoch der Entwicklung der Gesamtartikelzahlen. Anteilig sinken die Artikelzahlen der Sozialwissenschaften weniger stark als die aller Artikel. Die Presseberichterstattung versozialwissenschaftlicht sich demnach weiterhin. Der Anteil der Sozialwissenschaftsberichterstattung ist in den Wochenperiodika höher als in den Tageszeitungen, der Abstand nimmt tendenziell zu. Die Zeit weist den höchsten Anteil sozialwissenschaftlicher Berichterstattung auf.

Im Verhältnis der Disziplinen lassen sich in Bezug auf Datenbanktreffer grob drei Phasen unterscheiden: Bis zum Anfang der 1970er-Jahren finden sich absolut etwa so viele Ökonomikartikel wie Soziologie- und Ethnologieartikel zusammen. Insbesondere die Soziologie weist eine Hochphase ab Mitte der 1960er-Jahre auf, während Ökonomik und Ethnologie etwas langsamer wachsen als die Gesamtzahl der Artikel. Anschließend sinkt die Bedeutung der Soziologie jedoch relativ, während die anderen beiden Disziplinen sich dem Wachstum der Artikelzahlen angleichen. Dies führt bis zum Ende der 1980er-Jahre zu einem Verhältnis von zwei Ökonomikartikel zu einem Ethnologie- bzw. Soziologieartikel, welches sich zunehmend zugunsten der Ökonomik verschiebt. Ab der 2000er-Jahren nimmt dann die Ökonomik ca. zwei Drittel aller Sozialwissenschaftsartikel ein. Während die Ökonomik- und Soziologieartikel weniger stark zurückgehen als die Gesamtartikelzahl, gilt dies für die Ethnologieartikel nicht, wenn auch seit Mitte der 2010er-Jahre auf stabilem Niveau.

Im engeren Untersuchungszeitraum finden sich pro Ausgabe ca. 4,3 Artikel mit sozialwissenschaftlichem Bezug. Davon entfallen 2,9 auf die Ökonomik, 1,3 auf die Soziologie und 0,2 auf die Ethnologie. Während die Artikelhäufigkeiten jedoch für die Ökonomik und die Soziologie steigen, fällt sie für die Ethnologie. Der gewisse Anstieg der Sozialwissenschaftsartikel wird hierbei ausschließlich von den Wochenperiodika getragen. In der FAS erscheinen mit 7,6 die meisten Artikel pro Ausgabe, bei den Tageszeitungen in der FAZ (5,6). Das Verhältnis von 4 % Ethnologie, 29 % Soziologie und 67 % Ökonomik findet sich in den

Periodika ungefähr wieder, mit Ausnahme der taz, in der Ethnologie und Soziologie überdurchschnittlich oft vorkommen.

Der durchschnittliche Artikel mit sozialwissenschaftlichem Anteil ist im Median 652 Wörter lang, weist aber eine große Spannweite auf, die von 35 bis hin zu 5.877 Wörtern reicht. Der Umfang der Artikel steigt tendenziell. Ähnlich hoch ist die Streuung beim Wissenschaftsanteil, der Median von 33 % sinkt im Trend. Über die Hälfte der Artikel enthält ein grafisches Element, in gut zwei Dritteln der Artikel wird ein Wissenschaftler genannt. Ersteres nimmt im Zeitverlauf stark zu, letzteres ein wenig. Ein Artikel, der nicht von einem Journalisten geschrieben wird, ist die seltener werdende Ausnahme, Presseagenturen, Sozialwissenschaftler oder Sonstige machen aber zusammen etwa 20 % der Verfasser aus.

Der Großteil der Artikel erscheint im Wirtschaftsressort, ein Viertel der Artikel zusammengenommen im Politikteil und im Feuilleton. Es gibt einen höheren Anteil von Sonstigen Ressorts (17%), der Anteil des Wirtschaftsressorts ist mit 5 % relativ klein. Über ein Viertel der Artikel behandelt thematisch zentral Sozialwissenschaften, hinzu kommen 10 % Wissenschaftsthemen. Dem stehen in gleicher Anteilsgröße Politik-Ökonomische Themen gegenüber, die ihren Anteil ausbauen. Ein ähnliches Bild ergibt sich bei den Anlässen der Berichterstattung (Wissenschaft vs. Politisch-ökonomischen Anlässen), hierbei ist der Grad von Sonstigen Anlässen aber höher, der Anteil Sonstiger Wissenschaftlicher Anlässe schrumpft. Die Funktion in den Artikel ist in der Regel Faktenlieferung oder Einordnung (80 %) mit steigender Tendenz.

In zwei Dritteln der Artikel trägt eine Einzelperson, in einem Drittel eine Gruppe das Wissen. In einem Fünftel der Artikel ist es ein Institut, in unter 15 % der Fälle die Allgemeinheit des Faches. Universitäten kommen in dieser Rolle so gut wie gar nicht vor. Die Berichterstattung ist also personenzentriert, es gibt aber auch Artikel, die gänzlich ohne Personen auskommen. In einem Drittel der Artikel wird keine Quelle genannt. Recht häufig werden hingegen Interviews und Studien als Quellen aufgeführt, es gibt einen größeren Anteil von Fach- (unter 25 %) und einen kleineren an Medienquellen (unter 10%), wobei sich die beiden Gruppen im Trend annähern. Am häufigsten und mit steigender Tendenz finden sich Wissensanteile ohne Forschungskontext in den Artikeln (über 40%), der Anteil außeruniversitärer Forschung überragt denjenigen universitärer Forschung leicht (beide um die 30 %, wobei universitäre Kontexte zunehmen). Nicht gänzlich überraschend verläuft die Berichterstattung stärker orientiert am Ergebnis, als dass ausführlich oder nur kurz das Zustandekommen des Ergebnisses beschrieben würde. In je einem Drittel wird das sozialwissenschaftliche Wissen als allgemeines Fachwissen bzw. als Tatsachenfeststellung dargestellt (letzteres in der Tendenz zunehmend). In der Regel handelt es sich um neuere Ergebnisse, der Anteil älterer liegt bei ca. 15 %, beide Anteile steigen. Geltungsaspekte werden in fast jedem zweiten Artikel thematisiert, in je einem Fünftel methodische oder

theoretische Aspekte der Forschung, etwas häufiger auch empirisches Material. Kritik an der Forschung wird nur bezüglich der Geltung nennenswert geäußert. Die Genesis und Geltungs-Bedingungen werden zunehmend thematisiert (vor allem Empirisches Material), lediglich der Anteil an Kritik an Theorie sinkt im Verlauf, die beiden Geltungsdimensionen steigen klar. Auch bezüglich der Qualität der Berichterstattung im wissenschaftlichen Sinne ergibt sich keine größere Überraschung: In der Regel werden neue Ergebnisse genannt, alles darüber hinaus kommt zwar regelmäßig vor, ist allerdings nicht der Standard.

In einem Viertel der Artikel wird keine Nützlichkeit zugewiesen, dieser Anteil sinkt jedoch. Es dominieren politische Nützlichkeitskontexte (44 %, steigend), zu 20 % (steigend) wird der wissenschaftliche Wert explizit thematisiert, zu einem Viertel (steigend) ökonomische Nützlichkeit. Sozialwissenschaftliches Wissen wird also relativ häufig und verstärkt in einen Nützlichkeitsbezug gestellt. In jedem zweiten Artikel wird das Wissen in einen konkurrierenden Bezug zur Umwelt gesetzt, neben internen Konkurrenzen spielen die anderen Konkurrenzen keine große Rolle. Auch hier zeigt sich: Die Rahmensetzung der Berichterstattung ist breitere gesellschaftlicher Natur, Berichterstattung über Sozialwissenschaften als in sich abgeschlossener Kosmos kommt weniger häufig vor – allerdings steigen beide Thematisierungen im Zeitverlauf an. Dabei finden sich allerdings weniger diskursive Kontextualisierungen von anderen gesellschaftlichen Akteuren. Es gibt insgesamt zwar fast in jedem zweiten Artikel ein Urteil, dies wird aber in der Regel von Journalisten geäußert. Aber auch hier steigt der Anteil von Urteilen im Zeitverlauf klar (vor allem von Journalisten und Sonstigen).

Die Struktur der Artikel weist signifikante Disziplin-Unterschiede auf: Die Artikel der Soziologie sind im Mittel am längsten, allerdings ist der Wissenschaftsanteil auch am niedrigsten. Die Soziologie-Artikel enthalten am häufigsten Wissenschaftler, allerdings sind in den Ethnologie- und Ökonomik-Artikeln häufiger mehr als ein Wissenschaftler zu finden. Die Ethnologie-Artikel sind am häufigsten bebildert, die Ökonomik-Artikel am seltensten. Die Autoren der Artikel sind ähnlich verteilt, allerdings sind es bei den Ethnologen am häufigsten Journalisten, für die Soziologie sticht der Fachwissenschaftler-Anteil heraus, für die Ökonomik der Anteil der Presseagenturen. Bei den Ressorts dominieren für die Ökonomik das Wirtschaftsressort, bei der Ethnologie und Soziologie das Feuilleton, umgekehrt sind die Werte jeweils besonders schwach, Ethnologie-Artikel im Wirtschaftsressort finden sich beispielsweise gar nicht. Während die Ethnologie zudem häufiger im Wissenschaftsressort und im Lokalen thematisiert wird, geschieht dies für die Soziologie in Wissenschaft und sonstigen Ressorts. Bei den Themen ähneln sich Soziologie und Ethnologie, es bestehen aber Differenzen zur Ökonomik, wo man mehr politik-ökonomische und weniger wissenschaftliche und sonstige Themen findet. Die Anlässe für die Artikel sind noch differenzierter: Die Ökonomik hat weniger aktuelle Auszeichnungen als die anderen beiden, dafür mehr politik-ökonomische; politische Anlässe finden

sich auch mehr bei der Soziologie, wissenschaftliche eher bei der Ethnologie. Die Ethnologie ist in der Funktionsdimension am wenigsten als Faktenlieferant oder bei den Bewertungen zu finden, dafür findet sich ein überdurchschnittlicher Anteil bei kultureller Garnierung.

Die Darstellungen des Wissens und der Disziplinen unterschieden sich zentral in folgender Weise: Bei den Wissensträgern finden sich bei der Ökonomik weniger Einzelpersonen und dafür mehr (disziplinäre) Gruppen, die Soziologie weicht bezüglich der Institute nach unten ab. Die Ethnologie weist weniger Quellen insgesamt, dafür mehr Medienquellen auf – die Ökonomik weniger Fachquellen. Beim Forschungskontext wird die Ökonomik weniger ohne Kontext dargestellt als die Vergleichsdisziplinen, die Soziologie eher universitär. In der Berichterstattung über Ethnologie taucht häufiger der Verweis auf allgemeines Fachwissen und ältere Ergebnisse auf, während neuere Ergebnisse besonders häufig in der Ökonomik zu finden sind. Genesis- und Geltungsinformationen finden sich insgesamt am meisten bei der Soziologie, im Vergleich zur Ökonomik stärker Thematisierungen von Geltung und Empirie, bei den Ethnologie-Artikeln wird am häufigsten auf Methoden und Empirie verwiesen.

Innerhalb der Kontextualisierung wird die Ökonomik am ehesten mit politischer und ökonomischer Nützlichkeit in Verbindung gebracht, während die Ethnologie häufiger mit kulturellen, öffentlichen und wissenschaftlichen Werten kontextualisiert wird. Die Soziologie ist hier zwischen den Polen zu verorten. Die Ökonomik wird am häufigsten mit internen Konkurrenzen charakterisiert, die Soziologie mit interdisziplinären. Die Ökonomik wird mit am wenigsten mit Urteilen von Akteuren belegt, die Ethnologie am meisten mit journalistischen und solchen von Fachgenossen – ebenfalls spezielle kritische Urteile sind bei der Ethnologie am häufigsten zu finden.

Es lassen sich zahlreiche Artikeltypen aus den erhobenen Articleigenschaften rekonstruieren. Dazu dienen sowohl die Eigenschaften der Artikel im Sinne ihres Umfangs und des Anteils und der Fokussierung von Sozialwissenschaften als auch die Arten und Qualifizierungen des dargestellten Wissens sowie die Kontextualisierungen. Hierbei unterscheiden sich die Typen also zum einen darin, wie ausführlich sozialwissenschaftliches Wissen dargestellt wird, zum anderen darin, wie stark kontextualisiert wird. Die Hälfte der Artikeltypen stellen Sozialwissenschaften und ihre Ergebnisse ausführlich dar, sie nehmen jedoch nur ca. 35 % aller Artikel ein. Die Artikeltypen unterscheiden sich dabei aufgrund ihrer Ressortzugehörigkeit, ihrer Themenstellung, der Periodika und auch der Disziplinen. Die komplexeren Darstellungen finden sich dabei eher in der wissenschaftlich-kulturellen Berichterstattung, während politik-ökonomische Berichterstattung sozialwissenschaftliches Wissen eher in Bezug auf Ergebnisse aufnimmt.

Die Berichterstattung differenziert sich, so ließe sich zusammenfassen, zwischen der Wirtschaftsberichterstattung, der Politik-Sonstiges-Berichterstattung

sowie der Wissenschaftsberichterstattung, wobei sich unter Einbeziehung der Artikeltypen auch eine eigene Sozialwissenschaftsberichterstattung erkennbar macht. Wenn auch ein spezifisches Ressort fehlt, so zeigt sich doch eine routinierte Form der Berichterstattung über Sozialwissenschaften, die sich nicht dem Fokus von Politik, Wirtschaft oder Feuilleton beugt, sondern dauerhaft die Entwicklungen innerhalb der Sozialwissenschaften beobachtet.

Es lässt sich also feststellen, dass Artikel mit sozialwissenschaftlichem Anteil zur stabilen Grundausrüstung der „Qualitätspresse“ gehören. Die Monatsaggregate unterliegen dabei nur geringen Schwankungen über die Jahre hinweg, ebenso wie das Verhältnis der Disziplinen mit der starken Ökonomik konstant erscheint. Der Großteil der ermittelten Berichterstattung scheint also Nachrichten und Berichte zu beinhalten, die die Wirtschaft der Gesellschaft thematisieren, vor allem also auch Konjunkturdaten und -prognosen; allerdings finden sich Artikel in allen wichtigen Ressorts, vor allem Politik und Feuilleton. Daneben erscheint jedoch auch eine eigenständige Sozialwissenschaftsberichterstattung.

Personen sind ein wichtiger Bestandteil der sozialwissenschaftlichen Presseberichterstattung. In zwei Dritteln der Artikel mit sozialwissenschaftlichem Inhalt findet sich mindestens ein Sozialwissenschaftler. In der Regel wird auch genau ein Sozialwissenschaftler in den Artikeln genannt (52 %), während in zehn Prozent der Artikel zwei und in sechs Prozent drei oder mehr Sozialwissenschaftler auftauchen. Während der Anteil von Artikeln mit Sozialwissenschaftlern und die Anzahl von Sozialwissenschaftlern im Zeitverlauf steigen, stagniert jedoch der Anteil von Artikeln mit genau einem Sozialwissenschaftler. Die dargestellten Sozialwissenschaftler sind zum großen Teil Männer, wobei der Anteil von Sozialwissenschaftlerinnen im Zeitverlauf steigt. Frauen werden signifikant seltener als rezipiert, als Intellektueller oder mit politischer Motivation dargestellt, allerdings häufiger als Empiriker oder Nachwuchswissenschaftler. Echte „Stars“ gibt es unter den Sozialwissenschaftlern nicht, die höchste Chance, Teil der Medienberichterstattung zu werden, haben die Präsidenten der großen Wirtschaftsforschungsinstitute.

Grundsätzlich erscheinen drei verschiedene Beschreibungsweisen für die Sozialwissenschaften: die bloße Namensnennung, die Namensnennung mit einigen wenigen Beschreibungen (wie beispielsweise Institutionenzugehörigkeit) und das ausführliche Portrait. Ungefähr 16 % der Sozialwissenschaftler kommen ohne weitere Charakterisierungen aus, ihr Anteil steigt. Nur einige Charakterisierungen kommen häufiger vor, insgesamt werden ca. die Hälfte der Sozialwissenschaftler anhand einer Dimension charakterisiert, hauptsächlich die Reputation oder politische bzw. öffentliche Reputation. Die Clusteranalyse zeigt den Anteil von ausführlicher portraitierten Sozialwissenschaftlern mit ungefähr 35 % an. Die einzelnen erhobenen Darstellungsweisen variieren auf der einen Seite stark innerhalb der Jahre, bleiben jedoch im Trend meist eher konstant (Ausnahme: stärker abnehmend Theoretiker). Neben den Portraits werden die

Darstellungen von Sozialwissenschaftlern aber eher vom Kontext bestimmt. Wirtschaftsberichterstattung enthält Wirtschaftsexperten und empirisch informierte Sozialwissenschaftler, Politikberichterstattung politische Kommentatoren und Experten, das Feuilleton und die Wissenschaft beherbergen Portraits und berichten über große Wissenschaftler und Intellektuelle, zudem tummeln sich die Sozialwissenschaftler unterschiedlicher Fassung im Lokalen und Sonstigen.

Die disziplinären Unterschiede sind insgesamt nicht gravierend. Wie schon bei den Artikeln unterscheidet sich die Ökonomik stärker von der Soziologie als von der Ethnologie. Der Anteil von Artikeln mit Wissenschaftlern ist in der Soziologie am höchsten, in Ethnologie und Ökonomik gleich, nur in der Ethnologie sinkt der Anteil. Soziologen kommen am häufigsten allein in den Artikeln vor, Ökonomen am seltensten; nur in der Soziologie steigt der Anteil. Einen klaren Disziplinunterschied findet sich im Anteil der Wissenschaftlerinnen, allerdings steigt in allen drei Disziplinen deren Anteil im Zeitverlauf. Zudem werden die Wissenschaftlerinnen jeweils eher als empirisch forschend dargestellt – Theorie ist in der Presseberichterstattung Sache der Männer. Der Anteil von bloß genannten Sozialwissenschaftlern ist in der Soziologie am höchsten und weitet sich aus, während er in der Ethnologie am geringsten und sinkend ist, in der Ökonomik ist er ähnlich klein, weitet sich jedoch aus. Aufgrund der kleinen Fallzahlen ist die Konzentration auf häufig genannte Wissenschaftler in der Ethnologie am stärksten, Ökonomik und Soziologie sind in der Spitze hier gleich. In den Toppositionen findet sich nur eine Frau in der Ethnologie, bei häufigeren Nennungen eine weitere in der Ökonomik (von 19 in Tabelle 3.5 aufgeführten). In der Position der Forscher sind Ökonomen überdurchschnittlich oft etabliert oder aufstrebend, die Soziologen Außenseiter oder Nachwuchs. Ethnologen und Soziologen erscheinen häufiger in der Forschertypisierung als Empiriker, Soziologen als Intellektuelle und Ökonomen als Experten. Ökonomen werden überdurchschnittlich oft als politisch oder ökonomisch motiviert dargestellt, die Soziologen öffentlich oder moralisch. Ethnologen und Soziologen werden sowohl häufiger mit Privatleben als auch wissenschaftsfixiert charakterisiert, Ethnologen auch häufiger als Gewinn für die Gesellschaft.

4 Medienaffine Nischendisziplin – Ethnologie in der Presse

Die Zusammenfassung der Ergebnisse für die Ethnologie folgt dem Muster des vorherigen Kapitels. Nach dem Referat der disziplininternen Diskussion und des Forschungsstand über Ethnologie in den Medien (4.1) wird zunächst die historische Entwicklung der Ethnologieberichterstattung beleuchtet (4.2). Anschließend wird die Struktur der Berichterstattung der *medienaffinen Nischenwissenschaft Ethnologie* vorgestellt (4.3) und in Artikeltypen zusammengefasst (4.4). Beides wird anschließend integriert (4.5). In Bezug auf Ethnologen in der Berichterstattung wiederholt sich dies: Zunächst wird die Struktur der Berichterstattung der *spannenden Forscher* gezeigt, dann Ethnologentypen besprochen und in einem integrierenden Modell zusammengefasst (4.6).

4.1 Ethnologie in den Massenmedien

„Wie kommt die Ethnologie in die Newssendung? Gar nicht!“

Rolf Probala (1999, S. 37)

Die eigene Medienpräsenz wird auch innerhalb der Ethnologie reflektiert: Den internationalen Forschungsstand zu Ethnologie und Massenmedien im breitesten Sinne bietet hierfür Antweiler (2005). Auch in der Ethnologie findet sich inzwischen eine Diskussion zu einer Öffentlichen Ethnologie, allerdings ohne expliziten Bezug zu Burawoy (vgl. Schönhuth 2009).

Hagmann (1995, S. 1) weist in seiner Analyse der Präsentationsformen ethnologischen Wissens auf das Ungleichgewicht zwischen institutionellem bzw. organisationalem Interesse, welches dem „Exotenfach“ Ethnologie von Seiten der Politik und den Hochschulen entgegengebracht wird, und dem studentischen bzw. öffentlichen Interesse (verdeutlicht anhand Einschreibe-, Besucherzahlen und populärwissenschaftlichen Beiträgen) hin. Aus wissenschaftlicher und „verantwortungsvoller“ Perspektive treten für ihn (ebd., S. 2) dabei jedoch öffentliche Tendenzen zu Tage, mit denen es sich zu beschäftigen gilt: zum einen gesellschaftskritische Positionen mit ethnologischen Argumenten zu untermauern, zum anderen die Dominanz von Exotisierungen und Klischeebildern. Eine verstärkte und selbstbewusste Öffentlichkeitsarbeit der Ethnologie sollte nach Hagmann (ebd., S. 2 f.) wirklichkeitsgetreuere Bilder von indigenen Gruppen verbreiten, was auch gegen bestimmte bundesrepublikanische Tendenzen (wie „xenophobe Haltungen“) wirken sollte. Hagmann (ebd., S. 4) untersucht sowohl

die Berichterstattung über Ethnologie in den Massenmedien, hauptsächlich anhand eines Fallbeispiels über die Yanomami¹¹⁶, aber auch den Einsatz der Ethnologie in der Erwachsenenbildung. Ethnologische Inhalte in den Massenmedien finden sich sowohl im Film, im Radio als auch im Print, wobei dort Romane, Bildbände und Reiseliteratur eine Besonderheit darstellen (ebd., S. 8 f.). Bilder spielen insbesondere auch in zahlreichen Zeitschriften (wie etwa *GEO*) eine herausragende Rolle (ebd., S. 9 f.). Text dominiert eher in den Zeitungen, wobei Hagmann andeutet, dass insbesondere Konflikte in sogenannten Dritte-Welt-Ländern zu einem Erstarken des Interesses führen (ebd., S. 10 f.). Zum Bereich des Reisevorbereitungsmaterial sind auch bildgestützte Vorträge zu zählen (ebd., S. 11 f.).

Anhand des Fallbeispiels der Yanomami-Darstellung in den Massenmedien, fällt Hagmann (ebd., S. 103) das Urteil, die Beiträge würden „Kriterien der „Ethnographicness“ nicht genügen, lediglich in Teilen „realitätsnah“ ausgestaltet und die Klischees von Exotik, „Urzustand“ aber auch von „Ghettobewohnern“ überwiegen. „Mythen über Indianer“ würden „weitertradiert“ statt aufgeklärt (ebd.). Hagmann (ebd., S. 106, 126) legt nahe, dass es sich bei den Narrativen „archaisch-primitiver“ Gruppen, die sowohl „unberührt-glücklich“ also auch „bedroht“ dargestellt werden, um einen generalisierbaren Befund handelt. „Diese Ergebnisse legen den Schluß nahe, daß die Yanomami mit den hier konstruierten Bildern für die absatzfördernden Zwecke der Medien funktionalisiert wurden“ (ebd., S. 262). Dieser pessimistischen Einschätzung der Wirkung massenmedialer Beiträge stellt Hagmann (ebd., S. 263 ff.) in seinem Resümee die besseren Bedingungen der Vermittlung ethnologischer Erkenntnisse in der Erwachsenenbildung gegenüber, wo beispielsweise innerhalb von Museum „Verstehen[.] fremde[r] Kultur als grundlegende Leitvorstellungen ermittelt“ wurde, deren Realisierung etwa in „der Methode der „kulturellen Selbstreflexion“ erreichbar scheint.

Herausragend beim Verhältnis von Ethnologie und Öffentlichkeit sind freilich die Museen. Diese sind für die Etablierung des akademischen Fachs Ethnologie in Deutschland von überragender Bedeutung (Kohl 2014, S. 129).

„Ein öffentlichkeitswirksamer Verbreiter ethnologischer Erkenntnisse waren seit jeher die völkerkundlichen Museen. Sie bilden nicht nur eines der beiden klassischen ethnologischen Berufsfelder, sondern auch die klassische Kommunikationsschnittstelle zwischen Ethnologie und Öffentlichkeit.“ (Schönhuth 2009, S. 15)

116 Dabei handelt es sich um eine Volksgruppe aus dem nördlichen Amazonasgebiet, die seit den 1950er-Jahren auch aufgrund ihrer Abgeschiedenheit und „Gefährlichkeit“ ethnologisch untersucht wurde (ebd., S. 18 f.). Das Material der Fallanalyse umfasst Filme sowie Bild- und Textbeiträge verschiedenster Quellen (ebd., S. 16 f.).

Museen insgesamt sind von einem Funktionswandel betroffen: Neben den klassischen Aufgaben des „Sammelns, Bewahrens und Erforschens“ treten „vor allem das Ziel der Bildung und Vermittlung seit den 1970er Jahren“ und in neuerer Zeit auch der Unterhaltung (Burzan 2017, S. 172 f.; Hervorhebung entfernt; JWK). Für den Erfolg von Ausstellungen sehen Ausstellungsmacher die Medien als einen wichtigen Akteur: Sie sollen die Öffentlichkeit, das potenzielle Publikum auf die Ausstellung aufmerksam machen, erfolgreich ist die Ausstellung, wenn sie viele Besucher anzieht (vgl. Köpke 1993, S. 97). Öffentlichkeitsarbeit ist zugleich Aufgabe der Museen (ebd.). Allerdings legt Köpke (ebd., S. 98) nahe, dass es keinen direkten Zusammenhang zwischen Medienpräsenz und Besucherzahl gebe, allerdings die Medienpräsenz insbesondere für „die Geldgeber“ ein zentrales Merkmal der Erfolgsevaluation sei. Die Konsequenz daraus ist eine intensivierte Öffentlichkeitsarbeit, die jedoch Kriterien guter Museumsarbeit unterlaufen kann (ebd., S. 98 f.):

„Mißt man den Erfolg vornehmlich an hohen Besucherzahlen und guten Verkaufszahlen, also an Kriterien der Wirtschaftlichkeit und, wie gesagt, an häufiger Medienpräsenz, läuft man Gefahr, das Museum zu einem Spielball der Öffentlichkeitsarbeit und gerade herrschender Stimmungen zu machen.“

Das Verhältnis zwischen Medien, Öffentlichkeit und Museen wird dabei unter Umständen von den Museen als rein lineares gedacht, was die zahlreichen Wechselwirkungen unterschlägt (ebd., S. 100). Das gilt zum Beispiel dafür, dass Museen auch Informationszentren für journalistische Beiträge sein können (ebd., S. 100 f.).

Historisch betrachtet weist auch die Ethnologie eine Generation von Klassikern (etwa Bronislaw Malinowski, Franz Boas oder Margaret Mead; in Deutschland Leo Frobenius)¹¹⁷ auf, die zum Teil „äußerst öffentlichkeitswirksam“ ihre Ergebnisse basierend auf teilnehmenden Beobachtungen in Feldforschungen nicht nur in akademischen Büchern, sondern auch einer Vielzahl von Vorträgen, Artikeln und Kolumnen verbreiteten (vgl. Schönhuth 2009, S. 12 ff.; vgl. hierzu auch Antweiler (2005) und Kohl (2014) sowie die dort angegebene Literatur). Die öffentliche Präsenz wird im Laufe des zwanzigsten Jahrhunderts allerdings als verloren angesehen, zum einen durch das „Wegbrechen [...] des] klassischen Forschungsgegenstands [...] „dem kulturell Fremden““¹¹⁸ zum anderen aber

117 Antweiler (2005) diskutiert noch andere Namen (in Auswahl): Claude Levi-Strauss gilt dabei als einer der wenigen bekannteren Autoren nach dem zweiten Weltkrieg, Clifford Geertz als eher unter Intellektuellen und Journalisten, weniger der breiten Öffentlichkeit bekannt, Hans Peter Duerr als bekanntester, lebender deutsche Ethnologe, der allerdings keinen guten Stand innerhalb der Ethnologie aufweist.

118 Das liegt auch zentral an den raumzeitlichen Verkürzungen moderner globaler Verkehrsinfrastruktur, die es auch Journalisten erlaubt, weit entfernte Regionen für eigene Recherchen zu erreichen, vom Tourismus ganz zu schweigen (Kohl 2014, S. 131).

auch durch eine Offenlassung zentraler Fragen im Nachgang der „writing culture-Debatte der 1980er-Jahre“ (ebd., S. 17, 13): Während die Textproduktion im Zuge der Debatte im Zentrum steht, und der allwissende Autor der Ethnologie dekonstruiert wird, finden sich im Anschluss keine Antworten auf die Fragen: „Für wen schreiben wir eigentlich? Wer liest uns? Wen haben wir im Kopf, wer hört zu, wenn wir schreiben?“ Wie in der Soziologie wird zudem auch in der Ethnologie die Zersplitterung der Forschung in verschiedene Schulen beklagt, was auch für den schwierigen Umweltkontakt mitverantwortlich gemacht wird (ebd., S. 17). Gleichzeitig werden öffentliche Diskurse als bevölkert mit Themen¹¹⁹ beobachtet, zu dem ethnologische Forschung Substanzielles beitragen könnte, allerdings: „Die Ethnologie tut sich bis heute schwer mit der Einmischung in den öffentlichen Diskurs“ (ebd., S. 18). Für den deutschen Kontext werden hierbei die NS-Vergangenheit und deren rassistische Diskurse sowie eine internationale Ethnologie-interne Debatte um Anwendung und politisches Engagement bis in die 1980er-Jahre verantwortlich gemacht (ebd., S. 18f.). Die mangelnde öffentliche Präsenz erscheint in Deutschland im Vergleich zum europäischen und außereuropäischen Ausland als besonders (ebd., S. 19).

Öffentliche Ethnologie oder auch Medienethnologie ist dabei nicht wirklich klar konzipiert: Es finden sich Forderungen nach bloßer öffentlicher Präsenz, aber auch nach dem Anpassen an den massenmedialen Rahmen, schließlich aber auch die Anregung, Medien selbst als Gegenstand ethnologischer Forschung zu machen (vgl. etwa Schönhuth 2009, S. 22f.). Nicht zuletzt werden auch strategische Ziele benannt: „Eine verstärkte öffentliche Wahrnehmung kann unter Umständen hilfreich sein beim Kampf mit den Nachbarwissenschaften um schwindende öffentliche Mittel“ (ebd., S. 23). Daneben gibt es aber auch klarer politisch orientierte Forderungen (insbesondere in den USA), die sich aber auch von einer kritisierten „regierungsnahen“ und „paternalistisch betriebenen“ Applied Anthropology absetzen will (ebd., S. 23f.). Ebenfalls stehen Ethnologen nicht erst seit dem beginnenden 21. Jahrhundert vor der Frage, inwieweit ihre Kenntnisse von der Politik auch für kriegerische Mittel genutzt werden können (ebd., S. 25f.). Dies ist einer der Hauptgründe, warum die Debatte innerhalb der Ethnologie auch zur Formulierung von Ethikkodizes führt (ebd.).

Die Herausforderungen, die sich einer kleinen Disziplin wie der Ethnologie bezüglich des Medienkontakts stellen, werden sichtbar an der Schilderung von Shahnaz Nadjmabadi (1999, S. 6), zu dieser Zeit Leiterin des Pressereferats der *Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde* (DGV), die auf das Angebot an 25 Redaktionen für eine verstärkte Zusammenarbeit lediglich Antwort der *taz* erhielt. Aus dieser Frage leiten sich allerdings die strategischen Fragen jeder Disziplin ab: „Was erwartet die Öffentlichkeit von der Ethnologie? – Was hat die

119 Antweiler (2005) zeigt eine solche Gemengelage anhand des Beispiels der Terroranschläge am 11. September 2001.

Ethnologie der Öffentlichkeit zu bieten?“ (ebd., S. 6). Auch bezüglich der Ethnologie zeigt sich das eigentümliche Verhältnis zum Journalismus: Man hat einiges gemeinsam, aber es bestehen Wissenslücken und Missverständnisse (ebd., S. 8). Auch innerhalb der Ethnologie finden sich Befürchtungen, die „Presse“ würde nicht „adäquat und seriös“ über ethnologische Inhalte berichten (ebd., S. 8). Die Diskussionen, die im Reader *Die Media-morphose der Ethnologie* (Pressereferat DGV 1999) zusammengestellt sind, zeigen hierbei sowohl den Wunsch, eine bessere (persönliche) Vernetzung mit Journalisten herzustellen, aber auch die Überzeugung, dass nur Ethnologen selbst die Repräsentation des Faches in der Öffentlichkeit sicherstellen können, wobei das Pressereferat der DGV diese Aufgaben unterstützen sollte (Nadjmabadi 1999, S. 8 f.).¹²⁰ Hierbei wird der ehrenamtliche Charakter des Pressereferats und die wiederholte Thematisierung von Finanzierung für eine solche Aufgabe diskutiert (ebd.).

Geyer (1999) zeichnet Diskussionen zwischen Ethnologen und Journalisten nach, die einen instruktiven Einblick in das Verhältnis erlauben: Im Verhältnis von Ethnologie und Massenmedien zeigt sich zunächst auf Seiten des Angebots der Ethnologie eine langanhaltende Identitätskrise, die vom Verlust des Monopols auf Kenntnisse, Daten und Kontakten zu entfernten und exotischen Plätzen herrührt (Geyer 1999, S. 18). Auf Seiten des Journalismus herrscht dagegen erst einmal eine offene Einstellung, allerdings mit der Einschränkung, die Ethnologie habe sich den journalistischen Bedürfnissen und Perspektiven anzupassen (ebd., S. 20 f.). Erfolgreicher Kontakt basiere allerdings aus dieser Perspektive hauptsächlich auf kontingenten Studiums- und Lebenserfahrungen auf Seiten der Journalisten (ebd., S. 20 ff.). Ein spezifisches Thema ist Autorenschaft, wobei die Ethnologen journalistischen Autoren die Fähigkeit, über ethnologische Inhalte zu schreiben, absprechen: „Mangelnde Kompetenz würden durch Stereotypisierung und Ungenauigkeit kompensiert“ (ebd., S. 22). Immer wieder tauchen Klagen von Seiten der Ethnologen auf, immer wieder mit denselben journalistischen Fragen konfrontiert zu werden, denen ein Bild von Ethnologie zugrunde läge, mit dem sich Ethnologen nicht identifizieren könnten: So tauchen Fragen zu Regionalspezifika auf, zu „Sex“¹²¹, „Geschlechterbeziehungen“ und „Abenteurer[n]“, ebenso exotische Themen wie „Kannibalismus, Kopffagd, Matriarchat

120 Schönhuth (2009, 21) bezeichnet dieses Symposium als ersten offiziellen Kontakt zwischen Journalisten und Ethnologen in solch einem Format. 2009 finden sich erneut eine Reihe von Tagungen zu dem Thema (ebd.), Ergebnisse dieser Diskussionen finden sich im Heft „Ethnologie und Öffentlichkeit“ der *Ethnoscripts* 2/2009. Dort ist die Diagnose jedoch unverändert: „Die Ethnologie in Deutschland ist kaum sichtbar“ (Gandelsman-Trier & Wonneberger 2009, S. 2).

121 Nicht zufällig taucht dieses Thema immer wieder auf, s. z. B. Kohl (1999, S. 46 f.): „Selbst angesehene ältere Fachvertreter scheuen nicht mehr davor zurück, sich in den Pornosparten der Privatsender über die sexuellen Gewohnheiten außereuropäischer Kulturen zu ergen. Soll sich die Ethnologie aber wirklich in dieser Weise prostituieren?“

oder Animismus“, Mystik, Magie, „Schamanen“, „Geisterheiler“, „Ökoheilige“ oder „sogenannte Naturvölker“ (ebd., S. 21 f.). Dem stehen Klagen über die mangelnde „mediengerechte Aufarbeitung“ ethnologischer Texte gegenüber (ebd., S. 22). Ebenfalls besteht die Frage nach fachinternen Qualitätsstandards und Hierarchien, bei denen von journalistischer Seite bemerkenswerterweise eine Forschungsfront und starke Journale empfohlen werden (ebd., S. 23 f.). Thematische Anlässe für den Kontakt wurden oft in „Katastrophen und Töten“ verortet, allerdings auch im Lustigen, Primitiven und Skurrilen der Ethnologie (ebd., S. 26 f.). Ebenfalls konnten Gemeinsamkeiten identifiziert werden, insbesondere im „Wunsch“, die Öffentlichkeit adäquat zu informieren und aufzuklären, was einen ähnlichen „Markt“ impliziert, wobei die Eigenschaften des Publikums, etwa der Bildungsgrad, etwas unklar blieben (ebd., S. 27).

Eine Besonderheit der reflexiven Lage zwischen Sozialwissenschaft und Massenmedien liegt im Fall der Ethnologie im Begriff des Mythos: Hier Gegenstand der Forschung, dort Ort der Produktion von Mythen (Kattner 1999). Hierunter fällt die Diskussion um Exotik, Exotismus, die Herstellung von rassistischen Stereotypen oder auch von Paläo-Science Fiction (vgl. dazu auch M. Jung 2016). Kattner (1999, S. 68) weist hier darauf hin, dass entsprechende Berichte weder die dargestellten Kulturen, die Ethnologie noch die Zuschauer ernst nehmen würden.

Systematische empirische Auswertungen über die Ethnologie in den Medien fehlen. Sabine Lutz und Christine Suck (1999, S. 74 f.) bieten einen impressionistischen Überblick über die Berichterstattung über Ethnologie, basierend auf zusammengetragenem Material des Büros für Medienbeobachtung *Die Schere*, wobei aber die genaue Grundlage und Arbeitsweise dieses Büros im Dunklen bleiben (das ausgewertete Material stammt aus den Bänden Dezember 1997 bis Oktober 1998). Hierbei scheinen ethnologische Themen im Grunde mit der Thematisierung des Begriffs „Kultur“ zusammenzuhängen (ebd., S. 75). Die Autorinnen (ebd., S. 74 f.) sortieren die Artikel in zehn Kategorien. Vier Artikel fallen in die Kategorie „Die Ethnologie, ihre Inhalte, Methoden und Vertreter“, wobei interessanterweise ein Artikel feministische Kritik an einem Lehrbeauftragten thematisiert (ebd., S. 76 f.). Drei Artikel (wobei einer zweimal erscheint) thematisieren „[w]issenschaftstheoretische Themen der Ethnologie“ (ebd., S. 77). Viele Artikel fallen in die Kategorie „Die Welt der Naturvölker“, die von den Autorinnen (ebd., S. 77 f.) ob ihrer „Darstellungsweise“ des „Exotismus“ teilweise heftig kritisiert werden. Eng damit verwandt ist die vierte Kategorie „Reise in die exotische Welt“, in der historische und aktuelle Reiseberichte erscheinen (ebd., S. 78 f.). Die Kategorie „Politischer Kampf, ethnische Konflikte und Minderheitenproblematik“ erscheint in der Auswertung der Autorinnen (ebd., S. 79 f.) als sehr divers: Es finden sich Kurzthematierungen der Ethnologie, etwa in der Malinowski-Schülerschaft eines ehemaligen kenianischen Staatschefs, Kurzberichte über politische Auseinandersetzungen mit Zahlen zu Toten,

die in der Regel aber ganz ohne ethnologischen Bezug auskommen, Thematisierungen deutscher Minderheiten wie den Sorben und Berichte aus ehemaligen französischen Kolonien. Expertenstimmen kommen in der Kategorie „Mensch und Umwelt“ gehäuft vor, wobei hierunter Berichte zu Kamelen und Wüstennomaden genauso fallen wie welche zu Staudammprojekten. Am häufigsten finden sich Artikel zu „Ausstellungen, Kunst und Museen“ (ebd., S. 81), die in allen aufgeführten Periodika mit unterschiedlicher Qualität erscheinen. Letztere liegt im Hinausgehen über rein deskriptive Beschreibungen von Ausstellungen, etwa wenn Inszenierungsansatz oder die Herstellung von Sammlungen ethnologischer Natur kritisch geschildert und die Darstellung insgesamt reflektiert wird (ebd.). Ein ähnliches Bild ergibt die Kategorie „Buchrezensionen und Filmbesprechungen“ (ebd., S. 82 f.), die ebenfalls ein Spektrum von rein sachlicher Wiedergabe bis hin zu Kritik an Ethnologie und massenmedialer Darstellung ethnologischer Inhalte reicht. Nur eine kleine Anzahl von Artikeln widmet sich der „Darstellung der eigenen Gesellschaft“ (ebd., S. 83 f.), was die Autorinnen angesichts der Hinwendung der Forschung zur eigenen Gesellschaft als mangelhaft bewerten. Auch hier finden sich jedoch Artikel, die eher als Material für ethnologische Forschung dienen können, etwa wenn Volksfeste beschrieben werden, als dass Ethnologie in ihnen vorkommt (ebd.). Schließlich finden sich noch „Beiträge aus Nachbarwissenschaften“, womit „Archäologie“, „Geschichte“, „Politik, Philosophie und Soziologie“ gemeint sind (ebd., S. 84), allerdings wird hier für die Autorinnen eher klar, dass nicht „alles, was in irgendeiner Weise mit fremden Kulturen zu tun hat, [...] ethnologisch“ ist. Resümierend wird der Befund ambivalent beurteilt: Es finden sich Beiträge, die eigentlich nicht der Ethnologie zugeordnet werden können, genauso wie in einigen Artikeln die Ethnologie als schmerzlich fehlend identifiziert wird (ebd., S. 84 f.). Einige Beobachtungen ragen heraus, wie: „Auch beim Blick auf die eigene Gesellschaft ist die Berücksichtigung ethnologischer Studien inzwischen unumgänglich“ (ebd., S. 85). Ebenfalls scheint die Ausstellungsberichtserstattung aus der Perspektive der Ethnologie recht gelungen: „Im Bereich der Museumsethnologie verfügt die Presse offensichtlich über gute Informationen. Als Quellen dienen die Ausstellungskataloge und die Beschriftungen der Artefakte, die von Fachleuten erstellt werden“ (ebd., S. 85).

Karl-Heinz Kohl (2014) beschreibt schließlich die massenmediale Präsenz der Ethnologie, verglichen mit anderen „kleinen Fächern“, allerdings als ausgesprochen gut. „Historisch gesehen hat sich das Fach über einen Mangel an öffentlicher Aufmerksamkeit nie beklagen brauchen“ (ebd., S. 129).¹²² Auch im Kontext der erfordernten öffentlichen Aufmerksamkeit im Zuge der

122 Und auch die frühen Ethnologen waren fähig, ihre Forschungen öffentlichkeitswirksam zu präsentieren, was aufgrund der Abenteuerlichkeit früher ethnologischer Forschungsreisen aber auch naheliegt. So beschreibt Kohl (2014, S. 129 f.), wie Leo Frobenius seine Expeditionsfahrzeuge mit „Wüstensand“ bestreut, um bei der öffentlichen Heimkehr nach Frankfurt besonders „authentisch“ zu wirken.

Ökonomisierung der Hochschulen fördern ethnologische Sammlungen weiterhin das „Image“ (ebd., S. 133). Kohl (ebd., S. 134 ff.) zeigt für die relative Stärke der Ethnologie in der massenmedialen Berichterstattung, die zum zentralen Messpunkt für die an Forschungsförderung und Universitäten gerichtete Relevanzbeobachtung wird, eine Analyse des Archivs der *FAZ* zwischen 1993 und 2011: Anhand disziplinärer Suchwörter erscheint dort die Soziologie an der Spitze mit 3.531 Treffern, während die Ethnologie/Völkerkunde an Platz vier mit 1.603 Treffern liegt. Die Soziologie erhält hier also mehr als doppelt so viele Treffer, wobei Kohl (ebd., S. 134 ff.) dies als starken Erfolg der Ethnologie ansieht, insbesondere da andere Fächer weit weniger Treffer erhalten: In Auswahl Germanistik 2.633, Politikwissenschaft/Politologie 1.583, Publizistik 1.500, Romanistik 473, Islamwissenschaft 148, Arabistik 79.

Schließlich findet sich noch eine aktive Thematisierung der Medien durch die Ethnologie. Medienethnologie steht letztendlich für eine dritte Thematisierungsweise der Medien durch Sozialwissenschaften, die allerdings zum einen aus dem Rahmen fällt, zum anderen offensichtlich ist. Schließlich bedeutet Medienethnologie nichts anderes, als dass mediale Erzeugnisse zum Gegenstand ethnologischer (also sozialwissenschaftlicher) Forschung werden (vgl. Drackle 1999). „Das Ziel medienethnologischer Studien ist es, die sozialen und kulturellen Dimensionen von Medien zu untersuchen und den ethnologischen Aspekt in Medienstudien auszubauen – ein Ansatz, der bisher in wissenschaftlichen Institutionen nicht verfolgt wurde“ (Drackle 1999, S. 60). Hierbei stehen dann insbesondere indigene Medien und indigene Mediennutzung im Vordergrund des Interesses (ebd., S. 61). Hier gelten gewisse Grundprinzipien aber auch wieder für die anderen Sozialwissenschaften, insbesondere natürlich die direkteren Bezugnahmen von Soziologie und vor allem Kommunikationswissenschaften auf massenmediale Strukturen und Beiträge. Auffällig bleibt, dass die Ökonomik zwar ebenfalls eine spezifische Forschungsperspektive auf die Medien besitzt, die Medienökonomie, jedoch innerhalb dieser die Inhalte der Medienerzeugnisse in der Regel keine Rolle spielen, sondern die Güter des Medienmarktes abstrakt definiert werden.

Zusammenfassung

Gewisses Alleinstellungsmerkmal der Ethnologie ist traditionell der Forschungsgegenstand, also soziale Verhältnisse und Kulturen jenseits des Herkunftskontextes der wissenschaftlichen Community. Ebenfalls tragen die wissenschaftlichen Methoden (Feldforschung und teilnehmende Beobachtung) gewisse Merkmale, die auch über wissenschaftliche Kommunikationszusammenhänge hinaus Interesse wecken. Materiales Abbild erlebt dies in den ethnologischen Museen, die Objekte und Abbildungen von kulturell Fremdem sammeln – was gleichzeitig auch als Symptom der gesellschaftlichen Kontextualisierung der Ethnologie dient

(etwa der geopolitischen Machtasymmetrien des Kolonialismus). Die Ethnologie sieht sich im Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts gleichzeitig mit der Erosion dieses klassischen Verhältnisses konfrontiert (was innerhalb der Ethnologie theoretisch wie professionspolitisch reflektiert wird): Die Globalisierung und Beschleunigung von Verkehrs- und Kommunikationsinfrastrukturen (sowie auch der Erfolg der Ethnologie im Beschreiben zuvor nicht wissenschaftlich beschriebener sozialer Kontexte) macht die Konstruktion des Gegenstandes fragwürdig, da andere Weltregionen und soziale Verhältnisse als weniger fremd wahrgenommen werden. Gleichzeitig kommt es zu einer Inflation von Fremdheitserfahrungen durch ebendiese Prozesse, die es Journalisten wie Urlaubern erlauben, solche zu machen (und nicht mehr nur Abenteurern, Soldaten oder Wissenschaftlern). Dies führt jedoch nicht zu einem Mangel an öffentlichen Interessen, der nämlich gleichzeitig durch die raum-zeitlichen Annäherungen gefördert wird. Nachrichten, Migrationsströme und Traditionen nicht-westlicher Weltregionen gewinnen unter globalisierten Bedingungen an Relevanz (man denke an den islamistischen Terrorismus oder Migrationsursachen; dies führt innerhalb der Ethnologie zu einem kritischen Diskurs über Anwendung und Verantwortung).

Es zeigt sich eine erstaunliche Bandbreite an medialen Erzeugnissen, die ethnologischen Bezug aufweisen: von Presseartikeln und Bildreihen über Dokumentationen und Filme, öffentliche Vorträge, Ausstellungskataloge bis hin zur Erwachsenenbildung. Allerdings bleibt die Erfassung dessen in der Regel auf impressionistischem Niveau, das allerdings die Vielfalt der Thematisierung von Ethnologie in den Massenmedien zeigen kann. Die Bewertung der Qualität und der Beziehung zu den Massenmedien erscheint jedoch zwiespaltig: Es gibt sowohl Kritik an der (Selbst-)Darstellung der Ethnologie wie positive Würdigung der Präsenz und der Produkte.

4.2 Ethnologieberichterstattung seit 1946

Entwicklung seit 1946

Abbildung 4.1 zeigt die zeitliche Entwicklung der Ethnologieberichterstattung in den sechs ausgewählten Tageszeitungen. Durchschnittlich sind die meisten Artikel in der SZ erschienen, gefolgt von der FAZ, der FR, der taz, der Welt und der Bild-Zeitung. Die Entwicklungen der einzelnen Tageszeitungen sind dabei volatiler als bei den Werten für alle drei Disziplinen. Während dort die FAZ in jedem Jahr die höchsten Werte zeigt, wechseln sich für die Ethnologie die FR, die FAZ, die SZ und die taz ab. Auch die Trends sind gegenläufig: Während die Entwicklungen für die SZ, die FR und die Welt negativ verlaufen, steigen die Trends für FAZ, taz und Bild. Und auch die Entwicklungslinien haben etwas eigenwilligere Verläufe als die Vergleichslinien in Abbildung 3.1.

Abbildung 4.1: Ethnologiedatenbanktreffer in Tageszeitungen pro Jahr

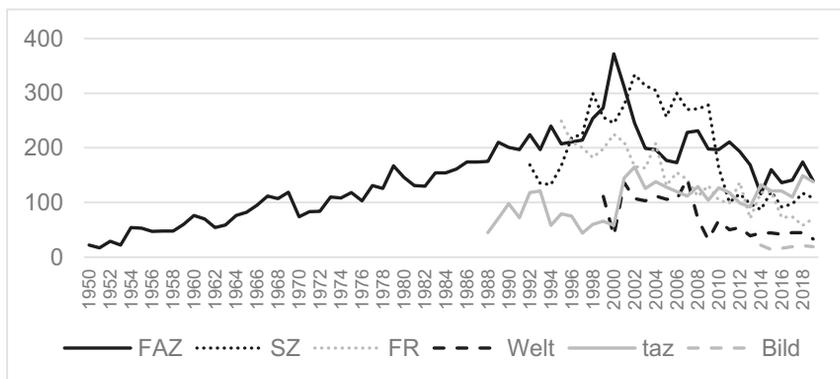


Abbildung 4.2: Ethnologiedatenbanktreffer in Wochenperiodika pro Jahr

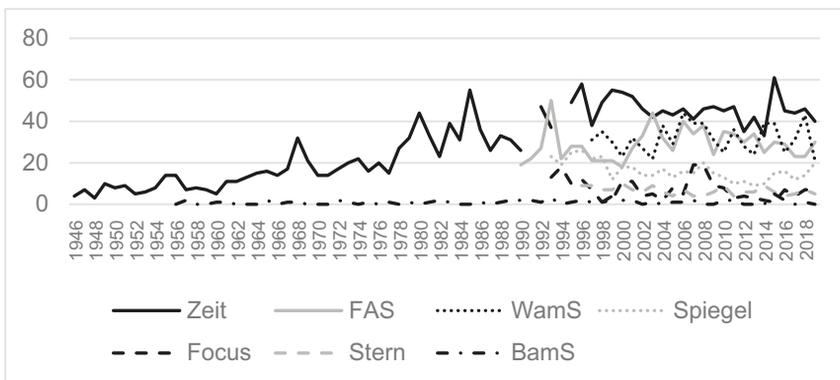
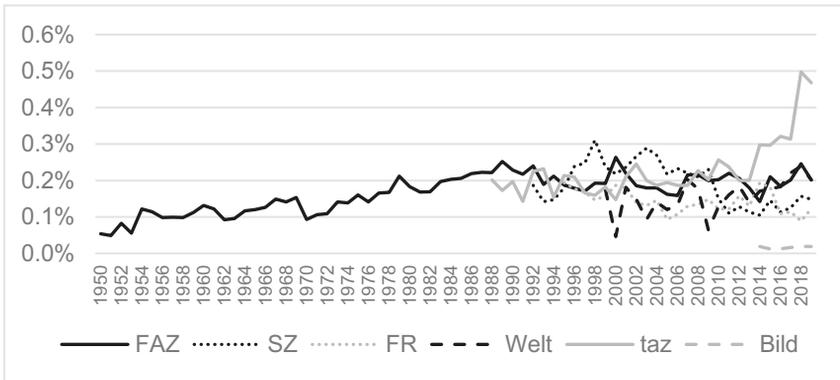


Abbildung 4.2 zeigt die Entwicklung für die sieben Wochenperiodika seit 1946. Durchschnittlich erscheinen in der WamS die meisten Artikel, gefolgt von der FAS, der Zeit, dem Spiegel, dem Focus, dem Stern und der BamS. Während die Trends in den Wochenzeitungen allesamt steigen, fallen sie bei den Zeitschriften. Auch hier zeigen sich Unterschiede gegenüber den Verläufen für alle drei Disziplinen. Bei der FAS fehlt beispielsweise der Sprung durch die Eigenständigkeit der Redaktion 2001, die WamS verläuft stabiler und der Focus ist hier insgesamt schwächer.

Abbildung 4.3 zeigt die Anteile der Ethnologieberichterstattung im Zeitverlauf. Hier weist im Durchschnitt die taz den höchsten Wert auf, gefolgt von der SZ, der FAZ, der FR, der Welt und der Bild. Im Trend steigen die Werte für die taz, die FAZ, die Welt und die Bild, lediglich SZ und FR berichten tendenziell weniger über Ethnologie im Laufe der Zeit. Die Verläufe weichen deutlich von der Gesamtentwicklung ab (vgl. Abbildung 3.3).

Abbildung 4.3: Anteil der Ethnologieberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr



Die FAZ erlaubt den ausgedehntesten Blick auf die Ethnologie-Berichterstattung. Die Kurve steigt hierbei bis 1969 und nach einem deutlichen Fallen ab 1970 bis 1989 relativ gleichmäßig an. Anschließend fällt die Kurve tendenziell, allerdings bleiben die Werte ab Ende der 1970er-Jahre um die 0,2%. Eine relativ spektakuläre Entwicklung macht die Berichterstattung in der taz durch, hier steigt die Kurve bis in die frühen 2010er-Jahre relativ beständig, anschließend sehr steil auf Werte knapp an 0,5%. Die SZ weist dagegen eine Hochphase im ersten Jahrzehnt um die 0,25% auf, anschließend liegen die Werte ca. 0,1% niedriger. In der FR wiederum fallen die Werte zunächst bis zur Mitte der 2000er-Jahre, steigen dann etwa zehn Jahre und fallen anschließend wieder auf ein Niveau von ca. 0,1%. Die Welt-Kurve steigt mit größeren Schwankungen letztendlich konstant an. Die Bild schließlich weist mit etwas Abstand die geringste Ethnologieberichterstattung auf.

Abbildung 4.4: Anteil der Ethnologieberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr

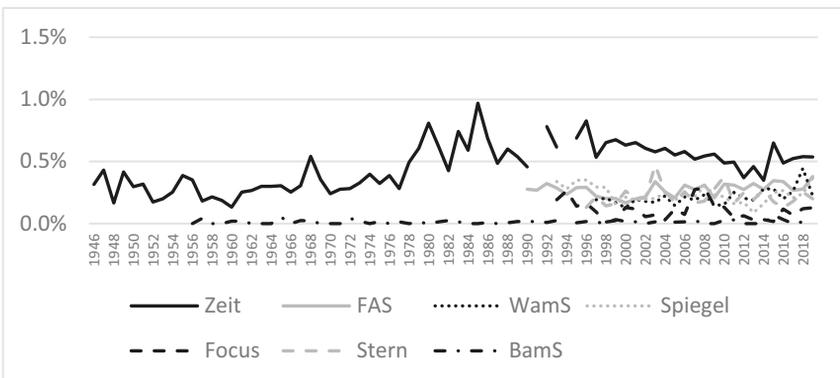
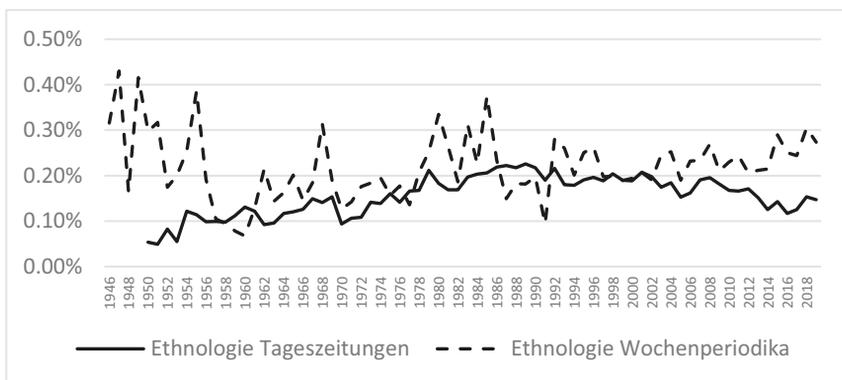


Abbildung 4.4 zeigt den Anteil der Ethnologieberichterstattung in den Wochenperiodika seit 1946. Im Durchschnitt weist eindeutig die Zeit den höchsten Ethnologieberichterstattungsanteil auf, es folgen recht nah beieinander die FAS, der Spiegel, der Stern, die WamS und mit etwas Abstand der Focus. Die BamS hat mit Abstand den niedrigsten Ethnologieanteil. Im Trend steigen die Anteile für alle Wochenperiodika mit Ausnahme von Spiegel und Focus. Auch bei den Anteilen der Wochenperiodika unterscheiden sich die Ethnologieverläufe von denen aller drei Disziplinen (vgl. Abbildung 3.4).

Die Zeit und die BamS erlauben den ausgedehntesten Überblick, auch wenn einzelne Datenpunkte nicht erhoben werden konnten. Der Verlauf der BamS gleicht dabei dem Gesamtverlauf, gegen Ende des Erhebungszeitraums nimmt auch der Anteil an der Ethnologieberichterstattung etwas zu. Auch die Zeit zeigt eine ähnliche Kurve, die von großer Volatilität gekennzeichnet ist. Bis in die Mitte der 1970er-Jahre steigt der Anteil nur mäßig, anschließend bis in die Mitte der 1990er-Jahre stärker. Es folgen ca. 15 Jahre mit konstanterem aber abnehmendem Anteil, der sich nach einigen schwächeren Jahre um die 0,5 % einpendelt. Bei der FAS fällt wieder der fehlende Anstieg in den frühen 2000er-Jahren auf, vielmehr ist der Anteil 2000 am niedrigsten und steigt seitdem recht kontinuierlich. Der Spiegel weist in den späten 1990er-Jahren höhere Werte als danach auf, von einer schwachen Phase Anfang der 2010er-Jahre abgesehen nehmen aber auch hier die Zahlen seit dem Jahrtausendwechsel wieder zu. Auch beim Stern findet sich ein leichter Anstieg, der von mehreren stärkeren Abweichungen sowohl nach oben wie nach unten gekennzeichnet ist. Die Anteile in der WamS steigen relativ konstant. Im Focus lassen sich Anfang der 1990er-Jahre und in der Mitte der 2000er-Jahre Hochphasen identifizieren bei ansonsten relativ geringen Anteilswerten.

Abbildung 4.5: Anteile der Ethnologieberichterstattung in Periodikatypen pro Jahr



Die Ethnologieberichterstattung steigt bis zum Anfang der 2000er-Jahre an und fällt hiernach. Die Gesamtberichterstattung entwickelt sich bis zum Anfang der 1980er-Jahre und ab Anfang der 1990er-Jahre dynamischer als die Ethnologieberichterstattung, lediglich dazwischen sind die Entwicklungen ähnlich. Abbildung 4.5 zeigt den Zusammenhang differenziert nach den Medientypen. Der Anteil an der Tageszeitungsberichterstattung steigt bis zum Ende der 1980er-Jahre und fällt danach. Hierbei bleibt das Niveau vom Ende der 1970er-Jahre bis Anfang der 2000er-Jahren bei ungefähr 0,2 %. Der Anteil an der Wochenperiodikaberichterstattung ist in der Regel höher, verläuft aber sehr viel volatiler. Phasen mit mehr Berichterstattung lösen hierbei Phasen mit weniger Berichterstattung ab. Erst ab dem Jahrtausendwechsel zeigt sich ein Trend nach oben an.

Ausmaß der Berichterstattung im Untersuchungszeitraum

Abbildung 4.6: Ethnologieartikel in Tageszeitungen pro Ausgabe

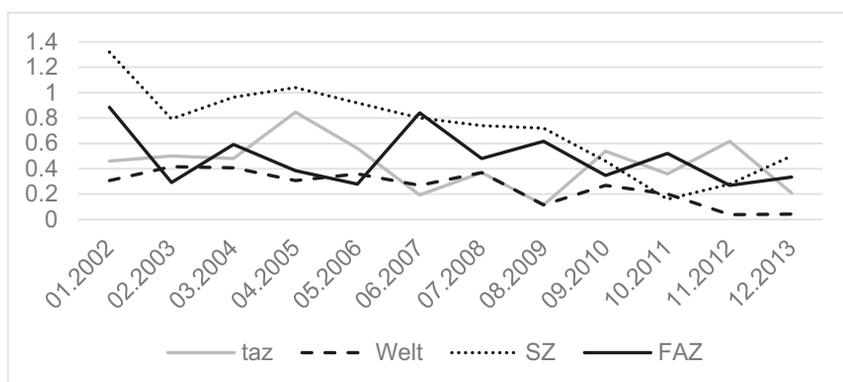
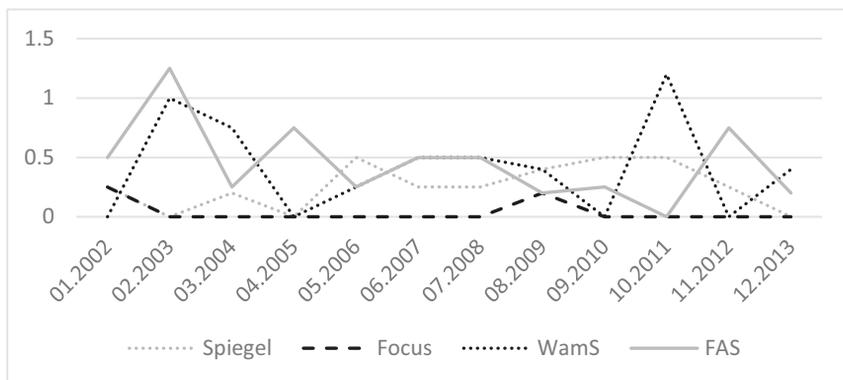


Abbildung 4.6 zeigt die Ethnologieartikel in Tageszeitungen pro Ausgabe. Durchschnittlich erscheinen die meisten Artikel in der SZ (0,7), gefolgt von der FAZ (0,5), der taz (0,4) und der Welt (0,3). Im Trend fallen die Werte pro Ausgabe für alle vier Tageszeitungen, am stärksten für die SZ und die Welt, weniger ausgeprägt in der taz und der FAZ. Alle vier Tageszeitungen zeigen ihre jeweils deutlich stärkeren Werte in der ersten Hälfte des Untersuchungszeitraums sowie deutlich schwächere Werte hauptsächlich in der zweiten Hälfte.

Abbildung 4.7 zeigt die Artikel pro Ausgabe für die Wochenperiodika. Die meisten Artikel erscheinen im Durchschnitt in der FAS (0,5) und der WamS (0,4), es folgt der Spiegel (0,3), im Focus findet sich kaum Ethnologieberichterstattung. Im Trend steigt lediglich die Kurve für den Spiegel, am stärksten fällt sie für die FAS. Keine der Periodika weist für alle 12 Monate Werte auf. Bei FAS und WamS zeigen sich jeweils am Anfang und am Ende des Untersuchungszeitraums

Abbildung 4.7: Ethnologieartikel in Wochenperiodika pro Ausgabe



höhere Werte, beim Spiegel liegen mehr überdurchschnittliche Werte in der zweiten Hälfte.

4.3 Struktur der Ethnologieberichterstattung¹²³

Merkmale der Artikel

Es gibt im Vergleich nur wenige Ethnologie-Artikel in den zwölf untersuchten Jahren: Insgesamt 250, in der Stichprobe 58. Daher stehen die Aussagen über die Ethnologie-Berichterstattung hier auf der schwächsten statistischen Basis. Dies gilt insbesondere für die Entwicklungen im Zeitverlauf. Pro Monat bedeutet das, dass sich ca. 21 Artikel in allen untersuchten Periodika finden. Dabei finden sich jedoch nur in jeder 50. Ausgabe des Focus⁷ und in jeder dritten Ausgabe der FAS ein Artikel. Viele Artikel, in denen das Suchwort *ethnolog* vorkommt, hatten nichts mit Ethnologie als Forschungsgebiet zu tun (60%) – das Suchwort *völkerkund* trug jedoch nur wenig zum Auffinden von Artikeln bei. Das Suchwort *ethnolog* deckt ca. 88% der gefundenen Artikel ab, der Trend ist zudem steigend. Einen nennenswerten Anteil von *völkerkund* findet sich lediglich bei der Welt-Gruppe.

Ethnologie-Artikel sind zwischen unter 100 und über 3.000 Wörtern lang (im Durchschnitt 880), ein Viertel davon unter 500 Wörtern, ein weiteres über 1.140. Im Zeitverlauf steigt der Median (756 Wörter) minimal an. Die Artikel haben auch zwischen 2,5% und 100% Wissenschaftsanteil, im Durchschnitt 54% (bei hoher Standardabweichung). Das unterste Viertel der Artikel hat einen

123 Die hier wiedergegebenen Ergebnisse finden sich in den entsprechenden Tabellen und Abbildungen in Kapitel 3.3.

Wissenschaftsanteil von unter 15 %, der Median liegt bei 42 %, das oberste Viertel belegen Artikel, die 100 % Wissenschaftsanteil aufweisen. Im Zeitverlauf sinkt der Median minimal. Drei Viertel der Artikel sind bebildert bei steigendem Anteil. In einem Drittel der Artikel taucht kein Ethnologe auf, dieser Anteil sinkt minimal.¹²⁴

Ethnologieartikel werden zu 85 % von Journalisten verfasst, dieser Anteil steigt minimal, während keine Presseagenturen unter den Autoren zu finden sind. Lediglich 3 % der Artikel können Ethnologen zugeordnet werden, dieser Anteil sinkt zudem minimal. Dagegen nimmt der Anteil von Artikeln (5 %), die von anderen Wissenschaftlern geschrieben werden zu. Die restlichen Artikel (5 %) werden von sonstigen Autoren verfasst, dieser Anteil sinkt minimal.

Ethnologieartikel erscheinen zur Hälfte im Feuilleton (48 %) und zu einem Viertel im Lokalen (24 %). Während der Anteil im Lokal steigt, fällt er für das Feuilleton. Mit 11 % nimmt zudem das Wissenschaftsressort einen wachsenden und bedeutenden Anteil an, das Politikressort mit 4 % nur einen kleinen, der jedoch auch im Trend zulegt. Sonstige Ressorts nehmen einen abnehmenden Anteil von 12 % ein, während sich keine Artikel auf der Titelseite, der Wirtschaft oder dem Medienteil finden lassen.¹²⁵

Themen der Ethnologieartikel sind am häufigsten und zunehmend disziplinäre (38 %). Andere wissenschaftliche Themen nehmen 21 % der Artikel ein, auch dieser Wert steigt an. Medien (9 %), andere Länder (5 %) oder Politik (7 %) kommen als bestimmendes Thema seltener vor und nehmen mit Ausnahme von anderen Ländern auch im Zeitverlauf ab. Während sich keine wirtschaftlichen Themen finden, nehmen sonstige Themen mit 21 % einen recht großen und minimal steigenden Anteil ein.¹²⁶

Nahezu die Hälfte der Artikel (47 %) ist aktuellen Veröffentlichungen und Auszeichnungen gewidmet, dieser Anteil nimmt zudem im Zeitverlauf zu. Es folgen sonstige wissenschaftliche Anlässe mit abnehmenden 16 %. Politische (12 %)

124 Besonders kurz sind die Artikel in WamS (Median: 637) und SZ (607), besonders lang in Spiegel (1.788) und FAS (1.385). Den höchsten Wissenschaftsanteil weisen WamS (Median: 100 %) und FAS (78 %) auf, den niedrigsten Spiegel (3,3 %) und taz (25 %). Die Artikel in Focus, Spiegel und WamS sind alle bebildert, die Anteile bilderloser Artikel in taz (36,4 %) und Welt (33,3 %) am höchsten. Besonders viele Artikel mit Ethnologen finden sich im Focus (100 %) und Welt (88,9 %), besonders wenige in der WamS (66,7 %) und SZ (54,5 %).

125 Bei den Periodika weicht vor allem die WamS von diesem Bild ab, da dort keine Artikel im Feuilleton auftauchen. Es findet sich jedoch kein klares Muster bei den Periodika, FAZ und FAS weisen eine sehr ähnliche Verteilung auf (ohne Sonstige Ressorts und mehr in Wissenschaft), jedoch auch Welt und taz (ohne Wissenschaftsressort, dafür mehr in Sonstigen resp. Feuilleton).

126 Auffällig bei den Periodika ist das Fehlen von Wissenschaftsthemen bei der Welt-Gruppe, während die FAZ hier besonders stark ist. Die Themenverteilung der taz ist dagegen für alle fünf Kategorien nahezu gleich.

oder Medien-Anlässe (5 %) nehmen zunehmend kleinere Anteile ein. Während sich wiederum keine Aufhänger finden, die auf wirtschaftliche Ereignisse weisen, ist die Residualkategorie mit 21 % relativ groß und nimmt zu.

In zwei Drittel der Artikel wird die Ethnologie als Faktenlieferant benutzt. Dieser Anteil steigt genauso wie der der Funktionen Unterstützung (26 %) bzw. Infragestellung einer Position (19 %). Relativ häufig kommt der Ethnologie jedoch nur eine beiläufige Funktion (17 %) zu, deren Anteil jedoch abnimmt. Zudem finden sich noch abnehmend in 48 % der Artikel andere Funktionen.

Qualifizierung des Wissens

Fast drei Viertel der Wissensträger innerhalb der Ethnologie-Artikel sind Einzelpersonen, hinzu kommen noch etwa 22 % Gruppen, in beiden Fällen steigt der Anteil. Einen ebenso großen Anteil (22 %) weisen Institute und Museen auf, deren Anteil jedoch sinkt – Universitäten kommen hier nie vor.

Forschung wird in der Hälfte der Artikel und zunehmend ohne Kontext dargestellt. Zu etwa einem Drittel wird Ethnologie außeruniversitären und zu etwa einem Viertel universitären Kontexten zugeordnet, wie schon beim Wissensträger Institut fällt der Anteil außeruniversitärer Kontexte, während derjenige universitärer steigt. In ca. jedem zehnten Artikel finden sich zunehmend Angaben zu Kooperationen oder Auftraggebern. Privatwirtschaftliche Forschung kommt für die Ethnologie nicht vor.

Über die Hälfte der Artikel stellt allgemeines ethnologisches Fachwissen dar, über ein Drittel wird als Tatsachenfeststellung präsentiert. Während letzteres im Zeitverlauf häufiger vorkommt, sinkt der Anteil des allgemeinen Fachwissens. 40 % der Artikel verweisen auf neuere Ergebnisse, 26 % auf länger zurückliegende, beides zudem im Trend steigend. Angekündigte Ergebnisse finden sich dagegen im Trend weniger, insgesamt in 10 % der Artikel.

In etwa 40 % der Fälle wird keine Quelle zur Darstellung der Ethnologie herangezogen, dieser Anteil fällt jedoch. Fachquellen finden sich in 29 % der Artikel, Medienquellen in 10 %, beide Anteile steigen. Interviews dienen in 21 % der Ethnologieartikel als Quelle, Studien und Expertisen in 3 %, beide Anteile bleiben eher konstant.

In 31 % der Ethnologieartikel wird die Genesis und Geltung des Wissens gar nicht beschrieben, der Anteil sinkt. In fast jedem zweiten Artikel und zunehmend finden sich Informationen zur Methode (48 %), in 7 % wird die Methode oder die Methodenwahl kritisch gewürdigt, dies in abnehmender Tendenz. Auch das empirische Material wird recht häufig und zunehmend (45 %) genannt, in abnehmenden 5 % der Artikel auch kritisch. Theorie kommt dagegen nur in abnehmenden 22 % der Artikel vor, kritisch in zunehmenden 9 %. Zudem wird zunehmend und häufig (45 %) über die Geltung ethnologischen Wissens berichtet, in 19 % der Fälle auch in kritischer Würdigung, was jedoch tendenziell seltener geschieht.

Kontextualisierung

In fast neun von zehn Artikeln wird eine Nützlichkeitsdimension aufgerufen, nur 12 % der Artikel weisen keine der folgenden Eigenschaften auf. Die Hälfte der Artikel thematisiert dabei den kulturellen Wert der Ethnologie, dies jedoch mit fallendem Trend. Ebenfalls mit Museen und Ausstellungen verbunden ist die Öffentlichkeitswirksamkeit der Ethnologie, die in 45 % der Artikel thematisiert wird, auch dies weniger werdend. Positiv entwickelt sich jedoch der Anteil an Artikeln (40 %), die auf den wissenschaftlichen Wert des ethnologischen Wissens hinweisen. In 39 % der Artikel und zunehmend wird dem Wissen zudem politische Nützlichkeit zugeschrieben, nur in 7 % und abnehmend ökonomische. Eine Anwendungsdimension wird schließlich in 22 % der Artikel beschrieben, auch dies nimmt im Verlauf ab.

In Konkurrenz steht ethnologisches Wissen insgesamt zunehmend, dies vor allem aufgrund der Konkurrenz zu nicht-wissenschaftlichen Wissensformen (in 45 % der Artikel). Die anderen Konkurrenzformen nehmen dagegen im Zeitverlauf ab. Konkurrenzen zu anderen wissenschaftlichen Disziplinen finden sich in über 10 % der Artikel, interne oder Konkurrenzen zur Alltagsintuitivität nur in jeweils ca. 5 %.

In 43 % der Artikel sind keine Urteile von Akteuren über die Ethnologie verzeichnet, dieser Anteil sinkt jedoch. Urteile über die Ethnologie stammen in der Regel von Journalisten (45 %), aber auch dieser Anteil sinkt. Urteile von Ethnologen (16 %) und anderen Wissenschaftlern (9 %) nehmen hingegen im Zeitverlauf zu. Politikerurteile finden sich in 4 % der Artikel und seltener, solche von Unternehmern gar nicht und zunehmende 9 % können sonstigen Akteuren zugeordnet werden. In über 10 % der Artikel werden Folgen ethnologischer Forschung kritisch thematisiert, in fast 5 % wird gar die Disziplin als Ganzes infrage gestellt; Beides leicht häufiger.

4.4 Ethnologieartikeltypen

Es finden sich vier unterschiedliche Ethnologieartikel-Typen: Kurzkritik (22 %), Ethnologen-Expertise (21 %), Ethnologie-Darstellung (28 %) und Ethnologie-Portrait (29 %). Die Vorgehensweise gleicht den Clusteranalysen wie in Kapitel 3.3.4 vorgestellt.

Kurzkritik: Die Artikel zeichnen sich insbesondere dadurch aus, dass Ethnologie in ihnen eine untergeordnete Rolle spielt, was zu wenigen Spezifizierungen und Charakterisierungen der Ethnologie führt. Ebenfalls nimmt die Ethnologie aber nur in ca. 40 % der Fälle die Funktion kultureller Anreicherung an, in nur ca. 60 % der Fälle findet sich Wissen ohne Forschungskontext. Das Label Kurzkritik soll diesen Umstand darstellen, die Ethnologie wird hier eher beiläufig

gewürdigt. Hierzu passen der Anteil von Artikeln ohne Ethnologen und die Beobachtung, dass fast die Hälfte der Artikel sonstige Themen haben. Die Artikel erscheinen in über der Hälfte der Fälle im Feuilleton und zu jeweils ca. einem Drittel in der taz bzw. in Zeitungen der Welt-Gruppe.

Der Artikeltyp Kurzkritik bleibt im Trend stabil. Durchschnittlich umfasst er etwa 22 % der Ethnologie-Artikel. Die Kurve pendelt dabei in der Regel um den Durchschnitt, Ausnahme davon bilden zwei Jahre ohne diesen Typus (2005 und 2011) sowie zwei Jahre in denen mehr als die Hälfte der Artikel diesem Typus zuzuordnen sind (2008 und 2012).

Ethnologen-Expertise: Die Kombination von Einzelperson, Faktenlieferant und Interview lässt auf eine starke Fokussierung der Artikel auf Personen schließen. Da allerdings gleichzeitig Wissen ohne Forschungskontext häufig positiv kodiert wird, scheint es sich weniger um Portraits zu handeln. Es besteht auch kein Bezug zu Forschung im engeren Sinne oder dem Fach. Dies lässt darauf schließen, dass in diesen Artikeln eine Expertise von Ethnologen dargestellt wird, die sich gleichzeitig nicht gegen andere Wissensbestände richtet. Auch hier sind immer wenigstens ein Ethnologe und ein sehr hoher Ethnologie-Anteil zu finden, die Themenstellungen sind in der Hälfte der Artikel disziplinärer Natur. Allerdings erscheinen die Artikel nicht so häufig im Wissenschaftsteil, sondern auch zu einem Drittel im Lokalteil. Sie erscheinen häufig in der Welt und WamS, während die SZ unterrepräsentiert bleibt.

Der Artikeltyp Ethnologen-Expertise fällt im Trend. Durchschnittlich umfasst er etwa 21 % der Ethnologie-Artikel. Hier finden sich dreimal keine Anteilswerte (2007 und 2012 f.), aber auch zwei Jahre mit hohem Anteil (2004 und 2006). 2002 ist der Wert niedriger, 2011 höher als der Durchschnitt.

Ethnologie-Darstellung: Diese Artikel zeichnen sich am klarsten durch das Fehlen von Ethnologen aus. Dafür scheint es einen großen Anteil zu geben, in denen Museen, also außeruniversitäre Forschungseinrichtungen der Ethnologie, thematisiert werden. Daneben findet sich jedoch ein sehr hoher Anteil, der die Ethnologie als Ganzes zum Gegenstand macht. Kontextualisierungen finden dabei nur von Journalisten statt, insbesondere ein politischer Bezug wie in der Kurzkritik fehlt. Hier werden weniger Fakten transportiert, noch Konkurrenzen dargestellt. Das Label macht insbesondere auf die Darstellung des Faches aufmerksam, wovon Rezensionen von Ausstellungen einen großen Teil ausmachen. Auffallend ist der hohe Wert von Medien-Themen (bei weniger sonstigen Themen) und der Artikel in der SZ (bei weniger in der taz), während der Rest der Verteilungen eher dem Durchschnitt entspricht.

Der Artikeltyp Ethnologie-Darstellung bleibt im Trend stabil. Durchschnittlich umfasst er etwa 28 % der Ethnologie-Artikel. Hier bewegen sich die Werte mit etwas mehr Abstand zum Durchschnitt, aber auch hier finden sich je zwei Jahre ohne Anteil (2006 und 2011) und zwei mit sehr hohem (2002 und 2013).

Ethnologie-Portrait: Herausragend ist der Forschungsbezug der Artikel, der konkret thematisiert wird. Unter dem Label subsumieren sich die engere universitäre Forschung und die aktuellen Ergebnisse, aber auch die wertende und kontrastierende Darstellung des Faches, seiner Geschichte und Erkenntnisse. Ethnologie-Portraits sind diejenigen Artikel, in denen Qualifizierung und Kontextualisierung ethnologischen Fachwissens ausführlich und variantenreich stattfindet. Die Portraits werden immer mit wenigstens einem Ethnologen und auch besonders häufig mit mehreren gestaltet und weisen mit den höchsten Ethnologie-Anteil auf. Themen- und Ressort-Verteilung sind klar Richtung Disziplin und Wissenschaft verschoben, die Artikel stehen fast zur Hälfte in der Frankfurter Allgemeinen.

Der Artikeltyp Ethnologie-Portrait steigt im Trend. Durchschnittlich umfasst er etwa 29 % der Ethnologie-Artikel. Die Anteile sind auch bei diesem Typ zweimal bei 0 % (2004 und 2008), dafür finden sich doppelt so häufig hohe Anteilswertjahre (2005, 2007, 2010 und 2011). Mit Ausnahme 2002 liegen die Werte sonst um den Durchschnitt.

Kurzkritik und Ethnologie-Darstellung zeichnen sich durch den niedrigeren Ethnologie-Anteil der Artikel aus, ansonsten unterscheiden sie sich erheblich. Die beiden anderen haben denselben Ethnologie-Anteil und immer mindestens einen Ethnologen im Artikel, dafür weniger häufig Bilder. Kurzkritik und Ethnologie-Darstellung weisen wiederum gemeinsam weniger häufig disziplinäre Themen auf, während erstere aber vor allem sonstige Themen bedient, ist die Ethnologie-Darstellung in Wissenschaft und auch den Medienthemen zu finden. Letzterer Typ ist insgesamt am ausgeglicheneren verteilt. Die Ressorts und die Periodika hängen stark zusammen. Die Expertisen finden sich häufiger in der Welt und WamS und seltener in der SZ. Alle Typen finden sich zwar in allen Periodika, allerdings zeigen sich sichtbare Verschiebungen der recht gleichmäßigen Gesamtverteilung. So ist je eine der Tageszeitungen pro Typ unterdurchschnittlich vertreten und mindestens eine überdurchschnittlich, ohne dass sich allerdings klar je ein Typ zu einer Zeitung gruppieren würde. Am klarsten zeigt sich das noch bei den Portraits, die in fast der Hälfte der Fälle in der FAZ/FAS erscheinen, am ausgeglicheneren erscheinen die Kurzkritik und die Ethnologie-Darstellung.¹²⁷ Durch die niedrigen Fallzahlen sind die Entwicklungen sehr sprunghaft, jenseits einer leichten Verschiebung vom Expertisen-Typ zum Portrait-Typ bleibt die Berichterstattung stabil.

127 Kurzkritik und Expertise weisen schließlich beide unterdurchschnittliche Zahlen bezüglich des Suchstrings *ethnolog* auf, hier wird also etwas häufiger allein auf Völkerkunde verwiesen.

Historie, Personen und Theorien orientierte. Erstere verbindet sich mit dem Lokalen, der WamS und der SZ, letztere mit dem Ressort Wissenschaft und der FAS. Die nicht stark auf Ethnologie fokussierte Berichterstattung zeigt zum einen sehr diversen Einsatz von Ethnologen als Kommentatoren verschiedener gesellschaftlicher Kontexte bzw. die Referenz auf die Wissenschaft Ethnologie auf der einen Seite und auf der anderen Seite eine bloße Nennung der Ethnologie, etwa als Vergleichsmoment in einer Rezension eines kulturellen Erzeugnisses. Erstere findet in Politik und sonstigen Ressorts sowie den Nachrichtenmagazinen statt, letztere zeichnet sich durch einen thematischen Bezug auf Medien aus und das Fehlen von Quellen.

4.6 Spannende Forscher – Ethnologen in der Presse

Es finden sich in den 58 Artikeln insgesamt 53 Ethnologen. In einem Drittel der Artikel findet sich dabei kein Ethnologe, in der Hälfte genau ein Ethnologe, in 10% zwei und in 7% mindestens drei. Der Anteil von Artikeln mit Ethnologen sinkt im Trend minimal, die Anteile von Artikeln mit einem oder mindestens drei Ethnologen sinken ebenfalls, während der Anteil von Artikeln mit zwei Ethnologen steigt. Die im Folgenden wiedergegebenen Ergebnisse finden sich in den Tabellen und Abbildungen von Kapitel 3.4.1.

Im Bereich der Ethnologie sind mehrfache Namensnennungen die Ausnahme (vgl. Tabelle 3.5). Nur vier Namen kommen häufiger als ein Mal vor. Die Liste wird dabei von Claude Lévi-Strauss angeführt, also einem Klassiker des Faches, dessen Tod in den Erhebungszeitraum fällt. Daneben kommen noch drei Namen doppelt vor: Thomas Hauschild als Forscher, Wulf Köpke als Direktor des Völkerkundemuseums Hamburg und Katrin von Welck – einmal als Direktorin der Mannheimer Reiss-Engelhorn-Museen und als hamburgische Kultursenatorin. Die vier Top-Ethnologen nehmen zusammen 17% aller Nennungen ein, Lévi-Strauss alleine ca. 6%, was die höchste Konzentration bei allen Sozialwissenschaftlern in ihrer jeweiligen Disziplin darstellt.

Zwei Drittel der Ethnologen sind männlich, der Anteil der Frauen steigt jedoch klar an. Männliche Ethnologen werden dabei deutlich häufiger als Theoretiker, Intellektuelle, mit politischer, moralischer oder unternehmerischer Motivation versehen sowie exklusiv wissenschaftszentriert oder als Gefahr gezeigt.

Ungefähr 11% der Ethnologen werden in den Artikeln bloß genannt (deutlich mehr Männer), der Anteil sinkt im Zeitverlauf. Am häufigsten werden Ethnologen als reputiert oder etabliert dargestellt, in etwas über der Hälfte der Fälle (51%), jedoch mit abnehmender Tendenz. Niemals dagegen treten Zuschreibungen als aufstrebend, als Nachwuchs oder als Außenseiter auf. Ebenfalls recht häufig und zunehmend werden Ethnologen als Empiriker dargestellt (in

einem Viertel der Fälle), zu je etwa und jeweils abnehmend 11 % als Intellektuelle oder Theoretiker, weniger häufig als Experte (ca. 8 % und deutlich abnehmend). Werden motivationale Zusammenhänge dargestellt, werden Ethnologen mit politischer (33 %) oder öffentlicher (23 %) Motivation ausgestattet, weniger häufig mit moralischer (6 %) oder wirtschaftlicher (4 %) Motivation. Mit Ausnahme der wirtschaftlichen Motivation nehmen motivationale Zuschreibungen im Zeitverlauf ab. Die Darstellung des Privatlebens von Ethnologen geschieht in 25 % der Fälle, eine explizite reine Orientierung auf Wissenschaft nur in 4 % – beides weniger werdend. Zusammenfassend als Gewinn für die Gesellschaft werden, wenn auch abnehmend, 16 % der Ethnologen vorgestellt, als Gefahr 2 % bei minimal steigender Tendenz.

Ethnologentypen

Aus den Einzeleigenschaften der Ethnologen werden zunächst diejenigen gänzlich ohne Eigenschaften aussortiert und aus den übrigen mittels einer Clusteranalyse vier weitere Typen ermittelt. Die Vorgehensweise gleicht der in Kapitel 3.4.2.

Ethnologen als *portraitierte Forscher* werden fast immer mit Privatleben dargestellt und in der Regel als etabliert. Wichtig sind empirische Orientierung und das Expertenlabel. Dagegen fehlen Labels wie Theoretiker oder Intellektueller und Motivationen bis auf die politische. Interessanterweise dominieren sie ihre Artikel aber nicht wie andere portraitierte Typen, sondern tauchen auch besonders häufig zusammen in Artikeln auf. Die Berichterstattung ist eher divers, vor allem ins Sonstige gerichtet. Sie tauchen entsprechend eher in den Wochenzeitschriften auf, niemals dagegen in der taz.

Portraitierte Forscher kommen in der Hälfte der Erhebungszeitpunkte vor, dies geschieht in zwei Perioden: Das erste Quartil der Erhebung und die Zeit zwischen 2009 und 2012. 2009 ist der Höchstpunkt erreicht, 2004 erreicht der Wert 50 % der erhobenen Ethnologen, der Trend ist sinkend. Durchschnittlich sind gut 19 % der Ethnologen diesem Typ zuzuordnen.

Etablierte Ethnologen werden inhaltlich meist weniger stark ausgestaltet (mit Ausnahme des Reputationskodes natürlich). Es fehlen vor allem die Labels wie Theoretiker vollständig, der Rest der Charakterisierung ist eher durchschnittlich. Die Berichterstattung ist ethnologische, vor allem diejenige der Frankfurter Allgemeinen.

Etablierte kommen außer in den Jahren 2007 bis 2009 vor immer vor, den Höchstwert findet man 2002. Während die Werte bis zur Mitte der Erhebung tendenziell sinken, steigen sie in den späteren Jahren bis auf jeweils 50 % 2012 und 2013. Der Trend ist sinkend. Etablierte machen etwa 23 % der Ethnologen aus.

Kommentatoren haben einen stärkeren Forschungsbezug, als dass sie etabliert wären. Sie sind aber in der Regel politisch motiviert und tauchen nicht als Fokus

der Artikel auf, die zudem meist nur einen Ethnologen enthalten. Die Berichterstattung ist stärker wissenschaftlich orientiert und stark in der taz verortet.

Kommentatoren kommen in drei Viertel der Jahre vor, der Spitzenwert liegt 2007 bei 67%. Während in der ersten Erhebungshälfte die Werte sonst relativ schwach sind, steigen auch sie zum Ende der Erhebung auf 50% 2012f. Der Trend ist steigend. Mit fast 25% ist dieser Typ der häufigste.

Öffentliche Ethnologen werden auch zu einem Teil mit Privatleben dargestellt. Insgesamt ist die Tiefe der Charakterisierung hier am höchsten. Die Berichterstattung ist am klarsten definiert und gleichzeitig relativ breit.

Öffentliche Ethnologen kommen in sieben der zwölf Erhebungszeitpunkte vor. Stark sind die Werte in der Periode 2003 bis 2007, wo bis zu 40% erreicht werden. Der Spitzenwert folgt aber erst 2010 mit 43%. Im letzten Quartal der Erhebung findet sich dagegen kein öffentlicher Ethnologe mehr. Etwa 23% der Ethnologen fallen in diesen Typ.

Die *Bloß genannten Ethnologen* schließlich finden sich auch insbesondere in der engeren ethnologischen Berichterstattung und stark in der Welt-Gruppe.

Bloß genannte Ethnologen kommen in weniger als der Hälfte der Jahre vor, ein hoher Wert 2008 sticht aus der Kurve heraus. Da die Werte häufiger in der ersten Erhebungshälfte zu finden sind, ergibt sich ein minimal sinkender Trend. Mit knapp 11% ist dieser Typ der seltenste.

Die fünf Ethnologen-Typen lassen sich nach der politisch/öffentlichen Motivation, disziplinärer bzw. wissenschaftlicher Orientierung und nach der kommentierenden Funktion differenzieren. Portraitierte Forscher, Etablierte und bloß genannte Ethnologen teilen das Fehlen der Motivationen, während aber die Etablierten und die bloß Genannten eher mit Fachinhalten korrespondieren, sind die portraitierten Forscher inhaltlich weiter verstreut. Die öffentlichen Ethnologen und die Kommentatoren teilen diese Orientierung, unterscheiden sich hingegen klar in der Funktion und letztere sind inhaltlich weiter gestreut. In kommentierender Funktion erscheinen auch die bloß genannten Ethnologen, insbesondere bei wissenschaftlichen Themen. In der Forschungsorientierung stehen sich Portraitierte und Etablierte sowie Kommentatoren und bloß Genannte gegenüber, während die öffentlichen Ethnologen hier den Durchschnitt verkörpern. Dies gilt in geringerem Maße auch für die Periodika, während die anderen Typen meist eine starke Heimat aufweisen: portraitierte und bloß genannte Ethnologen die Welt/S, Etablierte die FAZS und Kommentatoren die taz. Die Typen erscheinen damit auch Periodika-abhängig. Die beiden kommentierenden Typen sind interessanterweise häufiger im Feuilleton und im Wissenschaftsressort mit wissenschaftlichen Themen zu finden, die portraitierten Ethnologen finden sich eher im Sonstigen, die Etablierten bei disziplinären Themen und die öffentlichen Ethnologen auch hier im Durchschnitt. Es zeigen sich hier zwei Typen, die eher in kommentierender Funktion in den Artikeln auftauchen, die auch jeweils weniger Forschungskontextinformationen enthalten: Kommentatoren und bloß

genannte Ethnologen. Die drei anderen Typen sind in eher Ethnologie-zentrierten Artikeln aufzufinden und unterscheiden sich im Detail: Öffentliche Ethnologen sind am durchschnittlichsten, bei insgesamt am wenigsten Forschungskontextinformation, Etablierte weisen die meisten Kontextinformationen auf, die portraitierten Forscher sind häufiger in Gruppen zu finden. Die Ethnologentypen unterscheiden sich anhand der Personeneigenschaften in der Dimension des politisch-öffentlichen Engagements: Den ersten beiden Typen fehlt dieses, die folgenden beiden weisen es auf. Zum anderen stehen die Etablierten¹²⁸ hier drei Typen gegenüber, die jeweils überdurchschnittliche Werte in einem der Labels Experte, Theoretiker und Intellektueller aufweisen. Letztere beiden Typen stehen dabei eventuell auch für eine eher geisteswissenschaftliche Form ethnologischer Forschung.

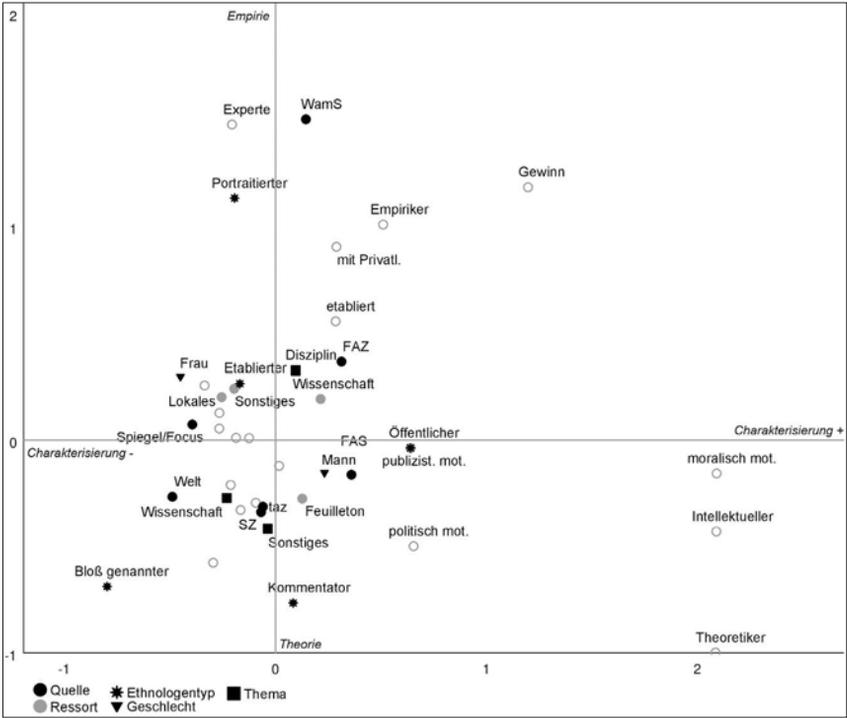
Es lassen sich relativ gut drei unterschiedliche Phasen beobachten: Im ersten Quartal dominieren die Etablierten und die Portraitierten, in den beiden folgenden Quartalen Öffentliche und Kommentatoren, während im letzten Quartal Etablierte und Kommentatoren den größten Anteil der Ethnologen ausmachen. Im Trend steigen die Kommentatoren, während die anderen vier fallen.

Ethnologen in der Ethnologieberichterstattung

Mittels einer multiplen Korrespondenzanalyse lassen sich die Ergebnisse schließlich visuell zusammenfassen (Abbildung 4.9). Die horizontale Achse zeigt die Tiefe der Charakterisierung der Ethnologen. Auf der linken Seite finden sich die, die nur mittels ihres Namens charakterisiert werden, im Zentrum die mit den gängigen Eigenschaften, auf der rechten Seite, die mit ungewöhnlichen Eigenschaften. Die vertikale Achse zeigt unten die theoretisch und intellektuell dargestellten Ethnologen und oben die als empirisch arbeitenden. Die Diagonale von links oben nach rechts unten wird vom Geschlechtsunterschied geprägt, die von rechts unten nach links oben von der Variable Gewinn für die Gesellschaft. Der Raum der Ethnologen lässt sich als Dreieck beschreiben: Den bloß genannten Ethnologen stehen genauso die portraitierten Ethnologen, deren Beschreibung auf Forschung und das Privatleben fokussiert ist, wie die politisch engagierten Ethnologen gegenüber, bei denen die Theorie im Vordergrund steht. Nur als Name tauchen Ethnologen sodann etwas stärker in der Welt und mit dem Artikelthema Wissenschaft auf. Die engagierten Ethnologen tauchen etwas eher in der FAS und in Feuilleton auf, die portraitierten in Artikeln mit ethnologischen Themen und der FAZ.

128 Hier passt der hohe Wert für moralische Motivation nicht gänzlich ins Bild.

Abbildung 4.9: Ethnologentypen im Raum der Ethnologieberichterstattung



5 Personengebundene Vielfalt – Soziologie in der Presse

Im Folgenden wird die *personengebundene Vielfalt* der Soziologieberichterstattung dargestellt. Das Referat des fachinternen Diskurses fällt im Vergleich umfassender aus, da die Diskussion um die Public Sociology gewürdigt wird (5.1). Im weiteren Verlauf werden zunächst die historischen Entwicklungen seit 1945 dargestellt (5.2). Die Struktur der Berichterstattung wird wie im vorherigen Kapitel zunächst anhand der Ergebnisse der standardisierten Inhaltsanalyse gezeigt (5.3), anschließend werden Artikeltypen (5.4) im Bezug auf die Berichterstattung zusammengefasst (5.5). Ähnlich vollzieht sich die Darstellung der Soziologen in der Presse als *variantenreiche Persönlichkeiten* (5.6).

5.1 Soziologie in den Massenmedien

„Doch da kommt ein würdiger Herr, ein liebenswürdiger Professor der Soziologie an der Universität Linz aus dem Hotel. [...] „Sieh da! Der Herr Girtler. Ich grüße Sie. Ich habe ohnehin mit Ihnen zu schimpfen!“ [...] „Und warum wollen Sie mit mir schimpfen?“ Er antwortet, mich von der Seite ansehend: „Eigentlich müsste man den Medien den Vorwurf machen und nicht bloß Ihnen. Das, was Sie machen, das ist nicht die Soziologie schlechthin. Es ist der Rand, den Sie behandeln. Und durch die Medien wird dieser Rand in die Mitte gerückt. Ihre Arbeiten über Dirnen, Sandler, Bauern, Wilderer und ähnliche Leute beziehen sich nicht auf das Zentrale der Soziologie. [...] Und außerdem machen Sie gern eine Show aus Ihren Forschungen.“ Ich nicke und ergänze: „Das mag sein, denn irgendwie habe ich vielleicht etwas von einem Gaukler in mir. Menschenfreundliche Gaukler, die etwas zu sagen haben, waren mir stets sympathisch. Und warum soll nicht auch der Wissenschaftler seine Dinge verkaufen? Und warum soll er nicht darauf schauen, daß seine Arbeiten gelesen werden? Und warum ist es verwerflich, wenn man so schreibt, daß der Leser einen Gefallen an den erforschten Zusammenhängen findet? Und außerdem: Was ist der Rand der Gesellschaft? [...] Es ist ja typisch für die wissenschaftliche Gemeinschaft, daß nur der als angesehener Wissenschaftler gilt, der traurig und unverständlich schreibt und spricht.““

Roland Girtler (2011, S. 35 f.)

Die Reflexion der massenmedialen Präsenz ist ein durchgängiges Thema innerhalb der Soziologie. Im deutschen Sprachraum gibt es schon einige Zeit eher programmatisch argumentierende Artikel (s.a. Neun 2016 für die Einbettung

in die Verwendungsdebatte): von Hömberg (1978; auch 1981)¹²⁹ über Ruß-Mohl (1983), Lau (1984), Saxer (1997) hin zu Felt (2000) und C. Fleck (2008) oder Kepplinger (2014). Ebenfalls gibt es international gerade auch nach der Public-Sociology-Debatte eine Vielzahl von Einzelfallbeschreibungen, mehr oder minder persönlichen Stellungnahmen und programmatischen Artikeln.¹³⁰

Innerhalb der Diskussion um die Soziologie in den Massenmedien finden sich drei Hauptlinien: Zum einen findet sich eine relativ starke These der Beeinflussung des Forschungsgegenstandes der Soziologie durch die Verbreitung von Untersuchungsergebnissen durch die Massenmedien. Albrecht (2000, S. 203) pointiert dies: „Der Aufstieg der Sozialwissenschaften zu einer öffentlichen Deutungsmacht erster Ordnung, ja zu einer Grundlage des Wirklichkeitsverständnisses ist ohne die Massenmedien nicht denkbar.“ Damit ist zudem die zweite Linie der Diskussion benannt, die sich auf die historischen Bemühungen, sich akademisch zu etablieren, und Wirkungen der Soziologie bezieht. Drittens bleibt die Positionierung der Soziologie (auch vor dem Hintergrund der angenommenen Wirkmächtigkeit und früherer starker Stellung) ein zyklisch wiederkehrendes Thema,¹³¹ was auch politische Parteinahme umfasst und zuletzt ausführlich unter dem Stichwort Public Sociology diskutiert wurde. Im Folgenden werden nun zunächst kurze, historische Schlaglichter auf die Positionierungen der Soziologie gegenüber der Öffentlichkeit gegeben, anschließend wird die Public-Sociology-Debatte dargestellt und empirische Untersuchungen referiert.¹³²

129 Die Ausgabe der *Soziologie* 1/1978 enthält weitere Berichte und Stellungnahmen zum Thema: Von zwei überregionalen Tageszeitungen (Welt/FR), zum Jargon der Soziologie und Länderberichte aus Österreich und der Schweiz. Die Bereitschaft der Presse auf die Anfragen zu antworten scheint mäßig gewesen zu sein.

130 Beispiele wären für Großbritannien etwa Gaber (2005); für die USA Weigel & Pappas (1981; insbesondere zu James Coleman), Wilson (1998), Ritzer (1998), Schwartz (1998), Gaines (1998); als Sammelband auch: Haslam & Bryman (1994). Zudem gibt es eine Reihe von empirischen Anschlüssen. „However, despite the assertion that sociology *should be* made public, thus far there has been little research of how public we *are*, let alone how public we *have been*.“ (Siebel & Smith 2009, S. 290) Eine vergleichbare Überprüfung der massenmedialen Präsenz der Kriminologie im Kontext der Public-Sociology-Debatte bietet Groombridge (2007). Zum „Problembär“ Normativität in der Soziologie vgl. Mevisen 2019.

131 In Debatten, die die Soziologie als Disziplin betreffen, treten die Medien ebenfalls hin und wieder auf: vgl. etwa die Diskussion um Holmwood 2010.

132 Neben der historischen Analyse gibt es noch eine soziologisch reflexive Behandlung der Medien der Soziologie selbst, sehr grundlegend dabei: Ziegau (2009). Daneben finden sich empirische Arbeiten vor allem über Journale (etwa Krekel-Eiben 1990 oder Vanderstraeten 2010), aber auch über Bücher (Ritzer 1998, Gans 1997 und Turner 2012, der anmerkt, dass es historisch unterschiedliche Thematisierungsmöglichkeiten (etwa direkt an Soziale Bewegungen gerichtet oder nicht) soziologischer Inhalte gegenüber der Öffentlichkeit gegeben hat). Zur Rhetorik sind Jasper & Young 2007 zu beachten. Die Bedeutung kopräsender Öffentlichkeiten für die Soziologie thematisiert Wisselgren 2013. Zum

Vielleicht haben alle entstehenden Disziplinen eine erhöhte Notwendigkeit, Aufmerksamkeit zu generieren, und somit auch eine größere Not, sich in massenmedialen Arenen zu produzieren.¹³³ Wolf Lepenies (2010) zeigt die öffentliche Propagierung eines soziologischen Programms gerade zum Beginn der Soziologie anhand von Auguste Comte. Comte geht es gerade darum, die Bevölkerung zu begeistern, um die Gesellschaft zu verändern. „Die positivistische Gesellschaft soll zu einem intellektuellen Sammelpunkt werden, den Zusammenhalt unter den Anhängern Comtes stärken, die Werbung neuer Mitglieder erleichtern und durch Propaganda den Einfluss des Positivismus in der Öffentlichkeit steigern“ (ebd., S. 9). Dies geschieht in einer gewissen Absetzbewegung gegenüber der Philosophie:

„Weil die Philosophen die Macht der Bilder unterschätzten, fehlten ihnen die Mittel, um die Bevölkerung für ihre Ideen zu begeistern. Sie waren immer weniger in der Lage, kommende gesellschaftliche Entwicklungen zu beeinflussen. Comte aber wollte die Gesellschaft für seine Anschauungen mobilisieren.“ (Lepenies 2010, S. 11)

Die strategische Frage lautet in diesem Zusammenhang: von oben über die Funktionseliten oder von unten über die Bevölkerung? (ebd., S. 12) Schon der Name Soziologie trägt dabei Eigenschaften einer Marke (ebd., S. 23). Auch hierbei spielt Personalisierung eine Rolle, August Comte selbst weiß um die Wichtigkeit der Selbstdarstellung. „Bescheidenheit war Comtes Stärke nicht. Er sah sich als eine Mischung aus Aristoteles und dem Apostel Paulus. Kaum hatte er etwas publiziert, nannte er seine eigenen Schriften bereits klassisch“ (ebd., S. 28).

Medialisierungsthesen finden sich auch innerhalb der Soziologie-internen Paradigmen-Auseinandersetzung. Hierbei steht der Verdacht im Raum, ganz im Sinne der Medialisierungsthese, der Umweg über die Beeinflussung des Journalismus und des öffentlichen Diskurses würde Vorteile innerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung bieten. Historisch sieht sich beispielsweise die Frankfurter Schule mit dieser Kritik konfrontiert (vgl. Albrecht 2000):

deutschen Verlagsmarkt vergleiche Volkmann et al. (2014). Ziegeus (2009, S. 200) macht auf die Parallele zwischen massenmedialer Zuschaueransprache und dem Modell standardisierter Sozialforschung aufmerksam: Beide konzipieren eine Massengesellschaft, mit der linear kommuniziert wird und deren Elemente anhand standardisierter Indikatoren homogenisiert werden.

133 Für bereits etablierte Disziplinen erscheinen dann jedoch andere Kontexte von größerer Bedeutung. Kropp und Blok (2011, S. 221 f.) zeigen die dänische Soziologie in Form von unternehmerischen Soziologen seit den 1990er-Jahren eher an politischen (insbesondere wohlfahrtsstaatlich) und wirtschaftlichen Kontexten orientiert, nachdem die 1980er-Jahre für die dänische Soziologie eine Zeit des Niedergangs gewesen sei.

„Der Frankfurter Schule ist von ihren Gegnern vielfach vorgeworfen worden, die Ausbreitung ihrer eigenen Begriffe und Theorieelemente besonders intensiv betreiben zu haben, ja einen „Jargon“ zu verbreiten, der mit der inflationären Verwendung der Floskeln „kritisch“ und „emanzipatorisch“ sich völlig von seiner wissenschaftlich begründbaren Basis entfernt und zu einer unreflektierten Mentalität des ‚Kritisch-Seins‘ sedimentiert habe. Diese Erfolgsgeschichte in der weiten Verbreitung der eigenen Zentralbegriffe sei ohne die Massenmedien nicht zu erklären.“ (Albrecht 2000, S. 204).

Albrecht (2000, S. 205) wertet, um das Verhältnis von Kritischer Theorie und Massenmedien zu untersuchen, Horkheimers selbst in Auftrag gegebene Presseschau (zu seinem Namen und dem IFS) aus, die zwischen den Jahren 1949 und 1973 immerhin 972 Zeitungsartikel enthält. Mengenmäßig finden sich drei Spitzen in diesem Zeitraum, zunächst in den frühen 1950er-Jahren bezüglich Horkheimers Rektorat an der Frankfurter Universität, dann eine Anfang der 1960er-Jahre, die in besonderem Maße vom Thema „Vergangenheitsbewältigung“ getragen wird, und schließlich eine Ende der 1960er-Jahre im Kontext der Studentenbewegung. Die Durchsicht der Artikel zeigt eine „bewußte Pressepolitik“ Horkheimers, allerdings auch Initiativen von Zeitungen (ebd., S. 207 f.). Hierbei hat die „Pressestadt Frankfurt“ eine „überragende Bedeutung“, die vor allem „persönliche Kontakte“ zwischen dem IFS und dem Journalismus erlaubten, aber auch den Raum für eigene massenmediale Veröffentlichungen öffnete (ebd., S. 220 f.). Im Kontext der Kritischen Theorie spielt zudem das Radio eine wichtige Rolle (ebd., S. 225). Albrecht (ebd., S. 228 f.) kommt auf Grundlage der Meldekartei des *Deutschen Rundfunkarchivs* hierbei gar zu der Diagnose, es finde sich eine „Rundfunkhoheit der Frankfurter Schule“ in Westdeutschland bis 1990. Tatsächlich dominieren innerhalb der Suchfelder Philosophie und Sozialwissenschaften die Namen Adorno und Horkheimer (ebd.). Insbesondere innerhalb der Sozialwissenschaften folgen den Werten von 218 bzw. 154 Rundfunk- und TV-Berichten weit niedrigere bei René König (43), Arnold Gehlen (35) und Max Weber (32) (ebd., S. 229). Gegenüber anderen Disziplinen sind die Abstände geringer, so erklärt Albrecht (ebd., S. 232) die starken Werte auch aufgrund der sich selbst verstärkenden breiten Themenstreuung der erfolgreichen medienpräsenten Wissenschaftler, die den Bedürfnissen der Journalisten eher entgegenkamen. Dazu gehört auch die Zugänglichkeit für Journalisten, die insbesondere Horkheimer zugeschrieben wird: „Horkheimer war telefonisch immer erreichbar, immer ansprechbar, und gleichgültig, ob es um die Vorbereitung für ein Interview mit Sartre oder einen Korrespondentenbericht über ein Erdbeben in Albanien ging, konnte er die Fäden entwirren und eine Leitlinie vorgeben“ (ebd., S. 244). Albrecht (ebd., S. 245 f.) fasst zusammen, dass die Frankfurter Schule sehr bewusst die Chance ergriff, „durch diese Medien einen wesentlich breiteren Kreis ansprechen zu können [...], weil die Massenmedien die Wirkung über einen

Schülerkreis hinaus auf die diffuse und unpersönliche Anhängerschaft erst ermöglichten, die ein intellektuelles Lager ausmacht.“

Die Darstellung der Medienpräsenz der Frankfurter Schule ist jedoch nicht unwidersprochen geblieben (vgl. Boll 2004). Boll (2004, S. 164) legt nahe, die Beiträge in Albrecht et al. (2000) als Fortführung des dargestellten intellektuellen Deutungskampfes zu lesen, „geraten“ doch die Autoren „kaum in den Verdacht, mit der Frankfurter Schule übermäßig zu sympathisieren.“ „Die von Albrecht eruierte quantitative Überlegenheit von Adorno und Horkheimer am Anteil aller von Soziologen bestrittenen Radiosendungen in den fünfziger Jahren läßt sich hier bestätigen, nicht aber die damit gleichzeitig unterstellte linksintellektuelle Hegemonie“ (Boll 2004, S. 172). Auch der Medienkontakt der Frankfurter Schule ist nicht exceptionell, Boll (2004, S. 174–201) sieht für nahezu alle wichtigen deutschen Soziologieprofessoren Koalitionen mit dem Rundfunk (vgl. für die zahlreichen Zentren, die Medien, Universitäten und Intellektuelle vereinen Schildt 2020).

Beachtenswert bleibt, dass die Medienpräsenz der frühen Soziologie in der Selbstbeschreibung einen Volks-Aufklärungs-Anteil besitzt. Das Radio spielt darin eine herausragende Rolle, bei Felsch (2016, S. 37) ist von der Radiouniversität zu lesen. Boll (2004, S. 7) setzt das Radiofeuilleton und die dort vollzogenen intellektuellen Diskurse in den Kontext der „geistige[n] Überwindung des Nationalsozialismus und [des] nachfolgenden Demokratisierungsprozeß[es]“. Adorno selbst wird auch darüber zu einem Prominenten, für die Rezeption der Soziologie ist hierbei die Aufarbeitung der Korrespondenz zwischen Adorno und seinen Hörern von Interesse, wie sie Felsch (2016, S. 37–42) leistet. In Felschs (2016) Gattungsgeschichte der Theorie in der Bundesrepublik ist dies die erste Phase, die von der Marxismusrezeption der Studentenbewegung abgelöst wird, in der die theoretische Durchdringung der Gesellschaft Teil der angestrebten Revolution ist (vgl. dazu auch Bude 2018). Abgeschlossen wird die Hochphase der Gattung dann durch die Postmoderne. Armin Nassehi (2006, S. 55 f.) schließlich vergleicht die Sprecherpositionen (in ähnlicher Periodisierung) von Adorno, Habermas und Beck, die sich in unterschiedlichen Arenen verorten müssen:

„Was Adorno noch gewissermaßen selbstverständlich zur Verfügung stand – der Horizont auf Gelehrtenrepublik und der Horizont eines Publikums, dem man dialektische Sätze auch im Radio zumuten kann, in Sendungen mit Wortbeiträgen von über 1:30 Stunden (nicht Minuten!) [...] – muss Habermas reflexiv als Theorie der Öffentlichkeit und seiner zweistufigen Gesellschaftstheorie normativ und strukturell begründen, während Beck wiederum auf die Begründung verzichten kann und selbst vollends politisch wird.“ (Nassehi 2006, S. 55)

Die Wirkung der Soziologie wird verbreitet in ihrer Reaktivität im Publikum verstanden, so zumindest Fleck (2008, S. 391; zur Wirksamkeit der Soziologie aus kulturkritischer Sicht: Tenbruck 1984):

„Das Erkenntnisobjekt der Soziologie kann von den Aussagen, die über es gemacht werden, beeinflusst werden – das sei das Besondere der Soziologie und unterscheide sie von anderen Disziplinen. Letztere Behauptung ist natürlich falsch, aber die in ihr zum Ausdruck kommende Vorstellung einer extravaganten Besonderheit ihres Faches ist fixer Bestandteil der Folklore der Soziologen.“

Gegen diese Folklore, die aber doch die Dringlichkeit der Fragestellung nach der Öffentlichkeit der Soziologie vor Augen führt, setzt Fleck (Fleck 2008, S. 396) zwei Thesen: Zum einen habe die Soziologie ihren Kontakt zum Publikum über ihre Etablierung verloren, zum anderen sei der Soziologie das Publikum abhandengekommen, da sie das Monopol auf Deutung zugunsten einer Vielfalt verloren hätte. Fleck (ebd., S. 396f.) fokussiert auf drei Außenbeziehungen der Soziologie: Auftrag- und Geldgeber, Klienten und Laienpublikum. Da es jedoch keine Klienten im klassischen Sinne für die Soziologie gibt, läuft Flecks (ebd., S. 397) Diagnose des Rollenprofils der Soziologie auf eine starke Orientierung auf kleine aber machtstärkere Publika hinaus: „Der akademische deutsche Soziologe scheint immer noch zuerst und vor allem deutscher Beamter zu sein.“ Dies führe allerdings zu einer Soziologie „als unglückliche Disziplin“ (ebd., S. 401), da die Orientierung an die große Masse ein weiterer, aber konfligierender Teil des Rollensets sei.

„Wenn es aber stimmt, dass die Erkenntnisse der Soziologie die Objekte soziologischer Forschung im Prinzip zu beeinflussen vermögen, liegt die Anschlussfrage nahe, wie denn diese Erkenntnisse öffentlich werden, wen sie erreichen und unter welchen Bedingungen ihr Transport erleichtert oder erschwert wird.“ (Fleck 2008, S. 401)

Fleck (ebd., S. 401 f.) diagnostiziert eine Präferenz innerhalb der Soziologie für das geschriebene Wort, wobei schon (Foto-)Essays selten genutzt würden, andere massenmediale Formate (mit Ausnahme von Vorträgen) aber noch weniger. Journal-Artikel und Bücher seien die beliebtesten Medien, allerdings führe die zunehmende Spezialisierung und Differenzierung der Soziologie hier zu einer Abwendung von nicht spezialisierten Publika (ebd., S. 403). Hinzu trete eine verstärkte Orientierung an Sekundär-Analysen (etwa des *SOEP*), die auch im Forschungsprozess einen Kontakt zu Laien erübrige (ebd.).

Innerhalb der soziologischen Community bleibt der Grad der Orientierung an Medien und politischen Auseinandersetzungen auch im anglo-amerikanischen Raum kontrovers. Auf der einen Seite steht hierbei: „One of the best ways to communicate the practical application of sociological knowledge is through the media“ (Wilson 1998, S. 435). Allerdings werden auch immer wieder Gefahren und Folgekosten einer hohen öffentlichen und politischen Sichtbarkeit angeführt:

„They argue that it is good that sociological research draws very little attention from the media and policy makers because it both insulates the discipline from outside pressures to pursue certain research topic, particularly those that are topical, and protects the discipline from being sanctioned by the state if the research does not support a particular political agenda or ideology.“ (Wilson 1998, S. 435 f.)

Es finden sich aber auch strukturelle Hemmnisse für aktuelle Anschlussfähigkeiten an massenmediale Diskurse oder Logiken: Ritzer (1998, S. 446) z. B. nennt die zunehmende Entfernung von Untersuchungsgegenständen und Themen, die insbesondere von den soziologischen Klassikern vorgegeben werden, und alltagsnahe Gegenstände wie „Nike ads, fast-food restaurants, credit cards and shopping malls“ vergleichsweise trivial erscheinen lassen. Ebenso ist die „reward structure“ der Soziologie für öffentliche Anschlussfähigkeit nicht hilfreich, werden doch hier Fachaufsätze höher bewertet als beispielsweise soziologische Bestseller (vgl. zu den Bestsellern Gans 1997). Nicht zufällig entstehen demgegenüber dann Formen von pop sociology (und auch punk sociology: Beer 2014), die allerdings als oberflächlich kritisiert werden (Ritzer 1998, S. 449). Die Lehre bleibt hierbei stets das leicht zu übersehende Feld, in dem eine direkte Ansprache eines nicht ausschließlichen Fachpublikums gemacht werden muss, auch wenn es im Bezug auf Lehrbücher dann zu bedenken gilt: „Few people will buy books written by sociologists of their own free will“ (Ritzer 1998, S. 450).

Bellebaum (1978, S. 72) macht insbesondere den Jargon der Soziologen für das mangelnde Ansehen der Soziologie in der Öffentlichkeit verantwortlich. Dies findet er (ebd.) auch in der aktuellen Diskurslage:

„In vielen Zeitungen, in manchen Funk- und Fernsehkommentaren sowie in den Reden einiger Politiker finden sich regelmäßig ablehnend-ironisch gemeinte Hinweise auf Soziologengeschwulst, Soziologengerede, Soziologenjargon. In die gleiche Richtung (obwohl noch anderes gemeint ist) zielt der Ausspruch des gegenwärtigen Bundeskanzlers: Wir sind doch kein Volk von 50 Millionen Soziologen – was sicherlich begrüßenswert ist.“ (Bellebaum 1978, S. 72)

Dabei hält es Bellebaum (ebd., S. 74) für sehr aufschlussreich, welche Worte öffentlich Erregung erzeugen, welche für falsch gehalten werden und bei welchen „normales Deutsch“ eingefordert wird – was an die rezente Diskussion um political correctness erinnert.

Hömberg (1978, S. 6) stellt empirische Fragen im Kontext einer möglichen Verbesserung. Die vorliegende Literatur heranziehend, diagnostiziert er (ebd., S. 9 f.) einen Anstieg der Berichterstattung zwischen den 1950er- und 1960er-Jahren. Ebenfalls fordert Hömberg (ebd., 10 f.) das Image der Soziologie (wie

auch anderer Sozialwissenschaften) auch über die Nachrichtenmedien hinaus¹³⁴ zu untersuchen.

„Wird die Soziologie primär als Krisenwissenschaft, als krisenstimulierende beziehungsweise -provozierende Disziplin gar dargestellt – oder als sozialtechnologische Reparaturwerkstatt – oder als elitäres Elfenbeindomizil mit modernisierter Fassade? Welche Fachvertreter werden in den aktuellen Medien als gewissermaßen idealtypische Repräsentanten immer wieder herausgestellt?“ (Hömborg 1978, S. 11)

Der bisherige Erfolg der Darstellung der Disziplin wird skeptisch beurteilt: „Der Soziologie und verwandten Disziplinen ist es bisher kaum gelungen, ihre Fragestellungen, ihre Forschungsansätze, ihre theoretischen Positionen und ihre konkreten Untersuchungsergebnisse einer breiteren Öffentlichkeit zu vermitteln“ (ebd., S. 11). Interessanterweise hält Hömborg (ebd., S. 18) die innerkollegialen Probleme von öffentlich präsenten Sozialwissenschaftlern eher für ein Kapitel der Vergangenheit:

„Mit der Professionalisierung und Spezialisierung wurde die „Selbstpopularisierung“ innerhalb der „scientific community“ zunehmend suspekt. Wer den kommunikativen Binnenraum fachwissenschaftlicher Öffentlichkeit verließ, bekam prompt das Etikett der Unseriosität aufgeklebt. Gegenwärtig ist eine solche Stigmatisierung kaum noch zu fürchten.“

Als Verbesserungsmaßnahmen nennt Hömborg (ebd., S. 18 ff.) den Ausbau universitärer Pressestellen, fachwissenschaftliche Pressedienste und persönliche Kontakte.

Diesem Standpunkt, dass also die mangelnden Kommunikationsfähigkeiten für die individuellen Defizite und die Verwissenschaftlichung der Disziplin verantwortlich gemacht werden, stehen Einlassungen wie die von Peters (1988, S. 79 f.) gegenüber, die weniger die mangelnde Verständlichkeit soziologischer Fachsprache als Problem identifizieren, sondern von einer fehlenden Bereitschaft, diese zu verstehen, in Journalismus und Öffentlichkeit ausgehen. Dies schlage sich dann auch in oberflächlicher Berichterstattung nieder, Peters (1988, S. 77) erinnert daran, dass Berichterstattung über Sozialwissenschaften anscheinend relativ unabhängig vom redaktionellen Aufwand erscheint. Aber auch auf Seiten der Soziologen fänden sich gängige Vorurteile, z. B. dass die Presseberichterstattung für das eigene Fach kritischer sei als bei anderen – wobei die Berichterstattung über Sozialwissenschaften von allen Wissenschaftlern am schwächsten

134 In einem Lexikon für Berufsbeleidigungen fehlt dann auch der Eintrag für den Soziologen zwischen „Sowjetzonen-Regierungsmitglied“ und „Spähtruppführer“ (Hömborg 1978, S. 22, Fn. 8).

beurteilt wird (ebd., S. 73). „Die gängige Meinung von Sozialwissenschaftlern ist, daß die Sozialwissenschaften eine schlechte Presse hätten“ (ebd., S. 71).

Hans Peter Peters (1982, S. 37) legt zudem eine der wenigen bundesdeutschen Vergleichsuntersuchungen vor, die veränderte Berichterstattungsweisen über Wissenschaften mit veränderten Erwartungen an Wissenschaften erklären will, in der er in einem Längsschnitt¹³⁵ und disziplinvergleichend vorgeht. Dabei vergleicht er die Soziologie (in einem breiten Verständnis) mit der Physik (ebd., S. 38). Dafür werden Artikel ausgewählt, die den Fokus auf Wissenschaft legen, was vier Grundtypen von Artikeln ergibt: Forschungsartikel, Portraits, Organisationsartikel und Rezensionen (ebd.). Peters (ebd.) bezieht sich im Querschnittsvergleich auf die zweite Hälfte des Jahres 1979 der Zeitungen *Rheinische Post*, *Zeit* und *Welt* und identifiziert dort 307 Artikel (wobei je ein Drittel auf Physik, Statistik (deren Anteil aber nicht in den folgenden Vergleich einfließt) und Soziologie entfällt). Die Physik findet hauptsächlich im Wissenschaftsressort (mit 68 %) statt, hiernach folgen Vermischtes (12 %) und das Feuilleton (9 %); die Soziologie ist dagegen weiter gestreut: Feuilleton (31 %), Politik (20 %), Hintergrund, Rezension, Vermischtes (jeweils um die 10 %) (ebd., S. 39). Soziologie-Artikel sind länger als die über Physik, aber mit weniger grafischen Elementen versehen, wobei diese dann in der Regel Menschen zeigen (ebd.). Es wird also mehr über Soziologie als über Physik berichtet (ebd., S. 38). Bei den Artikeltypen finden sich ebenfalls Unterschiede, allerdings weniger dramatische: In der Physik dominieren Forschungsartikel (59 %) vor Portraits (17 %), Rezensionen (12 %) und Organisationsartikeln (9 %); in der Soziologie Forschungsartikel (40 %) und Rezensionen (33 %) vor Portraits (18 %) und Organisationsartikeln (3 %). Die Differenzen werden von Peters (ebd., S. 40) als diejenigen zwischen normaler und erweiterter Wissenschaftsberichterstattung interpretiert: Die Physik folgt dabei letzterem Modell mit spezialisierten Journalisten und inhaltlicher Ausrichtung auf Anwendung und Bildung (etwa bei Elementarteilchen), „[d]agegen haben Berichte über empirische soziologische Untersuchungen fast immer einen tagespolitischen aktuellen Bezug“ (ebd.). Peters (ebd., S. 41 f.) hebt darauf ab, dass bei der Formulierung über tagespolitische Ereignisse die Konkurrenz zwischen einer soziologischen und einer journalistischen Beobachtung gleichzeitig am höchsten ist – kurz gesagt braucht der Journalist soziologische Expertise für seinen Gegenstand weniger als physikalische. Professionalisierte Wissenschaftsjournalisten dagegen scheinen die Soziologie zu ignorieren, auf Verständnisschwierigkeiten wird allgemein eher mit Ignoranz reagiert (ebd.). Daraus ergibt sich ein fatales

135 Hierbei wird eine Zeitreihenuntersuchung der Wissenschaftsseiten der *FAZ* und der *Welt*, die bis ins Jahr 1959 zurückgeht, vorgestellt (Peters 1982, S. 42 ff.). Hierbei finden sich zwar erwartbare Veränderungen wie das verstärkte Thematisieren von Umwelt sowie des Verhältnisses von Politik und Wissenschaft, allerdings „wesentlich schwächer als erwartet“ (ebd., S. 44). Auf den Wissenschaftsseiten spielen Sozialwissenschaften keine Rolle (ebd., S. 42).

Urteil: „Der Informationsfluß der Sozialwissenschaften zu den Medien ist (abgesehen von einigen Randgebieten wie Demoskopie) derart schlecht, daß häufig Ergebnisse soziologischer Forschung erst auf dem Umweg über das politische System in die Kommunikationsmedien geraten“ (ebd., S. 41).

Eine Besonderheit der Reflexion des eigenen Wirkens in der Öffentlichkeit ist im Kontext des Projektverbunds Wittenberge zu sehen (vgl. Bude et al. 2011; Willisch 2012; G. Beck 2013, Kapitel 6.2 zum Einsatz und der Analyse der hergestellten Bilder). Hier treffen die beiden Dimensionen der Öffentlichkeit – ko-präsente und massenmedial vermittelte – aufeinander: Der Projektverbund zieht in ein öffentlich sichtbares und erreichbares Büro in Wittenberge und die Forschenden wohnen in der Stadt, da das gesamte Forschungsdesign dialogisch aufgebaut ist (Dietzsch 2011, S. 198). Die Resultate der Versuche in direkte Dialoge mit der Stadtöffentlichkeit zu treten, sind hierbei ohne die Zeitungen nicht zu verstehen, sie legen die großen Deutungsmuster bereit. In Bezug auf Wittenberge ist das Signalwort dabei „Verliererstadt“, das bereits zu Beginn der Berichterstattung über das Projekt eine Rolle spielt, aber erst mit dem Erscheinen in über-regionalen Medien zu einem Konfliktbegriff wird (ebd., S. 200). Innerhalb der Berichterstattung der Lokalzeitungen wurde das Projekt sehr wohl begleitet, in den Augen der Forscher jedoch polemisch und kritisch, was bis zum Scheitern des Dialoggedankens gedeutet wurde (ebd., S. 199f.). Die Berichterstattung verwendete Signalwörter wie „Verliererstadt“ und „schwarze Kartons“, in denen die Ergebnisse gesammelt wurden, als wiederkehrende Aufmacher, um die Serialität der Berichterstattung anzuzeigen, Kritik zu üben und über affektive Assoziationen („Wendeverlierer“) sowohl Aufmerksamkeit als auch Gemeinsamkeit zwischen Lesern und Zeitung zu produzieren (ebd., S. 199f.). Die Konkurrenz-situation der beiden Lokalzeitungen mit unterschiedlicher Leserschaft, führte auch in Bezug auf das wissenschaftliche Projekt zu einem Auseinanderfallen der Deutungen (ebd., S. 201), insbesondere auch, da für den Lokaljournalismus typische Probleme der Loyalität durch die Erwartung, das Projekt würde enden, eine kleinere Rolle spielen (ebd., S. 203). Das Projekt fasst die eigene Situation im Nachhinein als Ausdruck eines strukturellen Widerspruchs zwischen Sozialwissenschaft und Öffentlichkeit (ebd., S. 202): Während erstere sich grundsätzlich von der Medienöffentlichkeit übersehen wähnt und gleichzeitig als direktes Publikum hauptsächlich die Geldgeber vor Augen hat, fehlt letzterer direkter Zugang zu sozialwissenschaftlichen Wissensbeständen und Praxen, da sich diese eben z. T. fundamental von alltäglichen Logiken unterscheiden. Allerdings wurde durch die überregionale Berichterstattung des *Zeit Magazins* schließlich auch die Verhandlung über die Akkuratheit der Forschung aufgenommen (ebd., S. 204), da sich nun die wissenschaftlichen Aussagen nicht nur im engeren wissenschaftlichen Kontext bewähren müssen, sondern auch in regionaler und überregionaler Perspektive. Das Bild der Stadt ist zudem nicht nur Problem einer wissenschaftlich richtigen Beschreibung, sondern auch des Stadtmarketings und

der Lokalpolitik (ebd.). Damit katalysierte sich jedoch auch ein Dialog mit der Stadtöffentlichkeit, die sich beispielsweise in Leserbriefen gegen die Darstellung der Stadt wendete – allerdings mit der Verschiebung, dass das Bild der Stadt und nicht mehr die Forschung diskutiert wird (ebd., S. 205). Damit lässt sich der Begriff der Verliererstadt von Dietzsch (ebd., S. 205f.) als boundary object (Star & Griesemer 1989) deuten, das in einem „Polylog“ (Dietzsch 2011, S. 205) auf verschiedenen Schauplätzen und in verschiedenen Kontexten diskutiert wird, ohne dass sich die Deutungen notwendiger Weise konsistent in Beziehung setzen lassen müssen.

„In einer Zone, in der sich verschiedene Öffentlichkeitsverständnisse überschneiden, konnten sich der Begriff „Verliererstadt“ und später die Darstellung der Stadt im *Zeit-Magazin* zum Auslöser eines neuen öffentlichen Gesprächszusammenhangs zwischen allen Akteuren entwickeln und trug damit zu einer Verdichtung von Handlungen bei, die dabei eine gemeinsame Richtung bekamen. Die rhetorische Kraft des Begriffes, Emotionen zu wecken und zu polarisieren, schien dabei zumindest vorübergehend die interessierte Beteiligung der entscheidenden AkteurInnen von Wissenschaft, Medien, Politik und übrigens auch KünstlerInnen zu sichern. Mit dem Topos „Verliererstadt“ entstand eine neue Form von Öffentlichkeit, die sich um ein Thema herum organisieren konnte und sich (zeitbegrenzt) aus dem routinierten Gemurmel des öffentlichen Stadtgesprächs erhob.“ (Dietzsch 2011, S. 206)

Damit sah sich das Projekt in seinem dialogischen Aufbau zumindest teilweise als gelungen an, da zwar kein direkter Dialog einer autoritativen Wissenschaft mit einer belehrungshungrigen Öffentlichkeit entwickelte, aber die Forschungsbemühungen dennoch Wirkung für die selbstversichernden Diskurse der Öffentlichkeit zeitigten (ebd.).

Public Sociology

Im Jahr 2004 hielt Michael Burawoy die jährliche *Presidential Address* der *American Sociological Association* (ASA) unter dem Titel „For Public Sociology“. Der Text, das Schlagwort und die daran anschließende Debatte prägen bis heute jegliche Diskussion oder Forschungsanstrengung gegenüber dem Verhältnis von Sozialwissenschaften, den Massenmedien und der Öffentlichkeit. Dementsprechend ist die Literatur unüberblickbar geworden. Im folgenden Kapitel werden jedoch die Burawoy'sche Rede (zuerst veröffentlicht im *American Sociological Review* (ASR): Burawoy 2005) sowie deren Auswirkungen beschrieben. Sie steht dabei exemplarisch für normative Debatten, die die Rolle sozialwissenschaftlicher Disziplinen in der Öffentlichkeit thematisieren.

Die Debatte beginnt dabei bereits vor dem Halten der Rede und bleibt nicht auf die USA beschränkt. Bereits 2005 drucken auch das *British Journal of Sociology*

(BJS) und die *Soziale Welt* (dort mit einem Kommentar von Heinz Bude (2005)) in Deutschland den Redentext ebenfalls in Gänze ab. Während in Deutschland danach die Debatte einige Zeit gemessen an Beiträgen träge verläuft, kommt es in englischsprachigen Veröffentlichungen zu einer Vielzahl von Reaktionen: In Sammelbänden (Blau & Smith 2006; Clawson et al. 2007; Nichols 2007; Hane-maayer & Schneider 2014; Fleck & Hess 2016), in Special Issues und Themenschwerpunkten von Zeitschriften (Social Problems 51(1); Social Forces 82(4); Critical Sociology 31(3); American Sociologist 36(3–4), 37(2), 38(3), 40(4); BJS 56(2), 56(3), 57(2); Sociology 41(5); Canadian Journal of Sociology 43(3); Contemporary Sociology 37(6), Current Sociology 56(3); Labor & Industry 19(1–2); Work and Occupation 36(2)), in Büchern (Agger 2007; Fatsis 2014) und inzwischen sogar in einem Handbuch (Jeffries 2009).¹³⁶

In Deutschland gewinnt die Debatte spätestens mit der Wahl Stephan Lesse-nichs als Vorstand der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie* (DGS) an Bedeutung. Im Mitteilungsblatt der DGS erscheinen in loser Reihenfolge Beiträge, die *Sozial-wissenschaften & Berufspraxis* gibt einen Themenschwerpunkt (zu finden 2011 in 34(2)) dazu heraus und in anderen Zeitschriften finden sich hie und da Bei-träge (etwa Greve 2012; Scheffer & Schmidt 2013; vgl. für den deutschsprachigen Raum auch die Rezensionen von Damitz 2013 und Treibel 2017). Inzwischen sind auch im deutschsprachigen Raum Sammelbände (Burawoy 2015 (enthält vor allem Übersetzungen der zentralen Burawoy'schen Texte); Aulenbacher et al. 2017a (hierbei wird auch eine Konferenz in Jena zum Thema dokumentiert, eine Konferenzdokumentation „Öffentliche Wissenschaft“ stellt auch Schader-Stif-tung 2015 dar); Selke & Treibel 2018 (zugleich Auftaktband der dazugehörigen Buchreihe)) und Monografien (Neun 2014; 2019; Selke 2020) erschienen, die sich zentral um das Konzept und der Diskussion öffentlicher Soziologie küm-mern.¹³⁷ Ebenfalls hat die DGS ein eigenes Programm öffentlicher Soziologie ge-startet, das allerdings gewisse Anlaufschwierigkeiten hatte.¹³⁸

136 Hinzu kommt eine Vielzahl von internationalen Veröffentlichungen, auf deren Doku-mentation hier verzichtet wird. Digital findet sich hierzu jedoch bspw. die Literaturliste von Albert Tzeng (aufrufbar unter: <http://sociologicalimagination.org/resources/public-sociology-bibliography> [zuletzt zugegriffen am 29.10.2016]), auf die sich die hier vorlie-gende Auflistung stützt (dort fehlt jedoch der Bezug auf die deutschsprachige Literatur).

137 Und es gibt auch mediale Resonanz auf das Thema, etwa im Deutschlandfunk: https://www.deutschlandfunk.de/soziologie-sozialwissenschaftler-und-oeffentlichkeit.1148.de.html?dram:article_id=309455 [zuletzt zugegriffen am 09.07.2018]

138 So lautete nach Anfrage von Frau Verena Robin an die DGS die Antwort auf die Frage nach der Zahl der Beiträge 2014 noch: null. Die Anfrage entstand im Rahmen einer Hausarbeit für das Seminar „Die Sozialwissenschaften der Massenmedien“ an der WWU Münster im Sommersemester 2014. Inzwischen finden sich auf der Homepage der DGS Veranstaltungen unter dem entsprechenden Titel: <https://soziologie.de/public-sociology/veranstaltungen> [zuletzt zugegriffen am 25.02.2021]

For Public Sociology

Burawoys Rede besteht im Kern aus elf Thesen, die die globale Soziologie in ihrer Arbeitsteilung und als Machtfeld beschreiben sollen (Burawoy 2005, S. 6). Dies geschieht durch die Differenzierung der Soziologie in vier Teilsoziologien, die sich in einer Kreuztabelle durch zwei Dimensionen darstellen lassen (vgl. das Schaubild in Burawoy 2005, S. 11). Zentrale Frage der Präsidentschaftsadresse ist, inwiefern die Soziologie den Verheerungen der Geschichte entgegenzutreten und mit positiven, normativen Ordnungsideen zu begegnen hat; und die Antwort auf die Frage ist die zentrale These, dass die Soziologie sich nicht hinter den Vorstellungen einer puren Wissenschaft verstecken kann, sondern als öffentliche Soziologie aktiv an sozialen Kämpfen teilnehmen sollte und normative Ordnungsideen entwickeln sollte.

Dies geschieht in einem professionspolitischen Zusammenhang und nimmt dementsprechend die Kämpfe um eine sozialreformerische bzw. eine professionelle, rein wissenschaftliche Soziologie wieder auf (vgl. hierfür M. Evans 2009 und Turner 2014). Während sich in der konstitutiven Phase der US-amerikanischen Soziologie sozialreformerische, christliche und wissenschaftlich-orientierte Kräfte gemeinsam um eine Etablierung der Soziologie bemühen, finden anschließend Reinigungsarbeiten hin zu einer rein wissenschaftlichen Soziologie statt (M. Evans (2009) beschreibt das als *boundary work*). Nach Turner (2014) führt erst die „Nahtoderfahrung“ der 1980er-Jahren, in denen auch reputierte Soziologiestandorte geschlossen werden, zu einer Wiederöffnung der akademischen Soziologie für normativ motivierte Kräfte. Dabei streicht Turner zwei Prozesse heraus, die für das Scheitern eines umfassenden soziologischen Programms, das sich als reine Wissenschaft begreift, verantwortlich sind: zum einen eine steigende Anzahl von weiblichen Studierenden, gerade auch in den graduierten Studiengängen, und zum anderen eine klare Zentrum-Peripherie Strukturierung der US-amerikanischen Soziologie. Während das Ideal der reinen Wissenschaft im Zentrum weiterhin vorherrscht, was die top-gerankten Departments darstellt, die in wenigen peer-reviewed Journals publizieren und darin auch methodologisch-theoretisch einen gewissen Mainstream darstellen, sind alle anderen Formen der Soziologie eher in den lehrintensiven Standorten der Peripherie stark. Damit kehren Elemente einer sozialreformerischen frühen amerikanischen Soziologie durch eine Feminisierung der Soziologie im obigen Sinne wieder (Turner 2014, S. 2). Turner (ebd., S. 3) selbst bezieht sich dabei auf die Burawoy'sche Konzeption und bringt diese Tendenz mit den Vorstellungen organischer öffentlicher Soziologie in Verbindung. Dabei macht er (ebd., S. 4) darauf aufmerksam, dass die Diskussion noch immer eher als eröffnet betrachtet werden muss:

„What is needed, however, is to take the further steps of rethinking questions of the kinds of knowledge, the kinds of audiences, the kinds of institutional relations, and the kinds of mutual relations within sociology, and more generally the self-understanding of sociology that is implied by this new division of labor.“¹³⁹

Auf dieser Grundlage entwirft Burawoy (2005, S. 5) das Programm der Public Sociology. Auf Mills' anspielend, bedeutet das Versprechen und die Herausforderung der öffentlichen Soziologie, die Burawoy als komplementär zur professionellen versteht: „we are more than ready to embark on a systematic back-translation, taking knowledge back to those from whom it came, making public issues out of private troubles, and thus regenerating sociology's moral fiber“ (ebd.).

Hieran folgen nun die elf Thesen, die einen großen Bogen von der aktuellen Weltlage, der Verfasstheit der Disziplin und den wünschenswerten Arbeitsteilungen innerhalb der Soziologie sowohl in der internen Differenz der vier Soziologien wie auch in der externen Differenz der nationalen Traditionen schlagen. Die erste These (ebd., S. 6 f.) beschreibt eine Soziologie die sich seit den 1960ern-Jahren zunehmend links politisiert hat, allerdings auf eine eher rechts-bzw. neo-liberal-politisierte Gesellschaft in den USA trifft. Die folgenden Thesen zwei bis neun beschäftigen sich dann mit der Differenzierung der Soziologie und den Problemen, die sich daraus und für die einzelnen Teile ergeben. Der normative Impetus einer öffentlichen Soziologie besteht für Burawoy dabei aber lediglich darin, mit einer kleineren oder größeren Öffentlichkeit in einen Austausch zu treten, mit dem Ziel des gegenseitigen Lernens. Das schließt also ‚rechte‘ öffentliche Soziologie grundsätzlich erst einmal nicht aus, aber: „If sociology actually supports more liberal or critical public sociologies that is a consequence of the evolving ethos of the sociological community“ (ebd., S. 9).

Kern der Soziologie bleibt auch bei Burawoy die professionelle Soziologie, die aus „multiple intersecting research programs, each with their assumptions, exemplars, defining questions, conceptual apparatuses, and evolving theories“ (ebd., S. 10) besteht. Jegliche Form der Anwendung muss sich natürlich auf etwas beziehen, was angewendet werden kann, jede Form des Gesprächs bedarf einer Position, die sich von anderen angebotenen Wissensformen unterscheidet (ebd., S. 15). Die professionelle Soziologie untersucht laut Burawoy (ebd.), der sich hier auf Lakatos, Kuhn und Popper beruft, externe und intern generierte Rätsel in Form von Forschungsprogrammen. Diese durchlaufen dabei eigene Zyklen und

139 Und das heißt eben mehr als Selbsterklärungen von einzelnen Soziologen oder Gruppen von ebendiesen, sondern auch die Anwendung der soziologischen Forschungsmethoden auf die Soziologie selbst. Im Falle von Turner ist dies eine eher historisch ausgelegte Betrachtungsweise, die sowohl die Veränderungen der Kontexte der Soziologie sowie deren interne Entwicklung über 100 Jahre hinweg versucht zu beschreiben.

können auch degenerieren. Sehr eng verbunden mit der professionellen Soziologie ist die kritische, die in Burawoys (ebd.) Konzeption mit der Reflektion und Grundlagendiskussion der Forschungsprogramme in normativer, deskriptiver, impliziter und expliziter Weise beschäftigt. Dies bleibt jedoch nicht besonders stark ausgearbeitet.¹⁴⁰ Die Differenz zwischen professioneller und kritischer Soziologie bei Burawoy liegt jedoch ausschließlich in der Form des produzierten Wissens (instrumentell vs. reflexiv), was jedoch eher artifiziell bleibt. Warum sollten die konkurrierenden Forschungsprogramme der professionellen Soziologie ausschließlich instrumentelles Wissen produzieren, wenn sie grundlegende Rätsel der Gesellschaft oder der Sozialität untersuchen – warum sollte kritische Soziologie ausschließlich die Grundlagen anderer Forschungsprogramme reflektieren und nicht etwa eigene Grundlagen formulieren, prüfen oder gar empirische Forschungen anleiten? Akzeptiert man Burawoys Differenzierung führt das zu einem sehr kleinen Segment kritischer Soziologie, während Forschungsprozesse der professionellen Soziologie ohne kritische Prüfung auskommen müssten. Burawoys Arbeitsteilung ist dann auch eher metaphorischer Form: „Critical sociology is the conscience of professional sociology just as public sociology is the conscience of policy sociology“ (ebd.).

Zugrunde liegt der Differenzierung der Soziologie bei Burawoy eine sehr einfache Überlegung, die sicher eher in Bezug auf die Rede eines ASA-Präsidenten zu verstehen ist, nicht als Beitrag einer Soziologie der Soziologie. Burawoy will schließlich normative Äußerungen und engagierte Eingriffe in die Gesellschaft als Teil des professionellen Handelns eines Berufsverbands universitär beschäftigter Soziologen etablieren. Die Kämpfe darum umgeht Burawoy mit der wiederholten Emphase auf die veränderten Konstellationen und die Zukunft der Disziplin, muss aber gleichzeitig die Traditionen kritischer und öffentlicher Soziologie als normale Bestandteile der Disziplin in Erinnerung halten. Gleichzeitig muss er aber auch ein Angebot an diejenigen machen, die sich in seinem Sinne für professionelle Soziologen halten und dementsprechend eher Distanz zu gesellschaftlichen Kämpfen suchen, als sich als Teile davon zu verstehen. Burawoy wählt also eine Differenzierungsstrategie, die gleichzeitig die Teile als voneinander notwendig abhängig konzipiert, und schafft damit eine Selbstbeschreibung der Soziologie, die für Diskussionen brauchbar ist und sich in der Debatte

140 Kritische Soziologie klingt gerade in den Ohren deutschsprachiger Zuhörer mitunter eher nach dem, was sich Burawoy unter öffentlicher Soziologie vorstellt. Ebenfalls muss daran erinnert werden, dass es eine Institution wie die *Bundeszentrale für Politische Bildung* (BpB) in den USA nicht gibt, die wissenschaftsnah öffentlich zugängliche Materialien bereitstellt. Die BpB stellt zudem eine institutionalisierte (und auch finanziell interessante) Publikationsmöglichkeit für Sozialwissenschaftler dar, um jenseits von der Disziplin und journalistischen Massenmedien zu wirken. Zur Soziologie in der politischen Bildung vgl. auch Späte 2005.

durchaus stabilisiert hat. Für die Interpretation ist aber festzuhalten, dass die hier dargestellte Differenzierung der Soziologie eher rhetorischer als sachlicher Natur ist. Burawoy (ebd. S. 10 f.) wählt als Achsen der Differenzierung die beiden Grundfragen: Soziologie für wen und Soziologie für was? Daraus ergeben sich die beiden Achsen Form von Wissen und Adressat. Während die Unterscheidung des adressierten Publikums klar ist, stellt sich jedoch schon die Frage, inwiefern Teile der Soziologie ausschließlich dem einen und nicht dem anderen Publikum zugewandt sein sollen, was es also eigentlich ist, was hier unterschieden wird. Die zweite Dimension unterliegt demselben Problem als Differenz von instrumentellem und reflexivem Wissen. In These sechs expliziert Burawoy die Kategorien, in denen sich die Unterschiede der Beantwortung der Grundfragen ausspielen: nicht nur Wissen, sondern auch Wahrheit, Legitimität, Rechenschaftsorientierungen, Politiken und Pathologien bzw. die Praxen, die hierfür angewandt werden (ebd., S. 16).

Die Plausibilität und Anschlussfähigkeit der Burawoy'schen Labelproduktion liegt darin, den widerstreitenden Teilen der wissenschaftlichen Arbeit und von Forschungsprozessen ein gemeinsames Haus zu liefern. Dies geschieht eher metaphorisch und integrierend, was auch in den Verweisen auf soziologische Klassiker wiederaufzufinden ist, wenn er Weber, Horkheimer, Adorno, Habermas, Parsons und Bourdieu als gemeinsame Referenzen aufführt (ebd., S. 11; die Metapher des Hauses der Soziologie findet sich auch in Kaeslers (2003) Einführung zu den Klassikern der Soziologie), was die Aufteilung des Hauses Soziologie sowohl als AGIL-Schema wie als System-Lebenswelt-Differenz wie als Feld interpretierbar macht. Und natürlich ist sich Burawoy der Artifizialität der Unterscheidung bewusst und reflektiert sie als „classification struggle“ (Burawoy 2005, S. 11). Burawoy benennt idealtypisch binäre Antwortmöglichkeiten auf die Frage, welche Form von Wissen an wen gerichtet produziert wird – was damit genau gemeint ist, macht er aber nicht deutlich: „In practise, any given piece of sociology can straddle these ideal types or move across them over time“ (ebd.). Die Stärke liegt darin, sowohl Texte, Forschungsprogramme, Identitäten wie Biografien als Soziologie hier einsetzen zu können und damit die widersprüchlichen Anforderungen und die sich z. T. widersprechenden Antworten unter dem Label Soziologie integrieren zu können. Damit bietet die Soziologie also Platz für ergebnisoffene Forschung wie politische Stellungnahme, erlaubt die Auftragsarbeit für ein Unternehmen genauso wie die Solidarisierung mit einer sozialen Bewegung, enthält die Prüfung theoretischer Geltungsansprüche genauso wie die Elaborierung statistischer Verfahren, denn unter einen der vier Fälle fällt die eigene Aktivität ja immer. Hinzu macht Burawoy durch die vier Felder auch die inneren Auseinandersetzungen innerhalb der Soziologie verständlich.

Die Gefährdungen der soziologischen Identität und Disziplin will Burawoy also nicht mit einer zunehmenden Professionalisierung und einer rein auf Wissenschaftlichkeit zentrierten Selbstbeschreibung und Politiken, die in diesem

Sinne exkludieren, begegnen, sondern mit der Formulierung einer soziologischen Identität, die sich auf die Zivilgesellschaft bezieht (These elf, ebd., S. 24 f.). Während Ökonomik mit dem Markt und die Politikwissenschaft mit dem Staat verbunden erscheinen, sollte die Soziologie sich auf die Idee der Gesellschaft in Form der Zivilgesellschaft beziehen und sich diesen Standpunkt bei der Formulierung von Erkenntnisinteressen zu eigen machen. Zivilgesellschaft bedeutet für ihn dann auch die Menge an Assoziationen, Bewegungen und Öffentlichkeiten, die sich jenseits von Markt und Staat ab dem späten 19. Jahrhundert im Westen bilden: „political parties, trade unions, schooling, communities of faith, print media and a variety of voluntary organizations“ (ebd., S. 24). Der Standpunkt der Zivilgesellschaft ist für Burawoy dabei historisch so stark mit der Soziologie verbunden, dass er gar eine starke Parallelität behauptet: Da wo die Zivilgesellschaft stark ist, ist es auch die Soziologie und umgekehrt (etwa in totalitären Systemen) (ebd.). Die Soziologie sieht sich also organisch verbunden mit der Zivilgesellschaft, was eine Kritik gegenüber Kolonisierungstendenzen von Markt und Staat gegenüber explizit impliziert (ebd.). An dieser Stelle ist es die öffentliche Soziologie, die am direktesten mit der Zivilgesellschaft interagieren kann. Etwa in Form von organischer öffentlicher Soziologie (wie in den historischen Beispielen zu Beginn der Rede, ebd., S. 8), aber auch durch die Komplementierung soziologischer Orientierungen und Erkenntnisinteressen neben reiner Wissenschaftlichkeit. In der organischen Solidarität der Arbeitsteilung der vier soziologischen Felder sieht er im Verbund des Standpunktes der Zivilgesellschaft die Zukunftsvision der Soziologie.

Die aktuelle bundesrepublikanische Diskussionslage

Gerade in der aktuellen deutschen¹⁴¹ Diskussion um die öffentliche Soziologie taucht die Frage nach dem relevanten Publikum, der relevanten Referenz für die Soziologie auf: „Können sich Gesellschaften, die eine große, krisenhafte Transformation durchlaufen, eine Wissenschaft von der Gesellschaft leisten, die vornehmlich um sich selbst kreist und auf einen Dialog mit der Gesellschaft verzichtet?“ (Aulenbacher et al. 2017b, S. 9). Die Antwort auf die Frage, ob die Wissenschaft der Gesellschaft gesellschaftliche Öffentlichkeit benötige,

141 Wobei hiermit die Veröffentlichungssprache gemeint ist. Der Sammelband von Aulenbacher et al. (2017a) wird von Burawoy mit herausgegeben und enthält Beiträge von weiteren internationalen Autoren. Die Konferenz „Public Sociology – Wissenschaft und gesellschaftsverändernde Praxis“, auf der der Sammelband basiert, fand im Januar 2015 in Jena (in Kooperation mit der Universität Linz) statt, wo die DFG-Kollegforschergruppe „Postwachstumsgesellschaften“ einer der institutionellen Verankerungen der Diskussion um die Public Sociology ist (vgl. Aulenbacher et al. 2017b). Eine weitere ist das *Public Sociology Lab* von Stefan Selke in Furtwangen (<http://www.public-sociology-lab.de/> [zuletzt zugegriffen am 23.07.2018]).

wird – wenig überraschend – mit „Ja, was denn sonst!“ (ebd., S. 10) beantwortet. Dem ist selbstverständlich zuzustimmen, wobei man dem Ausruf noch ein Fragezeichen hinzufügen möchte, ist doch die ernsthafte Vorstellung einer Wissenschaft ohne gesellschaftliche Öffentlichkeit eher eine absurde. Hiermit wird jedoch auch klar, dass es sich also weniger um die Frage handelt, ob Soziologie eine Öffentlichkeit besitzt oder benötigt, als um welche. Dies bleibt in der Diskussion allerdings ebenfalls relativ klar beantwortet: Die Zivilgesellschaft, konkrete politische Bewegungen (in der Regel im linken politischen Spektrum) oder die Komplizenschaft auf Augenhöhe (vgl. Selke 2015) sind das anzupeilende Publikum, dessen Bedürfnisse auf politische Stellungnahme, vermeintliche Klarheit (also spezifische Jargon-Freiheit) und Themenwahl der soziologischen wissenschaftlichen Gemeinschaft vorgezogen werden sollten. Interessanterweise wird innerhalb des Diskurses selbst darauf hingewiesen, dass relativ viel über die öffentliche Soziologie, durchaus auch in theoretischer Absicht, geredet und geschrieben, weniger jedoch öffentliche Soziologie betrieben werde (Selke 2017, S. 321). Auf der anderen Seite mehren sich immer konkretere Hinweise, wie und wo öffentliche Soziologie jenseits der als feindlich empfundenen Hochschul- und Fachwissenschaftsrahmen zu praktizieren sei und was nötig wäre, um öffentliche Soziologie als normalen Bestandteil der Disziplin zu institutionalisieren: Persönliche Haltung und Entscheidungen (ebd., S. 325) bleiben vorerst die entscheidenden Katalysatoren für die öffentliche Soziologie, allerdings sind in Zukunft neue Gratifikationssysteme bis hin zur Schaffung von Professuren zu denken, als Basis und Hintergrund bieten sich außeruniversitäre Organisationen wie Stiftungen an (ebd.).

Da die Person des Soziologen eine wichtige Rolle für die öffentliche Soziologie spielt, ist die persönliche Verantwortung der Soziologen ein entscheidender Faktor, wie insbesondere Wilhelm Heitmeyer (2017) stark macht. Gleichzeitig ist das Langzeitprojekt *Deutsche Zustände* (Heitmeyer 2002–2012) gerade ein Beispiel für eine Form der öffentlichen Soziologie, die sich nicht auf einen Einzelforscher bezieht, noch auf die Formen organischer öffentlicher Soziologie, die Burawoy betont. In einer Selbstreflektion der eigenen Anstrengungen beschreibt Heitmeyer (2017, S. 217), was in dem Langzeitprojekt handlungsleitende Überlegungen waren, um den Ansprüchen öffentlicher Soziologie gerecht zu werden und nicht nur „mal eine Pressekonferenz“ zu machen. Auch Heitmeyer (2017, S. 214, 218) produziert einen Gegensatz einer Mainstream-Soziologie auf der einen Seite, die selbstbezüglich agiert, sich auf „verbandsinterne Machtgruppen“ stützt, „weitgehend um sich selbst kreist und seinen Nachwuchs entsprechend kreiert“ sowie ihre Publikationen als „peer-reviewed Artikel[.]“ konzipiert, deren „nachgewiesene[.] geringe[.] Rezipientenzahlen“ sie für die öffentliche Soziologie „irrelevant“ werden lässt. Auf der anderen Seite steht die öffentliche Soziologie, die mehr als nur Wissen produzieren will, das dann in einem Wissenstransfer verschwindet (ebd., S. 218). Das Wissen soll dagegen in einem

„Spannungsfeld von Erklärungs- und Handlungswissen“ (ebd.) vermittelt werden, ohne „Ungleichwertigkeiten“ zu produzieren, deren Vermeidung auch als „zentrale moralische Kategorie“ für die Bemühungen gilt. Öffentliche Soziologie soll wertgebunden und kritisch konzipiert sein, was gegen „gesellschaftspolitische *Geschichtsvergessenheit*“ positioniert wird (ebd., S. 219). Verantwortung bedeutet in diesem Zusammenhang für Heitmeyer (ebd.), „dass man störend einsickert in Institutionen“, indem man die realitätserzeugende Kraft von Begriffen nutzt. Dies bedeutet, „gegen den öffentlichen Trend“ anzugehen, was im Langzeitprojekt die Möglichkeit aber auch die Aufforderung bedeutete, ständig Anlässe zur Irritation zu geben (ebd., S. 219 f.). „Der öffentliche Konflikt als gesellschaftlicher Normalfall muss ständig gesucht werden und nicht zum Beispiel nur auf *einer* Pressekonferenz“ (ebd., S. 220). Das langfristige Stören von Normalitäten benötigt also einen langen Atem und die Fähigkeit, Konflikte auszuhalten. Als „Arten der Aufbereitung wissenschaftlichen Wissens“ sieht er (ebd., S. 221 f.) zudem die Konstruktion „ungewohnter, aneckender Begriffe“ wie Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit, die schon durch die Wortbestandteile als Aufhänger für die gewünschte Diskussion sorgten, dass in Deutschland eben nicht alles in Ordnung sei, „[l]angfristiges Insistieren“, Abstand zum Wissenschaftsjargon zu halten, auch wenn das Formatänderungen zur Folge hatte, wie das Anreichern standardisierter Ergebnisse mit Fallgeschichten, die Herausstellung gerade von unerwarteten und unliebsamen Ergebnissen wie menschenfeindlichen Einstellungen bei Frauen und Älteren sowie das vorsichtige Moralisieren fehlender politischer Interventionen. Als Konfliktpartner tauchten in den Augen Heitmeyers (ebd., S. 222 ff.) dabei zum einen die Fachkollegen mit ihrer Methodenkritik und die Qualitätspresse auf, diese mit einem „Beschmutzungsverdacht der eigenen Gesellschaft“, aber auch spezifische „Abwehrreaktionen“ bei Kirchen und zivilgesellschaftlichen Organisationen. Letztere wurden in über fünfhundert Vorträgen in der ganzen Bundesrepublik eingebunden (ebd., S. 224), wobei die Selbstkritik, Innungen der Friseurinnen und Taxifahrer ausgelassen zu haben, im Kontext nachvollziehbar ist. Als ein zentraler Erfolg¹⁴² kann dabei festgestellt werden, dass eine Auseinandersetzung mit den Projektergebnissen in die Förderanträge von Interventionsprogrammen geschrieben wurde (ebd.).

Die Positionierung des Forschers, der gegen den Mainstream der Soziologie und das Nicht-Wahrhaben-Wollen der Gesellschaft Verantwortung übernimmt und stört, findet sich auch in der Bilanzfolge der *Deutschen Zustände* (Heitmeyer 2012b, S. 322). Ebenfalls finden sich die Kämpfe und Schwierigkeiten der soziologischen Langzeitforschung bereits vor den ersten empirischen Untersuchungen: „Das Projekt war immer umkämpft, ob nun in der Auseinandersetzung

142 Weitere „Auswirkungen“ und weiteres „Einsickern“ finden sich in den Beiträgen in Heitmeyer 2012a dargestellt und diskutiert.

mit Förderern, Gutachten, Wissenschaftlern oder journalistischen Beobachtern“ (ebd., S. 326).

Die Geschichte und die Erfolge¹⁴³ der (öffentlichen) Soziologie werden innerhalb des programmatischen Ansatzes von Aulenbacher et al. (2017c, S. 11 f.) sowohl aufgerufen als auch zeithistorisch mit einem Bruch versehen, der im Ende des Staatssozialismus in der Sowjetunion identifiziert wird: Mit dem Ende der Geschichte sei zum einen das Vertrauen in die und das Ansehen der Soziologie (insbesondere ihrer Prognose- und Steuerungsfähigkeit) beschädigt worden, als auch die Fachentwicklung auf innere Ausdifferenzierung geschwenkt. Diesem Status Quo wird von den Autoren (ebd., S. 12 f.) nun eine wiederum veränderte zeitgeschichtliche Lage gegenübergestellt, spätestens die Finanzkrise würde eine „große Transformation“ einläuten, wobei nur über deren genauen Verlauf zu diskutieren sei, Krisendiagnosen und Kritiken in den soziologischen Diskussionen aber wieder satisfaktionsfähig werden würden, was sich zwar sogar in Preisen niederschlagen würde, aber trotzdem Anlass für eine diffuse Problembestimmung gebe, ob solcherart Soziologie in der gesellschaftlichen Debatte ausreichend präsent sei. Letzteres wird als Programm der öffentlichen Soziologie bestimmt und mit den Umbrüchen innerhalb der Hochschullandschaft (Kommodifizierung und Ökonomisierung) in Bezug gesetzt, die eine selbstbezügliche Soziologie auch auf diese Weise fraglich werden lassen (ebd., S. 14). Damit erscheint die öffentliche Soziologie als eine in doppelter Weise nahezu notwendige Ausdifferenzierung innerhalb des Burawoy'schen Vierfelderschemas: Der Gegenstand der Soziologie befindet sich in einer neuartigen Transformation, was soziologische Forschung anregt, die institutionelle Basis der Soziologie an den Hochschulen drängt zur Markenbildung und zur Kooperation mit Auftraggebern und Publika in der Zivilgesellschaft. In diesem Zusammenhang findet sich sodann auch Fragen, die empirische Inspektionen herausfordern: „Im Fach selbst gibt es erheblich Skepsis, ob die zeitgenössische Soziologie überhaupt Wissen produziert, das in größeren Öffentlichkeiten Beachtung finden könnte“ (ebd., S. 15). Hierbei wird jedoch wiederum letztendlich nur ein Defizit diagnostiziert, also das Fehlen einer breiten Rezeption und Wirkung der soziologischen Angebote in der Öffentlichkeit. Hierfür werden neben der Tradition der Soziologie (gemeint ist die Weber'sche Wertneutralität) die Dominanz ökonomischer Beratung und fehlende theoretisch-methodologische Ansätze für die Fassung der großen Krisen und Transformationen im Sinne der Autoren (ebd., S. 16–21) ausgemacht. Sowohl bei den angeblich fehlenden Ansätzen wie auch bei den Beispielen für öffentliche Soziologie finden die Autoren allerdings immer wieder Vorbilder, was den Aufrufimpetus des Textes relativiert.

143 Genannt werden die global wirksamen Soziologen, die sich um die Verbindung von Gesellschaftstheorie und Zeitdiagnose verdient gemacht haben: Giddens, Bourdieu, Beck und Habermas (Aulenbacher et al. 2017c, S. 12 Fn. 1)

Bezogen auf Beispiele öffentlicher Soziologie wird auf die Forschungen zur Gruppenbezogenen Menschenfeindlichkeit rund um Wilhelm Heitmeyer (vgl. Heitmeyer 2002–2012) verwiesen. Diesen wird zwar öffentliche Präsenz und Relevanz zugestanden, allerdings gleichzeitig auch mit dem Druck beladen, Phänomene wie Pegida und die AFD nicht verhindert haben zu können: „Versagt haben aber nicht die Wissenschaftlerinnen, versagt haben die einschlägigen Teilöffentlichkeiten und ihre Repräsentanten, die nicht in der Lage waren, die breite Informationsbasis, die soziologische Forschung anbot, angemessen zu verarbeiten“ (Aulenbacher et al. 2017c, S. 22). Das Versagen der Medien wie der Öffentlichkeiten wird dabei nicht im Ignorieren, sondern in der Kritik am Ansatz von Heitmeyer verortet („Alarmismusvorwürfe[.]“, „beliebte[.] Methodenkritik“ (ebd., S. 21 f.). Ob im Gegenzug dies die anzustrebende Rolle der Soziologie für die Öffentlichkeit sein sollte, darf aber zumindest bezweifelt werden, stellt sich hier implizit doch ein recht einfaches und autoritäres Verhältnis soziologischer Forschung und Gesellschaftspolitik dar: Die Soziologie erscheint hier in der Lage, gesellschaftliche Entwicklungen frühzeitig zu erspüren, legt Begrifflichkeiten und empirische Analysen vor, die zur Fassung der Phänomene nützen, die Öffentlichkeit hat im Folgenden diese Phänomene zu diskutieren und politisch gegenzusteuern. Diesem impliziten Modell liegt eine Vorstellung von Öffentlichkeit in der Einzahl zugrunde, die ebenfalls zumindest indirekt resonanz- und handlungsfähig sei. Die Autoren diskutieren im Folgenden (ebd., S. 22–26) entsprechend die Defizite tatsächlicher Öffentlichkeit anhand dieser Idealvorstellung: Unter dem Einfluss von privatwirtschaftlich organisierten Medienangeboten und „dem Internet“ zerfällt die bürgerliche Öffentlichkeit in viele „Jedermanns-Öffentlichkeiten“, der Raum der Leitmedien koppelt sich zugleich selbstbezüglich immer mehr von breiteren Bevölkerungsschichten ab und erhält von Teilen dieser die daraus resultierende Resonanz der „Lügenpresse“, die Teilöffentlichkeiten sehen sich gleichzeitig mit einer Soziologie konfrontiert, die Schwierigkeiten mit dem Einsatz etwa als organischer öffentlicher Soziologe aufweist – zum Teil aus wissenschaftspolitischen und methodologischen Ansichten heraus, aber auch aufgrund der prekären Beschäftigungsverhältnisse insbesondere des wissenschaftlichen Nachwuchses.

Die Institutionalisierung der Public Sociology ist zwar in gewissen Grenzen möglich (s. o.), allerdings spielt die Person des Forschers in der Regel eine herausragende Rolle. Selke (2015, S. 180) etwa beschreibt seinen Weg in die öffentliche Soziologie als dem Prinzip der Serendipity unterworfen. Das Label der öffentlichen Soziologie sei seinen Bemühungen zuerst von außen gegeben worden (ebd.). Die Quintessenz daraus lautet: „*Öffentliche Soziologie ist (für mich) das, was man daraus macht*“ (ebd., S. 180). Für Selke (ebd.) steht dabei im Vordergrund, die Distanz der Soziologie zu ihrem Untersuchungsgegenstand zu überwinden. Diese deutet er als „Selbstberufung“ eines „disziplinären Bunkers“ (ebd., S. 202). „Eine gesellschaftswissenschaftliche Disziplin, die sich in ihrem

Selbstverständnis über die Gesellschaft stellt und sich als orthodoxe Instanz für das Gesellschaftliche versteht, kann aber nur sehr unzureichend „öffentlich“ werden“ (ebd., S. 203 f.). Stattdessen soll Dialog in und mit der Gesellschaft Medium der Soziologie werden (ebd.). Hierfür stehen unterschiedliche Formate von Forschungen, Veranstaltungen und Ergebnispräsentationen zur Verfügung. Dabei werden Gefahren (etwa der Verlust der Wissenschaftlichkeit oder der Instrumentalisierung) durchaus gesehen (ebd., S. 203 f.). Selke (ebd., S. 204) sieht jedoch die Notwendigkeit einer Revision des Selbstverständnisses und der Methoden der Soziologie für unabdingbar, seien frühere Modelle doch „endgültig überholt“ und die „gesellschaftliche Bedeutungslosigkeit“ wäre die notwendige Folge des Ausbleibens eines Wandels.

Es finden sich sehr starke Einwände gegen die Konzeption der Public Sociology und auch der Frage nach der Öffentlichkeit der Soziologie. Hans-Peter Müller (2017, 113) hält die Frage nach der Öffentlichkeit der Soziologie auf der einen Seite für einen „Truismus“ und damit für nicht weiter diskussionswürdig (im Sinne von: Natürlich ist die Soziologie öffentlich.). Klar parteiliche Forschung, wie er Forschungen nach dem Burawoy'schen Verständnis begreift, wären zwar möglich, aber nicht immer die besten, zum anderen wären die Qualitätskriterien für kritische wie affirmative Forschung gleich und nicht immer nur wissenschaftlich kontrolliert (ebd., S. 113 f.). Zum einen hält er (ebd., S. 114 f.) der Soziologie zwar zugute, auf die „Schicksalsfragen des 21. Jahrhunderts“ Antworten bereitzuhalten, gleichzeitig sei die Soziologie allerdings in der Öffentlichkeit „Pariawissenschaft“, die von den „explizit normativ agierenden Rechts-, Wirtschafts- und Geschichtswissenschaften“ marginalisiert würde – die Soziologie dürfe sich insgesamt also nur als eine Perspektive auf die Gesellschaft unter anderem verstehen. H. P. Müller (ebd., 115 ff.) macht aber noch auf ein anderes von ihm ausgemachtes Problem aufmerksam: So sei nicht jede Öffentlichkeit für die Soziologie konstruktiv. „[I]m Zeitalter der political correctness“ (ebd., S. 115; Hervorhebung entfernt; JWK) sähen sich Sozialwissenschaftler in Öffentlichkeit wie Universität „gutgemeinten“ Attacken ausgesetzt, die Rassismen kritisierten, und damit die Rede- und Wissenschaftsfreiheit bedrohten.

Schließlich finden sich auch Beobachtungen zur öffentlichen Soziologie auf Medienseite:

„Was sagt das über die Soziologie? Ausufernde Texte ohne Botschaft sind ihr Markenkern. Soziologinnen werden von der unbändigen Angst verfolgt, ihre Texte könnten als trivial gelten, sobald sie für Laien verständlich formuliert sind. Ab dem ersten Semester wird dem Nachwuchs eingepflegt, Nichtigkeiten mit elaborierten Formulierungen aufzuplustern. Es wundert daher kaum, dass die gemeine Soziologin ihre Ergebnisse nicht verständlich vermitteln kann. Das ist der Grund, warum diese Wissenschaft im öffentlichen Diskurs unsichtbar ist.“ (Hollenstein 2017, S. 309)

Oliver Hollenstein (2017, S. 311) thematisiert als Journalist und studierter Soziologe einige Probleme, denen die Soziologie in der Öffentlichkeit ausgesetzt ist: „Sie versteht zu wenig davon, was die Öffentlichkeit interessiert. Und sie verirrt sich zu oft in den Wirrungen ihrer Sprache.“ Zwar würden sich durch digitale Technologien die Zugangschancen zu Rezipienten erhöhen und die Macht der klassischen Gatekeeper schwinden, damit finde sich die Soziologie aber in einer unübersichtlichen Situation, in Konkurrenz zu allen anderen medialen Angeboten wahrgenommen zu werden (ebd.). Instruktiv ist die Darstellung der Werte, die die Soziologie aus Sicht der Massenmedien liefern kann, die immer weniger reine Nachrichten als Geschäftsmodell haben: Anschlussfähigkeit, klare Botschaft und Sprache sowie Streitbarkeit (ebd., S. 313). Im Grunde sei die Soziologie einer Nachfrage gegenübergestellt, die „Hintergründe, Einordnung, Analyse, packende Geschichten“ (ebd.) suche, allerdings gäbe es auf der Angebotsseite Schwierigkeiten, diese Nachfrage „barrierefrei“ (ebd., S. 315) zu bedienen. Gründe identifiziert er (ebd., S. 314 ff.) insbesondere in der akademischen Lehre, aber auch in den Zwängen drittmittelfinanzierter Forschungsprojekte, innerhalb kurzer Zeit Texte zu produzieren, was zur Folge habe, Verkomplizierungen einfacher Sachverhalte als Strategie anzuwenden. Der Text bestätigt die Vorurteile von Journalisten gegenüber sozialwissenschaftlicher Fachliteratur, immer wieder banale Zusammenhänge in Jargon und wissenschaftssprachlicher Verklausulierung anzubieten und ihre Ergebnisse und Positionen schlicht nicht verständlich machen zu können, genauso, wie die unterschiedlichen Ansprüche an Wissen in massenmedialen wie wissenschaftlichen Rahmen: Neuigkeit, Anschlussfähigkeit, Prägnanz und Konfliktfähigkeit vs. Präzision, Richtigkeit, Wahrheit und Konsistenz.

Empirische Bearbeitungen der Public Sociology Diskussion

Die paradoxe Situation der Präsenz der Soziologie in den Massenmedien ohne herausragende Wirkung wird von Revers (2009, S. 272) betont, der sich im Anschluss an die Public-Sociology-Debatte mit dem Auftauchen insbesondere von Soziologen (und Soziologinnen) in der österreichischen Tagespresse empirisch wie programmatisch beschäftigt. Revers (ebd.) deutet die Vielfalt der Themen und Kontexte, in denen Soziologen auftauchen als Defizit, aus dem sich kein „public profile“ (ebd., S. 272) entwickeln könne. Dies sei eine weitere Schwierigkeit für die als problematisch erfahrene Beziehung zwischen Soziologie und Journalismus (ebd.). Bemerkenswert ist, dass Revers (ebd.) nicht das Ausmaß der Berichterstattung über Soziologie oder die geringen Chancen von Soziologen, Teilnehmer massenmedialer Diskurse zu werden, beklagt, sondern die Qualität der Berichterstattung in den Fokus der Kritik rückt: „Sociologists are quite involved in the Austrian press, however I want to question the effectiveness of their involvement and argue for its improbability“ (ebd., S. 273). Revers diagnostiziert in

Einklang mit den hier vorgetragenen Theorien die Ursache der Probleme in den unterschiedlichen Logiken und Sprachspielen von Journalismus, Öffentlichkeit und Sozialwissenschaften, er löst die Grenzen jedoch programmatisch auf, in dem er Soziologen rät, sich den Regeln der Medien anzupassen.

Revers (ebd., S. 273) versteht Österreich als Testfall für die massenmediale Präsenz der Soziologie (für die österreichische Soziologie vgl. Rosenmayr 1978; Fleck 2016). Revers (2009, S. 274) findet für den Zeitraum von Mitte Dezember 2003 bis Mitte Dezember 2005 im Archiv der österreichischen Presseagentur mit dem Suchstring *soziolog* 3.253 Artikel aus denen er 1.119 Artikel als Artikel über Soziologie im engeren Sinne filtert. Das gesuchte Konstrukt muss hier als soziologisch gelabelt sein: „I presumed in this context public sociology is only public *sociology* if it actually labeled *sociology*“ (ebd., S. 274). 962 Artikel werden schließlich als Teil der öffentlichen Soziologie gewertet, da Soziologen oder ihre Veröffentlichungen erwähnt oder zitiert werden, Interviews geführt werden oder die Texte von Soziologen stammen.¹⁴⁴ Letztere Kategorie umfasst 97 Artikel. In den Artikeln werden drei Typen unterschieden: reine Faktenartikel (Forschungsergebnisse; 10 %), reine Interpretationsartikel (Deutungen und Kommentare; 69 %) und Mischtypen (21 %) (ebd.).

„Regarding sociologists (130 Austrian, 61 non Austrian), in Austria there is no outstanding public figure in the discipline and therefore no distinctive „star“ is distorting the overall dataset significantly“ (ebd., S. 274). Dass zwei der häufiger genannten Soziologen (Bernd Marin und Roland Girtler) sich selbst des Öfteren nicht als Soziologen bezeichnen, ist für Revers Teil des mangelnden Status der Soziologie in Österreich (ebd.). Die öffentlich zu findenden Soziologen teilt Revers (ebd., S. 278) in zwei Typen, bezogen auf die Bandbreite der behandelten Themen: Allrounder und Spezialisten. Erstere werden noch in umtriebige und effiziente unterteilt. Bei den Spezialisten sticht mit Arno Pilgram ein Name hervor, für den die häufige Nennung (40 Mal; für die Zahlen s. die Tabelle in ebd., S. 279) mit dem schlagenden Namen seines Heimatinstituts in Verbindung gebracht wird, das „Institut für Kriminalsoziologie und der Soziologie des Rechts“ heißt (ebd., S. 277 f.). Die am häufigsten genannten umtriebigen Allrounder sind Manfred Prisching (52) und Roland Girtler (51). Während Ersterer einen hohen Anteil von selbstverfassten Texten aufweist, wird von Revers (ebd., S. 279) auch auf den Umstand hingewiesen, dass in den untersuchten Zeitraum ein Aufenthalt in New Orleans während des Katrina-Wirbelsturms fällt. Letzterer wird als bekanntester österreichischer Soziologie bezeichnet und insbesondere auf seinen Stil bzw. Humor und die guten Kontakte zu Journalisten hingewiesen (ebd.; vgl.

144 Aussortiert werden von Revers (ebd., S. 274) alle bloß adjektivischen Nennungen, Terminnachrichten insbesondere aus dem Hochschulrahmen, „society news and biographical articles“. Warum Letztere aussortiert werden, bleibt unklar, es scheint aber eine besondere Hinwendung auf Aktualität Grund für die Entscheidung zu sein.

zu Girtler auch Girtler 2011 und Fleck 2016). Effiziente Allrounder sind namentlich Max Haller (20) und Christian Fleck (21), auf deren Beiträge Diskussionen folgten (Revers 2009, S. 279 f.).

Zentrales Ergebnis der Revers'schen Untersuchungen (neben der Medienanalyse werden auch kollaborativ erhobene Interviews und eigene Journalismuserfahrung genannt (ebd., S. 274)) ist für Revers Folgendes:

„Regarding the Austrian case, one cannot speak of a leading role of sociology in public debate, but at least a supporting role: (1) Sociologists are *fairly present* in the Austrian press, but their contributions [...] (2) as a whole *don't concern delimitable subject matters* that would unveil definable areas of sociological expertise to the public, (3) *lack hard facts*, and (4) *remain without noticeable effects* and barely stimulate visible debate.“ (Revers 2009, S. 275)

Der erste Punkt wird über eine weitere Suchauszählung untermauert, in der sieben Bezeichnungen von Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen über sechs Jahre (2000–2006) in der österreichischen Presse verfolgt wurden (vgl. ebd., S. 276): Historiker und Psychologen dominieren den Vergleich mit Werten um 3.000 pro Jahr, die ab 2004 zudem steigen. Es folgen Philosophen und Physiker mit etwa halb so vielen Nennungen (ab 2005 überwiegen die Physiker). Politikwissenschaftler und Soziologen weisen zu Beginn der Untersuchung wiederum etwa halb so viele Nennungen auf, ab 2004 steigt der Anteil der Politikwissenschaftler allerdings um das Doppelte, während das Niveau der Soziologen konstant bleibt. Konstant bleibt ebenfalls der geringe Anteil von Anthropologen bei etwa 100 Nennungen pro Jahr. Revers (ebd., S. 275) relativiert den Anteil der Soziologie allerdings mit der vergleichsweise geringeren Präsenz der Soziologie an den Hochschulen und der fehlenden Berufsbezeichnung in außer-akademischen Feldern.

Der zweite Punkt wird durch die Ressort- und Themenverteilung der Soziologie in der Inhaltsanalyse begründet (ebd., S. 275 f.): Hier dominieren Meinungs- und Vermischtes-Seiten vor Auslandsberichterstattung, Lokalem und Politik. Thematisch finden sich kaum Ballungen, wobei die Kodierung über den ganzen Artikel sehr unklar bleibt: Straf- und Bildungssystem nehmen ca. 5 % der Themen ein, etwa halb so oft finden sich EU, Landwirtschaft, Sport und Rente als Thema. Revers (ebd., S. 276) deutet das Fehlen eines einzelnen dominierenden Themas (oder gar von „thematic monopolies“ (ebd., S. 278)) als Zeichen für die Marginalität der Soziologie im öffentlichen Diskurs.

Der dritte Punkt wird insbesondere durch die Verwendung und Darstellung der Soziologie begründet, wobei dies eher summarisch dargestellt und durch das Zitat eines Chefredakteurs, Soziologen wären „opinionators“ (ebd., S. 277), zusammengefasst wird. Dem steht der Anteil von „hard facts“ in nur ca. einem Drittel der gefundenen Artikel gegenüber. Revers (ebd.) deutet die Gefahr an, dass soziologisches Wissen „turned into pseudo-facts by journalistic rhetoric

and framing“, was mit den Worten Ericsons (2005, S. 365), zu einem „loss of sociological autonomy and influence as the analysis translates into the criteria of relevance and communication logic of the institution concerned“ führen kann. Den letzten Punkt, die fehlende Wirkung, wird anhand der fehlenden interzeitungs-Zitation festgemacht: Revers (2009, S. 278) fand nur wenige Leserbriefe oder Folgeartikel in seinem Sample.

Leider bleiben die empirischen Funde Revers manchmal etwas unklar, vor allem wenn sie zu normativen Forderungen führen: Die Soziologie weist eine große Bandbreite an Themen auf, was man auch als Stärke und dem Gegenstandsbereich angemessen erachten kann. Dass die Forderung nach thematischen Monopolen im öffentlichen Diskurs daraus folgen sollte, kann aber zumindest bezweifelt werden. Ähnliches gilt für die Fokussierung auf sogenannte harte Fakten, während die Bereitstellung von Deutungsmustern oder Zeitdiagnosen so als defizient dargestellt wird. Revers fordert damit m. E. eine Orientierung an einem monolithischen öffentlichen Status, der die Bedeutung der Soziologie für die Gesellschaft eher einschränken würde, in dem Sinne, dass Soziologie sich eher als Einzeldisziplin denn als Dach- oder Grundladendisziplin präsentieren sollte. Revers (ebd., S. 282 f.) stellt aber harte Fakten als Möglichkeit heraus, den normativen, öffentlichen und massenmedialen Vereinnahmungen zu entgehen, bleibt hierbei aber etwas unklar, unterstreicht er doch die Möglichkeiten mit ebendiesem Einfluss auszuüben, was allerdings ja unweigerlich zur Vereinnahmung in öffentlichen Diskussionen führt. So versucht er (ebd., S. 283), den normativen Anspruch darin zurückzunehmen und nur wieder an die höhere Bereitschaft zur Veröffentlichung zu appellieren.

Als Erklärungen für die zurückhaltende Medienpräsenz der Soziologen führt Revers (ebd., S. 280 f.) sich selbstverstärkende Effekte an, da öffentliche Relevanz bei niedriger öffentlicher Präsenz von den Forschenden nicht wahrgenommen wird und es für die akademische Karriere nicht als wichtig empfunden wird. Dazu gesellen sich Vorurteile gegenüber und schlechte Erfahrungen (etwa verzerrte Wiedergabe von zu lange dauernden Interviews) mit dem Journalismus und journalistischen Darstellungsweisen (ebd.). Dies führt laut Revers (ebd., S. 281) zu einer Reihe von Ängsten auf Seiten der Soziologen,¹⁴⁵ beschämt oder monothematischer Experte zu werden, der jedoch die gezielten konkreten Fragen der Journalisten nicht gut genug beantworten könnte und darüber Reputation in der Fachcommunity zu verlieren drohe. Damit hängen auch politische Zuschreibungsängste zusammen, die durch die Exposition in der Öffentlichkeit eben nicht mehr von den Soziologen kontrolliert oder zurückgewiesen werden könnten (ebd., S. 281 f.). Die Angst vor dem Scheitern mit Unternehmungen in der massenmedialen Öffentlichkeit verbindet sich mit den pragmatischen

145 Auch Schwartz (1998, S. 440) berichtet von verbreiteten Ängsten, die öffentliche Sphäre zu betreten.

Arbeitsfokussierungsproblematiken von Soziologen, deren Karriere von der Publikation von Fachbeiträgen abhängt (ebd., S. 282). Diese Ängste sollen für Revers (ebd., S. 283) durch klarere Vorstellungen über die tatsächlichen Gefahren öffentlicher Aufmerksamkeit und vor allem die Arbeitsweise von Journalisten und der massenmedialen Logik verdrängt werden (diese benennt er als: „*specificity, topicality, and novelty*“). Viele schlechte Erfahrungen ließen sich durch ein besseres Einfühlungsvermögen in die Bedürfnisse der Journalisten und deren Wahrnehmung von Soziologen vermeiden (ebd., S. 285).

Die Übersetzungsproblematiken zwischen Soziologie und Journalismus sind allerdings nicht nur in Motivationen und Einstellungen zu verorten, sondern auch in der Wahrnehmung der fundamentalen Grenzen der Sprachspiele von Soziologie und Öffentlichkeit (ebd., S. 285 f.). „Most probably the public is indifferent about sociology rather than skeptical [...] The belief that employing our own language-game will be of use for wider publics is naive“ (ebd., S. 285). Dabei versteht Revers (ebd.) das „problem of „translation““ allerdings wiederum konkretistisch und optimistisch: Die Soziologen sollen sich eben dem öffentlichen und journalistischen Sprachspiel anpassen, um besser verstanden zu werden. Hierbei taucht dann der Jargonvorwurf („arcane languages“ (ebd.)) gegenüber der Soziologie wieder auf, dessen Aufgabe nicht als Verrat an eigenen Standards, sondern als „finding a common ground of understanding each other“ (ebd., S. 286) konzeptualisiert wird. Während die Grenze hier also treffend thematisiert wird, ist die Lösung der Problematik bei Revers im Sinne von Marketing und Markenbildung zu sehen (ebd.; vgl. zur Marke Soziologie auch Schrape 2016), nicht in der produktiven Einsicht, dass sich das Wissen in der Übersetzung notwendigerweise verändert. Revers (ebd.) sieht einen Bedarf, der Öffentlichkeit müsse allerdings entgegengekommen werden, sie müsse beworben werden, damit die Aufmerksamkeitsbereitschaft auch eingelöst werden würde, was für die Soziologen bedeutet, sich auf die Regeln der massenmedialen Sphäre einzulassen und ihre Aussagen diesen anzupassen, allerdings ohne zentrale methodologische Standpunkte aufzugeben oder sich als bessere Journalisten misszuverstehen: „We have to adapt, not to alter“ (ebd., S. 287).

Für den US-amerikanischen Kontext untersuchen Siebel und Clegg Smith (2009) die Berichterstattung der *Associated Press* (AP). Von der Debatte um die Öffentliche Soziologie ausgehend, drehen sie die professionspolitische und normative Debatte, inwieweit Soziologie öffentlich sein und was das bedeuten sollte, in eine empirische Fragestellung, wie öffentlich die Soziologie ist und war (ebd., S. 290). Dabei argumentieren sie (ebd., S. 291) für eine fächerdifferenzierte Analyse der Medienpräsenz der Sozialwissenschaften, um die disziplinären Besonderheiten der Soziologie gerade gegenüber der Ökonomik in den Fokus bekommen zu können, auch mit dem Hinweis, die Fächer würden in der Öffentlichkeit um die Erklärung sozialer Tatsachen konkurrieren. Für die Soziologie identifizieren sie (ebd., S. 293 f.) die interne Differenzierung der Schulen und Methodologien und

den breiten und diffusen Gegenstand der Soziologie: Gesellschaft. Beides erscheint gerade im Vergleich zur Ökonomik (höhere theoretische und methodologische Kohärenz und konkreter Gegenstand Wirtschaft) als spezielles Problem für die Aufnahme durch Öffentlichkeit und Journalismus – was die Autoren (ebd.) allerdings durch die Deutungskonkurrenz mit dem Alltagswissen bezüglich konkreter Gegenstände wie Familie oder Gesundheit ironisch gebrochen sehen. Die Soziologie erscheint in der Notlage, immer auch zugleich Soziologie erklären zu müssen und gleichzeitig bei der Vereinfachung und Orientierung an Laien die Besonderheit des soziologischen Wissens gegenüber dem Alltagswissen verlieren zu können (ebd., S. 293 f.). Hinzu treten die Verengung der Schreibpraxis von Soziologen auf fachinterne Kontexte, was sich in Ausbildung, Beteiligung an öffentlichen Debatten, aber auch an dem Fehlen sowohl populär ausgerichteter wie fachintern unumstrittener Zeitschriften, der spät (2006) eingerichteten und gering ausgestatteten Pressestelle der ASA oder der Fähigkeit, Pressemitteilungen zu schreiben, zeigt (ebd., S. 294 f.): „tenure is granted to those who publish, not those who publicize“ (ebd., S. 294). Ebenfalls wird jedoch auch die Forschungsfinanzierung thematisiert: Für die USA wird eine Verringerung seit den 1980er-Jahren konstatiert, was sich ebenfalls in einer Verringerung der Notwendigkeit, Drittmittel-Einwerbungen durch öffentliche Berichterstattung zu legitimieren, niederschlägt: „our lack of external funding, and consequent lack of pressure to publicize, alleviates the need to become more public“ (ebd., S. 296). Auf Seiten des Journalismus sind die Besonderheiten der Soziologie eher ein Problem. Journalisten werden schnelle Heuristiken zur Informationsauf- und wiedergabe zugeschrieben (ebd., S. 297): Statt auf den Untersuchungsaufbau wird auf die Fallzahl geachtet (vgl. auch Schmierbach 2005), statt die Ergebnisse differenziert wiederzugeben, werden „game frames“ und „horse race journalism“ bevorzugt, Illustrierungen komplexer Zusammenhänge werden vornehmlich anhand von Einzelpersonen vorgenommen (individualism frame), was für die Lesersprache als besonders vorteilhaft wahrgenommen wird und die Ausbildung, sozialwissenschaftliche Methodologie zu verstehen, ist nicht verbreitet.

Als Material zur Beantwortung ihrer Forschungsfragen, die nach den soziologieinternen Umständen für Pressepräsenz fragen, ziehen sie Berichte der AP heran. Damit wird eine medieninterne Angebotsstruktur für die Presse untersucht, die auch über die Medienbandbreite hinweg immer wichtiger wird (ebd., S. 299). Für den Vergleich mit der Ökonomik finden sie zwischen Januar 1998 und Januar 2008 2.425 Soziologie-Artikel, allerdings 38.936 Ökonomik-Artikel (Suchwörter: Economics und Economist), bei einem weit kleineren Unterschied der Mitglieder der Professionsverbände in den USA (14.400 vs. 17.000; während das Verhältnis bei den Artikeln 16:1 ausfällt, ist es bei den Mitgliedern 1,2:1). Für den Zeitraum des Jahres 2006 finden sie 184 eigenständige Artikel, die die Suchwörter „sociology“ (53 %), „sociologist“ (42 %) oder „sociological“ (4 %) enthalten (ebd., S. 299, 301). Fast ein Drittel der Artikel wiesen hierbei internationale Themen auf, insbesondere politische (ebd., S. 300). Über die Hälfte

der Artikel enthielten Informationen zu den Forschungsorten, wobei die Duke University mit fünf Artikeln am häufigsten vorkam; es wurde also kein geografisches oder soziologisches Zentrum festgestellt (ebd., S. 300 f.). Ein Fünftel der Soziologen, die in Artikeln auftauchten, erschienen in mehreren Artikeln mit der gleichen Quelle (insgesamt: 129) (ebd., S. 301). Zwei Drittel der Artikel waren auf Soziologie fokussiert, während der Rest Soziologie mehr oder weniger beiläufig erwähnte, aber nur 9 % waren auf Forschung orientiert, wobei in 6,5 % quantitative und in 0,5 % qualitative Methoden erwähnt wurden (ebd., S. 301). Die meisten Artikel folgten also aktuellen Ereignissen, die unter die Kategorien Politik, Religion, Kriminalität, Immigration, Krieg, Rasse und Geschlecht fallen (alle mit mindestens einem Anteil von 9 % der Soziologie-fokussierten Artikel; ebd., S. 302). Die nicht-Soziologie-fokussierten Artikel enthielten eine sehr große Bandbreite von Themen, wobei hierunter auch adjektivische Verwendungen fallen, universitäre Kontexte oder Soziologen, die in außer-soziologischen Kontexten auffallen (etwa mit dem Betreiben einer Agentur für Prostituierte oder als Mordopfer; ebd., S. 303 f.). Etwa ein Drittel dieser Artikel enthielten aber auch Laienperspektiven auf die Soziologie (z. B., dass Collegebasketballer etwas über nonverbale Kommunikation in ihren Soziologiekursen lernen):

„These excerpts suggest a lay understanding that trivializes issues of sociological concern, and moreover presents an unflattering portrayal of sociology as a discipline in which conjecture and opinion supersede careful empirical research. From this we can conclude that, while offering some degree of optimism, the lay understanding is somewhat mixed.“ (Siebel & Smith 2009, S. 304 f.)

Die Autorinnen (ebd., S. 305) kommen zu dem Schluss, dass die Inspektion der AP-Artikel insbesondere die Differenzierung der Soziologie widerspiegeln: positiv im Sinne der Vielfalt der Themen, negativ im Sinne, dass es äußere Themenstellungen und journalistische Praxen sind, die das Bild der Soziologie bestimmen, während Artikel, die soziologische Forschung als Hauptgegenstand (oder Journals als Quelle) haben, eher die Ausnahme sind.

„If anything, this analysis raised more questions than it answered. What it did do, however, is establish the need for studies that with the same critical, empirical rigor that is applied to other research subjects. It is only through these efforts that we will be able to knowledgeably move forward with the call for public sociology.“ (Siebel & Smith 2009, S. 307)

Zusammenfassung

In der Soziologie verbinden sich große Ansprüche von Wirksamkeit und Bedeutung mit Defizitdiagnosen gegenüber der tatsächlichen Medienpräsenz und

Wirkung. Immer wieder wird dabei eine bessere Vergangenheit bemüht, die eine größere Bedeutung (zum Beispiel als Leitwissenschaft) der Soziologie repräsentiere. Diese sei durch die zunehmende Verwissenschaftlichung und Spezialisierung innerhalb der Disziplin, aber auch durch Veränderungen des Zeitgeists verloren gegangen. Diese Deutung wird aber in der Regel nicht forschend mit der Realität konfrontiert, sondern konstatiert. Dafür nimmt tatsächlich die Reflexion der Stellung der Soziologie in der Öffentlichkeit einen recht großen Stellenwert innerhalb der Soziologie ein. Die empirischen Untersuchungen zeigen im Grunde eine recht gute massenmediale Präsenz der Soziologie, die aber an der glorreichen Vergangenheit gemessen defizitär erscheint. Der Charakter der Soziologie als Grundlagen- und Dachdisziplin mag hier eine Rolle spielen, institutionalisierte Kontakte zu Öffentlichkeiten stellen sich wahrscheinlich eher in den Bindestrich-Soziologien ein, die aber für das Selbstverständnis der Soziologie keinen Allgemeinheitsanspruch erheben können – oder aber dazu tendieren, die fachliche Einheit der Soziologie zu verlassen, wie beispielsweise die Geschlechterforschung. Die Theorien, Methoden, Themen, Untersuchungsgegenstände und Verankerungen der Soziologie sind vor allem vielfältig, was allerdings Vergleiche und zusammenfassende Diagnosen genauso wie eine gemeinsame Haltung erschwert.

„Ich greife zu meinem Glas Bier und denke zurück an den Herrn Professor aus Linz, der mir heute in Alpbach beim Apfelsaft – ein langweiliges Getränk! – klarmachen wollte, daß ich die Wissenschaft nicht mit dem gebührenden Ernst vertrete. Aber für mich ist die Soziologie (und auch andere Kulturwissenschaften) eine Disziplin, die den Kontakt zum Menschen zu suchen hat, und sei es auch an Biertischen oder in Schmugglergasthäusern. Nur so kann man der „Wahrheit“ nahekommen.“

Roland Girtler (2011, S. 48)

5.2 Umfang der Soziologieberichterstattung

Entwicklung seit 1946

Abbildung 5.1 zeigt die Entwicklung der Soziologieberichterstattung der sechs ausgewählten Tageszeitungen im Zeitverlauf. In den meisten Jahren erscheinen die meisten Artikel in der FAZ, deren Verlauf ein M zeichnet. Dieses unterscheidet sich stark vom Verlauf bei allen drei Disziplinen (vgl. Abbildung 3.1). Den ersten Höhepunkt findet man 1969, bis dahin steigen die Zahlen kontinuierlich und ab Mitte der 1960er-Jahren verstärkt. Anschließend fallen die Zahlen bis zum Anfang der 1980er-Jahre, bleiben jedoch über dem Niveau der Mitte der 1960er-Jahre. Es folgt wiederum eine Anstiegsphase, die sich Anfang der 1990er-Jahre verstärkt und 2001 ihren Höhepunkt findet. Anschließend

Abbildung 5.1: Soziologiedatenbanktreffer in Tageszeitungen pro Jahr

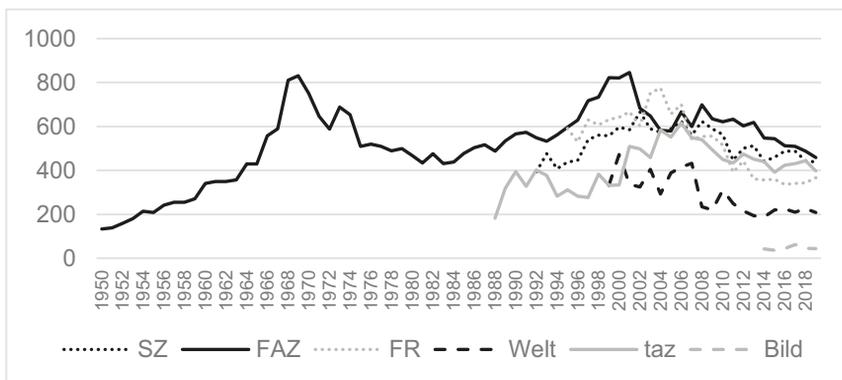
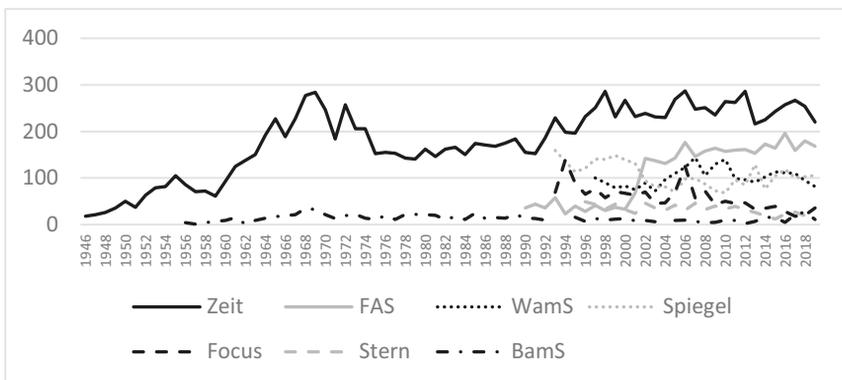


Abbildung 5.2: Soziologiedatenbanktreffer in Wochenperiodika pro Jahr



fällt die Kurve bis sie in den letzten Jahren wieder das Niveau der 1980er-Jahre erreicht. FR, SZ und taz zeigen hingegen eingipflige Entwicklungen: die Werte steigen bis zur Mitte der 2000er-Jahre und fallen anschließend. Die Werte der Welt fallen kontinuierlich (im Gegensatz zu Abbildung 3.1), bei der Bild zeigt sich wenig Veränderung. Lediglich FAZ und taz weisen positive Trends auf.

In der Zeit erscheinen die meisten Artikel zur Soziologie (s. Abbildung 5.2). Wie bei der FAZ zeigt sich um 1968 ein Gipfelpunkt, der sich so ausgestaltet beim Betrachten aller drei Disziplinen nicht findet (vgl. Abbildung 3.2). Im Gegensatz zur FAZ bleiben die Werte ab Ende der 1990er-Jahre konstanter hoch. Im Durchschnitt folgen die FAS, der Spiegel, die WamS, der Focus der Stern und die BamS. Die Artikelzahlen steigen insbesondere in der FAS, aber auch für die WamS und die BamS; sie fallen bei den drei Zeitschriften, besonders stark im Focus.

Abbildung 5.3: Anteil der Soziologieberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr

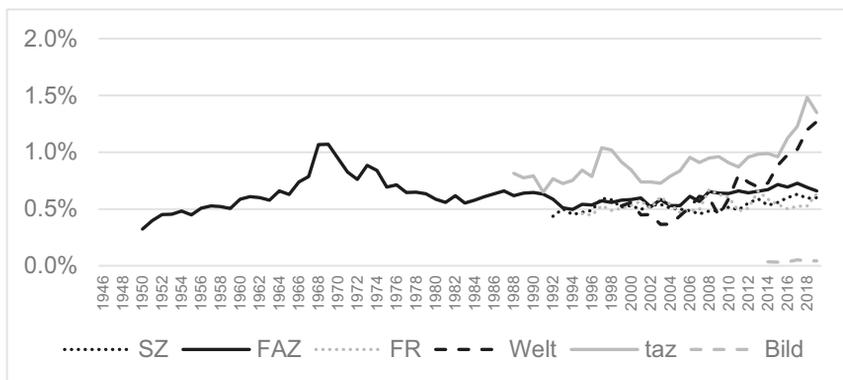
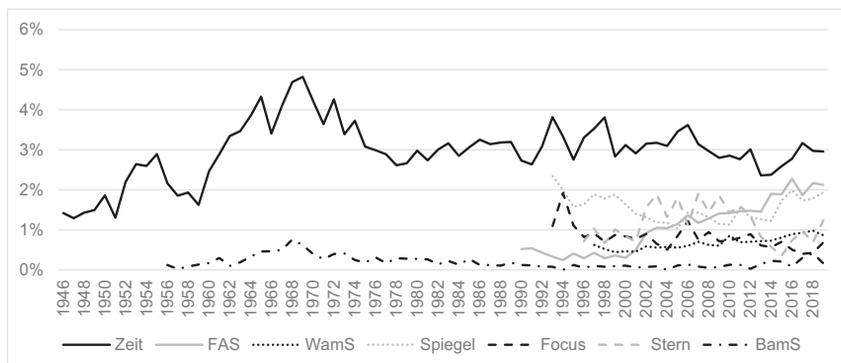


Abbildung 5.3 zeigt nun die Anteile der Soziologieberichterstattung in den Tageszeitungen. Auch hier weicht die FAZ wieder etwas von der Sozialwissenschaftsberichterstattung ab (vgl. Abbildung 3.3). Zugleich zeigt sich, dass der Höhepunkt der Berichterstattung rund um 1968 anscheinend von der Soziologieberichterstattung selbst getragen wird, während der zweite Höhepunkt vom Ausbau der Gesamtberichterstattung. Die Anteile der Berichterstattung fallen nach 1969 bis Anfang der 1990er-Jahre und steigen seit dem wieder an. Den höchsten durchschnittlichen Soziologieanteil weist hingegen die taz auf, die ihre Anteile in den letzten Jahren noch einmal beträchtlich steigern konnte. Hierauf folgt die Welt, deren rapider Anstieg sich ebenfalls mit dem der Sozialwissenschaftsberichterstattung deckt. FR, SZ und Bild steigern ebenfalls die Anteile kontinuierlich, jedoch wesentlich langsamer.

Auch bezogen auf die Anteile an der Berichterstattung weist die Zeit kontinuierlich die höchsten Werte aus: ca. 3% der Berichterstattung fällt auf die Soziologieberichterstattung (s. Abbildung 5.4). Auch bei der Zeit zeigt sich die Hochphase zwischen Mitte der 1960er-Jahre und Mitte der 1970er-Jahre als anteilig höchste und nicht der Sozialwissenschaftsberichterstattung entsprechend (vgl. Abbildung 3.4). Ab Mitte der 1970er-Jahre entwickelt sich die Berichterstattung in Relation zur Gesamtberichterstattung konstant. Beim Umfang der Berichterstattung folgen Spiegel, Stern, die FAS, Focus, WamS und BamS. Auch fallen die Anteile hier für die Zeitschriften genauso wie die BamS im Trend, während sie für die anderen Wochenzeitungen steigen. Die Kurven gleichen denen der Sozialwissenschaftsberichterstattung, lediglich der Focus weist im Vergleich einen gegenläufigen Trend auf.

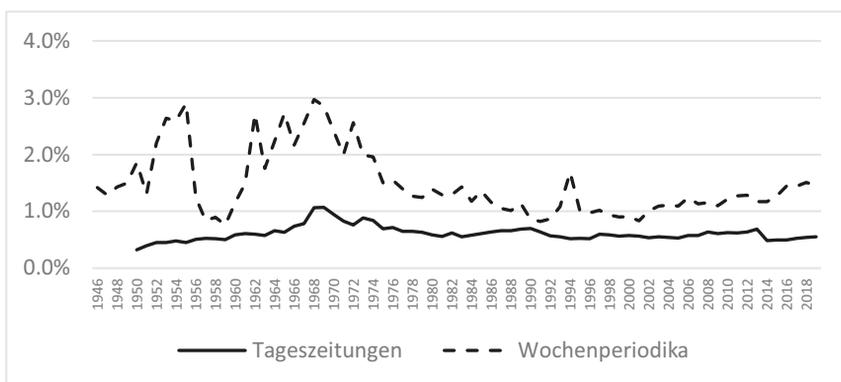
Insbesondere in den 1960er-Jahre verläuft das Wachstum der Soziologieartikel sehr viel dynamischer als dessen aller Artikel, 1969 erweist sich als der Höchstpunkt. Anschließend fällt die Zahl bis Mitte der 1980er-Jahre,

Abbildung 5.4: Anteil der Soziologieberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr



steigt wieder bis in die Mitte der 2000er-Jahre und fällt dann wieder auf das Niveau der Mitte der 1980er-Jahre zurück. Hierbei wechseln sich Phasen, in denen die Soziologieberichterstattung dynamischer verläuft mit solchen, wo dies nicht der Fall ist ab. Abbildung 5.5 zeigt die Entwicklung der Anteile der Soziologieberichterstattung an der Gesamtberichterstattung differenziert nach Medientypen. Die Verläufe unterscheiden sich deutlich. Der Anteil in den Tageszeitungen wächst bis zum Ende der 1960er-Jahre und fällt bis zur Mitte der 1980er-Jahre. Ab da bleibt der Anteil mehr oder weniger konstant bei über 0,5%. Der Anteil in den Wochenperiodika wächst unter größeren Schwankungen und einer Tiefphase nach Hinzunahme der BamS ebenfalls bis zum Ende der 1960er-Jahre. Hiernach fällt der Anteil sehr stark bis zum Anfang der 1990er-Jahre und steigt seitdem relativ konstant auf ca. 1,5% an.

Abbildung 5.5: Anteil der Soziologieberichterstattung in Periodikatypen pro Jahr



Ausmaß der Berichterstattung im Untersuchungszeitraum

Abbildung 5.6: Soziologieartikel in Tageszeitungen pro Ausgabe

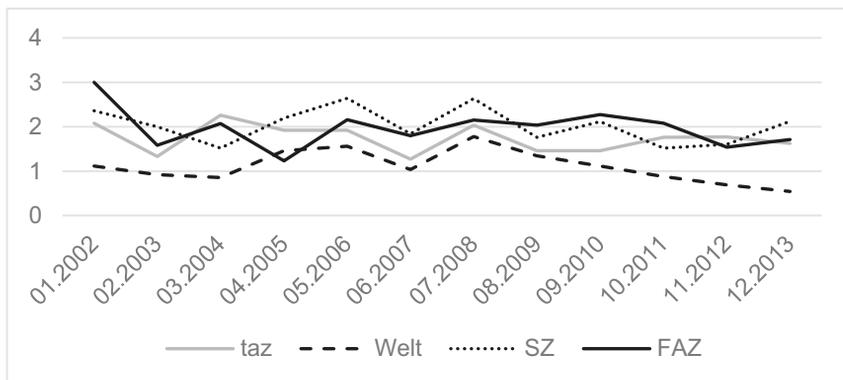
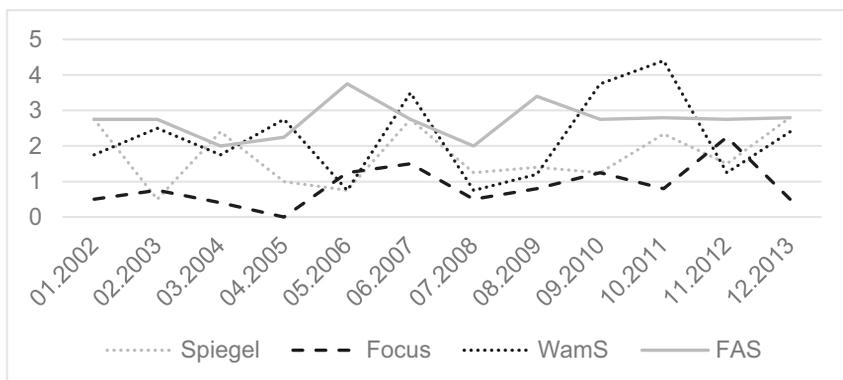


Abbildung 5.6 zeigt die Häufigkeit von Soziologieartikeln in den Tageszeitungen. Pro Ausgabe erscheinen ca. zwei Artikel mit soziologischen Fachinhalt in der SZ und der FAZ, 1,7 in der taz und 1,1 in der Welt. Im Trend sinken die Artikelhäufigkeiten in allen vier Tageszeitungen, am stärksten in der Welt. Während FAZ und taz ihre höchsten Werte im ersten Viertel des Untersuchungszeitraums haben, gilt dies bei SZ und Welt für das zweite und dritte Viertel; die schwächsten Werte sind bei diesen im letzten Viertel zu finden.

Abbildung 5.7: Soziologieartikel in Wochenperiodika pro Ausgabe



Die meisten Artikel pro Ausgabe erscheinen in der FAS (2,7), gefolgt von der WamS (2,2), dem Spiegel (1,7) und dem Focus (0,9). Im Trend steigen in allen vier Wochenperiodika die Artikelzahlen an, am stärksten im Focus. Entsprechend

sind die schwächsten Werte in der Regel in der ersten Untersuchungshälfte zu finden, die stärksten verteilen sich ausgeglichener.

5.3 Struktur der Soziologieberichterstattung¹⁴⁶

Merkmale der Artikel

Insgesamt wurden in den zwölf Monaten 1.635 relevante Artikel identifiziert (in 34 % der gefundenen Artikel war kein Disziplinbezug vorhanden), von denen 350 in die Stichprobe einfließen. In jeder vierten Ausgabe des Focus' und der Welt erscheint kein Soziologieartikel, dafür zwei pro Ausgabe der FAS. Pro Monat lassen sich demnach ca. 136 Artikel identifizieren, die der Soziologie zugeordnet werden können. In der Regel geschieht dies über die Referenz auf Soziologie (minimal steigend ca. 86 %), lediglich Sozialforschung (minimal steigend ca. 15 %) fügt dem Korpus einen nennenswerten unabhängigen Teil hinzu. *sozialforsch* kommt besonders häufig in der SZ vor (wo sich auch weniger *soziolog* findet), die Nachrichtenmagazine weisen jeweils besonders niedrige Anteile für *sozialforsch* auf.

Die Artikel mit Soziologie-Bezug sind mit die umfangreichsten, die Varianz ist allerdings ebenfalls am höchsten, bei einer Spannweite, die nur minimal kleiner ist als in der Gesamtstichprobe: Durchschnittlich enthält ein Soziologie-Artikel über 1.000 Worte, ein Viertel der Artikel enthält weniger als 550 Worte, ein weiteres über 1.300. Allerdings ist der Wissenschaftsanteil der Artikel in der Regel nicht besonders hoch: die Hälfte der Artikel weist einen Anteil von 25 % oder niedriger auf (25 % gar unter 12 %), allerdings weist das höchste Quartil geschlossen einen Anteil von 100 % auf. Im Trend steigt der Umfang und der Wissenschaftsanteil sinkt. Der Anteil von bebilderten Artikeln (60 %) steigt im Zeitverlauf. Zwei Drittel der Soziologieartikel weisen genau einen Soziologen auf, nur 23 % überhaupt keinen bei fallender Tendenz.¹⁴⁷

146 Die Ergebnisse, die hier wiedergegeben werden, finden sich auch in den Tabellen und Abbildungen in Kapitel 3.

147 Besonders lange Artikel finden sich im Spiegel (Median: 1.547) und der WamS (1.290), besonders kurze in der SZ (714) und der taz (673). Den höchsten Soziologieanteil weisen taz (Median: 43 %) und FAZ (40 %) auf, die niedrigsten Focus (8 %) und Spiegel (6 %). Die meisten Artikel mit Bildern sind im Focus (100 %) und im Spiegel (94 %) zu finden, die meisten ohne Bilder in der taz (60 %) und der FAZ (46 %). Besonders viele Artikel ohne Soziologie finden sich in der Welt (37 %) und im Spiegel (38 %), besonders viele Artikel mit Soziologen im Focus (92 %) und der WamS (95 %).

Stabil 79 % der Artikel stammen von Journalisten, bemerkenswert ist ein wenn auch minimal abnehmender Anteil von 9 %, der von Soziologen stammt.¹⁴⁸ Presseagenturen (3 %) und andere Wissenschaftler (2 %) nehmen jeweils nur sehr kleine Anteile unter den Verfassern ein, die zudem ebenfalls minimal sinken. 7 % der Artikel weisen sonstige Autoren auf, dieser Anteil steigt minimal.

Die Ressortverteilung erscheint recht ausgeglichen: 30 % der Artikel erscheinen im Feuilleton, je ca. 10 % in Politik, Wissenschaft und Lokales, 7 % in der Wirtschaft, 3 % auf der Titelseite und 25 % in Sonstigen. Die Anteile variieren im Zeitverlauf, gerade die zweite Erhebungshälfte weist höhere Anteile im Politikressort auf. Lediglich der Lokalteil und die sonstigen Ressorts nehmen in der Tendenz ab.¹⁴⁹

Auch die Themen der Artikel sind eher gleichmäßig verteilt: Disziplinäre Themen umfassen ein Viertel, wissenschaftliche fast ein Fünftel der Artikel, wobei beide im Trend fallen. Politische Themen und andere Länder nehmen jeweils ebenfalls fallende ca. 11 % ein, Wirtschaft und Medien im Trend zunehmende ca. 7 %. Steigende 19 % sind sonstigen Themen zuzuordnen.¹⁵⁰

45 % der Artikel haben ein aktuelles disziplinäres Ereignis zum Anlass, weitere 7 % einen anderen wissenschaftlichen Anlass, beide mit sinkendem Trend. Einem politischen Anlass sind 18 % zuzuordnen, auch dieser Trend fällt, genauso wie die beiden Anteile für ökonomische (1 %) und mediale (10 %) Anlässe steigen. Die restlichen 21 % weisen sonstige Anlässe auf, dieser Anteil steigt deutlich.

Die Funktion wurde zu 80 % und mit steigender Tendenz in der Faktenlieferung identifiziert, zu 30 % bzw. 25 % in der Unterstützung (steigend) bzw. Infragestellung (sinkend) einer anderen Position – in über 10 % (bei sinkender Tendenz) der Artikel erscheint die Soziologie dagegen lediglich als kulturelle Garnierung. Zudem finden sich in 38 % der Artikel eine sonstige Funktion, bei fallendem Trend.

Qualifizierung des Wissens

Soziologisches Wissen wird in fast drei Vierteln der Fälle Einzelpersonen zugeordnet, wobei der Anteil leicht abnimmt. Gruppen finden sich dagegen

148 Top-Autor ist hierbei Jürgen Kaube von der Frankfurter Allgemeinen.

149 In den Wochenperiodika und der taz sind die Ressortverteilungen weniger ausgeglichen, wobei sich dort dann besonders viele Artikel in den Sonstigen Ressorts finden (bzw. auch im Feuilleton beim Spiegel). Ausnahme bildet die FAS, die noch ausgeglichener als der Durchschnitt erscheint, mit überdurchschnittlich vielen Artikeln auch im Wirtschaftsteil. Die anderen Tageszeitungen verorten die Soziologie etwas stärker in Politik und Wirtschaft.

150 Weniger auf disziplinäre Themen als auf politische und wirtschaftliche bezogen berichten Focus und Welt (bei der SZ mehr auf wissenschaftliche). Fas und taz berichten stärker über soziologische Themen und weniger über allgemein wissenschaftliche.

zunehmend in ca. 17%.¹⁵¹ Universitäten als Wissensträger finden sich fast nie, Institute in abnehmenden 8% der Fälle.¹⁵² Der Soziologie als Allgemeinheit des Faches wird in 17% der Artikel das Wissen zugeschrieben, auch dies mit minimal sinkender Tendenz.

In 36% der Artikel finden sich mit sinkender Tendenz universitäre Forschungskontexte, in ebenfalls abnehmenden ca. 16% außeruniversitäre. Privatwirtschaftlichen Kontexten wird das soziologische Wissen nur in 2% der Artikel zugeordnet, dieser Anteil nimmt aber zu. 9% der Artikel enthalten Informationen zu Kooperationen oder Auftraggebern, auch dieser Anteil steigt. Forschung wird zu fast 50% und steigender Tendenz ohne Kontext dargestellt.

Als Allgemeines Fachwissen wird das Wissen bei sinkender Tendenz in 37% der Artikel dargestellt. Zunehmend finden sich Tatsachenfeststellungen (35%). In der Regel (zunehmende 63%) wird das soziologische Wissen als begründet qualifiziert, in nur abnehmenden 9% als unbegründet.

In der zeitlichen Hinsicht ist die Vorstellung neuerer Ergebnisse die Regel: Dies geschieht in 59% der Artikel mit steigender Tendenz. Ältere Ergebnisse finden sich in 21%, dies tendenziell seltener. Auf zukünftige Ergebnisse wird zunehmend in 2% der Artikel verwiesen. Gescheiterte Prognosen werden seltener und in 4% der Beiträge erwähnt.

Fachquellen sind mit abnehmenden 32% die gängigste Quellenart in Soziologieartikeln. Interviews finden sich in ebenfalls abnehmenden 24%, Studien und Expertisen in zunehmenden 14%. Medienquellen werden dagegen nur in 7% der Artikel mit soziologischem Wissen verbunden, auch dieser Anteil nimmt ab. In fast einem Drittel der Artikel wird keine Quelle genannt, der Anteil solcher Artikel nimmt zu.

Genesis- und Geltungsbedingungen werden zunehmend in den Artikeln thematisiert. Besonders häufig und öfters geschieht dies bezogen auf die Geltung: in 60% der Artikel. Kritische Diskussionen der Geltungsbedingungen finden sich in 19% der Artikel und tendenziell seltener. Das empirische Material, auf das sich die Forschung bezieht, wird bei steigendem Trend in 31% der Artikel genannt. Kritisch wird es allerdings nur in 3% der Artikel gewürdigt, hier sinkt der Trend. Methoden spielen in 22% der Beiträge eine Rolle, verbunden mit Kritik in 5%. Auch hier steigt der Anteil bei den Thematisierungen und fällt bei der Kritik. Theorie wird schließlich in einem Fünftel der Artikel erwähnt und in 7% kritisch verhandelt, hier jeweils mit sinkendem Trend. Ein Viertel der Artikel enthält schließlich keinen Bezug auf Genesis und Geltung.

151 Gruppen sind zu 72% Fachgruppen, zu 13% interdisziplinär und zu 15% transdisziplinär.

152 Das WZB taucht am häufigsten als benannte Institution auf.

Kontextualisierung

In nahezu drei Vierteln der Artikeln wird die Soziologie und ihr Wissen bei steigendem Trend positiv kontextualisiert. 39 % der Artikel konstruieren etwa eine politische Nützlichkeit, etwa 8 % eine ökonomische Nützlichkeit – beide Anteile weisen einen positiven Trend auf. Der wissenschaftliche Wert der Soziologie wird in 28 % der Artikel hervorgehoben, allerdings seltener werdend. Öffentlichkeitswirksamkeit wird ebenfalls in 28 % der Beiträge festgestellt, ein kultureller Wert in 16 % – beide Anteile weisen einen negativen Trend auf. Anwendbarkeit findet sich in abnehmenden 9 % der Artikel. Ein Viertel der Artikel stellt soziologisches Wissen nicht in einen positiven Bezug zu anderen Gesellschaftsbereichen.

Soziologisches Wissen wird in über der Hälfte der Artikel in Bezug zu anderen Wissensbestände gestellt, dies geschieht jedoch im Zeitverlauf seltener. Als Hauptkonkurrent soziologischen Wissens werden in den Artikeln (zu 45 %) andere nicht-wissenschaftliche Wissensformen präsentiert, als kontraintuitiv werden die Ergebnisse in 10 % dargestellt. Innersoziologische Kontroversen finden sich in 7 % der Artikel, Konkurrenzen zu anderen Disziplinen in 13 %. Alle vier Konkurrenzen fallen im Trend. Ca. 45 % der Artikel weisen keinerlei Konkurrenzbeziehungen aus.

Fast die Hälfte der Artikel enthalten einen urteilenden Anteil über die Soziologie, dieser Anteil steigt. Am häufigsten stammt das Urteil dabei vom Autor des Artikels (37 %), dieser Anteil nimmt im Zeitverlauf zu. Soziologen beurteilen die Soziologie dagegen nur in 4 % der Artikel, in 9 % sind es andere Wissenschaftler; ersterer Anteil fällt, zweiterer steigt. Politiker kommen in abnehmenden 4 % der Artikel wertend zu Wort, Unternehmer gar nicht und in steigenden 9 % wird ein sonstiger Akteur gefunden. 51 % der Artikel weisen gar kein Urteil auf. Kritik an den Folgen der Soziologie wird in abnehmenden 6 % der Artikel geäußert, die Disziplin infrage gestellt in abnehmenden 3 %.

5.4 Soziologieartikeltypen

Durch die Clusteranalyse werden fünf Typen unterschieden: *Soziologie-Portrait* (10 %), *Forschungsrezension* (27 %), *Soziologie-Expertise* (28 %), *Einordnung* (23 %) und *Kurzkritik* (12 %). Die Vorgehensweise gleicht der in Kapitel 3.3.4.

Im *Soziologie-Portrait* findet sich der höchste Grad an Qualifizierung und Kontextualisierung, Soziologie wird hier als Ganzes umfassend diskutiert. Es findet sich ein Fokus auf das soziologische Wissen, das als neu (aber auch überdurchschnittlich oft als älter), begründet (aber auch als Tatsachenfeststellung behandelt wird), universitär (aber auch als allgemeines Fachwissen) und in der

Regel mittels Fachquellen, die mit Einzelpersonen verbunden werden, beschrieben wird. Das Wissen wird von Journalisten qualifiziert (in allen vier Dimensionen: empirisches Material, Methoden, Theorien und Geltung), kritisiert (Theorie und Geltung) und insbesondere stärker kontextualisiert. Dies betrifft politische Nützlichkeit, öffentlichen und wissenschaftlichen Wert aber auch Kritik an Folgen und Konkurrenzdarstellungen innerhalb der Disziplin, mit der Umwelt und in allen Fällen mit dem gesunden Menschenverstand im Sinne der Konstraintuitivität. Die Artikel sind im Vergleich die längsten und haben den höchsten Soziologie-Anteil, überdurchschnittlich häufig ist mehr als ein Soziologe in ihnen zu finden. Disziplinäre Themen dominieren, überdurchschnittlich oft finden sich Soziologie-Portraits im Wissenschaftsteil.

Soziologie-Portraits nehmen knapp 10% der gesamten Soziologie-Artikel pro Jahr ein, drei Mal findet sich kein solcher Artikel in der jeweiligen Stichprobe. Während zu Beginn der Untersuchung die Werte überdurchschnittlich hoch sind (vor allem 2002 mit über 26%) liegen die Werte zwischen 2005 und 2008 unter dem Durchschnitt. Hiernach steigt die Kurve bis 2011 kontinuierlich auf über 20% an, fällt 2012 jedoch wieder auf 0% und endet 2013 bei 10%. Der Trend ist insgesamt sinkend.

In *Forschungsrezensionen* findet sich überdurchschnittlich oft Forschungswissen wieder, das ausführlich als neu, begründet und universitär dargestellt wird mittels Fachquellen, die mit Einzelpersonen verbunden werden. Dieses Wissen wird darüber hinaus auch in einigen Dimensionen qualifiziert (Geltung, Theorie, empirisches Material), kritisiert (Geltung und empirisches Material) und in der Regel von Journalisten kontextualisiert gewürdigt (in der Wissenschafts- und Öffentlichkeitsdimension). Dementsprechend ist der Soziologie-Anteil deutlich höher als im Durchschnitt und die Artikel haben häufiger disziplinäre oder wissenschaftliche Themen. Die Artikel finden sich häufiger in Feuilleton und Wissenschaft. Die Frankfurter Allgemeine ist der bevorzugte Erscheinungsort.

Forschungsrezensionen nehmen durchschnittlich etwas mehr als ein Viertel der Artikel ein (27%). Der Trend ist stagnierend, die Kurve verläuft jedoch in einer Art Welle. Hierbei sind die Werte nur 2002 und 2008f. um den Durchschnitt, ansonsten liegen die Werte über 30% bzw. unter 20%.

Soziologie-Expertisen zeichnen sich dagegen dadurch aus, dass Kontextualisierungen überdurchschnittlich oft fehlen. Die Artikel berichten über soziologisches Wissen, das in Studien oder Expertisen veröffentlicht wird, neu, begründet und mit Geltung versehen ist, in der Regel mit einer Einzelperson verbunden wird und als Tatsachenfeststellung auftritt. Hier geht es um Fakteneinschübe, die Ergebnisse stehen im Vordergrund. Die Artikel sind hierbei in ihren Eigenschaften durchgehend durchschnittlich, was vor allem einen geringeren Soziologie-Anteil bedeutet. Bei den Themen lässt sich eine gewisse Verschiebung von der Wissenschaft hin zur Wirtschaft konstatieren, das Feuilleton ist unterdurch-

schnittlich oft Heimat der Soziologie-Expertisen (dafür häufiger Politik und Wirtschaft).

Soziologie-Expertisen haben mit 28 % den höchsten Anteil an den Soziologie-Artikeln. Die Expertisen nehmen dabei im Trend stark zu. In den ersten Jahren bis 2005 pendelt der Wert um die 10 %, bis 2009 (und ab 2012) dagegen dann schon über 30 %. Dazwischen findet sich noch eine Hochphase, in der jeweils die Hälfte der Artikel diesem Typ zuzuordnen sind.

Die *Einordnung* wird nicht nur unterdurchschnittlich oft kontextualisiert, auch die Qualifizierung des Wissens sticht hier nur negativ heraus. Gesellschaftliche Themen werden von den Journalisten auch mittels der Soziologie für den Leser eingeordnet. Die Artikel enthalten den Bezug zu Einzelpersonen und das soziologische Wissen wird als Faktenlieferant genutzt. Die Artikel haben weniger Soziologie-Anteil und öfters keinen Soziologen. Die Themenstellungen sind in der Regel im Sonstigen kodiert, es finden sich unterdurchschnittlich wenige wissenschaftliche (auch disziplinäre), dafür häufiger politische. Bezüglich der Ressorts wiederholt sich dieses Bild: Starke Werte in den Sonstigen und der Politik, schwache Werte in Feuilleton und Wissenschaft. Die Artikel erscheinen am ausgeglichsten in allen Periodika, was vor allem ein kleinerer Anteil in der FAZ/FAS bedeutet.

Durchschnittliche Einordnungen finden sich in ca. 23 % der Artikel. Auch hier folgt die Kurve einer Wellenform, die im Trend fällt. Zu Beginn der Untersuchung (2003–2005) und nach der Hälfte (2008 f.) finden sich hohe Werte von über 30 % (bis 50 % 2004), zwischen diesen Hochphasen dagegen Werte, die die 20 % Marke nicht übersteigen. Ab 2010 pendelt der Wert sogar nur um die 10 %-Marke.

Die *Kurzkritik* unterscheidet sich recht deutlich von den vorangegangenen Typen: Das Wissen wird hier dazu eingesetzt, ein anderes Thema kulturell aufzuwerten, der Träger ist die Soziologie selbst, andere Kontexte werden selten genannt. Hier wird allgemeines Fachwissen reproduziert, öfters älteres, allerdings durchaus auch mit Kritik: an den Folgen der Disziplin oder an der Theorie. Urteile finden sich neben denen von Journalisten auch von allen möglichen gesellschaftlichen Akteuren (Sonstige). Es finden sich hier also Artikel, die nahe an der bloßen Nennung sind, in denen die Soziologie aber en passant kritisiert wird. Entsprechend sind die Artikel diejenigen mit dem geringsten Soziologie-Anteil, dafür am häufigsten bebildert. In über der Hälfte der Artikel wird kein Soziologe genannt. Thematisch sind disziplinäre Themen selten, dafür wissenschaftliche und Medienthemen häufiger. Das bevorzugte Ressort ist das Feuilleton.

Kurzkritiken nehmen etwa 12 % der Gesamtartikel ein, weisen aber eine recht hohe temporale Streuung auf. Gerade zu Anfang der Untersuchung findet sich 2003 keine einzige Kurzkritik, 2005 dagegen ein Anteil von fast 26 %. Hiernach

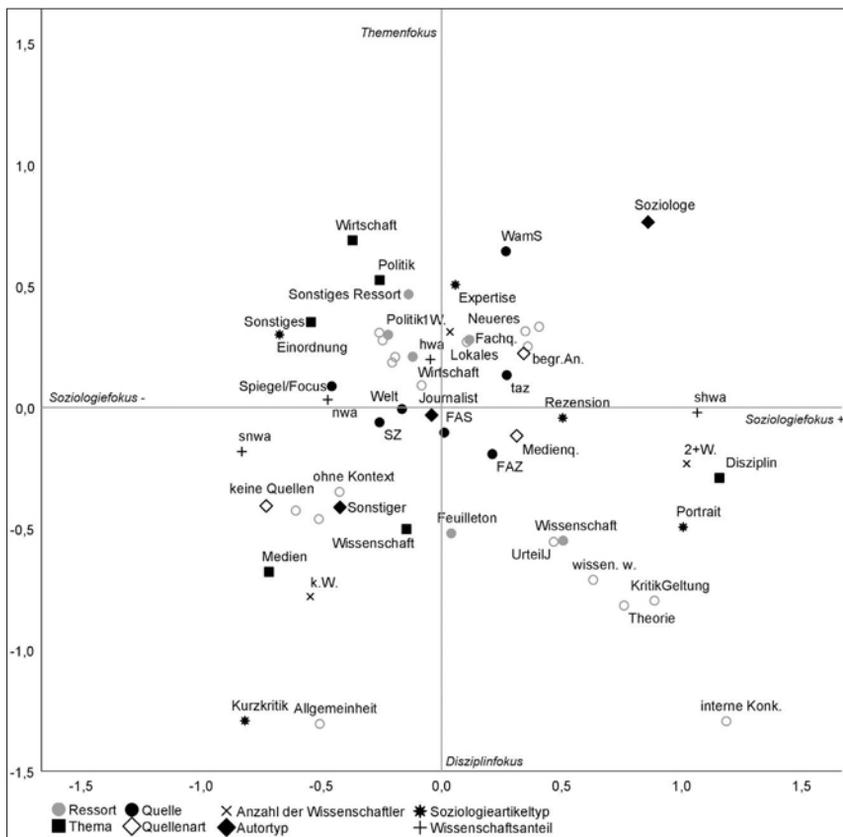
stabilisiert sich die Kurve allerdings etwas und pendelt rund um den Durchschnittswert. Der sich ergebende Trend ist stabil.

Die Artikeltypen unterscheiden sich demnach hauptsächlich in der Tiefe der Berichterstattung: Portraits enthalten am häufigsten die meisten Qualifizierungen und Kontextualisierungen, die bei den Einordnungen bestenfalls durchschnittlich oft zu finden sind. Portraits und Rezensionen sind dabei der Wissenschaftsberichterstattung (Themen und Ressorts), während die Expertisen und Einordnungen eher der politik-ökonomischen Berichterstattung zugeordnet sind. Der Typus der Kurzkritik liegt etwas dazwischen und tendiert hin zu einer Kulturberichterstattung. Die Periodika spielen hier keine große Rolle. Im Portrait und der Einordnung kommt der Suchstring *soziolog* unterdurchschnittlich oft vor, in der Rezension und der Kurzkritik dafür überdurchschnittlich oft.

5.5 Raum der Soziologieberichterstattung

Als integrative Darstellung der Soziologieberichterstattung lässt sich die grafische Lösung der Korrespondenzanalyse verwenden (vgl. Abbildung 5.8). Die horizontale Achse des Raums beschreibt die Fokussierung der Artikel auf die Soziologie, wobei links wenig Soziologie und rechts viel Soziologie in den Artikeln zu finden ist. Die vertikale Achse ist weniger eindeutig, sie zeigt vor allem oben Politik und Wirtschaft, während unten Kultur und Wissenschaft verortet sind. Bedeutend ist auch die Diagonale von links oben nach rechts unten: Rechts unten versammeln sich die Disziplin kontextualisierende Eigenschaften. Auf der anderen Diagonale zeigen sich rechts oben dagegen qualifizierende Eigenschaften. Die oberen beiden Quadranten zeichnen sich durch den Fokus auf genau einen Soziologen aus, verbunden mit einer neueren Fachquelle und einer begründeten Annahme. Im ersten Quadranten dominieren dabei gesellschaftliche Themenstellungen aus Politik und Wirtschaft, zu der ein Ergebnis des Soziologen beiträgt. Der Artikeltyp ist entsprechend die ergebnisreferierende *Einordnung* durch die Soziologie. Im zweiten Quadranten steht der Soziologe, etwa als Autor, im Vordergrund. Hier ist der Artikeltyp der *Expertise* verortet, der der stärkeren Fokussierung auf die Soziologie in der Ergebnisberichterstattung Rechnung trägt. Der untere Teil fokussiert im dritten Quadranten extrem auf die Disziplin, mit mehreren Soziologen, Kontroversen, Urteilen von Journalisten, wissenschaftlicher Wertzuweisung sowie Theorie und Kritik an der Geltung. Folgerichtig sind hier die Typen der *Rezension* und des *Portraits* zu finden. Der vierte Quadrant ist dagegen stark abgegrenzt: Hier gibt es keine Soziologen, sondern nur die Allgemeinheit des Faches, keine Quellen oder Forschungskontexte, dafür Medienthemen und sonstige Autoren. Der Artikeltyp der *Kurzkritik* fasst diesen Bereich der Berichterstattung zusammen.

Abbildung 5.8: Soziologieartikeltypen im Raum der Soziologieberichterstattung



5.6 Variantenreiche Persönlichkeiten – Soziologen in der Presse

In den 350 Soziologie-Artikeln finden sich 314 Soziologen. Während zwar der Anteil an Artikeln ohne Soziologen kleiner wird, sinkt sowohl die absolute Zahl an Soziologen in den Artikeln als auch der Anteil, den sie an allen untersuchten Sozialwissenschaftlern ausmachen (ca. 30%). Dies liegt am zunehmenden Anteil von Artikeln mit genau einem Soziologen (ca. 66%), während die Anteile von Artikeln mit zwei (8%) oder mehr als zwei (3%) Soziologen abnehmen. Die folgenden Ergebnisse finden sich auch in den Tabellen und Abbildungen von Kapitel 3.4.

Namentlich werden vor allem theoretisch-zeitdiagnostisch orientierte Soziologen am häufigsten genannt (Beck, Luhmann und Bourdieu; vgl. Tabelle 3.5). Zugleich scheinen Soziologen, wenn sie häufiger auftauchen, eher den Klassikern zuzuordnen zu sein. Niklas Luhmann und Max Weber sind vor der Erhebung

gestorben, Pierre Bourdieu stirbt zu Beginn der Erhebung 2002 und Ulrich Beck nach der Erhebung 2016. Lediglich ein Name steht während des Erhebungszeitraums in der Hauptphase der wissenschaftlichen Biografie, also als Professor vor der Emeritierung. Gleichzeitig taucht Eike Emrich hier auch wegen seiner Vizepräsidentschaft beim Deutschen Leichtathletik-Verbands auf. Die fünf meistgenannten Soziologen nehmen zusammen 12 % aller Nennungen ein, die beiden meistgenannten Ulrich Beck und Niklas Luhmann je 3 %.

Über 80 % der Soziologen sind männlich, der Anteil von Soziologinnen steigt jedoch im Zeitverlauf. Männer werden dabei deutlich häufiger als etabliert, Theoretiker, Intellektueller, öffentlich motiviert, als Gewinn oder als wissenschaftsfixiert dargestellt, Frauen häufiger als Empiriker.

Ein Viertel der Soziologen wird bloß genannt, der Anteil wächst zudem über die Zeit. Etwa 40 % der Soziologen wird als etabliert oder reputiert dargestellt (mit sinkender Tendenz), Nachwuchswissenschaftler (3 %, zunehmend), Aufstrebende (1 %, zunehmend) oder Außenseiter (3 %, abnehmend) kommen so gut wie gar nicht vor. Während nur fünf Prozent als Experten gelabelt werden, kommen die Bezeichnungen Intellektueller (16 %), Empiriker (17 %) und Theoretiker (14 %) häufiger vor; allerdings sinkt der Anteil bei all diesen. Je zu 28 % werden Soziologen mit politischen oder öffentlichen Motivationen versehen (beides nimmt jedoch ab), seltener mit ökonomischen (2 %, zunehmend) oder moralischen (13 %, abnehmend). In etwa 15 % der Fälle (minimal abnehmend) wird das Privatleben thematisiert, 9 % der Soziologen werden als Gewinn vorgeführt (sinkend), während nur sehr selten Soziologen als Gefahr (2 %, abnehmend) oder wissenschaftsfixiert (4 %, abnehmend) erscheinen.

Soziologentypen

Die Typisierung der Soziologen folgt dem Verfahren bei den Sozialwissenschaftlern in Kapitel 3.4.2. Der erste Typ wird als *Ergebnislieferant* bezeichnet. Die dargestellten Soziologen sind nicht im Fokus der Aufmerksamkeit in den Artikeln, sondern werden lediglich überdurchschnittlich mit empirischer Forschung in Bezug gesetzt. Die geht also auch mit einer Hinwendung zur Öffentlichkeit und theoretischem Hintergrund einher. Auffällig ist, dass diese Forscher im Vergleich seltener als Einzelkämpfer auftreten denn in Gruppen und sich hier der relativ höchste Anteil von Soziologinnen findet. Die Artikel sind eher der disziplinären Wissenschaftsberichterstattung zuzuordnen.

Ergebnislieferanten sind mit gut 22 % der zweithäufigste Typus, sinken aber im Trend. Es zeigt sich eine starke Phase zwischen 2003 und 2007 mit Werten um die 30–35 %. Hiernach werden die Werte nicht mehr erreicht, es findet sich dagegen eine Tiefphase 2010–2012, in der die Werte um die 10 % liegen.

Im zweiten Typ finden sich insgesamt die meisten kodierten Informationen zu den jeweiligen Soziologen und damit sind sie als *Portraitierte* zu interpretieren.

Am wichtigsten hierfür sind die Informationen zum Privatleben der Forscher, die eher der theoretisch-intellektuellen Seite der Soziologie zuzuordnen sind, aber durchaus eine starke Hinwendung zur Öffentlichkeit und zu politischen Themen aufweisen. Portraitierte Soziologen tauchen in den Artikeln meist alleine auf, die Artikel sind meist auf die Person oder die Disziplin fokussiert und vor allem im Feuilleton zu finden.

Portraitierte variieren über die Jahre stark in ihrem Anteil an den Soziologen, der Trend ist aber nur minimal sinkend. Hohe Werte 2002, 2005, 2009 und 2012 über 25 % werden in der Regel von mehreren schwächeren Jahren abgelöst (2007 und 2013 sogar unter 10 %). Durchschnittlich finden sich gut 19 % der Soziologen in diesem Typ wieder.

Etablierte, der dritte Typ, sind wiederum inhaltlich unterbestimmt. Hierbei scheint es sich um eine Sammlung von Soziologen zu handeln, die in unterschiedlichen Kontexten auftauchen, dabei aber immer mit einer herausragenden Stellung innerhalb der Disziplin oder ihrer Organisation bedacht werden. Entsprechend spiegelt dieser Typ auch die Varianz der Soziologie-Berichterstattung am stärksten wider.

Die Kurve der Etablierten sticht durch das 0 %-Ergebnis 2005 heraus, der Rest der Werte schwankt etwas, wobei nur noch 2012 ein Wert unter 10 % folgt. Der Trend ist leicht sinkend, finden sich doch die höheren Werte über 20 % eher in den früheren Erhebungszeitpunkten und zuletzt 2010. Im Durchschnitt liegt der Anteil der Etablierten bei gut 18 %.

Der vierte Typ, *Kommentator*, macht sich vor allem aus der Kombination der soziologiefremden Kontexte bemerkbar, insbesondere politischer. Hierin ist er dann in der Regel auch Fokus der Berichterstattung. Ähnlich wie die Portraitierten taucht dieser Typ weniger in der Wissenschaftsberichterstattung auf, als hier vor allem auch im Sonstigen.

Die Kurve der Kommentatoren verläuft relativ stabil zwischen 10 % und 20 % und im Trend sogar leicht steigend. Dabei finden sich 2009 und 2012 zwei schwächere und 2006 und 2013 zwei stärkere Werte. Die Kommentatoren sind mit knapp 17 % der seltenste Soziologen-Typ.

Die *bloß genannten Soziologen* schließlich liegen nahe am Typ der Etablierten, auch sie decken die Varianz der Soziologie-Berichterstattung ab. Allerdings fehlt ihnen die Kontextualisierung in der Disziplin. Dieser Typus ist am klarsten einer, der nicht im Fokus der Berichterstattung steht.

Die *bloß genannten Soziologen* sind der häufigste Typ (25 %) und nehmen im Zeitverlauf klar zu. Während die Kurve in der ersten Erhebungshälfte unter 30 % bleibt und 2003 sogar nur 5 % erreicht, fällt sie in der zweiten Hälfte nicht mehr unter 20 % und weist 2012 f. Werte um die 45 % auf.

Die Typen unterscheiden sich anhand der Dimension der Motivationen: Politische, öffentliche und moralische finden sich häufig bei den Portraitierten und den Kommentatoren, die sich zentral durch die Darstellung des

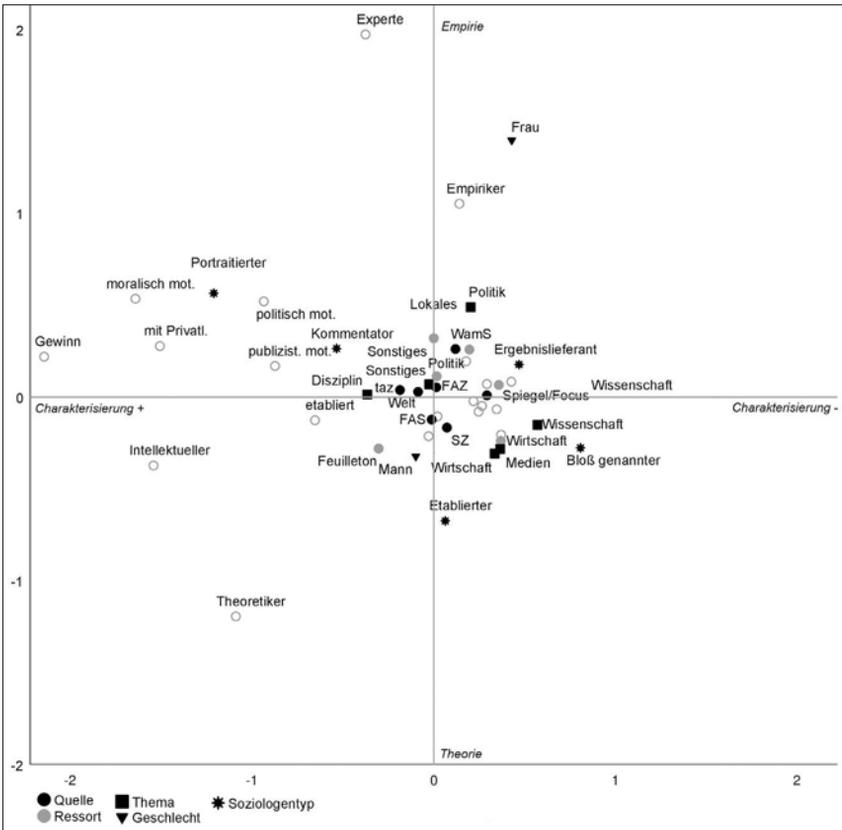
Privatlebens, der Forschung und der Tiefe der Etikettierung unterscheiden. Die anderen drei Typen weisen in dieser Dimension durchschnittliche bis unterdurchschnittliche Werte auf. Die Ergebnislieferanten werden dabei durch ihre Forschung und nicht wie die Etablierten durch ihre Position charakterisiert. Den bloß Genannten fehlt jede Charakterisierung. Thematisch unterscheiden sich die beiden ausführlicher charakterisierten Typen Portraitierte und Kommentatoren bezüglich disziplinärer Themen gegenüber politischen und anderen Themen. Dies wiederholt sich bei den Ressorts, während die Portraitierten eher im Feuilleton (und Politik) vorkommen, streuen die Kommentatoren weiter. Die nach Forschung charakterisierten Faktenlieferanten sind in den wissenschaftsnahen Themenstellungen und Ressorts (Wissenschaft und Feuilleton) öfter vertreten, weniger in den Sonstigen und anderen. Die nach Position dargestellten Etablierten liegen sehr im Durchschnitt. Die bloß Genannten sind vor allem in den sonst schwachen Kategorien stark. Letztendlich unterscheiden sich die Soziologen-Typen hauptsächlich nach der Tiefe der Beschreibung: Die Portraitierten sind in fast allen Personeneigenschaften mit hohen Werten vertreten, die Kommentatoren in etwas weniger, dann die Etablierten und die Faktenlieferanten und schließlich die bloß Genannten. Die Artikeleigenschaften differenzieren die Typen weniger stark. Die Typen Portraitiert und Kommentator sind jeweils am stärksten auf die Soziologie und eine Person fokussiert, während die Ergebnislieferanten und die Etablierten hier wiederum öfter auch mehr als eine Person im Artikel aufweisen. Die bloß genannten Soziologen entsprechen hier der Erwartung, dass sie nur beiläufig vorkommen. Es findet sich zudem ein leichter Periodika-Einfluss: Ergebnislieferanten und Etablierte zeigen sich am stärksten in der FAZ/S, Portraitierte in der taz, bloß Genannte in der Welt/S, nur die Kommentatoren finden sich durchschnittlich in den Periodika.

Soziologen in der Soziologieberichterstattung

Mittels der Korrespondenzanalyse lassen sich die Ergebnisse visuell zusammenfassen (Abbildung 5.9). Die horizontale Achse des Raums zeigt hierbei die Tiefe der Darstellung der Soziologen: Während links nahezu alle inhaltlichen Beschreibungen zu finden sind, steht rechts der Typ des bloß genannten Soziologen. Die vertikale Achse des Raums ist hingegen inhaltlich durch die Theorie-Praxis-Differenz bestimmt: Oben finden sich die Labels Experte und Empiriker, sowie die weiblichen Soziologen; unten die Theoretiker. Die Artikeleigenschaften wie Periodika, Ressort und Thema spielen insgesamt nur eine untergeordnete Rolle. Soziologen werden somit in der Wirtschafts-, Medien- und Wissenschaftsberichterstattung (Quadrant 3) in der Regel nur genannt. Je mehr sich die Berichterstattung Richtung Feuilleton bewegt, desto männlicher, etablierter und theoretischer wird sie; je mehr sie sich Richtung Politik bewegt,

desto weiblicher, empirischer und desto mehr mit Expertise gelabelt wird sie. Diese Schere durchschneidend finden sich die Portraits, also die ausführliche Darstellung von Soziologen, die sehr viele unterschiedliche Charakterisierungen umfassen.

Abbildung 5.9: Soziologentypen im Raum der Soziologieberichterstattung



6 Zwischen Dauerbeobachtung und Wissenschaft – Ökonomik in der Presse

Ökonomik in der Presse zeigt sich zwischen *Dauerbeobachtung und ökonomischer Wissenschaft*. Zunächst wird die Diskussion innerhalb und über die Ökonomik in der Öffentlichkeit zusammengefasst (6.1). Der Umfang der Ökonomikberichterstattung wird im folgenden Unterkapitel dargestellt (6.2). Hieran schließen sich die Ergebnisse der standardisierten Inhaltsanalyse (6.3) und der Typenbildung (6.4) an, die in der Beschreibung des Raums der Ökonomikberichterstattung zusammengefasst werden (6.5). Für die Ökonomen, die als *etablierte Experten* charakterisiert werden, wiederholt sich diese Form (6.6).

6.1 Ökonomik in den Massenmedien

Einigermaßen erstaunlich ist doch die dürftige Literaturlage bezüglich des Themas Ökonomik in den Massenmedien. Freilich finden sich Arbeiten über Wirtschaftsberichterstattung, in denen wissenschaftliches Wissen aber nur eine beiläufige Rolle spielt (vgl. etwa: Richardson (1998) oder Hester & Gibson (2003) für den US-amerikanischen Kontext und K. Beck et al. (2012) über Wirtschaftsberichterstattung in der Boulevardpresse). Ebenso gibt es eine lange Tradition, die Wirkung ökonomischer Theorien auf politisches Handeln zu reflektieren (vgl. Stehr 1991; Speich Chassé 2013). Ähnlich wenig wissenschaftliches Wissen fokussierend ist der Umgang in den ansonsten herausstechenden Arbeiten von Suttles (2010) und Beyrle (2016). Weiterhin ist ökonomisches Wissen Gegenstand von Diskursanalysen geworden (Maeße 2012, 2017). Zudem finden sich einzelne Arbeiten zu Schaubildern der Ökonomik und Prognostik der Konjunkturforschung (Reichmann 2013, 2018). Nur verwiesen sei auf die inzwischen zahlreichen Arbeiten zur Soziologie der Ökonomik (vgl. etwa für den bundesrepublikanischen Kontext den Sammelband von Maeße et al. (2017)). Hierbei sind auch die Finanzkrise und deren massenmediale Resonanz Auslöser einer verstärkten soziologischen Analyse der Ökonomik als Disziplin (vgl. Pahl 2011). Die Finanzmarktkrise hat auch sprachwissenschaftlich inspirierte Sammelbände provoziert: Peltzer et al. (2012) thematisieren vor allem die Versprachlichung der Finanzmarktkrise, aber auch diskursanalytisch die Akteure ebenso wie künstlerische Verarbeitungen. Zur Ökonomik im Film finden sich ebenfalls einige Arbeiten (vgl. etwa Parvulescu (2018)). Schließlich finden sich noch pragmatische Einlassungen aus dem Feld selbst zur Beratung durch Massenmedien.

Till van Treeck (2017, S. 345) bezeichnet die Volkswirtschaftslehre in Deutschland als eine überaus erfolgreiche öffentliche Wissenschaft. Dies äußert sich insbesondere an den zahlreichen Rankings in Printmedien, aber auch an der Institution der Wirtschaftsweisen (ebd.) und der vergleichsweise starken Präsenz in der medialen Berichterstattung (ebd., S. 354). Ebenso öffentlich sind allerdings auch die zahlreichen und unterschiedlich begründeten Kritiken an der Verfasstheit der Wirtschaftswissenschaften in Deutschland und international (ebd., S. 345 f.). An dieser Stelle wird die Folge einer starken öffentlichen Position deutlich: Die Ökonomik kommentiert und berät die Politik in Wirtschaftsfragen, wird in dieser Hinsicht aber auch am Erfolg der Ratschläge und Empfehlungen gemessen, was in Folge der Finanzkrise zu vermehrter Kritik auch an innerwissenschaftlichen Verhältnissen, insbesondere der mangelnden Pluralität der Ökonomik führt. Politische Entscheidungen wie die Schuldenbremse oder die Austeritätsorientierung im Zuge der Eurokrise werden hierbei mit den marktliberalen Theorieansätzen der wirtschaftswissenschaftlichen Meinungsführer in Verbindung gesetzt und somit das Scheitern oder die legitime Kritik an Ersteren zum Scheitern des Letzteren gemacht (ebd., S. 346 f.). van Treeck (ebd., S. 348) fasst aber auch direktere politische Einflussnahmen und Positionierungen wie die Gründung der AFD durch den Volkswirtschaftler Bernd Lucke als Teil der Öffentlichen Wirtschaftswissenschaft: „Dabei werden sowohl der große gesellschaftliche Einfluss von öffentlicher Wirtschaftswissenschaft deutlich als auch die weltanschauliche Radikalität breiter Teile der deutschen Ökonomenschaft bzw. ihre Eingebundenheit in gesellschaftliche Interessenkonstellationen.“

Pahl (2011, S. 259) weist zentral auf die verstärkte öffentliche Kritik an der Ökonomik nach der Finanzkrise hin: Zwar habe es schon vor der Krise Kritiklinien am internationalen Mainstream innerhalb der Ökonomik gegeben, erst mit der Finanzkrise erhielten diese jedoch auch innerhalb der Tagespresse größeren Raum. Kern der Kritik ist die nicht vorhergesehene Krise sowie die Mitverantwortung an der Krise (ebd.). Pahl (ebd., S. 263) zeigt aber auch öffentlich (insbesondere in der *FAZ* und im *Handelsblatt*) ausgetragene Auseinandersetzungen von Ökonomen in Deutschland anlässlich von Neubesetzungen von Professuren in Köln, die bis hin zur Anzeigenschaltung von Aufrufen führte. Pahl (ebd., S. 263) sieht die Auseinandersetzung „zwischen Vertretern der Ordnungsökonomie und solchen der modernen, quantitativ orientierten Makroökonomie“. Diese Auseinandersetzung steht auch für verschiedene Positionierungen gegenüber öffentlichen Interventionen: Die älteren Lehrstuhlinhaber verstanden öffentliche Kommentare zur (Wirtschafts-)Politik als Teil ihrer Rolle, während die neueren strikter auf Fachpublikationen fokussieren. Die Finanzkrise wird innerhalb dieser Auseinandersetzung zum Argument gegen den insbesondere US-amerikanischen Mainstream, gegen den sich die deutsche Ordnungsökonomie wendet, und als „Verifikationsinstanz für Theoriedispute“ verwandt (ebd., S. 265 f.; Hervorhebung entfernt; JWK). Dies geschieht, indem der Politik zwar

die Hauptschuld an der Krise zugewiesen wird, allerdings in enger Beratungsabhängigkeit zum Mainstream (ebd., S. 266). Weitere Diskussionspunkte sind die Formalisierung und angebliche Wirklichkeitsferne des Mainstreams, die Kunstfertigkeit höher als die umfassende Wahrnehmung der Komplexität der Wirklichkeit schätze (ebd., 269 ff.). Die Kontroverse umfasste nach Pahl (ebd., S. 272 f.) die Zentrum-Peripherie-Differenzierung der globalen Ökonomik, differente Wissenschaftsauffassungen und konkurrierende Traditionen.

Anschließend an die öffentlichen Diskurse um Problemdefinitionen und Lösungsvorschläge deuten Diskursanalysen, angelehnt an die gesellschaftstheoretischen Entwürfe von Foucault und Bourdieu, die Lösung solcher Diskurse als durch Machtressourcen bestimmt. Nicht das bessere Argument setzt sich in dieser Sicht durch, sondern die mächtigsten Akteure. Wissenschaft erscheint hier selbst als spezieller Diskurs, der sich zwar in den Spieleinsätzen und -regeln unterscheidet, allerdings in den grundlegenden sozialen Mechanismen gleicht. Macht ist stets umkämpft, Ziel von Diskursen ist für die Akteure die Erringung von Machtpositionen, die sich strukturell etwa in Berufspositionen, diskursiv in Sprecherpositionen darstellen. Die Fragestellung lautet für diese Arbeiten dann: „Wie entsteht im ökonomischen, politischen oder medialen Diskurs Deutungshoheit?“ (Maeße 2017, S. 192). Deutungshoheit entspringt wiederum erlangten exklusiven Sprecherpositionen.

Wirtschaftsexperten sind entsprechend Fallbeispiele für den allgemeinen Prozess der Herstellung von Macht und Deutungshoheit. Maeße (2017, S. 293 f.) konstruiert Wirtschaftsexperten dabei als Semiprofessionelle, die sich unter „multiplen institutionellen, sozialen und epistemischen Voraussetzungen als Deutungsakteure diskursiv in Szene [...] setzen.“ Ihren theoretischen wie gesellschaftspolitisch wichtigen Einfluss generieren sie gerade durch die multiplen Felder. Als Vergleichstypen dienen hier Professionelle und Intellektuelle. Experten unterscheiden sich gegenüber Professionellen vor allem aufgrund der fehlenden Klientenorientierung. Experten sind dagegen mit in dieser Hinsicht komplexeren, weniger standardisierteren und heterogeneren Situationen konfrontiert. Experten sind auf der anderen Seite nahe den spezifischen Intellektuellen, wie sie Foucault (2003) benannt hat. Diese Bestimmung wendet sich gegen die Vorstellung von universalen Intellektuellen und ihrer „inkompetenten aber legitimen Kritik“ (vgl. Lepsius 2009). Die Kritik, die spezifische Intellektuelle äußern, ist sozusagen nicht inkompetent, da sie sich auf enger begrenzte Zusammenhänge bezieht, die von den spezifischen Intellektuellen in anderer Hinsicht (etwa in Wissenschaft oder Kunst) bearbeitet werden. Die Kritik von Maeße (2017) setzt nun hier an, indem er den diskursiven Zügen der von ihm analysierten Wirtschaftsexperten eine Wirksamkeit zuspricht, die über spezifische Diskurse hinausgeht. Diese Wirksamkeit wird wiederum als Macht interpretiert, die zum einen zur Bestätigung der machtvollen Sprecherposition dient, zum anderen auch andere Positionen und damit verbundene Interessen bestätigt. „Diskursive

Deutungshoheit agiert demokratisch und nicht autoritär, weil sie auf Polyphonie basiert und zwischen unterschiedlichen Perspektiven vermittelt“ (Maeße 2017, S. 297). Die Diskursanalyse zeichnet nun die sprachlichen Züge nach, die zur Konstruktion und Anerkennung von Sprecherpositionen gemacht werden. „Hierfür werden die sprachlichen, ikonischen und gestischen Technologien untersucht, die Akteure nutzen, um sich als Proponenten einer akademischen Idee, politischen Forderung, eines bestimmten Lebens- und Konsumstils oder einer anderen Sichtbarkeitsform zu positionieren“ (Maeße 2017, S. 297). Es gilt hierbei Technologien von Strategien innerhalb von Dispositiven zu unterscheiden: Dispositive meinen hier soziale Kontexte und ihre diskursiven Positionierungsstrategiespiele; Technologien bezeichnen hierbei die Arrangements der Dispositive.

Wirtschaftsexperten generieren ihre Deutungshoheit durch das elegante Spiel innerhalb eines trans-epistemischen Feldes. Dies macht insbesondere auf die notwendigen Interventionen der verschiedenen Felder ineinander aufmerksam, welche Konvertierungsarbeit bezüglich der verschiedenen Kapitalsorten erfordern. Das Feld der Wirtschaftsexperten bezeichnet die Schnittstelle von Wissenschaft, Politik, Medien und Wirtschaft. Hierbei ist die These Maeßes (2017, S. 299 f.), dass Wirtschaftsexperten nur in Bezug auf Eliteökonomien zu deuten sind. Diese beiden distinktiven Diskursfiguren nehmen aufeinander Bezug und ermöglichen die Konstruktion von Deutungshoheit: nicht nur in massenmedialen Diskursen, sondern auch in solchen der Ökonomik. Eliteökonomien sind Produkt eines globalen Prozesses der Volkswirtschaftslehre, der aus einer standardisierten Qualitätsbeurteilung ökonomischer Forschungsbeiträge resultiert und bestimmte Standorte ökonomischer Forschung prämiert. Wirtschaftsexperten wiederum agieren hauptsächlich in der Beratung verschiedenster Organisationen, finden sich jedoch als „Medienökonomien“ auch in massenmedialen Kontexten wieder (vgl. Maeße 2017, S. 300 f.). Verbunden sind beide Typen mit einer Vielzahl anderer, die ebenfalls ökonomisches Wissen mobilisieren, über eine symbolische Ökonomie ökonomischen Expertentums, „die über das trans-epistemische Feld der Diskursproduktion mit einander verbunden sind“ (Maeße 2017, S. 301).

„Wenn Wirtschaftsexperten sich mit medial aufbereiteten Aussagen positionieren, dann werden immer unterschiedliche Bedeutungen gleichzeitig generiert“ (ebd., S. 302 f.). Im Fall der Medienökonomien handelt es sich hierbei um alltägliche, politische und wissenschaftliche, die ebenfalls drei Kapitalsorten erzeugen: moralisches, politisch-strategisches und akademisch-symbolisches. Interessant ist diese Position in der vorliegenden Arbeit vor allem deshalb, da Alternativen für die qualitative Analyse angeboten werden. Die Perspektive, in der mediale Aussagen interpretiert werden, ist jedoch die hier schon eingeführte akteurszentrierte. Verfolgt werden diskursive Strategien von Medienökonomien, die im Kontext der Massenmedien „populäres Kapital“ erzeugen wollen. Populäres Kapital wird auf eine nicht näher beschriebene Weise durch die Multireferenz anderer Kapitalsorten gebildet. Die verschiedenen Möglichkeiten,

Aussagen von Ökonomen zu verstehen, verdeutlichen dies. Dies unterliegt hier laut Maeße (2017, S. 303 f.) weniger medialen Logiken, als der Referenz auf alltägliche Deutungsmuster, die letztendlich auf eine gesellschaftliche Moral deuten (s. auch oben). Erst durch die Hinzunahme von wissenschaftlicher Autorität wird hierbei Hoheit produziert. Ökonomische Expertise wird als politisch neutral konstruiert, gleichzeitig jedoch politischen Lagern zugeordnet. Dies bleibt leider insgesamt eher behauptet, als rekonstruiert, wie das folgende resümierende Zitat auch zeigt:

„Die alleinige Positionierung in der Alltagswelt, im medialen Feld und in der politischen Welt scheint in zeitgenössischen ökonomischen Expertendiskursen ein wichtiger Faktor zu sein, insbesondere dann, wenn der Diskurs sich aus seinem Spezialistendasein hinausbewegt, um breitere, universellere Themen anzusprechen und damit für ein relativ umfangreicheres Set von sozialen Akteuren von Bedeutung zu sein.“
(Maeße 2017, S. 305)

Problematisch sind bei diesem Ansatz die kleineren performativen Widersprüche (alleinige Position in mehreren Kontexten), die austauschbaren Begriffe (Welt, Feld, Diskurs) und unklare metaphorische Wendungen (Dasein von Diskursen, breite Themen). Die Deutung dabei ist wiederum banal, macht es doch massenmediale Kommunikation aus, sich auf ein diverses Publikum zu beziehen. Die These dahinter, dass Bedeutung der Aussagen generiert wird, ist dagegen aus den theoretischen Vorannahmen folgerichtig, wenn auch die politische Zielrichtung der Analyse nicht expliziert wird. Denn was Hans-Werner Sinn in dem interpretierten Beispiel sagt, ist in der Interpretation bemerkenswert klar, vor allem von den einzelnen Bezugsakteuren ohne Schwierigkeit zu verstehen und mit den eigenen Interessen in Bezug zu setzen. Die Möglichkeit, dass zwischen den verschiedenen Akteuren und Milieus Grenzen zu überwinden sind, die die Bedeutung der Aussagen verändern, wird hier nicht gesehen. Wenn aber allen Beteiligten klar ist, was die Motive der jeweils anderen Sprechenden ist (nämlich immer nur Kapitalakkumulation, die sich nur widerwillig spezifischen Technologien beugt), sind die sinnhaften Polyvalenzen und Unklarheiten ignorierbar: vor allem ist aber nicht nötig, ihre Geltung jenseits der diskursiven Strategie zu prüfen, da die weltanschaulichen Lager ja schon vorher benannt und die Aussagen dadurch erklärt werden.

Daraus lassen sich für Maeße (2017, S. 305 f.) nun auch wieder gesellschaftstheoretische Thesen und normative Urteile ableiten:

„Es kann hierbei problemlos eine (unbewusste) arbeitsteilige Trennung zwischen den Medienexperten und der akademischen Gemeinschaft vorgenommen werden. Während die Gruppe der MedienökonomInnen sich auch karrieretechnisch auf eine Laufbahn in Politik und Medien konzentriert, können die anderen KollegInnen ihre Zeit darauf

verwenden, durch Forschung akademische Werte zu produzieren, welche die besondere, außerordentliche Qualität ihrer ansonsten durchschnittlichen Wissenschaftlichkeit herausstellt.“

Überraschend wird hier zugunsten einer weltanschaulichen klaren Lagertrennung jede gesellschaftliche Differenzierung und Unklarheit der Interpretation beiseitegeschoben. Beachtenswerter sind dagegen die Interpretationen der Arbeitsteilung selbst: Durch die Kritik an medial geäußerten Deutungen, schreiben sich diese gewissermaßen in den akademischen Diskurs ein. Dies ist dann wiederum ein Zeichen für das Kapital des Medienexperten Hans-Werner Sinns. Dieses besteht im Medienfeld aus der Fusion der Kapitalien Moral, Politik und Wissenschaft. Dieses Kapital hat allerdings im Falle der Ökonomen besondere Bedeutung:

„Dadurch verdichtet sich die Sprecherposition des Medienökonomen zu einer besonderen Diskursposition, die sich nicht ohne weiteres [sic!] mit der Position anderer Fachexperten (etwa Biologen, Soziologen, Bildungswissenschaftler etc.) vergleichen lässt, weil die Relevanz der Aussage des Medienökonomen über den Relevanzrahmen der Fachexpertise hinaus reicht und den Alltag sowie den politischen Diskurs in besonderem Maße erreicht.“ (Maeße 2017, S. 307)

Als Begründung hierfür dient die angeblich besondere Rolle der Ökonomik für ein (schon wieder nicht näher beschriebenes) Feld, das sich historisch gewachsen gebildet hat und die Verbindung von ökonomischen Technologien und Wirtschaft sowie Staat thematisiert. Insgesamt sind es aber die Eliteökonomen, die für das symbolische Kapital der Medienökonomen bürgen.

Sicherlich richtig ist jedoch die Besonderheit, mit der akademische Reputation in der VWL zugewiesen wird (vgl. Maeße 2017, S. 308–313). Hier sticht vor allem die paradigmatische Einheit im Vergleich zu anderen Sozialwissenschaften hervor, die standardisierte Qualitätsbeurteilung, Rankings und auf Grundlage derer klare Reputationshierarchien erzeugt – die nicht zuletzt auch für die Besetzung von Positionen ausschlaggebend ist, noch vor etwa thematischer Nähe zur Ausschreibung einer Stelle. Interessanterweise spielen die Massenmedien an einer spezifischen Stelle hier eine zentrale Rolle. In Deutschland zeigt sich die Hierarchie der Standorte zentral im *Handelsblatt-Ranking*. Hier organisiert also eine massenmediale Organisation eine wirksame Beschreibung der Qualitätsunterschiede der deutschen VWL, die von den Akteuren zustimmend, reifizierend aufgenommen wird.¹⁵³ Wiederholt findet sich hierbei die These, dass sich die feldspezifische Struktur der Wissenschaft als symbolisches Kapital an der öffentlichen Sprecherposition von Medienökonomen abbildet: „Diese vielschichtige

153 Dies steht natürlich im starken Kontrast zur Soziologie, wo sich die DGS dem Hochschulranking der *Zeit* entzieht.

Wertstruktur des symbolischen Kapitals manifestiert sich allerdings als ein Effekt seiner trans-epistemischen Kommunikationslogik, es ist die andere – gewissermaßen feldsoziologische – Seite der diskursiven Multireferenz“ (Maeße 2017, S. 313).

Deutungshoheit im Maeße'schen Sinne speist sich zwar aus einer dominanten Position, die aus alltäglicher, politischer und akademischer Anerkennung gespeist wird, sie wirkt aber paradoxerweise nicht dominant.

„Vielmehr geht es gerade nicht darum Dominanz auszuüben, sondern darum, einen relativ komplexen, multireferentiellen Kommunikationsprozess zu ermöglichen, der die Fäden zusammenführt und somit diverse Interessen, soziale Perzeptionen, Handlungslogiken und Machtoptionen in Politik, Alltag und Wissenschaft orchestriert.“ (Maeße 2017, S. 313)

Erklärt wird dies durch das historisch gewachsene Interessenfeld zwischen Staat, Wirtschaft und Wissenschaft, welches nicht nur besondere Aufmerksamkeitschancen in der massenmedialen Sphäre produziert, sondern auch das spezifische Wechselspiel der massenmedialen Deutungshoheit mit der akademisch standardisierten Qualitätsbeurteilung. Dies deutet Maeße (ebd.) als Verlust der Autonomie der Ökonomik und diagnostiziert die Ökonomik als

„wohl eine der fremdbestimmtesten Wissenschaften. Sie erkaufte sich gesellschaftspolitische Relevanz mit akademischer Selbstbestimmung, denn Deutungshoheit geht nicht mit Freiheit und Autonomie einher, sondern sie bedeutet schließlich, sich in komplexe Abhängigkeits-, Macht- und Kommunikationsverhältnisse hineinzugeben.“

Die relative Stärke des Feldes der Ökonomik, welches in Bezug auf die Orientierung und Beeinflussung anderer Felder, autonomer erscheint als insbesondere die Soziologie, findet sich auch im internationalen Kontext (vgl. Albert 2003 mit empirischen Analysen von Quebec). Die stärkere paradigmatische Einheit führt dazu, dass Ökonomen gerade in früheren Karrierephasen weniger auf die Instrumentalisierbarkeit und Anschlussfähigkeit ihrer Forschung achten müssen als Soziologen (ebd., S. 176). Wechselseitig bestärken sich so akademische Autonomie, Theoriestandpunkt, politische Neutralität und Karrierewege (ebd.). Dies sollte auch einen Hinweis darauf geben, warum Fragen der öffentlichen Publikumsansprache, Positionierung und Politisierung weniger endemisch zu sein scheinen als in der Soziologie: Neben der verwissenschaftlichen akademischen Ökonomik gibt es einen ebenso professionalisierten Bereich, der sich an Nicht-Ökonomen wendet. Diese Bereiche konkurrieren allerdings nicht miteinander, sondern erscheinen wechselseitig voneinander abhängig.

Innerhalb der Thematisierung ökonomischen Wissens in den Massenmedien spielt immer wieder Zeit eine essenzielle Rolle. Angelehnt an ökonomische

Rationalitäten spiegelt auch die Berichterstattung das Problem wirtschaftlichen Handelns: Wie ist der Status Quo, auf welchen Erfahrungen der Vergangenheit lassen sich Prognosen für die Zukunft ableiten?

Beyrle (2016, S. 209) macht systemtheoretisch inspiriert auf den ritualisierten Charakter von Nachrichten aufmerksam, die ob ihrer minimalen Variation Gegenwartsorientierung erlauben, insbesondere auch durch die quantifizierte „alltägliche Berichterstattung der Zustände der gegenwärtigen Gesellschaft, beginnend mit den Börsenkursen und Wirtschaftsdaten, über die Widerspiegelung von Zuschauermeinungen und Wahlentscheidungen, endend bei Sport und dem Wetterbericht“. Um Objektivität und Neutralität bemüht stellt die „Produktion von Daten, Statistiken und Graphiken die Königsdisziplin“ hierbei dar, die sich verstärkt auf eigens dafür konstruierte Expertisen und „welterzeugende Formen“ stützt: „Nachrichten erzeugen mit, was sie beobachten“ (ebd.). Dies dient auch der Koordination der Funktionssysteme: „Informationen, die in Nachrichten erscheinen, sind in hohem Maße anschlussfähig für andere Systeme, weil sie möglichst prägnant und verdichtet sind“ (ebd., S. 210). Innerhalb der Konjunkturberichterstattung weist Beyrle (ebd., S. 211) darauf hin, dass die Meldung einer Prognose selbst als Ereignis aufgefasst werden muss. Durch die Vielzahl der Konjunktur-Prognosen stabilisieren sich diese gegenseitig und bieten für Anschlüsse gleichzeitig die Möglichkeit ebendiese zu ignorieren (ebd., S. 219). Gleichwohl bleiben Entscheidungen von unabhängigen Informationen abhängig (ebd., S. 216). Und Entscheidungsträger sind insbesondere in der öffentlichen Berichterstattung Hauptadressat der Konjunkturforschung, wie Beyrle (ebd., S. 225) anhand der Übergabezeremonie des Jahresgutachten der „Wirtschaftswesen“ anschaulich macht: „Insgesamt scheinen die Politikberatungsfunktion und das Ereignis der öffentlichen Kritik aus Expertensicht relevanter zu sein als die Prognose und der Zustand der Wirtschaft. Die Politiker sind die Akteure, nicht die Wirtschaft.“ Auch Beyrle (ebd., S. 227 f.) macht auf die große Leistung des Indikators des prognostizierten Wirtschaftswachstums aufmerksam, der die Myriaden von Wirtschaftskommunikationen auf eine einzelne Zahl reduziert und damit die Einheit der Wirtschaft selbst mitreproduziert. Der Prägnanzimperativ wird hierbei der Öffentlichkeit zugeschrieben (ebd., S. 232):

„Für öffentliche Kommunikation zählt das Ereignis, in dem der Prozess der Herstellung noch symbolisiert, aber nicht nachgezeichnet wird. Wie eine Prognose zustande kommt, wird nicht thematisiert, es genügt der Verweis auf Wissenschaftlichkeit und Weisheit, um die wohl umfangreichen Prozeduren für die Öffentlichkeit zu streichen.“

Daraus ergibt sich ebenfalls die Ambivalenz des Anschlusses, denn die Zahlen und Prognosen können und sollen ja Veränderungen auslösen, allerdings sind diese nicht unter Kontrolle zu bringen, schon gar nicht durch die Intentionen der Prognostiker (ebd., S. 232 ff.):

„Gerade weil die Zahl 1,9 von den 500 Seiten Gutachten und allem, was mit ihm an Arbeit verbunden ist, gelöst werden kann, ist sie so fruchtbar für einen öffentlichen Diskurs. Zahlen sind außerdem prädestiniert für eine solche Beobachtung, weil sie nur in einem Vergleich aussagekräftig werden, der kontingent ist.“

Damit ist auch gesichert, dass falsche Prognosen keine ernsthaft negativen Konsequenzen für die Berichterstattung über Prognosen haben, letztendlich ist das Scheitern der Prognose in ihr selbst schon angelegt, versteht man sie als Teil der Ökonomie: „Das Funktionieren des Modells führt zu dessen Zusammenbruch, weil sich durch die Anwendung eines Modells die Bedingungen seiner Geltung verändern“ (ebd., S. 237). Für Beyrle (ebd., S. 238) zeigt sich hier die zentrale Sozialität der Form der Nachricht, die jenseits der Geschichteninhalte „für eine Aufrechterhaltung der Trennung des Realen und Disponiblen sorgt“. „Der Gewinn der Prognose kann nicht in einer möglichst konkreten Vorhersage der Zukunft gesehen werden, sondern in einer Orientierung der Gegenwart“ (ebd., S. 240).

Sowohl die Herstellung wie auch die Berichterstattung darüber sind nur mehr oder weniger komplexe Annäherungen an das reale Geschehen, daher sind die Abkürzungen der Berichterstattung insbesondere im Nennen der Institutionen zu sehen, die über die Verfahren wachen (ebd., S. 242). „Die wirklichkeitsgenerierende Kraft kann nicht in den Verfahren selbst, sondern muss in der Symbolisierung der Verfahren gesucht werden“ (ebd.). Somit sichert der öffentliche Diskurs wiederum die Anschlussfähigkeit in anderen Systemen, da die Organisationen auch wieder verantwortlich gemacht werden können (ebd., S. 243). Massenmedien multiplizieren Ereignisse dadurch, dass sie über sie berichten (was wiederum Ereignisse darstellt), sorgen in ihrer Form der Nachricht gleichzeitig aber auch für die Anschlussfähigkeit der Ereignisse (ebd., S. 243 f.). „Die vielfältigen Perspektiven lassen etwas aufscheinen, was nun eine außermediale Existenz zugewiesen bekommt“ (ebd., S. 245). Darin sieht Beyrle (ebd., S. 245 f.) auch die größte Wirkung der Massenmedien, nämlich in der Möglichkeit differente Meinungen zu anscheinend realen Fakten haben zu können.

„Im Falle von regelmäßiger Gegenwartsbeschreibung sticht deutlich hervor, dass die Beschreibung der Wirklichkeit über Daten und Fakten nur vordergründig eine eindeutige Welt präsentiert. Sie dient gleichzeitig zur Multiplizierung dieser Wirklichkeiten angekoppelt an eine geteilte Beschreibung.“ (Beyrle 2016, S. 246)

Reichmann (2013, S. 339 f.) thematisiert das Zeitproblem der Ökonomie hinsichtlich der grafischen Darstellungen, insbesondere der Konjunkturforschung, die vor allem die Wissenskommunikation dominieren. Hauptakteur der visuellen Wirtschafts-Wissens-Kommunikation sind Wirtschaftsforschungsinstitute, innerhalb derer die Bildproduktion allerdings nicht von den Forschern selbst

vollzogen wird, sondern an technische Abteilungen ausgelagert wird (ebd., S. 340). „Die von mir untersuchten Wirtschaftsforschungsinstitute hingegen verkaufen nichts als ihre wissenschaftliche Expertise“ (ebd.), im Gegensatz etwa zu Konjunkturabteilungen innerhalb von Banken. Die Wirtschaftsforschungsinstitute sind „im Vergleich zu anderen sozialwissenschaftlichen Disziplinen“ sehr erfolgreich darin, mittels „vielfältige[n] und ausgeprägte[n] Möglichkeiten [...] ihr Wissen in der Öffentlichkeit und als Basis für politische Entscheidungen zu positionieren“ (ebd., S. 341). Die Expertisen sind in der Regel öffentlich und niederschwellig verfügbar (ebd., S. 342). Auch die Ökonomik selbst hat eine höhere Affinität zu Schaubildern in ihren wissenschaftlichen Veröffentlichungen als vergleichbare Disziplinen (ebd., S. 343). Das dominante Schaubild ist dabei ein Verlaufsschaubild, also eines mit einer horizontalen Zeitachse und einer quantifizierenden vertikalen Achse (ebd., S. 344 f.). Reichmann (ebd., S. 347) interpretiert dieses dominante Schaubild als Aggregation:

„Aggregiert wird dabei allerdings nicht Ratio und Emotio eines Marktes, sondern es werden spezifische Teile, die als „die Wirtschaft“ erfasst werden, einbezogen und zu einem Aggregat zusammengefasst. Dieses Aggregat weist, erstens, durch seinen quantitativen Charakter darauf hin, dass wir Wirtschaft auf eine spezifisch-quantitative Weise wissen und dabei einen wissenschaftlich bedingten Ausschnitt aller möglicher wirtschaftlichen Handlungen erfassen. Zweitens besteht das Aggregat aus einer Reihe von Symbolen und symbolhaften Bedeutungen.“

Damit geht Reichmann (ebd., S. 348 ff.) über die Deutung der reinen Komplexitätsreduktion hinaus, denn das wissenschaftlich entstandene dominante Schaubild trägt ebenso normative Imperative wie Hinweise auf die Machtstrukturen der Gesellschaft mit sich.

Einen originellen Brückenschlag zwischen Medien- und Rezeptionsforschung hinsichtlich Ökonomie in den Medien bietet Gerald Suttles *Front Page Economics* (2010). Mittels des Konzepts von kognitiven Landkarten und in Zusammenarbeit mit einem Künstler (Mark D. Jacobs) konstruiert Suttles aus den Titelseiten der *Chicago Daily Tribune* der Krisenjahre 1929 und 1987 Karten der Ökonomie (vgl. ebd., S. vii).¹⁵⁴ Insbesondere für ein abstraktes Thema wie die Wirtschaft eines Landes und deren Krisen braucht es Symbole, damit der Leser den Strom der Artikel überhaupt verstehen kann: „It is a virtual world, but still one grounded in experience and made real by analogy“ (ebd., S. 10). Rahmenanalytisch geschult nimmt er für die Analyse der Narrationen auch Bezug auf

154 „I will call these written visualizations „wordscapes“, for like theatrical staging they attempt to create something like what we call landscapes with their foreground, midground, and background“ (Suttles 2010, S. 89). 1929 finden sich im Übrigen mehr Titelseitengeschichten als 1987.

Burkes Dramatheorie mit fünf essenziellen Teilen einer Geschichte (ein Akteur, eine Narration, die Motivation des Akteurs, seine Möglichkeiten und das Habitat; einer der Helden ist beispielsweise der Dow Jones (ebd., S. 61)): „Dramatism were a way of defining social reality“ (ebd., S. 14). Hierbei zeigen sich aber in der historischen Betrachtung der medialen Darstellung von Wirtschaft Unterschieden.¹⁵⁵

„In 1929 business, commerce, finance, and transportation („traction“) had belonged to the businessman (usually the owner-businessman) who had the authority to render judgement on them. By the early 1940s the owner-businessman had taken back seat to federal appointees, bank economists, stockbrokers and, sometimes, university economics. The front page news was news about the „American economy“, something both distinctively American and inclusive of all our economic activities.“ (Suttles 2010, S. 37)

In diesem Zusammenhang wird die Dauerbeobachtung des Bruttosozialprodukts einer der Erzählmotoren (ebd., S. 38). Innerhalb der Krisenerzählung von 1987 kommt eine Maschinenmetapher hinzu, allerdings eine, in der die Krise der Maschine als Krankheit allegorisiert wird (ebd., S. 47, 51). Suttles bemerkt (ebd., S. 119) auch einen Wandel von eher anekdotischer zu fakten- und nummernorientierter Berichterstattung. Die Krisenberichterstattung ist dabei auch Teil der Krise selbst, was den Akteuren der Krise durchaus bewusst ist:

„When taken together, it is apparent that these temporal modulations were not simply after-the-fact reporting but were that part of „the economy“ that rouses hopes, sets expectations, cheers on expectant readers, and attempts to quiet alarm. Economic news is one of the ways that what is expected to happen does happen.“ (Suttles 2010, S. 116)

Als Kernbotschaft der analysierten Erzählungen ergibt sich für Suttles, dass die ökonomische Maschine unter Kontrolle gebracht werden kann:

„The persistence of the machine ideology of the economy may be for show, but „show“ is not unimportant in mass societies. A vocabulary that works for professional economists, businessman, reporters, and the general public is a vital part of the public discourse that makes mass societies manageable. Indeed, ideologies in general may be more important as a rhetoric with which we overcome uncertainty than as a precise prescription for conduct.“ (Suttles 2010, S. 191)

155 Im Jahresverlauf gibt es laut Suttles (ebd., S. 118f.) einen Zyklus der Wirtschaftsberichterstattung, der im letzten Quartal eines Jahres seinen Hochpunkt aufweist und bis ins dritte Quartal sinkt.

Die Botschaften der Medien in diesem Sinne entstehen jedoch erst im Rezeptionsprozess:

„I think that economic news leaves most readers where most of them were beforehand: aware, if not able to articulate it, that the news of the economy is part of the economy. The facts never stand alone in these news stories, and there is almost always a forecast that precludes precipitous action. All the studies of the media show at least one consistent finding: readers read the news as intentional behavior. The news is aimed to achieve some kind of result and readers are very good at reading into the news some such intent. It isn't that they simply translate the journalist's code into their code but that they read into the journalist's code an unwritten objective.“ (Suttles 2010, S. 189f.)

Eine Besonderheit der Ökonomik stellt schließlich die Vergabe des Nobelpreises für Wirtschaftswissenschaften dar, der allerdings nur den Namen mit den anderen Nobelpreisen gemein hat (vgl. Lebaron 2006). Gestiftet von der schwedischen Nationalbank in Gedenken an Alfred Nobel wird er von Lebaron (ebd., S. 88 ff.) als Verbindung von politischem, ökonomischem und wissenschaftlichem Kapital analysiert, dessen symbolische Strahlkraft ökonomisches Wissen in der Hierarchie der Wissenschaften mit naturwissenschaftlichem gleichsetzen und von anderen Sozialwissenschaften absetzen soll. Innerhalb der Ökonomik unterstützt der Nobelpreis die Tendenzen der Homogenisierung und Standardisierung des Fachs, er personalisiert zudem das symbolische Kapital des Preises (ebd., S. 90 f.). Diese Personalisierung dient zugleich der Aufnahme in massenmedialen und künstlerischen Kontexten, die sich an den Biografien der Preisträger orientieren (ebd., S. 91). Damit werden Nobelpreisträger durch die Preisverleihung vergleichbar mit Intellektuellen. „Nobel economists constitute a particular subgroup of the general field [der Ökonomen; JWK], particularly interesting for politicians and the media, involving a process that can be described as a *conversion of symbolic capital*“ (ebd., S. 96). Die Medien haben durch die Preisverleihung einen Anlass sowie auch das notwendige Material, ausführlich über die Preisträger und ihre Leistungen zu berichten. Dies geschieht laut Lebaron (ebd.) zunächst durch die Übersetzung der Ergebnisse in „ordinary language“, was politische, normative oder konkrete Kontextualisierungen beinhalten kann. Ebenfalls dazu gehören Interviews, die den Preisträgern die Möglichkeit bieten, auch über Themen jenseits der eigenen Forschung zu reden, sowie bei manchen die Möglichkeit, regelmäßige Kolumnen zu verfassen (ebd., S. 97). Schließlich werden die Preisvergaben in der Regel auch als Botschaft verstanden respektive von den Medien als solche interpretiert, die entweder in das Feld der Ökonomik wirken (Würdigung bestimmter Theorien und Methoden) oder in politische bzw. öffentliche Debatten intervenieren sollen (ebd.).

„Economists are defined as scientists who are particularly relevant in the discussion about „social“ problems. The Nobel institution contributes thereby to their professional and political legitimacy as public intellectuals in competition with other professionals, scientists or experts, especially of social scientists. As a result, the practical and political contribution of social sciences generally is reduced simultaneously increasing the importance of economic analysis.“ (Lebaron 2006, S. 99)

Auch Suttles (2010, S. 126) macht auf die Bedeutung der Nobelpreise aufmerksam: Er stellt sie in einen allgemeinen respektvolleren Umgang mit Ökonomen während der Krisenberichterstattung 1987, die auch Nennung von Spezialisierungen und Institutionen umfasst, die er 1929 so nicht findet. Ebenfalls findet sich 1987 die Erwartung, dass die akademischen Ökonomen den Crash erklären und Folgen prognostizieren können (ebd., S. 124). Dies hängt jedoch nach Suttles (ebd., S. 123) mit der allgemeinen Tendenz zusammen, in der Quellen wichtiger werden:

„In neither year were academic economists routinely relied upon to interpret the day-to-day events of the economy or stock market. But the reporters needed someone other than just themselves to make their accounts credible or „scientific“, especially when so much had failed.“

Beratung und Expertise stellt für alle Sozialwissenschaften eine relevante Bezugsgröße dar. Innerhalb der Ökonomik erscheint dieser Bereich allerdings als am institutionalisiertesten. Während der breite Bereich der Möglichkeiten und der Erforschung von Beratung durch Sozialwissenschaften hier nicht diskutiert werden muss (vgl. etwa: Albaeck 1995, Webster 2007),¹⁵⁶ soll der Schwerpunkt auf eine besondere Form der Thematisierung der Beratung liegen: Derjenigen durch und über die Medien. Dies wird dabei übrigens auch von den Medien selbst verstärkt in den Blick genommen, was wiederum von der Berater-Szene selbst wahrgenommen wird (vgl. Falk et al. 2008, S. 4). Insbesondere Politik-Beratung sieht sich selbst in einer ambivalenten Position zwischen der wissenschaftlich basierten Hilfe bei Problemlösungsprozessen und der Instrumentalisierung als Legitimation (ebd., S. 7). Dabei produzieren die sich verändernden „Governance-Strukturen“ neue Herausforderungen für die Berater, die sich insbesondere auf eine Vielzahl neuer Akteure einstellen müssen, was gleichzeitig aber auch neue Formen der Beratung relevant werden lässt: „Zur klassischen direkten

156 Ebenfalls spielt die demokratietheoretisch heikle Frage der Beratung hier keine Rolle. Während klassischerweise Beratung als Einfallstor für Technokratie und fehlende demokratische Kontrolle betrachtet wurde, kann man Beratung auch als notwendige Einbindung einer Vielzahl von Akteuren in den politischen Gestaltungsprozess interpretieren, der wiederum durch die Öffentlichkeit kontrolliert wird (vgl. Mai 2008).

Politiker- und Regierungsberatung trat die indirekte Gesellschaftsberatung über öffentliche Foren und Medien“ (ebd., S. 8).

Nicht nur die differenzierungstheoretische Konzeption, auch die Akteure in der Politikberatung gehen von einer Vielzahl von Missverständnissen im Prozess aus (beispielsweise Wolfgang Franz (2009, S. 97), der die Arbeit des Sachverständigenrats der gesamtwirtschaftlichen Entwicklung (SVR) reflektiert). Eines wäre beispielsweise die Unklarheit, wessen Wohl bei der wirtschaftspolitischen Beratung eigentlich im Interesse der Berater läge: das der zu beratenden Bundesregierung oder das der Gesellschaft (ebd.). Die Beratung der Öffentlichkeit, die auch in der Medienberichterstattung über die Beratung realisiert wird, ist dabei gesetzlicher Auftrag des SVR – dies findet sich auch in den Aufträgen der Wirtschaftsforschungsinstitute wieder (ebd., S. 97, 99). Die Unabhängigkeit des SVR gegenüber der Regierung stellt hierbei eine entscheidende Ressource für die öffentliche Glaubwürdigkeit dar, während die Glaubwürdigkeit in der Ökonomik über die Reputation der Mitglieder sichergestellt wird (ebd., S. 98). Eine Gefahr der Glaubwürdigkeit des SVR liegt dabei paradoxerweise in einer möglichen zu konkreten Einmischung in die „operative Wirtschaftspolitik“ (ebd.). Wirtschaftsforschungsinstitute wie das ZEW liegen dabei zwischen universitärer und privatwirtschaftlicher Forschung:

„Es [das ZEW; JWK] unterscheidet sich einerseits von Universitätsinstituten in erster Linie durch die Ausrichtung seiner Forschungen auf den wirtschaftspolitischen Beratungsbedarf und andererseits von Consulting-Unternehmen durch den hohen Anspruch an Wissenschaftlichkeit seiner Aktivitäten und die wissenschaftliche Weiterqualifikation der Mitarbeiter in Form von (obligatorischen) Dissertationen, Habilitationen und Publikationen in international angesehenen wissenschaftlichen Zeitschriften.“ (W.Franz 2009, S. 99)

Die Schwierigkeiten der Beratung identifiziert W.Franz (ebd., S. 100) auf beiden Seiten: Während die Berater über Beratungsresistenz der Beratenen klagen, die nur selektiv unterstützende Ratschläge verwenden, kritisieren die Beratenen die politische Realitätsferne wissenschaftlicher Expertise sowie die unterschiedlichen Zeithorizonte. W.Franz (ebd., S. 101) sieht eine gewisse Nähe innerhalb von Öffentlichkeit, Politik und Wissenschaft, wenn es um unerwartete Ergebnisse von Forschungen geht: Alle drei Bereiche nehmen „abweichende Resultate, [...] Anomalien und Spezialfälle“ stärker als Lehrbuchwissen wahr, was die Arbeit des Beraters erschwert, der solche sowohl einschätzen als auch kommentieren können muss.

„Noch schlimmer verhält es sich mit den Medien, die sofort und zu jedem Aspekt die volle Wahrheit hören wollen. Sie reagieren mit Unverständnis, wenn man sie um Bedenkenzeit bittet oder sich gar für unzuständig erklärt, eben weil es anscheinend genug

Consultants und Professoren mit einer ausgeprägten Begabung für Spontanreaktionen gibt, deren Qualität sich dann allerdings sehr schnell als noch sehr steigerungsfähig herausstellt.“ (W. Franz 2009, S. 102)

Allerdings spielt die Presse laut W. Franz (ebd., S. 103) auch eine Rolle bei der Qualitätssicherung von Beratung, kann sie doch „Gefälligkeitsgutachten“ kenntlich machen und qualitativ steigerbare Gutachten erinnern- und bewertbar halten. Die Frage der Qualität öffentlich verbreiteter wirtschaftswissenschaftlicher Forschungsergebnisse thematisiert auch G. Wagner (2006, S. 21), der populärwissenschaftliche Orientierung eher etablierteren Forschern und nur die Thematisierung von exzellenter Forschung empfiehlt: „Aber in allen Disziplinen publizieren bei weitem nicht alle Forscher populärwissenschaftlich. Das sollte man auch von Volkswirten nicht erwarten. Im Gegenteil: Da die Popularisierung zweitrangiger Forschungsergebnisse gefährlich sein kann, sollten sogar nur die Besten populär publizieren.“

Ruß-Mohl (1988) weist schließlich auf die Bedeutung der Medien für das Verhältnis von Sozialwissenschaften und Politik hin, die etwa auch als Kontext in Politikberatungs- und Implikationsprozesse miteingerechnet werden sollten. Medienberichterstattung beeinflusst die Meinung der Bevölkerung, von der die Durchsetzung von spezifischen Politiken ebenso abhängt. Gleichzeitig wird das Wissen, das von Experten repräsentiert wird, ebenso in der medialen Arena verhandelt, wirkt dabei sowohl auf die Bevölkerung wie die Politiker ein. „Die Vermutung scheint mir deshalb nicht von der Hand zu weisen, daß in ähnlicher Weise auch das Bild von den Sozialwissenschaften, von der Sozialforschung und von der wissenschaftlichen Politikberatung durch die Medien mitgeprägt wird“ (ebd., S. 91). Sozialwissenschaftliche Politikberatung wird wirksam, wenn sie von einem positiven Medienecho begleitet wird, welches strategische Beziehungen zu Medien aber auch Arbeit am öffentlichen Image impliziert (ebd., S. 92): „Ob Sozialwissenschaft politisch wirksam werden kann oder nicht, ist indes auch eine Frage der politischen Kultur und des Wissenschaftsklimas – und beide werden wiederum von der Medienberichterstattung in ganz beträchtlichem Ausmaß mitgeprägt.“

Zusammenfassung

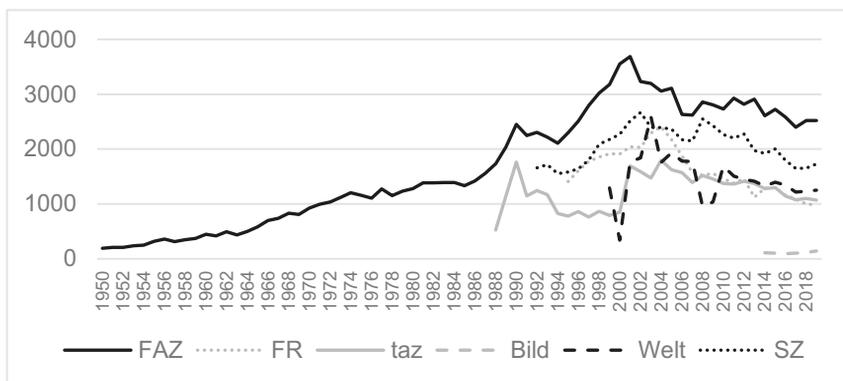
Während empirische Analysen der Präsenz der Ökonomik in den Massenmedien erstaunlicherweise rar gesät sind, finden sich jedoch einige Arbeiten, die die gesellschaftliche Kontextualisierung der Ökonomik und deren massenmediale Repräsentation thematisieren. Dies leitet zur These, die Ökonomik weist den höchsten Grad an Medialisierung auf. Der Diskurs innerhalb der Ökonomik über die massenmediale Präsenz scheint sich ebenfalls, dem offensichtlichen Erfolg der Disziplin in der massenmedialen Sphäre entsprechend,

direkt in die massenmediale Sphäre zu verlagern: Es wird weniger über Massenmedien als in Massenmedien verhandelt. Dem Fehlen standardisierter Forschungsergebnisse über die Ökonomik im Speziellen stehen allerdings einige qualitativ orientierte Arbeiten gegenüber, die jedoch allesamt nicht direkt auf die Darstellung der Ökonomik als Wissenschaft in den Massenmedien fokussieren. Der Forschungsstand zur Ökonomik weicht also insgesamt von dem der Soziologie wie der der Ethnologie ab, da weit weniger der schwierige Zugang zur Öffentlichkeit und den Medien reflektiert wird. Es scheint so, als wäre das nicht nötig, da die Ökonomik sowohl eine relativ anschauliche interne Hierarchie (mit der Spitze des Nobelpreises) besitzt als auch ein korrespondierendes Ressort in den Massenmedien existiert als auch die Frage nach der Wirkung des Faches in der Politik- und Öffentlichkeitsberatung institutionalisiert ist.

6.2 Ausmaß und Entwicklung der Ökonomikberichterstattung

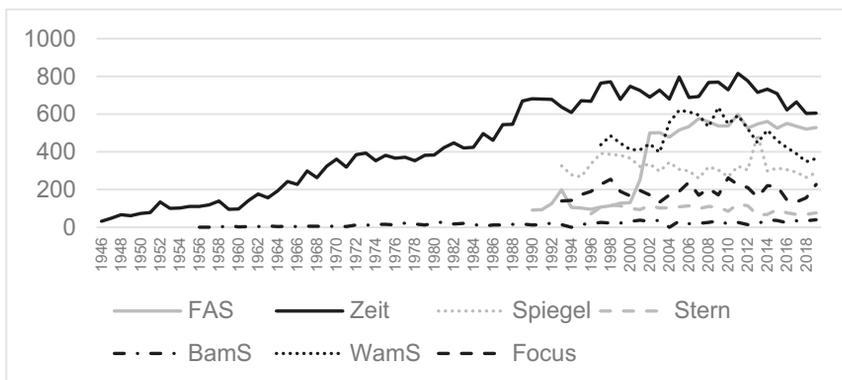
Entwicklung seit 1949

Abbildung 6.1: Ökonomikdatenbanktreffer in Tageszeitungen pro Jahr



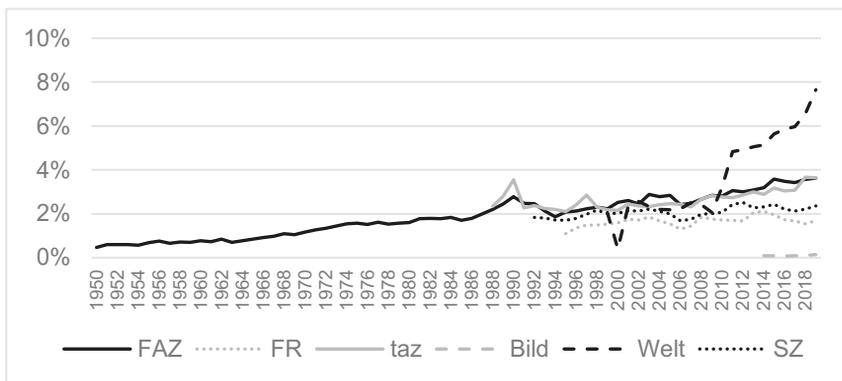
Die FAZ veröffentlicht die meisten Artikel mit ökonomischem Inhalt im historischen Vergleich der sechs Tageszeitungen (vgl. Abbildung 6.1). Es folgen die SZ, die FR, die Welt, die taz und die Bild. Während im Trend die Entwicklungen der FAZ, der SZ, der taz und der Bild steigen, fallen sie bei FR und Welt. Aufgrund des hohen Anteils der Ökonomik an der Gesamtberichterstattung gleichen die Verläufe denen aller drei Disziplinen sehr (vgl. Abbildung 3.1). Die Werte steigen in der Regel bis in die erste Hälfte der 2000er-Jahre und fallen seitdem.

Abbildung 6.2: Ökonomikdatenbanktreffer in Wochenperiodika pro Jahr



Auch die Verläufe bei den Wochenperiodika gleichen denen bei allen drei Disziplinen sehr (vgl. Abbildung 3.2): Zeit, FAS und WamS steigern ihre Artikelzahlen bis in die 2010er-Jahren, danach fallen sie leicht; bei den übrigen Periodika verläuft die Entwicklung eher stabil. Die Zeit weist kontinuierlich die höchsten Artikelzahlen aus, hier folgen im Schnitt WamS, FAS, Spiegel, Focus, Stern und BamS (vgl. Abbildung 6.2). Im Trend steigen die Artikelzahlen für die Zeit, die FAS, den Focus und die BamS, für WamS, Spiegel und Stern fallen sie.

Abbildung 6.3: Anteil Ökonomikberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr



Der Anteil der Ökonomikberichterstattung an der Gesamtberichterstattung steigert sich in allen sechs Tageszeitungen im historischen Vergleich (vgl. Abbildung 6.3). Besonders deutlich bei Welt, FAZ und taz, etwas weniger stark bei FR, SZ und Bild. Die höchsten Anteile finden sich im Durchschnitt für die Welt, gefolgt von der SZ, der FAZ, der taz, der FR und der Bild.

Wie bei den Tageszeitungen gleichen sich auch die Entwicklungen der Anteile der Ökonomikberichterstattung an der Gesamtberichterstattung denen bei allen drei Disziplinen (vgl. Abbildung 3.4). Den höchsten Anteil weist kontinuierlich die Zeit auf, es folgen im Durchschnitt Spiegel, FAS, Stern, WamS, Focus und BamS. Im Trend steigen die Artikelzahlen, besonders stark bei der FAS, bei Stern und BamS nur sehr gering.

Abbildung 6.4: Anteil Ökonomikberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr

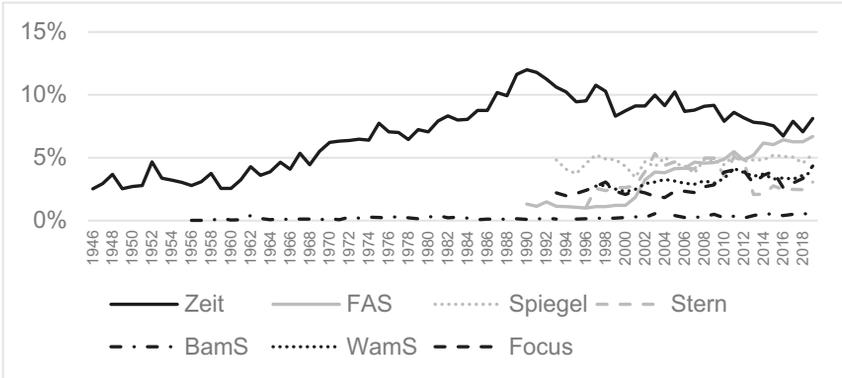
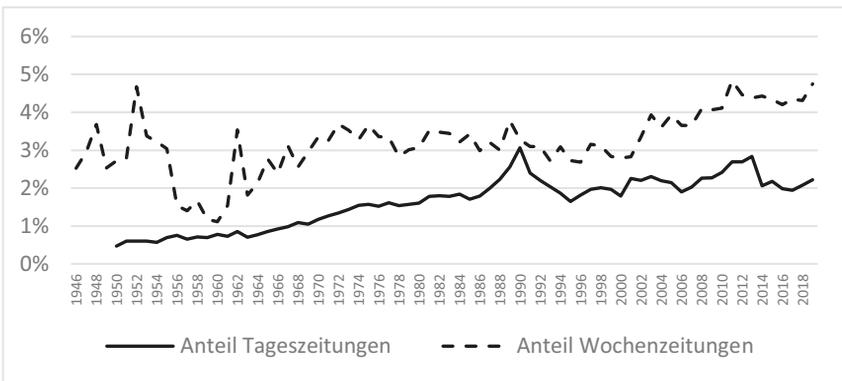


Abbildung 6.5: Anteil Ökonomikberichterstattung in Periodikatypen pro Jahr

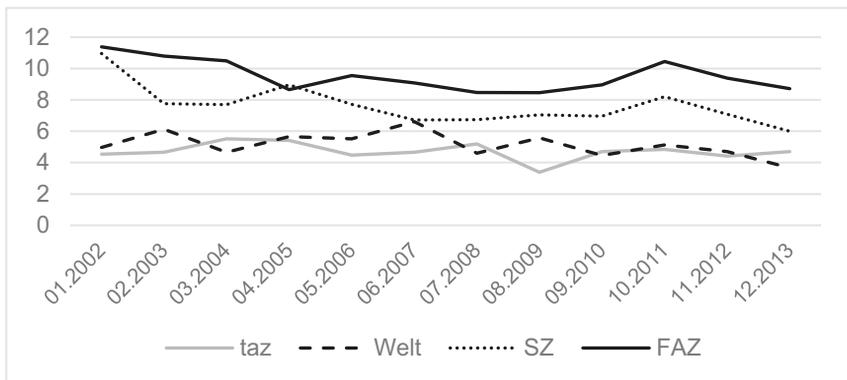


Zunächst steigt die Zahl der Ökonomikartikel stärker als die Zahl aller Artikel bis in die Mitte der 1980er-Jahre. Hiernach steigen die Zahlen bis 2000 ungefähr gleich stark an, wenn auch die Ökonomikberichterstattung um 1990 sich stärker darstellt. Ab Mitte der 2000er-Jahre fallen beide, die Ökonomikberichterstattung bleibt aber ab 2000 dynamischer als die Gesamtberichterstattung, die Presse ökonomisiert sich also in diesem Sinne. Abbildung 6.5 zeigt schließlich die Entwicklung der Anteile der Ökonomikberichterstattung an der Gesamtberichterstattung

für die beiden Medientypen. Mit der Ausnahme der Zeit von Mitte der 1950er-Jahre bis in die Mitte der 1960er-Jahre liegt der Anteil in den Wochenzeitungen bis 2000 im Durchschnitt etwas über 3 %. Hiernach steigt der Anteil in den nächsten zwanzig Jahren relativ deutlich auf ca. 4,5 % an. Der Anteil in den Tageszeitungen steigt im Zeitverlauf relativ kontinuierlich von unter 1 % auf über 2 % an. Ein Hochpunkt der Berichterstattung um 1990 sticht heraus.

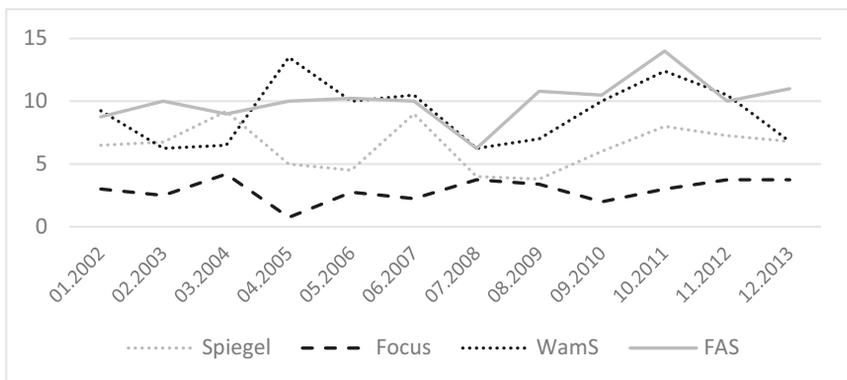
Ausmaß der Berichterstattung im Untersuchungszeitraum

Abbildung 6.6: Ökonomikartikel pro Ausgabe in Tageszeitungen



Die meisten Ökonomikartikel erscheinen in der FAZ (durchschnittlich 9,5 pro Ausgabe), gefolgt von der SZ (7,6), der Welt (5,1) und der taz (4,7) (vgl. Abbildung 6.6). Im Trend sinken in allen vier Tageszeitungen die Artikelzahlen, am stärksten in der SZ. Entsprechend finden sich die jeweils schwächsten Werte im zweiten Teil des Untersuchungszeitraums, die jeweils stärksten im ersten.

Abbildung 6.7: Ökonomikartikel pro Ausgabe in Wochenperiodika



Auch bei den Wochenperiodika sind die Unterschiede für die Ökonomik zwischen den Periodika größer als zwischen den Vergleichsdisziplinen (vgl. Abbildung 6.7). Über 9 Artikel erscheinen pro Ausgabe in der FAS und der WamS, im Spiegel nur 6,4, im Focus 3,0. Nur im Spiegel fällt die Artikelzahl im Trend, am stärksten steigt sie in der FAS. Entsprechend liegen die jeweils höchsten und niedrigsten Werte recht stark verteilt.

Pro Ausgabe finden sich demnach ca. 7 Artikel mit ökonomischem Fachinhalt in der deutschen Presse, in Wochenperiodika relativ leicht mehr als in Tageszeitungen. Im Trend nimmt die Artikelzahl sehr leicht ab, dies gilt jedoch nicht für die Wochenperiodika. Die Periodika unterscheiden sich relativ stark in der Beitragsdichte, während in FAZ und FAS ca. 10 Artikel pro Ausgabe erscheinen, liegt der Durchschnittswert für die taz bei 5 und beim Focus bei 3.

6.3 Struktur der Ökonomikberichterstattung¹⁵⁷

Merkmale der Artikel

In den zwölf Monaten wurden 3.747 Artikel mit ökonomischem Forschungsbezug gefunden. Die Suchwörter kommen jedoch auch in sehr vielen Artikeln ohne einen Forschungsbezug vor (9.760), so beträgt der Anteil der Forschungsartikel an allen Artikeln 38 %. Durchschnittlich finden sich in den untersuchten Periodika ca. 312 Ökonomik-Artikel pro Monat. Gemessen an den Ausgaben heißt das zwischen durchschnittlich 3 Artikeln im Focus und 9,5 Artikel in der FAZ, wobei im Zeitverlauf die Artikelzahlen der Wochenperiodika steigen, die der Tageszeitungen fallen.

Ca. 62 % der gefundenen Artikel enthalten das Suchwort *ökonom*, ca. 32 % *wirtschaftsfors* und ca. 15 % *wirtschaftswis*. *ökonom* kommt tendenziell häufiger in den Artikeln vor, besonders häufig in den Artikeln der Frankfurter Allgemeine Gruppe, seltener in der taz und im Focus. *wirtschaftsfors* kommt im Trend seltener in den Artikeln vor, besonders häufig in der taz, seltener im Spiegel und der FAS. *wirtschaftswis* schließlich verliert ebenfalls tendenziell an Anteil, besonders häufig findet man Artikel mit dem Suchwort in der WamS, besonders selten im Spiegel.

Die Artikel sind durchschnittlich 721 Worte lang, aber die Spannweite beträgt über 5000 Wörter. Während ein Viertel der Artikel maximal 350 Wörter lang ist, hat das umfangreichste Viertel mindestens 850 Wörter pro Artikel. Der Wissenschaftsanteil der Artikel ist im Durchschnitt bei leicht über 50 %, das niedrigste Quartil umfasst maximal 16 %, das höchste liegt bei 100 %. Umfang und Wissenschaftsanteil entwickeln sich relativ stabil. Ebenfalls sind etwas mehr als die Hälfte der Artikel

157 Die hier wiedergegebenen Ergebnisse sind auch in den Tabellen und Abbildungen in Kapitel 3 zu finden.

mit einem grafischen Element versehen, der Anteil steigt im Zeitverlauf. In 64 % der Artikel sind Ökonomen zu finden, in der Regel genau einer, allerdings in 10 % zwei und in weiteren 8 % mehr als zwei. Der Anteil von Artikeln ohne Ökonomen fällt.¹⁵⁸

Acht von zehn Artikeln werden von Journalisten verfasst, 8 % der Artikel von Presseagenturen; beide Anteile nehmen im Zeitverlauf ab. Hinzu kommen 5 % von Ökonomen, 2 % von anderen Wissenschaftlern sowie 6 % von sonstigen Autoren; hier steigen die Anteile mit Ausnahme der Ökonomen. Die Autorennamen in Tabelle 3.3 bekommen ihre hohen Artikelzahlen hauptsächlich durch Ökonomikartikel (mit Ausnahme von Jürgen Kaube).

Über 60 % der Artikel stammen aus dem Wirtschafts-Ressort, dessen Anteil im Verlauf steigt. Die anderen Ressorts sind ähnlich stark vertreten: 9 % im Politikteil, 6 % im Lokalen, 5 % im Feuilleton, 3 % auf der Titelseite, 2 % im Wissenschaftsteil und 1 % auf den Medienseiten; die Anteile steigen mit Ausnahme der Titelseite und des Lokalen. Die restlichen 15 % verteilen sich auf die sonstigen Ressorts, dieser Anteil sinkt.¹⁵⁹

Die Hauptthemen der Artikel sind gleichmäßiger verteilt: wirtschaftliche nehmen 30 % ein, disziplinäre 28 %, politische 20 % und andere Länder 12 %. Hinzu kommen 5 % wissenschaftliche und 2 % Medien-Themen. Sonstige Themen finden sich nur in 3 % der Artikel. Die Anteile von disziplinären und politischen Themen sinken, die anderen steigen.¹⁶⁰

Auch die Anlässe der Artikel verteilen sich gleichmäßig. Am häufigsten finden sich politische Anlässe (26 %), gefolgt von Aktuellem aus der Disziplin wie Veröffentlichungen und Auszeichnungen (25 %) und ökonomischen Anlässen (16 %). Hier steigen die Anteile der disziplinären und wirtschaftlichen Anlässe im Zeitverlauf, während die politischen sinken. Kleinere Anteile finden sich für Medienanlässe und sonstige wissenschaftlichen Anlässe (je 7 %), wobei die

158 Besonders umfangreich erscheinen die Ökonomikartikel im Spiegel (Median: 1.936) und im Focus (1.026), besonders kurz in der taz (444) und der SZ (466). Den höchsten Ökonomikanteil weisen FAZ, FAS und taz auch (jeweils Median: 50 %), die niedrigsten Spiegel (7 %) und Focus (8 %). Die höchsten Anteile an bebilderten Artikel weisen Focus (100 %) und FAS (91 %) auf, die niedrigsten taz (20 %) und SZ (46 %). Die meisten Artikel mit Ökonomen erscheinen in der WamS (75 %), der FAZ und dem Spiegel (je 71 %), der Anteil von Artikeln ohne Ökonomen ist in der Welt (44 %) und im Focus (41 %) am höchsten.

159 Die Wochenperiodika weisen andere Ressortverteilungen als die Tageszeitungen auf. Spiegel und Focus weisen niedrigere Wirtschaftsanteile und höhere Politik (und Sonstige)-Anteile auf, die FAS dagegen gar keine Politikartikel und überdurchschnittlich viele Wirtschaftsartikel. Die WamS zeigt keine im Feuilleton dafür mehr im Lokalen. Während FAZ, SZ und Welt eher den Durchschnitt wiederspiegeln, weist die taz nur halb so viele Artikel im Wirtschaftsteil auf, dafür mehr im Lokalen und in den Sonstigen.

160 In der Themenverteilung fallen vor allem Focus und Spiegel aus dem Muster, da hier kaum disziplinäre Themen zu finden sind, dafür im Focus mehr Politik und vor allem Wirtschaft, im Spiegel mehr Sonstige Themen. In der taz finden sich mehr politische als wirtschaftliche Themen, die Summe beträgt aber auch hier ca. 50 %.

Entwicklung gegenläufig ist, Medienanlässe nehmen zu, sonstige wissenschaftliche Anlässe ab. Die restlichen 19 % versammeln sich unter den sonstigen Anlässen, dieser Anteil schrumpft.

Ökonomisches Wissen dient hauptsächlich der Faktenlieferung und Einordnung, der Anteil von ca. 81 % steigt tendenziell. In 36 % der Artikel wird das Wissen zur Unterstützung und zu 29 % zur Infragestellung anderer Position eingesetzt, beide Anteile steigen. In nur 7 % (aber minimal steigend) findet sich die Ökonomik in einer den Artikel kulturell aufwertenden Funktion wieder und in 27 % in anderen Funktionen (ebenfalls minimal steigend).

Qualifizierung

Am häufigsten wird ökonomisches Wissen innerhalb der Artikel Einzelpersonen zugeordnet (zu ca. 62 %), allerdings auch häufig Gruppen (ca. 39 %).¹⁶¹ Beide Formen von Zuschreibungen auf Personen steigen im Zeitverlauf. Instituten wird in ca. 26 % der Artikel das Wissen zugeordnet, Universitäten nur in 2 %.¹⁶² Beide Zuordnungen werden im Zeitverlauf seltener. In ca. 13 % der Artikel trägt das ökonomische Wissen die Allgemeinheit des Fachs, dieser Anteil steigt leicht.

Ökonomisches Wissen wird häufiger (zu ca. 37 % mit sinkender Tendenz) außeruniversitären Entstehungskontexten zugeordnet als universitären (ca. 27 % mit steigender Tendenz), in steigenden 12 % der Fälle wird ein Auftraggeber oder Drittmittelkontext angegeben. Ein privatwirtschaftlicher Kontext findet sich in ca. 5 %, dieser Anteil steigt. Am häufigsten und zunehmend erscheint das Wissen allerdings ohne Kontext (ca. 39 %).

In über einem Drittel der Artikel wird ökonomisches Wissen als allgemeines Fachwissen qualifiziert, in fast einem Drittel als Tatsachenfeststellungen mit jeweils steigender Tendenz. In fast zwei Dritteln der Artikel (abnehmend) erscheint es als begründete Annahme, in nur 7 % (abnehmend) als unbegründete.

In der Zeitdimension wird das ökonomische Wissen in der Regel als aktuell präsentiert (in 71 % der Artikel bei steigendem Anteil). Älteres Wissen kommt nur in ca. 13 % der Artikel vor, zukünftige Ergebnisse werden gar nur in 3 % angekündigt, beide Anteilwerte steigen ebenfalls im Zeitverlauf. Gescheiterte Prognosen werden in 9 % der Artikel erwähnt, auch dies öfter.

Quellen werden tendenziell etwas seltener in die Berichterstattung eingebunden. Die häufigsten Quellen sind Interviews (32 %; zunehmend) und Studien (29 %; abnehmend). Fachquellen finden sich in 14 % der Artikel, dieser Anteil sinkt. Medienquellen finden sich zunehmend und in 8 % der Artikel. Keine Quellen weisen 32 % der Artikel auf.

161 Die Gruppen sind in der Regel Gruppen von Ökonomen (zu 83 %). Interdisziplinäre Gruppen finden sich zu 5 %, transdisziplinäre zu 12 %.

162 Das DIW taucht am häufigsten als Institution auf.

Die Genesis und Geltung des ökonomischen Wissen wird zunehmend in der Berichterstattung thematisiert. Besonders häufig und zunehmend wird die Geltung thematisiert, in 44 % der Artikel, in 15 % geschieht dies auch in kritischer Manier. Das Untersuchungsmaterial wird in 25 % der Artikel erwähnt, Methoden in 21 % und Theorien in 17 %. Alle drei Genesis-Dimensionen steigen im Zeitverlauf. Kritische Diskussion der Forschungsprozessbestandteile finden sich bezogen auf das empirische Material in 1 % (steigend) der Artikel, auf Methoden in 2 % (sinkend) und auf Theorie in 8 % (steigend). In 32 % der Artikel sind keine Informationen über Genesis und Geltung zu finden.

Kontextualisierung

In drei Vierteln und zunehmend wird das ökonomische Wissen gesellschaftlich kontextualisiert. In fast jedem zweiten Artikel bei steigender Tendenz wird der Ökonomik politische Nützlichkeit zugeschrieben, in zunehmenden 36 % ökonomische. Eine Zuschreibung öffentlichen Werts findet in 17 % der Artikel statt, kulturellen Werts in 2 %; beide Anteile wachsen. Wissenschaftliche Wertzuweisung nimmt ebenfalls zu, in 15 % der Artikel. Ein Anwendungsbezug wird in 8 % der Artikel hergestellt, dies jedoch seltener.

Ebenfalls in über der Hälfte der Artikel und zunehmend wird ökonomisches Wissen in Bezug zu anderen Wissensformen gestellt. In über jedem zweiten Artikel steht die Ökonomik bei steigender Tendenz in Konkurrenz mit anderen nichtwissenschaftlichen Wissensformen. Als kontraintuitiv erscheinen das Wissen jedoch nur in 3 % (abnehmend) der Artikel. Mit anderen Disziplinen wird die Ökonomik in 4 % der Fälle in Konkurrenz gesetzt, innerökonomische Kontroversen sind in 18 % der Artikel zu finden; beide Anteile wachsen.

Auch Urteilen über die Ökonomik nehmen im Zeitverlauf zu. 26 % der Artikel enthalten ein journalistisches Urteil bei steigendem Trend. Urteile von Ökonomen sind in 10 % der Artikel zu finden, von anderen Wissenschaftlern in 6 %, auch hier steigend die Tendenzen. Politiker kommen in 9 % der Ökonomikartikel wertend zu Wort, Unternehmer in 4 %, wiederum wachsend. Sonstige Akteure in Verbund mit Urteilen wurden in 7 % (steigend) der Artikel festgestellt. Allerdings kommen 59 % der Artikel ohne Urteile aus. Sehr selten, wenn auch zunehmend, sind Kritikformulierungen an Folgen der Ökonomik (6 %) oder gar Infragestellungen der Disziplin (3 %).

6.4 Ökonomikartikeltypen

Die Typenbildung folgt der selben Logik wie in Kapitel 3.3.4 vorgestellt. Den erste Typ stellen *Wirtschaftsforschungsinstitutsmeldungen* dar. Hier wird über Wissen von Wirtschaftsforschungsinstituten berichtet, dafür werden Studien oder

Interviews herangezogen, das Wissen ist neu und begründet bzw. wird im Sinne der Faktenlieferung als Tatsachenwissen vorgestellt. Über die Qualität des Wissens wird allerdings eher weniger berichtet. Eine Kontextualisierung des Wissens findet nur im unterdurchschnittlichen Maße statt. Den Meldungscharakter unterstreicht die geringere Bebilderung und die Kürze (bei kleinerer Varianz) der Artikel. Der Anteil von Personen und der Ökonomik-Anteil ist dagegen durchschnittlich, genauso wie die Ressortverteilung. Die Artikel haben häufiger politik-ökonomische Themen, dafür etwas weniger Sonstige Themen. Es gibt eine gewisse Verschiebung von der FAZS zur taz.

Wirtschaftsforschungsinstitutsmeldungen nehmen gut 19% aller Ökonomik-Artikel ein, was im Vergleich der höchste Anteil ist. Letzteres ist allerdings nicht zu jedem Erhebungszeitpunkt so. Gerade bis 2006 ist der Anteil nie der höchste, 2004 fällt er sogar unter 15%, 2006 gar unter 10%. Zwischen 2007 und 2010 weist der Anteil dagegen die höchsten Werte auf, vor allem 2007f. sind die Werte überdurchschnittlich hoch. Im Anschluss fallen die Werte jedoch bis 2011f. wieder unter 15%. 2013 ist der Wert dann wieder der höchste und überdurchschnittlich hoch. Der sich ergebende Trend ist jedoch stagnierend.

Wirtschaftsforschungseinordnungen präsentieren ebenfalls Wissen, das in der Regel von außeruniversitären Wirtschaftsforschungsinstituten generiert wird, allerdings steht das Wissen hier im Fokus der Artikel. Daraus resultiert auch die höhere Chance, dass das Wissen qualifiziert und kontextualisiert dargestellt wird. Hier stehen die Einzelpersonen weniger im Vordergrund als Gruppen von Ökonomen, neben neuem Wissen wird auch älteres, etwa in der Form von falschen oder gescheiterten Prognosen dargestellt. Das Wissen wird insbesondere ausführlich in seiner Genesis vorgestellt, was mitunter von Journalisten auch kritisiert und in eine Konkurrenz mit der Umwelt gestellt wird. Die Artikel sind kürzer bei geringerer Varianz, enthalten aber mehr Ökonomik-Anteil als der Durchschnitt. Thematisch wird überdurchschnittlich oft die Disziplin oder die Wirtschaft erwähnt, die Artikel erscheinen zu drei Viertel im Wirtschaftsressort und etwas häufiger in der Süddeutschen Zeitung.

Wirtschaftsforschungseinordnungen sind der nominell kleinste Typ mit nur durchschnittlich 5,4%. Der Trend ist auch hier stagnierend. Die Werte pendeln die meiste Zeit um den Durchschnitt, echte Ausreißer finden sich nicht, der Wert ist 2007 mit 7,7% am höchsten, 2008 mit 1,7% am niedrigsten.

Der dritte Typ stellt eine Variante der Wirtschaftsforschungsinstitutsmeldung dar, die als *Wirtschaftsforschungsinstitutsbericht* bezeichnet wird. Auch hier wird Wissen von außeruniversitären Wirtschaftsforschungsinstituten mittels Studien und als neu, begründet bzw. als Tatsachenwissen dargestellt. Allerdings werden hier auch Qualitätsmerkmale in den Dimensionen Methoden, Empirie und Geltung thematisiert. Sie sind etwas länger als die Meldungen und weisen vor allem einen überdurchschnittlichen Ökonomik-Anteil auf. Die Themenstellungen sind zur Hälfte disziplinär und recht selten finden sich Sonstige Themen. Sie finden

sich etwas häufiger im Lokalteil und nie im Feuilleton. Überdurchschnittlich oft erscheinen sie in der Welt-Gruppe und etwas seltener in der Frankfurter Allgemeinen.

Wirtschaftsforschungsberichte nehmen im Trend minimal zu. Dabei finden sich aber gerade zu Beginn der Untersuchung (2002 f.) und 2006 starke Werte, der Höchstpunkt wird allerdings 2013 erreicht. Dem steht nur 2004 ein sehr schwacher Wert entgegen, der durchschnittliche Anteil beträgt gut 12 %.

Der vierte Typ wird als *Ökonomik-Rezension* gedeutet. Hier wird aktuelles Fachwissen der universitären Ökonomik mittels Fachquellen vorgestellt und von Journalisten in einen öffentlichen wie wissenschaftlichen Kontext gestellt. Das Wissen wird Einzelpersonen zugeordnet und als begründet insbesondere mittels der Qualitätsdimensionen Theorie und Empirie dargestellt. Die Artikel haben häufiger Ökonomen zum Thema und im Vergleich den höchsten Ökonomik-Anteil. Zur Hälfte ist das Hauptthema auch die Ökonomik, bei unterdurchschnittlichen Werten für Wirtschafts- und Sonstige Themen. Die Artikel erscheinen etwas häufiger im Feuilleton und etwas seltener in Sonstigen Ressorts, häufiger in der Frankfurter Allgemeinen und seltener in der taz.

Ökonomik-Rezensionen nehmen 9,5 % der gesamten Ökonomik-Berichterstattung ein. Der Anteil ist dabei leicht sinkend. Während die Entwicklung der Anteilswerte in der ersten Erhebungshälfte recht stabil erscheint, schwanken die Werte hiernach stärker, insbesondere zwischen 2008 und 2011, wo die Werte von knapp 5 % auf gut 15 % steigen und wieder zurückfallen.

Auch der folgende Typ enthält eine überdurchschnittliche Fokussierung auf Fachquellen, zudem aber noch stärker auch auf Medienquellen. Das Wissen wird hier also auch aus zweiter Hand bewertet und in Kontexte gestellt. Daher wird der Typ als *Kommentierung* interpretiert. Journalisten beurteilen hier das Wissen, zeigen interne Konkurrenzen und solche zur Umwelt, politische Nützlichkeit und Öffentlichkeitserregung. Hierfür wird auch auf älteres Wissen zurückgegriffen und insbesondere die Geltungsdimension wird mitunter auch kritisch diskutiert. Dass im Vergleich am häufigsten mehr als ein Ökonom in den Artikeln auftaucht, zeigt, dass die Kommentierung allerdings auch von anderen Ökonomen kommen kann, die etwa Vorschläge anderer Ökonomen kommentieren. Dies korrespondiert mit einem leicht überdurchschnittlichen Ökonomik-Anteil. Die Themenstellung der Artikel ist im Vergleich am seltensten wirtschaftlich und am häufigsten wissenschaftlich oder disziplinar. Die Artikel erscheinen nur zur Hälfte im Wirtschaftsteil und häufiger im Feuilleton sowie der Süddeutschen.

Kommentierungen finden sich tendenziell häufiger. Schwächere Anteilswerte finden sich nur in der ersten Erhebungshälfte, während der Höchstwert 2010 erreicht wird. Der Durchschnitt liegt bei knapp 10 %.

Relativ ähnlich zur Kommentierung lässt sich das Profil der *Ökonomik-Diskussion* beschreiben. Hier stehen aber wissenschaftliche und ökonomische Kontexte stärker im Fokus und das Wissen ist nur unterdurchschnittlich oft

außeruniversitären Ursprungs. Statt Einzelpersonen steht zudem die gesamte Ökonomik im Vordergrund, was allerdings auch zu einer überdurchschnittlichen Zahl von Wissenselementen ohne konkreten Forschungskontext führt. Ebenso steht weniger die Geltung als die Theorie im Zentrum der Qualitätsdiskussion. Hier finden sich auch überdurchschnittlich oft Urteile von Fachgenossen neben denen von Journalisten. Die temporale Orientierung geht stärker auf älteres, allgemeines Fachwissen, dessen wissenschaftlicher Wert hervorgehoben wird. Es taucht selten ein Ökonom allein in diesen Artikeln auf, häufiger mehrere oder gar keine. Die Artikel sind länger (bei höherer Varianz) und zu drei Vierteln bebildert. Etwas überraschend entspricht der Ökonomik-Anteil ebenso dem Durchschnitt wie die Verteilung der Themen. Immerhin gibt es einen leicht überdurchschnittlichen Wert für das Wissensressort, während das Politikressort einen leicht unterdurchschnittlichen aufweist.

Ökonomik-Diskussionen nehmen ebenfalls im Zeitverlauf zu. Hierbei schwanken die Werte allerdings etwas höher, gerade nach dem ersten Drittel der Untersuchung. Während hier die Werte den Durchschnitt von knapp 11 % nicht überschreiten, wechseln sich danach überdurchschnittliche Werte mit durchschnittlichen ab. Der Höchstpunkt wird 2008 mit über 20 % erreicht.

Das siebte Cluster stellt eine Besonderheit der Ökonomik-Berichterstattung dar, ist doch die herausragende Eigenschaft dieser Artikel, dass Ökonomen in einer Gruppe die Träger des dargestellten ökonomischen Wissens sind, die jedoch in aller Regel nicht namentlich genannt werden. Damit ähnelt dieser Artikeltyp dem zweiten, auffällig sind jedoch das z. T. völlige Fehlen und sonst höchstens durchschnittliche Auftauchen von Qualifizierungen und Kontextualisierungen. Das Wissen wird in der Regel einzig als neu dargestellt, ebenso häufig wie kontextlos. Die Artikel weisen besonders selten genau einen Ökonomen auf und im Vergleich am häufigsten gar keinen. Sie sind bei geringerer Varianz leicht kürzer als der Durchschnitt und haben weniger Ökonomik-Anteil. Die Artikel enthalten also einen Fakteneinschub durch Ökonomen, was auch zum Label wird: *Ökonomen-Fakteneinschub*. Die Themenstellungen dieser Artikel sind divers, sonstige Themen sind überdurchschnittlich oft vertreten, disziplinäre unterdurchschnittlich oft. Die Bebilderung wie die Ressort-Verteilung und die Periodika-Verteilung sind durchschnittlich. Zur Hälfte findet sich dieser Typ in der Frankfurter Allgemeinen.

Ökonomen-Fakteneinschübe nehmen 16% der Ökonomik-Artikel ein, ihr Anteil ist aber leicht sinkend. Die stärkste Phase findet sich zwischen 2003 und 2006, wo der Durchschnitt nicht unterschritten wird und 2004 der höchste Anteilswert zu finden ist. Hiernach fällt die Kurve aber bis 2008 auf den tiefsten Wert von gut 8 %, wovon sie sich allerdings unter starken Schwankungen erholt (2012 ist der Anteil wieder über 20 %).

Stellt der Ökonomen-Fakteneinschub eine Art Kommentar dar, ist dies beim letzten Typ *Ökonomen-Kommentar* noch stärker zu sehen. Hier sind es aber Einzelpersonen, die interviewt werden und in der Regel einen universitären Hintergrund aufweisen. Das Wissen dient innerhalb der Artikel der Einordnung. Hier fehlt ebenfalls eine Kontextualisierung oder eine Qualifizierung des Wissens. Dafür findet sich in nahezu allen Artikeln genau ein Ökonom, die bei höherer Varianz etwas länger sind und weniger Ökonomik-Anteil beinhalten. Die Themenstellungen sind divers, wobei sonstige Themen überdurchschnittlich oft vorkommen, disziplinäre unterdurchschnittlich. Die Artikel erscheinen im Vergleich am seltensten im Wirtschaftsteil, dafür stärker in Politik und besonders in sonstigen Ressorts. Etwas häufiger finden sich solche Artikel in den Wochenzeitschriften.

Ökonomen-Kommentare schließlich sind mit gut 17% die zweithäufigste Artikelform; der Anteil fällt allerdings stark. Im ersten Quartal der Untersuchung etwa liegen die Werte konstant um die 24%, danach wird der Durchschnitt jedoch nur noch 2008 übertroffen. Besonders schwach sind die Werte 2009 f. mit um die 10%, danach werden sie wieder etwas höher.

Die Typen unterscheiden sich zum einen in der Forschungsart des dargestellten Wissens und zum anderen in der Tiefe des dargestellten Wissens. Letzteres hängt auch vom Periodikum ab. Die ersten drei Typen behandeln insbesondere außeruniversitär entstandenes Wissen, einmal eher in Kommentar-/Einschubform, einmal in einer qualifizierten Darstellung und einmal in einer auch kontextualisierten. Zumindest durchschnittlich oft universitär entstandenes Wissen findet sich in den Typen Ökonomik-Rezension, Kommentierung und Ökonomen-Kommentar, wobei letzterer die Kommentarform wiederholt, die anderen beiden auch Unterschiede in Darstellung, Qualifizierung und Kontextualisierung aufweisen. Die beiden übrigen Typen weisen kaum Forschungskontext-Informationen auf, hier haben wir einen Kommentartyp und einen ausführlichen Typ, der auf die Allgemeinheit des Fachs rekurriert. Als eher wissenschaftsfokussiert erscheinen die Typen Wirtschaftsforschungseinordnung, Wirtschaftsforschungsinstitutsbericht und Kommentierung, politik-ökonomisch eher Wirtschaftsforschungsinstitutsmeldung und Ökonomen-Fakteneinschub, Wirtschaftsforschungseinordnung verbindet disziplinäre Themen mit wirtschaftlichen, Ökonomen-Kommentare tauchen vor allem im Sonstigen auf, die Ökonomik-Diskussion erscheint durchschnittlich. Der Suchstring **ökonom** findet sich überdurchschnittlich oft in den Artikeltypen Wirtschaftsforschungseinordnung, Ökonomik-Diskussion und Fakteneinschub, unterdurchschnittlich in Wirtschaftsforschungsinstitutsmeldung und Wirtschaftsforschungsinstitutsbericht, **wirtschaftswis** dagegen klar häufiger in der Rezension und der Ökonomik-Diskussion, klar seltener in Wirtschaftsinstitutsmeldung und Fakteneinschub. **wirtschaftsfors** ist überdurchschnittlich in WFI-Meldung, WFI-Einordnung und WFI-Bericht zu finden, unterdurchschnittlich Diskussion, Fakteneinschub und Kommentar.

einmal in der Konzentration auf die Ökonomik. Man findet mit der Wirtschaftsforschungsinsitutsmeldung einen Artikeltyp, der auch stark von Presseagenturen formuliert wird und wenige Attribute mit dem Ergebnis verbindet. Dem stehen stärkere Qualifizierungen gegenüber, insbesondere der Bezug auf Fachquellen und Ökonomen als Autoren. Hier finden sich der Wirtschaftsforschungsbericht und die Rezension. Die stärker auf die gesellschaftlichen Kontexte gerichtete Berichterstattung teilt sich dann ebenso auf. Auf der rechten Seite findet sich die starke Fokussierung auf Qualifizierung und Kontextualisierung ökonomischen Wissens. Entsprechend sind hier die Artikeltypen Wirtschaftsforschungseinordnung, Kommentierung und Diskussion zu finden. Hier finden sich ökonomische Auseinandersetzung um Theorie und wissenschaftlichen Wert wieder und auch die FAS. Schließlich findet sich sozusagen als Residualform diejenige, die ohne Quellen auskommt, keinen Kontext beschreibt und wenig Ökonomik-Anteil aufweist. Hier stehen also politische und sonstige Themen im Vordergrund, die Ökonomik kommt hier unter fernen Liefen in den Artikeln vor, wie im Fakteneinschub und im Kommentar, bevorzugt in den Nachrichtenmagazinen.

6.6 Etablierte Experten – Ökonomen in der Presse

In den 792 Ökonomik-Artikeln finden sich 711 Ökonomen. Etwa 36 % der Artikel enthalten dabei keinen Ökonomen, 46 % genau einen, 10 % zwei und 8 % mindestens drei. Sowohl der Anteil von Artikeln mit Ökonomen also auch die Zahl der dargestellten Ökonomen steigen im Zeitverlauf, was auf den Zuwachs von Artikeln mit mehreren Ökonomen zurückgeht, der Anteil von Artikeln mit einem Ökonomen sinkt. Die hier angegebenen Ergebnisse finden sich auch in den Tabellen und Abbildungen von Kapitel 3.4.

Innerhalb der Ökonomik-Artikel sind es hauptsächlich die Direktoren der außer-universitären Forschungseinrichtungen, die öfters genannt werden (Tabelle 3.5): Hans-Werner Sinn, der die Liste mit Abstand anführt, Klaus Zimmermann, Wolfgang Franz und Gustav Horn. Daneben finden sich auch hier Klassiker und bedeutende lebende Ökonomen: Keynes, Smith und Krugman. Mit Peter Bofinger und Bert Rürup finden sich auch zwei sog. Wirtschaftsweisen wieder. Claudia Kemfert ist die einzige Ökonomin mit zahlreichen Nennungen. Die in der Tabelle aufgeführten Nennungen machen ca. 17 % aller genannten Ökonomen aus, die fünf häufigsten ca. 12 % und Hans-Werner Sinn ungefähr 5 %.

Nicht einmal 5 % aller erfassten Ökonomen sind Frauen, der Anteil steigt jedoch. Frauen werden häufiger als aufstrebend, Nachwuchswissenschaftler oder Empiriker dargestellt, Männer häufiger als Theoretiker oder mit politischer bzw. moralischer Motivation.

Der Anteil von bloß genannten Ökonomen (bei denen es häufiger Männer gibt) nimmt im Zeitverlauf zu und beträgt etwa 13 %. Etwa 58 % der Ökonomen werden als reputiert dargestellt (leicht sinkend im Trend), Darstellungen von Außenseitern (2 %; abnehmend), Nachwuchswissenschaftlern (1 %, zunehmend) oder Aufstrebenden (3 %; abnehmend) kommen sehr selten vor. Die Ökonomen werden in jeweils ca. 15 % der Fälle als Experten oder Theoretiker dargestellt, in 12 % als Intellektuelle (inkl. Wirtschaftsweisen) und in 9 % als Empiriker. Hier von wächst lediglich der Anteil der Intellektuellen im Zeitverlauf. Recht häufig (40 %) bekommen Ökonomen eine politische Motivation zugewiesen oder werden als Politiker dargestellt – seltener (18 %) mit Motivation, in die Öffentlichkeit zu streben, sehr selten mit unternehmerischer (8 %) oder moralischer Motivation (6 %; die Motivationen steigen allesamt nicht). Während Gefahr oder Wissenschaftsfixierung (je 1 %; die Zuschreibung als Gefahr wächst im Zeitverlauf, die Wissenschaftsfixierung fällt) so gut wie keine Rolle bei der Darstellung von Ökonomen spielen, kommen das Privatleben in 8 % und die Zuschreibung als Gewinn für die Gesellschaft in 9 % der Fälle vor; beide Anteile fallen im Trend.

Ökonomentypen

Beim ersten Typ handelt es sich um *Etablierte*. Wiederum finden sich bei diesen keine Labels außer manchmal dasjenige des Wirtschaftsweisen – es dominiert der Reputations-Kode und damit die institutionelle Affiliation. Dieser Typ kommt eher in der Wirtschaftsberichterstattung vor. Ansonsten entspricht er dem Durchschnitt der dargestellten Ökonomen. Im Trend steigt die Kurve der Etablierten leicht, was vor allem an dem schwachen Ausgangswert 2002 und dem sehr starken Wert 2010 liegt. Ansonsten pendeln die Werte meist um die 20 %, wobei der Durchschnitt bei gut 22 % liegt.

Typ 2 wird als *Portraitiertes Theoretiker* gedeutet. Hierbei finden sich viele Personeneigenschaften wieder, mit einem herausragenden Wert beim Bezug auf Theorie. Der thematische Fokus auf die Ökonomik selbst ist klar gegeben. Der Trend der Portraitierten ist fallend. Herausragend sind ein sehr starker Wert 2005 sowie ein recht schwacher Wert 2011. In der ersten Erhebungshälfte gehört der Typ zu den häufiger Vertretenen, in der zweiten Hälfte eher zu den weniger häufig Vertretenen. Durchschnittlich finden sich gut 19 % der Ökonomen in diesem Typus wieder.

Faktenlieferanten stellen den dritten Typ dar. Auch hier findet sich wiederum eine ganze Bandbreite an Darstellungsformen, wobei der Bezug auf empirische Forschung der Stellung innerhalb der Ökonomik überwiegt. Dieser Typ ist am stärksten auf die Ökonomik selbst in der Berichterstattung fokussiert. Faktenlieferanten kommen nur im Jahr 2009 in über einem Fünftel der Artikel vor, sonst pendelt der Wert zwischen 5 % und 15 % bei einem sehr geringen Ausgangswert. Der Trend ist stagnierend. Der Typus ist der seltenste bei knapp 9 %.

Politische Kommentatoren, der vierte Typ, verbinden eine starke Stellung in der Ökonomik mit einem politisch-öffentlichen Bezug. Dies schlägt sich in einer schwächeren Fokussierung auf die Ökonomik und einem stärkeren innerhalb der Politikberichterstattung nieder. Kommentatoren kommen gerade in der zweiten Erhebungshälfte des Öfteren am häufigsten vor. Der Trend ist steigend, wird aber durch ein sehr schwaches Jahr 2008 unterbrochen. Ab 2009 liegen die Werte um 25 % bei einem Spitzenwert 2011 von 38 %. Kommentatoren stellen den häufigsten Typus mit gut 25 % dar.

Experten stellen den fünften Typ dar. Ökonomik-Experten sind hauptsächlich in der Wirtschaftsberichterstattung zu finden. Experten finden sich in höheren Anteilen 2002 und 2008 f., in niedrigeren (unter 10 %) 2004–2006, 2010 (Tiefstwert) sowie 2012 und 2013. Der Trend ist sinkend. Durchschnittlich nimmt der Typ einen Anteil von gut 13 % ein.

Die *bloß genannten Ökonomen* schließlich variieren in der Berichterstattung am stärksten. Sie sind wiederum klar nur Beiwerk der Artikel. Bloß genannte Ökonomen pendeln in der Regel um die 10 %, wobei sich 2003 der Tiefstwert und 2007 f. sowie 2012 f. jeweils Werte über 15 % finden. Daraus ergibt sich ein steigender Trend. Der Durchschnitt liegt auch hier bei gut 13 %.

Es findet sich eine recht klare Trennung von kommentierenden Typen (weniger Ökonomikanteil, häufiger genau ein Ökonom) wie den politischen Kommentatoren, den Experten und den bloß genannten sowie portraitierten Typen (mehr Ökonomikanteil, häufiger mehrere Personen) wie den portraitierten Theoretikern und den Faktenlieferanten. Die Etablierten liegen dazwischen. Die portraitierten Theoretiker und die Faktenlieferanten sind dabei eher mit universitärer Forschung verbunden, Experten klar mit außeruniversitärer Forschung (mit Abstrichen auch die Etablierten und die politischen Kommentatoren).

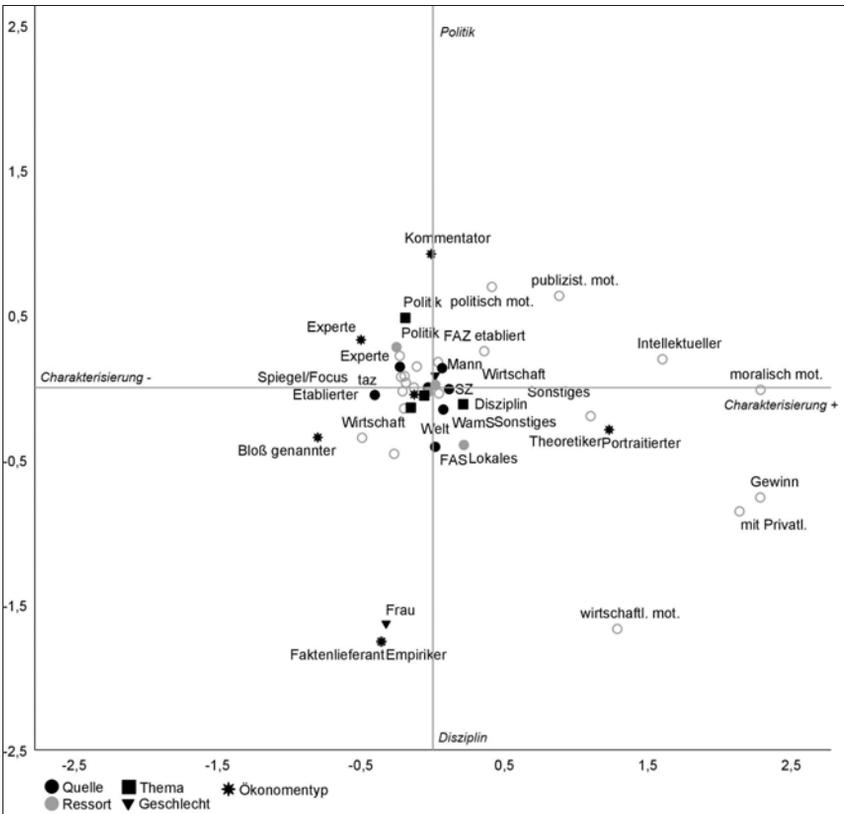
Insgesamt zeigt sich für die Ökonomik-Typen ein klarer Einfluss des Periodikums, in dem sie erscheinen. Die bloß Genannten etwa verteilen sich zwar am ausgeglichtesten auf die möglichen Periodika, dies resultiert aus den Artikeln, die sich ebenfalls gleichmäßiger verteilen und gerade im Sonstigen erscheinen. Vergleichbares gilt für Experten und Etablierte, die eher in der Wirtschaftsberichterstattung auftauchen (sich allerdings nicht in den Quellen ähneln), den Kommentatoren und der Politik sowie den Faktenlieferanten und Portraitierten, die zentral in Artikeln mit disziplinären Themen und der FAZ/S vorkommen (und seltener in politischen), wobei nur die Portraitierten bei den Ressorts eine Auffälligkeit aufweisen (Lokales).

Ökonomen in der Ökonomikberichterstattung

Mittels der grafischen Lösung der Korrespondenzanalyse werden die Ergebnisse zusammengefasst (vgl. Abbildung 6.9). Die horizontale Achse zeigt die Tiefe der Charakterisierung der Ökonomen an, wobei links Eigenschaftszuschreibungen

fehlen, rechts die Eigenschaften zunehmen. Die vertikale Achse trennt die Ökonomen, die stark in politischen Kontexten verortet sind oben, von denen die wissenschaftlich orientiert sind unten. Die meisten Quellen, Ressorts und Themen finden sich mit dem Typ des Etablierten im Zentrum der Abbildung. Die ersten beiden Quadranten beschreiben die Ökonomikberichterstattung, die auf politische Zusammenhänge zielt. Die hier auftauchenden Typen sind die Experten und die politischen Kommentatoren. Die beiden andere Quadranten zeigen die auf ökonomische Forschung orientierte Ökonomikberichterstattung, die sich aufteilt in das ausführliche Portrait der Ökonomen mit theoretischem Bezug, die Empiriker und Faktenlieferanten und die bloß genannten Ökonomen.

Abbildung 6.9: Ökonomentypen im Raum der Ökonomikberichterstattung



7 Fazit

Die Frage des Buchs lautet, *wie die Massenmedien Sozialwissenschaften darstellen* und welche Schlüsse daraus für die Analyse zeitgenössischer Gesellschaft gezogen werden können. Hierfür wurden theoretische wie empirische Forschungen gesammelt, zusammengestellt und referiert. Es wurde empirisch die deutsche Tagespresse anhand ihrer Berichterstattung über Ökonomik, Soziologie und Ethnologie inspiziert – sowohl standardisiert im Quer- wie im Längsschnitt (mit Konzentration auf die ersten Jahre des 21. Jahrhunderts) als auch hermeneutisch in der Übersetzung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse in massenmediale Aussagen. Im Folgenden werden einige zentrale Ergebnisse aufgegriffen und zusammengefasst, allerdings werden auch einige Fragen, die im Verlauf der Argumentation aufgeworfen und bis hier nur indirekt beantwortet wurden, noch einmal explizit thematisiert.

Sozialwissenschaften und Massenmedien prägen Struktur, Wissenshaushalt und Öffentlichkeit moderner Gesellschaft. Beide stellen institutionalisierte Dauerbeobachtungen der Gesellschaft dar, die sich zudem institutionalisiert dauerhaft wechselseitig beobachten. Das Wechselverhältnis von Sozialwissenschaften und Massenmedien besteht aus der Verwissenschaftlichung der Medien und der Medialisierung der Sozialwissenschaften. Es prägt das Bewusstsein von Gesellschaftsmitgliedern, also auch von spezifischeren Akteuren in Politik, Wirtschaft usw.. Insbesondere für öffentliche Diskurse (aber auch darüber hinaus) finden sich Notwendigkeiten, sowohl massenmediale wie auch sozialwissenschaftliche Logiken zu beherrschen und sie in Differenz zu anderen gesellschaftlichen Teilbereichen in die eigenen Stellungnahmen und Perspektiven aufzunehmen. Massenmediale Präsenz und Reichweite sind auch für organisationale (und wohl auch personale) Kontexte ein wichtiges Maß, um die eigene Bedeutung und Leistung bestätigt zu finden. Dies geschieht quasi über den Umweg der Öffentlichkeit, im Kern scheint es dabei um das Erreichen von als relevant angenommenen Entscheidungsträgern zu gehen. Da es hierbei aber immer auch um Legitimationsfragen geht, zeichnet sich schon die bloße öffentliche Präsenz als Relevanzbeweis aus.

Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft und Medialisierung der Sozialwissenschaften sind beides Prozesse, die eine gewisse Normalisierung beschreiben. Bei Weingart wird diese Normalisierung mit der abnehmenden Distanz zwischen Wissenschaft und Gesellschaft gedeutet. Sozialwissenschaften werden in den Medien ähnlich wie andere gesellschaftliche Teilbereiche dargestellt und diskutiert. Sie weisen natürlich eine Reihe von Spezifika auf, die diese Arbeit mit herausgearbeitet hat – aber das tun ja andere Bereiche ebenfalls. Gleichzeitig ist

sozialwissenschaftliches Denken nicht mehr aus der Selbstbeschreibung der Gesellschaft zu tilgen. Auch hier erkennt man Normalisierung in den Bezügen gesellschaftlicher Funktionssysteme auf die Leistungen der Sozialwissenschaften, aber auch in den Orientierungen, die die Gesellschaftsmitglieder suchen und auch in den Sozialwissenschaften finden. Die inhaltlichen Fragen gesellschaftlicher Deliberation überlappen mit denen der Sozialwissenschaften: In welcher Gesellschaft leben wir? Wie ist der Mensch als soziales Wesen zu interpretieren? Welche Interventions- und welche Gestaltungsmöglichkeiten bieten menschliche Handlungen?

Im Themenfeld findet sich eine starke Thematisierung der infrage gestellten Verständlichkeit der Sozialwissenschaften, z. B. in der Reflexion der Praktiker und der Beteiligten. Insbesondere die Soziologie ist auf Seiten der Medienschaffenden (aber auch in internen Kämpfen) wegen ihres Jargons gefürchtet. Aus der hier eingenommenen Perspektive erscheint dies als ein Hinweis, dass es bei der Übersetzung tatsächlich Grenzen zu überwinden gilt. Diese werden in actu von Journalisten und schreibenden Sozialwissenschaftlern produktiv bearbeitet. Trotzdem muss jede Forderung nach Verständlichkeit auch skeptisch reflektiert werden. Schon Habermas (1977, S. 362 f.) konnte die „Erosion von Alltagsgewisheiten“ durch die versozialwissenschaftlichte Öffentlichkeit erkennen, aber die Forderungen nach vereinfachter alltäglicher Ausdrucksweise in der Öffentlichkeit als „Bedürfnis nach Regression, nach Rückkehr in künstliche Naivitäten“ deuten. „Dieses Bedürfnis kann in schlichten Aberglauben religiös verkleideter Subkulturen seine Befriedigung finden, aber auch in den Regungen des neuen Populismus einer nicht mehr schweigenden Mehrheit“ (ebd., S. 363). Dies erscheint erstaunlich aktuell. Wer was als was und mithilfe welcher Begrifflichkeiten und Theorien beschreibt, ist Teil gesellschaftlicher Auseinandersetzungen. Die sich auch als demokratisch verstehende Anforderung an Sozialwissenschaften nach Verständlichkeit darf jedoch nicht theoretische Beschreibungen ablehnen, denn diese stellen die Grundlage der empirischen Ergebnisse der Sozialforschung dar, sie stellen eine Perspektive dar, die von vermeintlichen Gewisheiten oder politischen Ideologien abweicht. Und demokratische Forderungen sollten die Rezipienten nicht unterschätzen, die Versozialwissenschaftlichung der Gesellschaft stellt eine (wenn auch stets zu reproduzierende) Basis für das Verstehen sozialwissenschaftlicher Theorien dar. Eine Einebnung der Qualitätsansprüche an wissenschaftliches und journalistisches Wissen ist zudem eine Gefahr für die Geltungsansprüche, die von den beiden Horizonten erhoben werden. Dies bedeutet dann freilich auch, dass die Schwierigkeiten und Unverständlichkeiten bestehen bleiben und eventuell nur von personalen Übersetzern bearbeitet werden können, was aber keine Garantie auf Erfolg darstellt. Selbst Sozialwissenschaftler können Fehler begehen oder scheitern, auch Sozialwissenschaftler verfolgen partikulare Interessen und können Kolonialisierungsgefahren darstellen. Dies gilt performativ auch für die vorliegende Arbeit, die für Journalisten

nur indirekt Hinweise auf eine verbesserte Praxis bieten kann – genauso wie für Sozialwissenschaftler, die Zugang zu massenmedialen Kanälen suchen.

Das Verhältnis von Sozialwissenschaften und Massenmedien lässt sich auf verschiedene Arten und Weisen beschreiben. Zum einen finden sich, eher aus der Perspektive der Medien hergeleitet, die Grundmodi von Berichterstattung und Kritik. Erstere wird aus der Perspektive der Wissenschaftskommunikation als Popularisierung betrachtet, sie misst sich an wissenschaftlichen Qualitätsmerkmalen und stellt im Kern die Verkündung von Nachrichten aus den Sozialwissenschaften dar. Der Kritik-Modus erweitert die Verkündung von Ergebnissen durch eine spezifische Kontextualisierung, die den Journalisten die Ergebnisse vergleichend mit anderen kulturellen Wissensformen einordnen lässt. Dies orientiert sich an Vorstellungen öffentlicher Diskurse, die eben verschiedene Spezialdiskurse mittels kritischer Prüfung der Geltungsansprüche für den öffentlichen Haushalt der Gesellschaft zur Verfügung hält – entsprechend können sich hier auch Sozialwissenschaftler selbst zu Wort melden. Spezialformen mögen hierbei Interventionen sein, die Änderungen bei Adressaten (von spezifischen Politikern, Politikzielen bis zur der Wertebasis der Gesellschaft) intendieren. In der sozialwissenschaftlichen Literatur finden sich daneben drei Deutungen des Verhältnisses: als Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens, als Boundary Work und als Medialisierung. Alle drei Deutungen sind nicht vorschnell zu verwerfen, aber allen dreien gelingt es auch nicht, der Komplexität des Gegenstandes gerecht zu werden. Aus der Verwendungs-Diskussion lässt sich der Rückbezug auf die allgemeinere Verwendungsdebatte und die Versozialwissenschaftlichung herstellen, ebenso zeigt sich der Gedanke der Rekonstruktion sozialwissenschaftlichen Wissens im massenmedialen Rahmen, allerdings werden hier keine empirischen Versuche angeschlossen, die die Sozialwissenschaften jenseits von spezialisierten Zusammenhängen zeigen. Die Boundary-Work-Diskussion zeigt zwar die spezifischen Schwierigkeiten, mit denen sich die Sozialwissenschaften in der Öffentlichkeit konfrontiert sehen, aber auch hier fehlen empirische Anwendungen. Zudem erscheint die Entdifferenzierungsperspektive von den empirischen Ergebnissen eher nicht gedeckt, die Sozialwissenschaften verschwinden in spezifischer Art und Weise aus den Medien, in anderen Hinsichten bleiben sie notwendig als differente Wissensform sehr präsent. Schließlich erweist sich die bisherige Diskussion um die Medialisierung der Sozialwissenschaften als auf die Differenzierungen und Strukturveränderungen der Sozialwissenschaften selbst fokussiert, blendet empirisch aber die massenmediale Berichterstattung aus.

Das Verhältnis von Sozialwissenschaften und Massenmedien erscheint insbesondere in der Beschreibung des Verhältnisses von Journalisten und Sozialwissenschaftlern relativ gut beschrieben. Hier finden sich sowohl wechselseitige Vorurteile und spezifische Wahrnehmungen wie der Hostile Media Effect als auch Zufriedenheit über die Berichterstattung und den Kontakt zu Journalisten. Die Konstellationen reichen von Berichterstattung völlig ohne Kontakt zwischen

Subjekt und Objekt bis hin zu langfristigen Allianzen. Ein stetig wiederkehrender Diskussionspunkt ist die Zugänglichkeit: Ohne Erreichbarkeit von Sozialwissenschaftlern und verständlichen Ergebnisdarstellungen erscheint der Kontakt als sehr erschwert. Das Ausmaß der Präsenz von Sozialwissenschaften in verschiedenen Massenmedien ist vor allem im Vergleich zu Naturwissenschaften Gegenstand der Forschung geworden. Wissenschaften allgemein werden in den Massenmedien am häufigsten anhand lebenswissenschaftlicher Themen und in der Regel unkritisch berichtet. Das Ausmaß wird in der Referenzliteratur als steigend beschrieben, zunehmend auch jenseits des Wissenschaftsressorts. Die Sozialwissenschaften werden im Vergleich als weniger wissenschaftszentriert in der Berichterstattung beschrieben, sie nehmen aber einen vergleichbaren Anteil zu den Lebenswissenschaften in der Gesamtberichterstattung ein. Auch Berichterstattung über und mittels Sozialwissenschaften wird in der Referenzliteratur als ansteigend beschrieben. Bei den Disziplinen ist die Soziologie in etwa in dem Ausmaß der Ökonomik in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts beschrieben worden. Die Berichterstattung wird im Forschungsstand als verbesserungswürdig dargestellt. Es dominieren vereinzelte Referenzen auf Ergebnisse, die nicht in wissenschaftliche Horizonte gesetzt werden, sondern als Kommentierung tagesaktueller Ereignisse verwandt oder mittels medialer Rahmen wie Sensation und Obskurität berichtet werden.

Was als Desiderat neben der umfassenden Behandlung erscheint, ist die Differenz von einzelnen sozialwissenschaftlichen Disziplinen. Die Entwicklung der Berichterstattung findet sich zwar in einzelnen Zeitpunkten, eine längerfristige Darstellung fehlt in der Literatur. Das Verhältnis von Sozialwissenschaften und deutschsprachiger Presse ist zuletzt Mitte der Neunziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts beschrieben worden, dort allerdings in Hinblick auf eine gesellschaftspolitische Diskussion, die gleichsam das Themenfeld der Wirtschaftsberichterstattung gänzlich ausspart. Zur Präsenz deutscher Sozialwissenschaftler in der Presseberichterstattung findet sich ebenso kaum Referenz. Qualitative Bearbeitungen von Presseerzeugnissen über Sozialwissenschaften fehlen nahezu vollständig.

Aus der standardisierten Inhaltsanalyse der Berichterstattung über Sozialwissenschaften lassen sich das Ausmaß und die Struktur im Quer- und im Längsschnitt ablesen. Der Hauptteil der im Beobachtungszeitraum minimal sinkenden Berichterstattung fällt dabei auf die Ökonomik und das Wirtschaftsressort. Weitere größere Anteile können dem Feuilleton und der Politik sowie Sonstigem zugeordnet werden (hier dominieren Soziologie und Ethnologie). Die qualitative Analyse stellt die Explikation der These dar, dass Berichterstattung über Sozialwissenschaften in Zeitungsartikeln als an medien-alltäglichen Rahmen orientierte Übersetzung wissenschaftlicher Befunde in Faktenaussagen über soziale Verhältnisse zu verstehen ist. Dies wird von wissenschaftlichen Texten zwar sehr wohl nahegelegt, der wissenschaftliche Rahmen wird aber durch die

Übersetzung der Journalisten getilgt und auf gesellschaftliche oder individuelle Verstehenshorizonte umgestellt, was zahlreiche Brüche zur Folge hat, die das Verstehen der Artikel durch Rezipienten aber wohl kaum stören, da diesen der mediale Rahmen vertraut ist.

Sozialwissenschaften tauchen in der deutschen Presse als referatsfähiger und wichtiger Wissensbestand auf, der für die Kernfelder der Berichterstattung, also Vermerkung und Kommentierung von Neuigkeiten, verwendbar ist. Sozialwissenschaftliches Wissen wird für Berichte über das Wichtigste des Tages, Politik, Wirtschaft, Kultur, Wissenschaft, Sport etc. herangezogen. Hierbei dient es sowohl der Einordnung, Kommentierung und Erklärung wie auch der allgemeinen Darstellung der Gesellschaft und der Welt. Dies geschieht in der Regel in längerfristigen wenn auch nicht explizit verbundenen Beobachtungen, sodass auch die etwas langsamere Taktung der Sozialwissenschaften nicht verhindert, dass ihr Wissen berichtenswert wird. Dadurch können auch Sozialwissenschaften zur Nachricht oder zum Fokus von Berichten werden, auch hier gibt es eine Bandbreite von Möglichkeiten: aktuelle Veröffentlichungen oder Ergebnisse über verschiedenste Thematiken, Ehrungen und Jubiläen, aber auch Skandale und Personalien. Hier gibt es auch eine gewisse Reflexion und kontinuierliche Bearbeitung der Sozialwissenschaften in den Massenmedien, die den Wissensbestand aktualisieren, legitimieren und kritisieren. Die Bedeutung der Sozialwissenschaften kann ohne diese kontinuierliche aktive und reflexive Thematisierung durch die Massenmedien nicht vollständig erfasst werden. Sozialwissenschaftliche Erkenntnisse, Methoden und Theorien werden nicht ausschließlich von Massenmedien vermittelt (sondern auch durch Bildung, Alltag oder Beruf), aber ihre Verwendung und ihre Wirkungen sind vor dem Horizont der massenmedialen Berichterstattung zu interpretieren, die die Potenziale, Verwendungsweisen und Hintergründe sozialwissenschaftlichen Wissens immer wieder neu darstellt und damit Wissen zur Verfügung stellt, welches in anderen Situationen (übersetzt) Unterschiede machen kann.

Der Fokus der Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens in massenmediales liegt zwar in der Umwandlung von hypothetischem in faktisches Wissen, dies aktualisiert jedoch zugleich Annahmen über die Gesellschaft, die diese Fakten bereitstellt. Dabei handelt es sich um einen hochkomplexen Referenzprozess. Er enthält dabei die Identifizierung der abstrakten Kategorien in der Gesellschaft, wobei sich in den untersuchten Artikeln hier Brüche zwischen den sozialwissenschaftlichen und massenmedialen Begriffen, Konzepten und Theorien zeigen. Die sozialwissenschaftlichen sind zudem intern theoretisch, die massenmedialen intern eher gesellschaftspolitisch differenziert. Die sozialwissenschaftliche Gesellschaftskonzeption und die verschiedenen Theorien tauchen allerdings in der massenmedialen Bezugnahme als Translate auf, so wie es auch wissenschaftliche Bezugnahmen auf massenmediale Beschreibungen der Gesellschaft gibt. In den massenmedialen Artefakten werden die Schlüsse, die aus den empirischen

Erhebungen und den theoretischen Konzeptualisierungen gezogen werden, zum einen in übersetzter Form wiedergegeben, aber auch kritisch geprüft. Letzteres geschieht allerdings auch auf Basis der latenten Bezugnahme auf ein differentes Konzept von Gesellschaft, in dem beispielsweise die Identifikation von schuldigen oder verantwortlichen Akteuren eine größere Rolle spielt. Zudem scheint im Journalismus ein relativ klares Wissenschaftsbild vorzuherrschen, an dem sozialwissenschaftliche Forschung gemessen wird und vor dem theoretische und engagierte Forschung gleichsam wiederum als defizitär erscheinen. Gleichwohl werden statistische Zahlen jedoch mit sozialwissenschaftlichen Deutungsmustern versehen, um sie journalistisch darzustellen. Insbesondere bei der Darstellung normativer Aussagen zeigt sich dann wiederum die Grenze zwischen journalistischen und sozialwissenschaftlichen Formen, erstere können solche sehr viel routinierter in Polyphonie verlagern und auf die aktive Vervollständigung der Rezipienten bauen, während letztere normative Ansprüche intersubjektiv begründen müssen.

Aus der Perspektive der Übersetzungstheorie wird der Journalist zum Übersetzer, dem Übersetzungen gelingen, da er nicht nur über explizites und propositionales Wissen verfügt, also auch etwa Ausbildung in den Sozialwissenschaften genossen hat, sondern weil es ein implizites Wissen innerhalb der Organisation und des Milieus des Journalismus und der Redaktionen gibt, welches es ihm überhaupt erst ermöglicht, die Übersetzung zweier differenter Wissensformen durchzuführen. An dieser Stelle ist es auch die Form des journalistischen Textes, etwa der Nachricht, die die Übersetzung anleitet, also von dem hypothetischen, fallibelen, *ceteris-paribus* gebundenen sozialwissenschaftlichen Wissen, das sich zudem noch in allgemeinen Begrifflichkeiten von Disziplinen sowie theoretischen Spezialisierungen manifestiert, in das möglichst alltagsnahe, allgemeinen Sprachregelungen folgende, aber eben auch spezielle journalistische, massenmediale Wissen überführt. Dies lediglich als Defizit wahrzunehmen, führt an der Charakterisierung des Prozesses als Übersetzung vorbei. Es macht wenig Sinn, wissenschaftliches und massenmediales Wissen gegeneinander auszuspielen oder Hierarchien zu postulieren. Massenmedien lassen Inhalte zirkulieren, was ihre Gestalt und ihre Wirkung beeinflussen. Verbreitung wissenschaftlichen Wissens ohne Massenmedien ist für aktuelle Problemstellungen nicht praktikabel, genauso wie Medienberichterstattung ohne Rekurs auf sozialwissenschaftliches Wissen. Dafür schaffen es die Übersetzungen der Journalisten, sozialwissenschaftliche Denkmuster und Argumentationen zu verbreiten, und damit generieren sie überhaupt erst Wirkung.

Die Zusammenfassung der Arbeit wie der Ergebnisse bleibt also ebenso wie das gesamte beschriebene Feld von Ambivalenz geprägt. Wechselseitige Abhängigkeiten zwischen Sozialwissenschaften und Massenmedien können nur bearbeitet, nicht aufgehoben werden. Dies sollte jedoch kein normatives Problem bereiten, solange beide Systemzusammenhänge ihre jeweilige Autonomie

auch dazu nutzen, bestmögliche wissenschaftliche Erkenntnisse bzw. journalistische Beiträge zu produzieren. Die Öffentlichkeit wie die Rezipienten können mit etwas Kompetenz die Übersetzungsschwierigkeiten mitlesen und je nach Situation und Problemlage die Übersetzungsverluste miteinrechnen. Niemand wird von einer Tageszeitung verlangen, sozialwissenschaftliches Fachwissen unaufbereitet zu verbreiten – obwohl es das auch gibt –, ebenso verlangt niemand von einer wissenschaftlichen Arbeit einen Grad an Verständlichkeit, wie er bei Tageszeitungen angemessen erscheint – obwohl es auch dies gibt. Für die Ausbildung von Sozialwissenschaften bleibt die Ausdruckfähigkeit aber gleichwohl eine ständige Herausforderung. Während sich Teile der Forschungsliteratur ausschließlich auf Englisch finden und die Internationalisierung der Sozialwissenschaften fortschreitet, entfernt sich der deutsche Pressediskurs in einer anderen Weise, als das im Jargon-Problem gefasst ist. Die Autonomie der Sozialwissenschaften sichert sich aber eben auch in einer Form von Kommunikationszusammenhang, der Distanz zur tagespolitischen oder gesellschaftlichen Problemdefinition hält. Dies führt jedoch dazu, dass die Übersetzung in ebenjene Zusammenhänge schwerfällt. Sozialwissenschaften bearbeiten gesellschaftliche Problemlagen, eine Einebnung der Wirklichkeitsdarstellung in journalistischen Jargon bedroht aber die Besonderheit sozialwissenschaftlicher Perspektiven. Im schlimmsten Falle würden sich sozialwissenschaftliche Beiträge nicht mehr von journalistischen oder politischen unterscheiden lassen, was gleichsam ihre Existenzberichtigung infrage stellen würde. Für die drei Disziplinen stellen sich die Fragen der Verständlichkeit dabei jeweils noch einmal in besonderer Form, wobei jeweils interne Debatten und Lösungsstrategien erscheinen: Der Soziologie wird jargonhafte Verdopplung der sozialen Wirklichkeit vorgeworfen, die Machtverhältnisse unter Umständen verfestigt statt aufklärt; die Ethnologie steht vor dem Problem, Fremdes in Eigenes zu übersetzen, was entweder nicht gelingt und unverständlich bleibt oder in imperialistische oder chauvinistische Beschreibungen abzugleiten droht, worauf in Anschluss an die Writing-Culture-Debatte mit besonderem Augenmerk auf die Selbstverortung der Forschenden reagiert wird; die Ökonomik standardisiert ihre Ausbildungswege in einen anglo-amerikanischen Mainstream, der die Realität an idealen Modellbedingungen misst und somit dem Beratungsbedürfnis der Politik entgegen läuft, die in der Regel mit realen Bedingungen zu kämpfen hat. Die spezifische Form der Spezialisierung der Ökonomik zeigt damit die Probleme an, die eine Sozialwissenschaft zu bewältigen hat, die sich von gesellschaftlichen Diskursen einseitig distanziert. Sozialwissenschaftler, etwa am Idealbild des Übersetzers gemessen, bedürfen damit sowohl einer Bandbreite an Fertigkeiten und Kenntnissen der jeweiligen Disziplinen als auch tagesaktueller und gesellschaftlicher Diskurskompetenzen: Nur bei Beherrschung beider Wissensformen (was vice versa auch für Journalisten gilt) können in situativen Konstellationen Übersetzungen gelingen.

Die Verfasstheit der Sozialwissenschaften, ihre Konkurrenzstellung zu den Massenmedien und ihr weitreichendes Anwendungspotenzial führen wohl dazu, dass sich jedoch auch in Zukunft kein eigener Sozialwissenschafts-Journalismus herausbilden wird, von einem investigativem, die Sozialwissenschaften kontrollierenden ganz zu Schweigen. Allerdings könnte sich diese Diagnose vor den Wandlungsprozessen der Medien relativieren. Jedoch sind diese nicht Gegenstand der vorliegenden Arbeit: Spekulativ könnte man sich aber durch das Zerbrechen des einfachen Ressort-Systems auch eine viel kleinteiligere Themenstrukturierung der Nachrichtenmedien vorstellen, die auch Platz für Sozialwissenschaften böte – eventuell weniger nach festen Redaktionen als um Journalisten-Netzwerke herum organisiert. Zum anderen finden sich aber unter dem Label von Datenjournalismus und Kooperationsprojekten von Journalisten und Sozialwissenschaftlern Tendenzen, die eine weitere Versozialwissenschaftlichung der Massenmedien vorantreiben. Aufgrund der höheren Bildung, der Verfügbarkeit von Daten und der Standardisierung der Datenverarbeitung besteht die Möglichkeit, dass spezifische Formen des Journalismus quasi den Umweg über die Sozialwissenschaften gar nicht mehr gehen müssen, da die aus journalistischer Sicht relevanten Fragen selbst beantwortet werden können. Dieser Bereich könnte sich allerdings (vergleichbar mit der Marktforschung) auch verselbstständigen, was Unternehmen wie *Statista* anzeigen mögen.

Ein Einwirken sozialwissenschaftlichen Wissens in Öffentlichkeit und damit in Selbstverständigungsdiskurse können aufgrund der methodischen Designs ebenfalls eher spekulativ festgestellt werden. Fest steht aber, dass Sozialwissenschaftler sowohl als Experten, Intellektuelle wie auch in anderen Formen die medialisierte Öffentlichkeit bevölkern; dies gilt ebenso für das sozialwissenschaftliche Wissen. Dabei finden sich Beteiligungen in größeren Zusammenhängen häufiger als die Darstellung von Spezialdiskursen, aber auch die finden sich mit historischer Perspektive. Sozialwissenschaften gehören in verschiedener Form zur Infrastruktur der Öffentlichkeit. Sie tauchen mit Interventionen und Reflexionen regelmäßig an verschiedenen Stellen auf und werden dort auch Gegenstand von Intervention und Reflexion. Inwiefern sie dort zur Rationalisierung der Weltbilder und Aushandlungen beitragen oder ob sie im Gemischtwarenhandel der Massenpresse ihre Besonderheit verlieren, muss hier nicht endgültig beantwortet werden. Die erhobenen Klagen über die Bedeutungslosigkeit der Sozialwissenschaften müssen sich aber mit der tatsächlichen Präsenz in den Massenmedien konfrontieren lassen. Dies sollte innerhalb der Sozialwissenschaften dazu führen, dass weniger bloße Präsenz gefordert wird, sondern auch naive Wirkungsannahmen reflektiert werden. Dies führt wiederum zu verschiedenen Horizonten. Die Fragen müssen also lauten, was von der Medienpräsenz der Sozialwissenschaften genau erwartet wird, welche Veränderungen realistisch erwartbar sind, welche Folgen einer Professionalisierung der Sozialwissenschafts-PR wünschenswert und auch welche Kosten einzukalkulieren sind.

Wiederum sind die Erkenntnisse und Hypothesen der Verwendungsforschung, der Mediensoziologie und der Übersetzungstheorie hier zu beachten, genauso wie komplementäre Infrastrukturen der Vermittlung sozialwissenschaftlichen Wissens in der Schule, auf dem Sachbuchmarkt, in Curricula oder in der Bundeszentrale für politische Bildung. Sozialwissenschaftliches Wissen findet sich an überraschenden Orten, die Regulation wird aber jenseits von akademischen Zusammenhängen exponentiell schwieriger.

Die Sozialwissenschaften der Massenmedien

Ziel der standardisierten Analyse war, ein möglichst breites und genaues Bild der Darstellung von Sozialwissenschaften in der deutschen Qualitätspresse zu bieten. Hierfür wurde auf die Disziplinen Ökonomik, Soziologie und Ethnologie fokussiert, eine Auswahl von mehreren Tageszeitungen (z. T. mit Sonntagsausgaben) und Wochenmagazinen getroffen und ein Untersuchungszeitraum von 2002 bis 2013 gewählt. Die Ergebnisse sollen insgesamt die Gestalt der Sozialwissenschaften in den Massenmedien erahnen lassen. Dabei wurde explizit nicht darauf geachtet, ob die Artikel aus der Sicht eines Sozialwissenschaftlers gute Wissenschaft beinhalten oder ob die Zuschreibungen gerechtfertigt sind. Ebenso wurde explizit nicht nur reine Forschungsberichterstattung in den Wissenschafts-Ressorts erhoben, sondern es sollten auch andere Thematisierungsarten der Sozialwissenschaften in den Blick genommen werden. In der Tat finden sich eben nicht nur Referate von Studien oder Forschungsergebnissen, Rezensionen und Interviews, sondern auch andere Verwendungsweisen. Sozialwissenschaften sind Teil der Gesellschaft und werden von den Massenmedien in dieser Hinsicht ähnlich behandelt wie andere gesellschaftliche Teilbereiche. Diese Behandlung erscheint im Großen und Ganzen auch als völlig unproblematisch. Kurze Hinweise, beiläufige Nennungen werden genutzt und erscheinen auch für den idealisierten Leser verständlich. Ironische Verwendungen bringen vielleicht die Methode der standardisierten Inhaltsanalyse an ihre Grenzen – fest steht aber, dass sich Sozialwissenschaften aber in allen Teilen und Formen der Zeitungen finden.

Es finden sich zahlreiche disziplinäre Besonderheiten der drei untersuchten Disziplinen. Die folgende Tabelle 7.1 bringt diese noch einmal zusammen. Hierbei werden Ergebnisse aus den Debatten, dem Forschungsstand und den empirischen Analysen zusammengestellt. Unter Debatten werden die aufgefundenen innerdisziplinären Diskussionszusammenhänge benannt, unter Präsenz die innerdisziplinären Annahmen über die eigene Medienpräsenz, unter Spezifika sind disziplinspezifische Eigenschaften aufgeführt, die Darstellung in Printmedien fasst die Ergebnisse für die Disziplinen zusammen, unter Sozialwissenschaftler finden sich die innerdisziplinär am stärksten diskutierten Rollen und unter Darstellung der Personen steht die pointierte Zusammenfassung der jeweiligen Ergebnisse.

Tabelle 7.1: Disziplinäre Besonderheiten

	Soziologie	Ökonomik	Ethnologie
Debatten	Anwendung, Public Sociology	Beratung, Wirkung	Anwendung, Public Anthropology
Präsenz	Klage: mangelnd und fallend	unproblematisch	Klage: mangelnd und fallend
Spezifika	Leitwissenschaft, Klassiker	Beratung, außeruniversitäre Forschungseinrichtungen	Museen, Reisen, Klassiker
Darstellung in Printmedien	personengebundene Vielfalt	politik-ökonomische Kommentierung	Beiläufigkeit, disziplinbezogene Kritik
Sozialwissenschaftler	Intellektuelle	Experten	Forscher
Darstellung der Personen	„Variantenreiche Persönlichkeiten“	„Etablierte Experten“	„Spannende Forscher“

Die Clusteranalysen zeigen sowohl für alle Sozialwissenschaftler als auch für die einzelnen Disziplinen sinnvolle Ergebnisse und damit, dass es verschiedene Typen bei der Berichterstattung über und mit Sozialwissenschaftlern gibt. Innerhalb der Ethnologie-Berichterstattung spielt die Personalisierung der Berichterstattung eine genauso gewichtige Rolle wie die Tiefe der Berichterstattung. Daraus ergeben sich vier Typen, wobei die beiden weniger ausführlichen Typen (etwa 43 %) eher im Kern der Berichterstattung liegen. Die Soziologie-Artikeltypen zeigen zum einen ausführlichere Darstellungen (ca. 37%), die eher in der Wissenschaftsberichterstattung vorkommen, zum anderen eher ergebnisorientierte politisch-sonstige bzw. kulturelle Berichterstattung. Innerhalb der Ökonomik-Berichterstattung spielt die Differenzierung von universitärer und außer-universitärer Forschung eine herausragende Rolle. Aber auch hier zeigen sich ausführlich darstellende (etwa 32 %) und eher auf Ergebnisse oder Kommentare ausgerichtete Typen. Die ausführlichere Berichterstattung stellt eher die Ausnahme dar, die auch zur kleineren wissenschaftlich/kulturell orientierten Ökonomik-Berichterstattung tendiert. Von der dominierenden Wirtschaftsberichterstattung unterscheiden sich jedoch auch politische und sonstige Berichterstattungsthemen.

Wie schon in der Einzelanalyse der erhobenen Eigenschaften der dargestellten Personen überwiegt insgesamt eine sehr sparsame Darstellung der Sozialwissenschaftler. In der Regel finden sich, wenn überhaupt, nur wenige positive Charakterisierungen. Dem stehen dann allerdings auch ausführliche Portraits gegenüber (zusammen ca. 35%). Die thematischen Zusammenhänge spielen zudem jeweils eine spezifizierende Rolle: Dabei unterscheiden sich wissenschaftliche, politische und wirtschaftliche. Schon daraus resultieren auch gewisse Unterschiede in den Disziplinen, die Ethnologie und Soziologie stärker in der wissenschaftlich-portraitierenden Berichterstattung zeigen, die Ökonomik

stärker in der politik-ökonomischen Kommentierung. Schließlich finden sich manche Typen auch verstärkt in bestimmten Periodika bzw. Periodikaarten.

Die grundlegende Struktur findet sich auch in den jeweiligen Disziplinen wieder, die jedoch auch einige Spezifika aufweisen. Während der Kern der Ethnologie-Berichterstattung sowohl das Portrait (ca. 19 %) wie die bloße Nennung kennt, finden sich jedoch auch zwei nennenswerte Abweichtertypen hin zu wissenschaftlichen und politischen/sonstigen Themen davon (zusammen ca. 45 %). Ausführlicher dargestellte Soziologen (zusammen ca. 35 %) bereichern weniger den Kern der Soziologie-Berichterstattung, in dem Soziologen eher sparsamer charakterisiert werden, sondern den politischen/sonstigen Teil der Berichterstattung. Die wenigen ausführlicher dargestellten Ökonomen (zusammen ca. 28 %) finden sich jedoch im Kern der Ökonomik-Berichterstattung wieder. Hier differenzieren sich auch die politische und die sonstige Berichterstattung.

Medienaffine Nischendisziplin – Ethnologie

Ethnologie erscheint in der Presse als *medienaffine Nischendisziplin*. Während die Beschäftigung des fachinternen Diskurses und der vorhandenen Forschung auf eine vergleichsweise gute Präsenz hinweisen, die ein konstantes Interesse der Öffentlichkeit mit einer entsprechenden Anschaulichkeit der Ergebnisse verbinden, zeigt sich die beobachtete Präsenz gegenüber der anderen beiden Disziplinen als sehr gering. Historisch steigt die Berichterstattung absolut bis zum Anfang der 2000er-Jahre an und fällt seitdem, anteilig steigt die Berichterstattung in den Tageszeitungen nur bis Ende der 1980er-Jahren und fällt insbesondere in den 2010er-Jahren, während sie in den Wochenperiodika kontinuierlich wächst. Im engeren Untersuchungszeitraum finden sich durchschnittlich 0,2 Ethnologie-Artikel pro Ausgabe, die SZ ist mit durchschnittlich 0,7 Artikeln das ethnologieaffinste Periodikum.

Die Berichterstattung über Ethnologie erscheint zusammenfassend als disziplinbezogen, andere gesellschaftliche Themen spielen nur eine untergeordnete Rolle – charakteristisch ist jedoch auch das Einflechten ethnologischer Anspielungen in Artikel, die sonst nicht mit Ethnologie befasst sind. Man findet also weniger kurze Meldungen über Ergebnisse der Ethnologie, entsprechend ist das Feuilleton das bedeutsamste Ressort. Die Ethnologie als Disziplin wird als recht personengebunden dargestellt, allerdings auch als an außer-universitären Forschungseinrichtungen (Museen) verortet. Die Berichterstattung über Ethnologie ist insgesamt recht ausführlich, was auf den Anteil an Rezensionen und Ausstellungsbesprechungen zurückzuführen ist. Es findet eine recht starke Kontextualisierung der Ethnologie statt, allerdings spielen hier politische oder ökonomische Kontexte eine kleinere Rolle. Dafür wird Ethnologie in einen breiteren kulturellen Rahmen gestellt, zu dem Wissenschaft und Öffentlichkeit gehört, dies geschieht aber hauptsächlich durch und von Journalisten. Die auf die Ethnologie fokussierte

Berichterstattung nimmt in etwa denselben Umfang ein, wie die, die Ethnologie als Teil enthält. Erstere findet sich bevorzugt in den Wochenzeitungen, im Wissenschaftsressort und im Lokalen, letztere eher in den Tageszeitungen.

Es werden absolut zwar nur wenige Ethnologen gefunden, aber der Anteil von Ethnologen in den Artikeln ist genauso groß wie in den anderen Disziplinen. Überdurchschnittlich häufig werden Ethnologen als empirisch forschende Persönlichkeiten samt ihres Privatlebens dargestellt, was manchmal als Gewinn für die Gesellschaft präsentiert wird. Im pointierten Vergleich mag das Label *spannende Forscher* dies zusammenfassen – man sei an Lévi-Strauss erinnert, dessen Feldforschung wie private Reflexion darüber zum bekannten Bild des großen Ethnologen gehört. Im Vergleich unterrepräsentiert sind dagegen ethnologische Experten. In der Berichterstattung zeigen sich beiläufig genannte gegenüber empirisch arbeitenden und politisch engagierten Ethnologen.

Die Fokussierung auf Personen entspricht vor allem auch der disziplinen-eigenen Geschichtsschreibung, mit ihrem Fokus auf die Person des Forschers (dies gilt sowohl für Abenteuergeschichten wie die Writing-Culture-Debatte). Die Form der Darstellung der Ethnologie in den Printmedien wird hier als disziplin-bezogene Kritik zusammengefasst. Die Berichterstattung mit ethnologischem Inhalt passiert in der Regel mit starkem Fokus auf die Disziplin und die aufgefundene Qualifizierung und Kontextualisierung des Wissens geschieht eher in einem wissenschaftlichen Rahmen denn in einem außerwissenschaftlichen. Kritik ist dabei hier im weiteren Sinne gemeint, denn die Ethnologie wird nur in Ausnahmefällen (allerdings häufiger im Vergleich) direkt kritisiert. Hierin findet die Ethnologie in der Berichterstattung der Printmedien bevorzugt ihren Platz im Feuilleton, dessen Lesersprache aber davon ausgeht, dass Grundwissen über die Ethnologie und ihre Protagonisten vorhanden ist.

Personengebundene Vielfalt – Soziologie

Innerhalb des soziologischen Diskurses herrscht am meisten Aufregung um das Ausmaß und die Potenziale der Medienpräsenz. Der Anspruch an Wirkung ist für die Disziplin wie ihre Protagonisten sehr hoch, die Annahmen der tatsächlichen Häufigkeit von Thematisierungen sind gleichermaßen niedrig. Diejenigen Teile der Soziologie, die sich auch explizit normativ orientieren, übersehen dabei, dass es einen etablierten Platz für Soziologen in der Presse gibt – den es zu nutzen gilt, den es sich aber auch mit einer eher indikatorenorientierten Beobachtung der Gesellschaft (auch der Ökonomik) zu teilen gilt. Im Vergleich zur Ökonomik fehlen größere Organisationen, die Öffentlichkeitsorientierung vermitteln und sicherstellen können. Alle Strömungen mögen die große Bandbreite einer auch beiläufigen Thematisierung der Soziologie in den Massenmedien übersehen (was in bestimmten Kontroversen-Situationen nachvollziehbar ist), die aber den Erfolg der Soziologie als Disziplin mit ausmachen.

Die nicht realistische Selbsteinschätzung der massenmedialen Präsenz der Soziologie erklärt sich jedoch zum Teil, dass sich tatsächlich so etwas wie in goldenes Zeitalter der massenmedialen Präsenz Ende der 1960er-Jahre finden lässt. Entsprechend findet sich für die Soziologie nicht ein kontinuierlicher Ausbau der massenmedialen Berichterstattung, sondern ein exponentielles Wachstum wie ein exponentieller Rückgang und schließlich einen langsamen Aufschwung.

Die heterogene Darstellung der Soziologie in der Presse könnte natürlich auch an der Aufgreiflogik hängen, die heterogene Sammelbezeichnungen wie Gesellschafts- und Sozialforschung enthält. Allerdings ist auch hier die Disziplinbezeichnung Soziologie das am häufigsten anzutreffende Suchwort. Die *personengebundene Vielfalt der Soziologie* lässt die Darstellung (davon abgesehen) nur schwer auf einen prägnanten Aspekt reduzieren. Artikel im Feuilleton mit disziplinärem Bezug sind zwar am häufigsten, stellen aber nicht die Regel der Berichterstattung dar. Allerdings ist sowohl der Journalist als Autor des Artikels bestimmend wie auch die Zuschreibung des Wissens auf Personen, meist mit universitärem Hintergrund, – und die Thematisierung der Geltung soziologischen Wissens. Diese wird dabei jedoch nicht durch innersoziologische Auseinandersetzungen, sondern in Bezug zu anderen Wissensformen verhandelt. Insgesamt finden sich drei Pole der Berichterstattung: eine auf Soziologie fokussierte Berichterstattung, eine politisch-komentierende und eine beiläufige.

Es gibt zwar deutlich weniger Artikel ohne Sozialwissenschaftler als in den anderen beiden Disziplinen, das Verhältnis von Soziologen und Artikeln ist aber genauso hoch wie in den anderen beiden Disziplinen. Wie bei den Ethnologen, findet sich das klare Bild eines soziologischen Experten nicht, weitere über- oder unterdurchschnittlichen Abweichungen, die sich von den anderen Disziplinen klar abgrenzen, ebenso wenig. Vielmehr zeigt *der* Soziologe in der Presse scharf umrissene Facetten: Er wird sowohl mit Privatleben wie wissenschaftsfixiert dargestellt, es finden sich öffentliche und moralische Motivationen genauso wie im Vergleich schwächere politische, er ist Intellektueller wie Empiriker, als Label sei daher die *variantenreiche Persönlichkeit* gewählt. Auch hier lässt sich als Beispiel an die meistgenannten denken: Sowohl Ulrich Beck als auch Niklas Luhmann, beide mit Zug in die Öffentlichkeit, beide aber auch bis ans Lebensende forschend.

Zwischen Dauerbeobachtung und Ökonomischer Wissenschaft – Ökonomik

Ökonomik kommt sehr häufig in den untersuchten Zeitungen vor. Am häufigsten finden sich die Artikel im Wirtschaftsteil, von Journalisten verfasst und relativ selten mit Bildern versehen. Themenstellungen kommen in der Regel nicht aus der Disziplin, sondern aus anderen Kontexten. Häufiger finden sich Gruppen und Institute als Protagonisten der Artikel, wenn auch hier die Einzelperson am häufigsten ist. Die Kontextualisierung der Ökonomik ist oftmals auf

die Politik gerichtet, wobei sich auch innerökonomische Auseinandersetzungen finden. Den Kern der Ökonomik-Berichterstattung macht die Wirtschaftsberichterstattung aus, die auch eng mit der Disziplinardarstellung verwoben ist. Hiervon unterscheiden sich ein eher politisch-tagesaktueller Pol sowie ein wissenschaftlicher. Die starke mediale Position der Ökonomik beginnt Anfang der 1970er-Jahre und ist seitdem auf einem mehr oder weniger klaren Wachstumskurs. Wenn auch die absoluten Artikelzahlen sinken, sinken sie nicht so stark, wie die aller Artikel.

Dass größere, konstantere Debatten um die Präsenz und Wirkung der Ökonomik in den Massenmedien nicht zu finden sind, hängt sicherlich mit dem beschriebenen Erfolg der Ökonomik in der Öffentlichkeit zusammen. Dieser basiert auf einer doppelten Institutionalisierung der Kopplung von Ökonomik und Massenmedien. Auf Seiten der Zeitungen bietet insbesondere das Wirtschaftsressort eine durchgängige Möglichkeit, wissenschaftliches Wissen über wirtschaftliche Zusammenhänge zu platzieren. Schon allein die Aktualisierung von Konjunkturaussichten und wirtschaftlichen Zusammenhängen, die auf wissenschaftlicher Expertise basieren, führt zu einer erhöhten Wahrscheinlichkeit für wirtschaftswissenschaftliche Forschung, Gegenstand massenmedialer Berichterstattung zu werden. Aber auch innerhalb der Ökonomik gibt es insbesondere durch die großen außeruniversitären Forschungseinrichtungen institutionalisierte Möglichkeiten, auf Öffentlichkeit und Politik orientierte Forschung zu betreiben – mit entsprechenden Karrierewegen. Entsprechend lässt sich die Medienpräsenz als *zwischen Dauerbeobachtung und Ökonomischer Wissenschaft* verorten.

Auch bei den Ökonomen taugen die meist genannten als Beispiel für die herausragenden Eigenschaften der Ökonomen in der Presse: Sie sind etabliert, gerne auch Experten und in politischen Zusammenhängen verortet. Wie die Präsidenten der Wirtschaftsforschungsinstitute (heißen sie Hans Werner Sinn oder Gustav Horn) sind sie *etablierte Experten*, die vor allem das politische Geschehen kommentieren.

Medialisierung

Aus der Medialisierungsforschung ergibt sich, dass von einer Medialisierung der Sozialwissenschaften gesprochen werden könnte, wenn die Berichterstattung extensiver, pluraler und kontroverser würde. Dies kann nicht klar bestätigt werden, es zeigen sich jedoch differenzierte Ergebnisse. Das Niveau der Berichterstattung insgesamt ist mit mehreren Ökonomik- und Soziologie-Artikeln pro Tag und mehreren Ethnologie-Artikeln pro Woche nicht gering. Die Berichterstattung über Sozialwissenschaften nimmt im Untersuchungszeitraum nicht zu, sondern sinkt sogar leicht – verglichen mit den Forschungsergebnissen zwischen den 1970er- und 1990er-Jahren erscheint der Umfang allerdings sehr gesteigert. Dies

trifft bei aller Schwierigkeit des Vergleichs insbesondere für die Ökonomik zu. Die historischen Verläufe zeigen hierbei, dass die Steigerung der Sozialwissenschaftsberichterstattung der Steigerung der Artikelzahlen insgesamt folgt (mit Ausnahme z. B. der Soziologie in den späten 1960er-Jahren), die Ökonomik erst ab den 1970er-Jahren ihre vergleichsweise starke Stellung entwickelt und Artikel mit sozialwissenschaftlichen Inhalt ab den 2000er-Jahren weniger stark zurückgehen als die Gesamtmenge von Zeitungsartikeln.

Die Dimensionen der Pluralität und Kontroversität der Berichterstattung wurden in der vorliegenden Arbeit anhand der Qualität der Berichterstattung, der dargestellten Urteile und Konkurrenzen operationalisiert. In ca. 16% der Artikel finden sich Urteile von nichtwissenschaftlichen Akteuren über die Sozialwissenschaften, in etwa doppelt so vielen Artikeln tauchen Urteile von Journalisten auf, während Urteile von Wissenschaftlern in ca. 14% der Artikel vorkommen. Eine plurale Diskussion über Sozialwissenschaften findet also eher selten statt, die Disziplinen unterscheiden sich hierbei nur wenig. Die Urteile nehmen allerdings im Zeitverlauf allesamt zu, was der Erwartung der Medialisierungsthese entspricht. Ebenfalls nehmen Artikel mit Konkurrenz-Konstruktionen zu. Mit Ausnahme der Geltungsdimension sind die Thematisierung und die Kritik des Forschungsprozesses ebenfalls eher selten, hier nimmt jedoch auch die kritische Thematisierung der Geltung im Zeitverlauf zu, was zu insgesamt immer seltener werdenden Artikeln gänzlich ohne Qualitätsthematisierungen führt. Der Anteil von Artikeln ohne Quellenangaben (ca. ein Drittel) nimmt dagegen minimal zu. Ebenfalls werden Nützlichkeiten im Zeitverlauf häufiger thematisiert. Politische und ökonomische Nützlichkeiten werden signifikant häufiger für die Ökonomik vergeben, ihr Anteil steigt. Betrachtet man alle Nützlichkeiten steigt der Anteil ebenfalls im Zeitverlauf an. Relativ selten finden sich direkte Infragestellungen der Disziplinen, etwas häufiger direkte Kritik an Folgen der Disziplinen. Es finden sich also für die Dimensionen der Pluralität und Strittigkeit leichte Tendenzen einer Medialisierung.

Die folgende Tabelle 7.2 fasst dies in einer Übersicht zusammen, hierbei werden nur signifikante Ergebnisse angezeigt bzw. nur sinkende und steigende Tendenzen, die Prozentzahlen sind gerundet. Bezogen auf die Disziplinen scheint sich damit die Erwartung der Medialisierungen zu erfüllen. Die Ökonomik wird am häufigsten in der Presse thematisiert. Fast ausnahmslos steigen die Trends für die beiden anderen Dimensionen, das heißt: Über Ökonomik wird zunehmend mithilfe nichtwissenschaftlicher Akteure und deren Urteilen zunehmend kontroverser berichtet. Dies geschieht aber auch zunehmend in wissenschaftlicher Hinsicht: Forschungsprozess, wissenschaftlicher Wert und innerwissenschaftliche Kontroversen werden ebenfalls zunehmend berichtet. Ethnologie und Soziologie werden insgesamt eher wissenschaftsfokussiert dargestellt. Die Soziologie wird nur halb so häufig Gegenstand der Berichterstattung, ebenfalls mit fallendem Trend. Häufiger und ebenfalls zunehmend wird

der Forschungsprozess thematisiert, auch wenn weniger Wissenschaftler urteilend zu Wort kommen. Andere Akteure kommen ebenfalls häufiger vor, allerdings sinkt die in Konkurrenz setzende Berichterstattung, während die Nutzen-Zuschreibungen eher konstant bleiben. Ein ähnliches Bild weist die Ethnologie auf, allerdings auf niedrigerem Niveau. Hier nimmt die gesellschaftliche Kontextualisierung insgesamt eher ab.

Tabelle 7.2: Medialisierung der Sozialwissenschaften

	Sozialwissenschaften	Ethnologie	Soziologie	Ökonomik
Umfang	16 pro Tag ↓	1 p. T. ↓	5 p. T. ↓	10 p. T. ↓
Genesis¹	46% ↑	+ ↑	+ ↑	- ↑
	Kritik: 10% ↓	↓	↓	
Geltung	48% ↑	- ↑	+ ↑	- ↑
	Kritik: 16% ↑	↓	↑	↑
Quellen	67%	↓	↑	↑
Konkurrenzen	Gesamt: 56% ↑	↑	↓	↑
	Intern: 14% ↑	- ↓	- ↓	+ ↑
	Wissenschaftlich: 7%	+ ↓	+ ↓	- ↑
	Umwelt: 50% ↑	- ↑	- ↓	+ ↑
	Kontraintuitivität: 5% ↓	+ ↓	+ ↓	-
Urteile²	Gesamt: 44% ↑	+ ↑	+ ↑	- ↑
	Journalisten: 30% ↑	+	+ ↑	- ↑
	Wissenschaftler: 14% ↑	↑	↓	↑
	Sonstige: 16% ↑	↑	↑	↑
Spezielle Urteile	Infragestellung: 3% ↑	↓	↓	↑
	Folgenkritik: 6% ↓	↑	↓	
Nützlichkeiten³	Gesamt: 76% ↑	+ ↓	-	- ↑
	Politisch: 44% ↑	- ↓	- ↑	+ ↑
	Ökonomisch: 27% ↑	- ↓	-	+ ↑
	Wissenschaftlich: 20% ↑	+ ↑	+	- ↑

+ höherer Anteil; - niedrigerer Anteil; ↑ steigender Trend; ↓ sinkender Trend

¹ Genesis umfasst Methoden, Theorie und empirisches Material.

² Urteile von Wissenschaftlern umfassen Fachgenossen und andere. Urteile von Sonstigen umfassen Politiker, Unternehmer und Sonstige.

³ Nützlichkeiten Gesamt umfasst auch Öffentlichkeitswirksamkeit und kulturell nützlich.

Daraus folgt, dass die Medialisierung der Sozialwissenschaften nicht nur in Genres innerhalb der Textproduktion von Sozialwissenschaftlern aufgefunden werden kann. In diesem Zusammenhang sollte nicht vergessen werden, dass die großen außeruniversitären Forschungseinrichtungen und auch die Museen in ihrer Selbstbeschreibung die Beratung und Informierung der Öffentlichkeit auf-führen. Dies gelingt ihnen übersetzt in der Präsenz in der Presse. Dieser Bestandteil der Öffentlichkeit ist aber auch ein wichtiger Einfallstor und ein wichtiger Kontext für universitäre und andere Forschung, besteht doch ein institutionalisierter Bereich, der sozialwissenschaftliche Expertise regelmäßig in der Presse

darstellt. Die Beschreibung der Verhältnisse und Wechselwirkung dieser verschiedenen institutionalisierten Sozialforschungsformen stellt eine Aufgabe für weitere Forschung dar.

Zeitungen

Absolut erscheinen in der *FAZ* die meisten sozialwissenschaftlichen Artikel, im *Focus* die wenigsten – bezogen auf die Ausgaben sind es aber die Sonntagsausgaben, die steigend die meisten Artikel mit sozialwissenschaftlichem Inhalt beherbergen. Während die *Frankfurter Allgemeine*- und die *Welt*-Gruppe etwas Ökonomik-lastiger ausfallen, ist nur die *taz* etwas Soziologie-/Ethnologie-lastiger. *Welt/S*, *FAZ/S* und *Focus*, die man bezüglich der politischen Ausrichtung rechts von der Mitte einordnen kann, sind zusammen signifikant Ökonomik-lastiger als *Spiegel*, *SZ* und *taz*. Erwartbar sind die Artikel der wöchentlich erscheinenden Periodika länger und bebildeter als die in den täglichen. In den Tageszeitungen erscheinen die Artikel signifikant häufiger auf dem Titel, im Politikeil, im Feuilleton und im Lokalen, während die wöchentlichen Periodika signifikant häufiger Wissenschaft (insbesondere die *FAS*) und sonstige Ressorts bedienen. Die konservativeren Periodika enthalten sozialwissenschaftliche Artikel signifikant häufiger im Wirtschafts- und Wissenschaftsteil, seltener auf dem Titel und in Sonstigen Ressorts. Im Zeitverlauf zeigt sich, dass Berichterstattung über Sozialwissenschaften tendenziell von der Tagespresse in die Sonntagsausgaben wandert.

Der Vergleich mit den Ergebnissen, die im Forschungsstand präsentiert wurden, fällt aufgrund der unterschiedlichen Strategien nicht leicht. Zur Übersicht sei hier aber gewagt, die *Artikelzahlen pro Ausgabe* nebeneinander zu stellen (die entsprechenden Nachweise finden sich in Kapitel 3). Mikinovic gab eine Erhöhung der durchschnittlichen Artikelzahl in der österreichischen Presse von 1967 0,2 zu 0,5 1973 an. Depenbrock zeigt für 1976 Artikelzahlen zwischen 0,6 und 0,7 pro Tag für alle Sozialwissenschaften (eigene Berechnung). Weiss und Singer finden in den USA 1982 pro Ausgabe in den Tageszeitungen zwischen 10 und 17 Artikel über Sozialwissenschaften und in den Magazinen zwischen 9 und 12. Aus den Zahlen von Böhme-Dürr lässt sich für das Jahr 1986 eine Spannbreite von 0,04 bis zu 1,5 Artikeln mit sozialwissenschaftlichem Inhalt in Wochenperiodika errechnen. Die Forschergruppe um Fenton findet für die Jahre 1994 und 1995 Artikelzahlen pro Ausgabe zwischen 0,6 und 1,7 in britischen Zeitungen. Aus den Zahlen von Revers ergibt sich als Durchschnittswert für die österreichische Presse zwischen 2003 und 2005 schließlich ein Wert von 0,3. Dem stehen in der standardisierten Analyse eher höhere Werte gegenüber. Jeweils für die Auswahl bestimmt finden sich durchschnittlich zwei Artikel im *Focus* und vier im *Spiegel*. Bei den Sonntagsausgaben sind es sogar 5,5 in der *Welt* und ca. 7,5 in der *Frankfurter Allgemeinen*. Bei den Tageszeitungen liegen die Werte zwischen

2,5 in der *taz* und 5,5 in der *FAZ*. Sehr ähnliche Zahlen wurden für die Psychologie in den 1990er-Jahren identifiziert. Zum Vergleich finden sich jedoch in der Studie rund um Elmer durchschnittlich ca. 8,7 Artikel mit wissenschaftlichem Inhalt zwischen 2004 und 2007. Bei aller Schwierigkeit des Vergleichs lässt sich jedoch von einem hohen Niveau bundesrepublikanischer Berichterstattung und einem Zuwachs der sozialwissenschaftlichen Berichterstattung ausgehen, nur in den USA der 1980er-Jahre finden sich höhere Werte.

Die länger zurückreichende historische Entwicklung der Berichterstattung sollte durch die zunehmende Digitalisierung der Zeitungsarchive einfacher zu erforschen sein. Dies wäre für die Prozesse der Versozialwissenschaftlichung und Medialisierung freilich von großem Interesse. Ebenso ließen sich redaktionelle Standards und auch Unterschiede in der Berichterstattung zwischen den Periodika und den Periodika-Gruppen noch genauer auch aus den hier vorgelegten Daten rekonstruieren. Hieran würde sich für zukünftige Forschung ebenfalls ein systematischer Vergleich mit anderen Medien als den ausgewählten Printmedien anschließen lassen.

Personen

Der Medienlogik der Personalisierung folgend, wird sozialwissenschaftliches Wissen mit Personen verbunden und anhand von Personen verbreitet. Personen stellen auch einen wichtigen Teil der Berichterstattung über Sozialwissenschaften dar. Dieser Befund sollte aber nicht verdecken, dass es auch andere Formen der Berichterstattung gibt. Auffällig an der Darstellung der Personen ist der routinisierte Zugriff. Auch Sozialwissenschaftler sind eine mit wenig Aufwand in journalistische Berichterstattung einzubauende normale Ressource der Gesellschaft. Der Zugriff geschieht häufig mit Anbindung an Organisationen, die Zugehörigkeit in der Regel in einem höheren Status ist die geläufigste Charakterisierung für Sozialwissenschaftler. Weitere Forschung könnte dies noch gezielter fokussieren. Der Forschungsstand brachte vor allem Diskurse um Intellektuelle und Experten hervor, bestimmte Formen der Darstellung von Sozialwissenschaftlern lassen sich aber nicht umstandslos auf diese Labels reduzieren. Die Präsidenten der außeruniversitären Forschungseinrichtungen etwa sind ein Bestandteil des Tableaus von Sprechern in der Öffentlichkeit, die weder als Intellektuelle noch als Experten zu bezeichnen sind.

Der Vergleich der Disziplinen bringt relative Unterschiede hervor: Ökonomen werden häufiger mit Reputation dargestellt, Ethnologen und Soziologen häufiger mit Privatleben. Bei Ökonomen herrschen spezifische wie politische oder ökonomische Motivationen vor, Ethnologen und Soziologen weisen diffusere auf. Die Darstellung als Forscherpersönlichkeit zeigt sich für die Ethnologen am stärksten, die Darstellung der Soziologen ist ähnlich aber variantenreicher, die Ökonomen erscheinen am standardisiertesten in einer

kommentierenden Rolle. Auch hier zeigt sich ein starker Einfluss des Bericht-erstattungsrahmens, je nach dessen Verortung werden die Personen dargestellt. Das Ungleichgewicht zwischen den Geschlechtern ist innerhalb der Ökonomik am stärksten, innerhalb der Ethnologie am geringsten (in der Referenzliteratur finden sich kleinere Ungleichgewichte). Zentrale Unterscheidungsachse innerhalb der Darstellung der Geschlechter ist die Dualität von Empirie und Theorie. Etwas überraschend, auch im Hinblick auf die Medialisierungsthese, bleibt die Zunahme von sparsamen Darstellungen. Abgesehen davon, dass es so gut wie keine Kritik an Sozialwissenschaftlern gibt, dehnt sich die Personalisierung der Darstellung aber anscheinend nicht in eine Auseinandersetzung mit der Person aus, sondern behandelt Sozialwissenschaftler in der Regel rein als Rol- lenträger. Die Typisierung zeigt grundsätzlich Portraitierte, Kommentierende und Experten-Geber. Diese variieren auch intern in der Darstellungstiefe bis zur bloßen Nennung.

Kontexte: Verhältnisse

Durchschnittlich finden sich pro Monat 470 Artikel mit einer der drei Disziplinen, davon entfallen durchschnittlich 312 auf die Ökonomik, 136 auf die Soziologie und 20 auf die Ethnologie. Die Ökonomik ist auch anhand anderer Kennzahlen die größte Disziplin. Die entsprechenden Kategorien sind freilich nur bedingt vergleichbar, erlauben aber eine Abschätzung, ob die Differenzen in der Medienberichterstattung mit strukturellen Kennzahlen der Disziplinen korrespondieren. Die Verhältnisse sind in Tabelle 7.3 zusammengefasst, soweit sie sinnvoll den drei Disziplinen entsprechen, was vor allem für die Ethnologie Schwierigkeiten bereitet.

Das Verhältnis Ökonomik-Soziologie, wonach auf 2,3 Ökonomik-Artikel ein Soziologie-Artikel kommt, findet sich in etwa bei den zusammengefassten Immatrikuliertenzahlen wieder. Bezogen auf wissenschaftlich Beschäftigte und auch Organisierte in den Berufsverbänden liegt das Verhältnis aber ca. doppelt so weit auseinander (5,6 bzw. 4,3 zu eins). Lediglich die zusammengefassten Ausgaben sind höher für die Sozialwissenschaften, was sich hier aber nicht direkt vergleichen lässt. Daraus ließe sich folgern, dass die Soziologen sehr viel erfolgreicher sind, Zugang zu den Massenmedien zu erlangen. Ein ähnliches Bild ergibt sich für die Ethnologie, allerdings liegen hier die Verhältnisse etwas näher: Auf einen Ethnologie-Artikel kommen 15,6 Ökonomik-Artikel, auf einen Immatrikulierten kommen 16,3 in der Ökonomie Immatrikulierte und auf einen Ethnologen 17,8 Ökonomen in Berufsverbänden. Die Soziologie ist auch etwas erfolgreicher als die Ethnologie: Während auf einen Ethnologie-Studierenden fast sechs Soziologie-Studierende kommen und auf einen organisierten Ethnologen vier Soziologen, ist das Verhältnis bei den Artikeln jedoch ca. 7:1.

Tabelle 7.3: Verhältnisse

Durchschnittliche Artikel pro Monat		Immatrikulierte ¹	
Ökonomik-Ethnologie	15,6:1	VWL-Ethnologie	6:1
Ökonomik-Soziologie	2,3:1	VWL-Soziologie	1,2:1
Soziologie-Ethnologie	6,8:1	WiWi-Ethnologie	19,7:1
Geschlechterverhältnis der Personen		WiWi-Soziologie	3,9:1
Ökonomik: Mann/Frau	19,3:1	Soziologie-Ethnologie	5,1:1
Soziologie: Mann/Frau	4,3:1	Ökonomie-SoWi./Soz.	2,8:1
Ethnologie: Mann/Frau	1,9:1	Ökonomie-Kultur./Ethno.	16,3:1
Beschäftigte ²		SoWi./Soz.-Kultur./Ethno.	5,8:1
WiWi/SoWi	5,6:1	Kultur./Ethno.: Mann/Frau	0,4:1
WiWi: Mann/Frau	2,6:1	SoWi./Soz.: Mann/Frau	0,7:1
SoWi: Mann/Frau	1,4:1	Ökonomie: Mann/Frau	1,5:1
Ausgaben ³		Berufsverbände ⁴	
WiWi-R/S	0,8:1	Ökonomik/Soziologie	4,3:1
WiWi-SoWi	0,6:1	Ökonomik/Ethnologie	17,8:1
		Soziologie/Ethnologie	4,1:1

WiWi: Wirtschaftswissenschaften; SoWi: Sozialwissenschaften; SoWi./Soz.: Sozialwissenschaften + Soziologie; Ökonomie: VWL + WiWi; Kultur./Ethno.: Kulturwissenschaften, Europäische Ethnologie + Ethnologie; R/S: Rechts- und Sozialwissenschaften

¹ Die Zahlen basieren auf den Durchschnittswerten zwischen WS 01/02 und WS 13/14.

Quelle: Destatis.

² Die Zahlen basieren auf den Durchschnittswerten zwischen 2002 und 2013. Quelle: Destatis.

³ Das erste Verhältnis bezieht sich auf 2013 und Destatis, das zweite der DFG im Förderzeitraum 2011–2013, jeweils in Millionen Euro. Quelle: DFG 2015.

⁴ DGSK, DGS, bdvb & Vfs. Die Zahlen beziehen sich auf 2018. Für die Ökonomie wurden die beiden Berufsverbände addiert. Quelle: Selbstauskünfte der Verbände.

Bezogen auf die Geschlechterverhältnisse ist die Ethnologie bei den erhobenen Wissenschaftlern am ausgeglichensten, die Ökonomie am ungleichsten. In allen drei Disziplinen entsprechen die Verhältnisse jedoch in keiner Weise den Immatrikulierte Zahlen, hier finden sich bei der Ethnologie und der Soziologie sogar mehr Studentinnen. Auch die Wahrscheinlichkeiten für Ökonomen und Soziologen männlichen Geschlechts, in die Massenmedien zu gelangen, sind gemessen an den Beschäftigtenzahlen weitaus größer. Hier liegt es nahe, die Forschung über die Potenziale und Ungleichheiten zwischen Wissenschaftlern zu vertiefen.

Kontexte: Zeitverlauf

Insgesamt erscheint die massenmediale Darstellung der Sozialwissenschaften im Untersuchungszeitraum als sehr konstant. Die Ausweitung der Berichterstattung ist zwischen den 1980er-Jahren und den 2000er-Jahren zu finden. Es finden sich allerdings in den durchschnittlichen Artikelzahlen pro Ausgabe bei

den Periodika zum Teil erhebliche Spannweiten, die für Schwerpunktsetzungen sprechen, die hier aber nicht verfolgt werden konnten. Ebenfalls sollten die Ergebnisse insgesamt systematisch überprüft werden, inwieweit das Design spezifische Monats-, Quartals- oder Jahreseffekte doch verdeckt, wovon aber nicht ausgegangen werden kann.

Größere Trendveränderungen finden sich bezüglich der Ressorts in einer Bewegung von Lokalen und Sonstigen Ressorts zum Wirtschaftsressort, aber auch in einer insgesamt hohen Zunahme von Kontextualisierungen und Qualifizierungen des berichteten Wissens. Ebenfalls nimmt die Anzahl von grafischen Elementen tendenziell recht stark zu, auch werden häufiger Gruppen von Wissenschaftlern als Wissensträger benannt. Dies bezieht sich jedoch auf lineare Trends, Veränderungen im Zeitverlauf könnten in nachfolgender Forschung genauer und differenzierter in den Blick genommen werden.

Eine spezifische Fragestellung bezog sich auf zeithistorische Ereignisse und deren Auswirkungen auf die Berichterstattung. Weder Bundestagswahlen noch die Finanzkrise zeigen größere Auswirkungen, allerdings gewisse Effekte in der Platzierung innerhalb der Zeitungen. Dies führt zum Eindruck, es gäbe einen recht stabilen Grundstock an Sozialwissenschafts-Berichterstattung, der aktuelle Entwicklungen (auch historischen Ausmaßes) recht souverän bewältigen kann (dies gilt auch bei größeren Debatten wie der über Sarrazins *Deutschland schafft sich ab*). Das korrespondiert mit den Ergebnissen etwa der Experten-Forschung: Zu kommentierende Ereignisse gibt es eigentlich immer, auch hier bestimmen eher die Medienlogik und die organisationalen Anforderungen das Ausmaß der Berichterstattung.

Dies sollte auch die Erwartung gegenüber der Veränderung der Berichterstattung zur Corona-Pandemie sein. In wie fern Soziologen wirklich „[n]eben den Toilettenpapierfabrikanten [...] die größten Krisengewinnler“ (Becker 2020, S. 118) sind, wird sich zeigen – sowohl in der Öffentlichkeit wie in der Forschung.

Reflexion der Methoden

Die empirischen Teile stehen in einem gewissen Sinne nebeneinander. Inhaltlich lässt sich so die Komplexität der jeweiligen Fragestellungen besser bearbeiten, es stellt sich aber die Frage, ob eine stärkere methodische Integration sinnvoll wäre. Zunächst muss hierbei aber die Differenz betont werden: Standardisierte und qualitative Analysen implizieren unterschiedliche Sinnphänomene, nehmen andere Operationalisierungen vor und bearbeiten unterschiedliche Formen von Fragen. Standardisierte Designs erlauben hypothesenprüfend vorzugehen, qualitative hypothesenexplizierend. Allzu starke Integrationsforderungen gefährden hierbei eher die Eigenständigkeit der Ergebnisse. Trotz allem wäre eine stärkere Integration, etwa in Form einer systematischen qualitativen Analyse der gefunden Typen oder einer standardisierten Erhebung zentraler Ergebnisse der

hermeneutischen Analyse in weiterer Auseinandersetzung mit dem Thema wünschenswert. Nichtsdestoweniger liegen nun aber erstmals vergleichbare Zahlen und Deutungen sowie eine Bearbeitung des Forschungsstands vor, deren Horizont sich die vorliegende Arbeit gewünscht hätte.

Die Einschätzung der Ergebnisse der standardisierten Analyse muss vor dem Hintergrund der gewählten Strategie erfolgen. Die Gestalt und die Präsenz der Sozialwissenschaften in der deutschen Presse hängen auch vom Aufgreifkriterium ab. Die Fokussierung auf die Disziplin-Namen stellt zwar sicher, dass die gefundenen Artikel in der Regel auch Forschungsbezug haben und auch gewisse randständige Thematisierungen der Disziplin, die noch stärker auf Forschung ausgerichtete Strategien vernachlässigen, kommen so in den Blick. Allerdings besteht die Möglichkeit, dass gewisse Veränderungen im Aufgreifkriterium die Beschreibung verändert hätten: Für die Ethnologie hätten die Bezeichnungen Sozial- oder Kultur-Anthropologie aufgenommen werden können (wie in den historischen Analysen), die Bezeichnungen sind in der deutschen Presse aber noch die Ausnahme, was sich in Zukunft, etwa unter dem Eindruck des Namenswechsels des größten Berufsverbands der Ethnologen, ändern mag. Ebenfalls mögen gewisse Forschungsbereiche, über die ohne Disziplin-Bezug berichtet wird – etwa Bildungsforschung –, dazu führen, dass Teile der öffentlichen Präsenz der Sozialwissenschaften unterschätzt werden. Schließlich gilt dies auch für Thematisierungen, die etwa ausschließlich mit dem Expertenlabel arbeiten oder die ganz ohne disziplinäre Bezüge auskommen. Die Kritik, etwa von Kepplinger und Felt bezüglich der Auffindbarkeit der Soziologie, sollte aber nicht dazu dienen, es nicht zu probieren. Vielmehr bedarf es zur Absicherung der hier vorgelegten Befunde einer Vielzahl von Replikations- und Vergleichsforschungen. Sollte die vorliegende Arbeit dazu anregen, wäre bereits viel der aufgewendeten Leistung abgegolten.

Auch die qualitative Methode hat Einfluss auf die Formulierung der Analyseergebnisse. In gewisser Weise werden die Potenziale der Makrohermeneutik in der vorliegenden Arbeit gar nicht vollständig ausgenutzt. Hier besteht aber die Möglichkeit, direkt weitere Forschung anzuschließen. Die Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens in massenmediale Beiträge könnte – vergleichbar zu den größeren referierten Vorarbeiten – durch Tiefeninterviews mit den Beteiligten und ethnografische Beobachtungen ergänzt werden, um die durch die Analyse der Beiträge gewonnenen Ergebnisse abzusichern. Ebenfalls deutet sich an, dass die grundsätzliche Übersetzung zwar ausreichend beschrieben erscheint, es aber eine Vielzahl von Varianten hiervon gibt, die in einem systematischeren Vergleich aufgenommen werden könnten. Ebenfalls ist von weiteren Übersetzungen auszugehen, die allerdings über das Thema der Übersetzung sozialwissenschaftlichen Wissens hinausreichen: etwa Museumsrezensionen oder die Darstellung von Ökonomen. Die qualitative Erforschung der zahlreichen Erscheinungsformen von Sozialwissenschaften in der Öffentlichkeit und deren Wahrnehmung, steht sicher insgesamt eher am Anfang. Die vorliegende Arbeit hofft im besten Sinne zu solchem beizutragen.

8 Anhang

8.1 Methodischer Anhang

8.1.1 Vorgehen

Standardisierte Inhaltsanalyse

Kepplinger (2014) ist Recht zu geben, wenn er in seinem kurzen Statement zu Sozialwissenschaften in den Massenmedien darauf hinweist, dass Suchstrategie und Quellenauswahl die Ergebnisse massiv beeinflussen. Hömberg (1981, S. 73) geht sogar so weit, dass sich die „verborgene Wissenschaftsberichterstattung“ der Sozialwissenschaften, kaum „mit den herkömmlichen Techniken der Inhaltsanalyse fassen“ lasse (zit. n. Weßler 1995, S. 23 Fn. 8). Es ist daher von Wichtigkeit, hier darauf hinzuweisen, dass die ausgewählte Strategie nicht die allein gangbare ist, sondern die folgenden Ergebnisse spezifisch einschränkt.

Artikel, die Sozialwissenschaften thematisieren, wurden definiert als Artikel, in denen ein Forschungsbezug aufzufinden ist. Es wurden folgende in Tabelle 8.1 aufgeführten sechs Periodika ausgewählt. Die Auswahl war motiviert davon, möglichst viele Periodika möglichst effizient zu erheben.¹⁶³ Die vier Tageszeitungen sollen dabei auch ein gewisses Links-Rechts-Schema (taz, SZ vs. FAZ, Welt) abdecken. *Welt am Sonntag* und *Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung* sollen hier auch als Wochenzeitungen verstanden werden. Damit ist eine Auswahl der überregionalen Tages- und Wochenzeitungen sowie Nachrichtenmagazine getroffen, die die deutsche Qualitätspresse repräsentieren sollen.¹⁶⁴

Tabelle 8.1: Periodika

Titel (und Kürzel)	Bezug	Erscheinungsfrequenz
Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)	Online Archiv faz.net	6 Tage pro Woche
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS)	Online Archiv faz.net	1 Tag pro Woche
Die Welt (Welt)	Lexis-Nexis	6 Tage pro Woche

163 Die Datenbanken sind in Tabelle 8.1 aufgeführt. Zugangsproblematiken zur Zeit der Erhebung waren z. B. der Grund, *Die Zeit* auszuschließen.

164 Natürlich stellt sich die Frage, in wie weit etwa Boulevard-Medien davon abweichen. Diese Frage wird hier aber nicht weiter verfolgt. Zur Wirtschaftsberichterstattung in Boulevard-Medien vgl. K. Beck et al. 2012.

Titel (und Kürzel)	Bezug	Erscheinungsfrequenz
Die Welt am Sonntag (WamS)	Lexis-Nexis	1 Tag pro Woche
Süddeutsche Zeitung (SZ)	SZ-Online Archiv	6 Tage pro Woche
die tageszeitung (taz)	Lexis-Nexis	6 Tage pro Woche
Focus	Lexis-Nexis	1 Tag pro Woche
Spiegel	Lexis-Nexis	1 Tag pro Woche

Innerhalb der Online-Archive mit Volltextzugang wurden mittels Suchwörtern Artikel gesucht (als „Gesamt“ gekennzeichnet). Die Suchwörter und die zugehörigen Zielkonstrukte sind in Tabelle 8.2 zu finden.

Tabelle 8.2: Disziplinen und Suchwörter

Disziplin	Suchwörter	Zielkonstrukt
Ethnologie	*ethnolog*	Ethnologie
	völkerkund	Völkerkunde
Soziologie	*soziolog*	Soziologie
	sozialforsch	Sozialforschung
	sozialtheor	Sozialtheorie
	gesellschaftsforsch	Gesellschaftsforschung
	gesellschaftstheor	Gesellschaftstheorie
Ökonomik	*ökonom*	Ökonomie
	wirtschaftswis	Wirtschaftswissenschaft
	wirtschaftsfors	Wirtschaftsforschung
	wirtschaftstheor	Wirtschaftstheorie
	wirtschaftsprof	Wirtschaftsprofessor

Aus dieser groben Sammlung wurden dann alle Artikel eliminiert, die keine Artikel sind (z. B. Inhaltsverzeichnisse), aus Werbe- oder andere Beilagen stammen (z. B. *Le Monde Diplomatique* als Beilage der taz) oder keinen Forschungsbezug aufweisen (z. B. Nennung eines Ethnologie-Studiengangs, adjektivischer Gebrauch wie die soziologische Zusammensetzung eines Opernpublikums oder angestellte Ökonomen in Banken). Ebenfalls wurden Datenbankartefakte wie Dopplungen oder Artikel, in denen die Suchwörter nur in der Indexierung zu finden waren, aussortiert. Dieser Artikelbestand (im Folgenden „Auswahl“) wurde beginnend mit dem Januar 2002 alle dreizehn Monate erhoben (bis Dezember 2013), um sowohl eine längere Zeitspanne als auch jeden Monat im Datensatz zu haben. Aus diesem Bestand wurde eine randomisierte Stichprobe von 100 Artikel pro Monat gezogen, die die Verhältnisse der Auswahl (sowohl bzgl. der Disziplinen als auch der Periodika) widerspiegelt. Dadurch ergibt sich folgende Gestalt der Stichprobe: Es gibt insgesamt 58 Ethnologie-, 350 Soziologie- und 792 Ökonomik-Artikel. Daraus ergeben sich 1.200 Artikel für die

standardisierte Analyse, die ca. 100 Variablen (meist 0/1-codiert) umfasst, die sich auf die Kontextdaten des Artikels, die Disziplinen-, die Personen- und die Wissensdarstellung beziehen.

Datenbankrecherchen

Für die Datenbankrecherchen wurde in einer leicht abgeänderten Form recherchiert. Die folgende Tabelle fasst die Verfügbarkeiten der 13 untersuchten Periodika und ihre Bezugsquelle zusammen:

Tabelle 8.3: Periodika Datenbankrecherche

Titel (und Kürzel)	Bezug	Verfügbar ab
Bild	wiso	2017
Bild am Sonntag (BamS)	wiso	1956
Der Spiegel (Spiegel)	wiso/Nexis	1993/1997
die tageszeitung (taz)	wiso/Nexis	1988/1994
Die Welt (Welt)	Nexis	1999
Die Welt am Sonntag (WamS)	Nexis	1997
Die Zeit (Zeit)	wiso	1946
Focus	Nexis	1993
Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ)	Online Archiv faz.net	1950
Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung (FAS)	Online Archiv faz.net	1950
Frankfurter Rundschau (FR)	Online Archiv faz.net	1995
Süddeutsche Zeitung (SZ)	SZ-Online Archiv	1992
Stern	wiso	1996

Beachtenswert ist, dass die BamS etwa in der wiso-Datenbank bis 2002 als Retrodigitalisierung firmiert. Die Datenbanken sind nicht endgültig miteinander vergleichbar, so fehlt der wiso-Datenbank etwa die Möglichkeit der Anfangstrunkierung. Beim Spiegel und der taz wurden zunächst die weiter zurück reichenden wiso-Daten verwendet und anschließend die Nexis-Daten. Bei der FAZ wurden die Daten der Rhein-Main-Zeitung hinzugerechnet, bei der SZ die Hauptausgabe verwendet.

Für Ethnologie wurde in diesem Zusammenhang auch nach *sozialanthropol* und *kulturanthropol* gesucht. Das ergibt für die FAZ neun Artikel mehr pro Untersuchungspunkt. Vergleicht man die beiden Kurven für die FAZ, lässt sich erkennen, dass die beiden hinzugenommenen Suchwörter nur einen kleinen eigenständigen Anteil ab den frühen 1990er- und einen etwas größeren ab den 2000er-Jahren ausmachen.

8.1.2 Beschreibung der Items

Zentral lehnt sich die Formulierung der Items, die für die standardisierte Inhaltsanalyse angewendet wurden, an das Kodebuch des inhaltsanalytischen Teilprojekts von *Die vielfältigen Beziehungen zwischen Wissenschaft und Nachrichtenmedien* (gefördert von der *VolksWagenStiftung* im Rahmen der Initiative „Wissenschaft – Öffentlichkeit – Gesellschaft“) an.¹⁶⁵ Die Items wurden jedoch für die hier durchgeführte Analyse angepasst und erweitert. Unten werden die einzelnen Items vorgestellt und wenn sinnvoll, mit einem Beispiel versehen.

Zentrale Einheit der Analyse sind die Artikel. In den Artikeln wird nach sozialwissenschaftlichen Wissens-elementen gesucht, die in der Regel mit der Nennung der Disziplin oder eines Sozialwissenschaftlers verbunden sind. Die Items gruppieren sich in vier größere Blöcke: Der erste bestimmt Artikeleigenschaften (wie Umfang, Autor, Erscheinungsdatum usw.) sowie Kontexte des Artikels (wie Thema, Ressort usw.). Der zweite Block erhebt Informationen zum sozialwissenschaftlichen Wissen: Wem wird es zugeordnet, wo ist es entstanden, welche Qualitäten werden ihm zugeschrieben? Der dritte Block nimmt die Frage der Kontextualisierung des Wissens und der Disziplinen auf: Wer fällt Urteile, welche Konkurrenzen, welche Nützlichkeiten werden dargestellt? Der vierte Block befasst sich schließlich mit den Sozialwissenschaftlern, die in den Artikeln auftauchen und erhebt Personen- und Charaktereigenschaften.

Maximal wurden für jeden Artikel Informationen unter 138 Variablen erhoben. Grundsätzliches Ziel der standardisierten Kodierung war, möglichst viele Informationen über die Artikel zu kodieren. Dies wurde in der Regel mit binär kodierten Variablen durchgeführt. Dabei stehen die 1-Ausprägungen je für ein Vorkommen eines bestimmten Elements im Text. Zudem wurden die ersten drei im Artikel genannten Wissenschaftler der jeweiligen Disziplin erhoben. Zu diesen wurden je sechzehn binäre Variablen zur Anwendung gebracht. Schließlich wurden spezifische Informationen zu den Artikeln protokolliert. Im Folgenden finden sich die Beschreibungen der Items inklusive der Kodieranweisungen. Die Codes werden unter elf Überpunkten zusammengefasst dargestellt (davon umfassen zwei die Variablen, die Wissenschaftlern zugeordnet werden). Die Kodierung fand für die ersten sechs Erhebungszeitpunkte im Sommer 2013 statt und für die letzten drei Erhebungszeiträume im Sommer 2015. Die Anzahl der

165 Ich durfte als Koder an diesem Projekt teilnehmen. Allerdings sind laut persönlicher Mitteilung von Matthias Kohring bis jetzt keine Publikationen aus dem Projekt entstanden. Vgl. http://mkw.uni-mannheim.de/prof_dr_matthias_kohring/forschungsprojekte/wissenschaft_und_nachrichtenmedien/ [letzter Zugriff 16.03.2018]. Das Kodebuch liegt dem Autor vor. Im Gegensatz zu diesem wurden in der vorliegenden Arbeit weniger nach Frames und Bewertungen kodiert, weniger Sprecher, weniger aufwendig verfolgt. Urteile und Kontextualisierungen wurden dagegen hinzugefügt oder z. T. umgearbeitet.

vergebenen Codes variiert dabei abhängig von der Anzahl der kodierten Wissenschaftler von 71 (kein Wissenschaftler), über 87 (ein Wissenschaftler), 103 (zwei Wissenschaftler) zu 119 (drei Wissenschaftler); hinzu kommen jeweils noch 19 String- und Beschreibungsvariablen.

Für den Intrakoderreliabilitätstest wurden im März 2017 50 zufällig ausgewählte Artikel erneut kodiert. Darin fanden sich 41 Wissenschaftler, mit denen der Test für die 16 Variablen durchgeführt wurde, die sich auf Wissenschaftler beziehen. Der Test wurde jeweils mit der Formel $\frac{2 \cdot \ddot{U}}{K1 + K2}$ durchgeführt. Hierbei steht \ddot{U} für übereinstimmende Kodierungen, K1 für die vergebenen Codes während der Kodierung und K2 für die vergebenen Codes während des Reliabilitätstests. Aus dem Test wurden die Codes für das Veröffentlichungsdatum, die Quelle, die Seite und die Sozialwissenschaft ausgeschlossen. Durchschnittlich ergab sich für die Artikel ein Wert von 0,92. Für die Variablen wurden durchschnittlich 0,91 ermittelt. Bei den Wissenschaftlern und den einzelnen Variablen dort ergab sich jeweils ein Wert von 0,93. Diese Werte sind in jedem Fall zufriedenstellend.

Kode	Beschreibung	Intrakoderreliabilität
	Artikelmerkmale & Kontext	
Sozialwissenschaft	Ethnologie, Soziologie, Ökonomik	
Quelle	Spiegel, Focus, FAZ, FAS, SZ, taz, Welt, WamS	
Erscheinungsdatum	Tag, Monat, Jahr	
Artikelüberschrift	String	
Autorennamen	String	
Unterschiedliche Sozialwissenschaften	Im Artikel kommt neben der <i>Sozialwissenschaft</i> auch eine der anderen möglichen Sozialwissenschaften vor.	0,96
Autorentyp	<i>Journalist, Presseagentur, Mischform, Sozialwissenschaftler des Fachs, Sozialwissenschaftler eines der anderen Fächer, Anderer Wissenschaftler, Politiker, Publizist, Unternehmer, Interview, Gruppe und Sonstiger.</i> Die Variable enthält also auch Aussagen über den Artikeltyp. In einem händischen Nachkodieren wurden die Gruppen- und Interview-Autoren voneinander getrennt (s. u.). Während dieses Vorganges wurden gewisse Unklarheiten nachrecherchiert und im Datensatz korrigiert (z. B. die richtige Zuordnung von Journalist und Presseagentur bei selten vorkommenden Kürzeln). Ist kein Name oder Hinweis auf einen Autor zu finden, wird der Autorentyp Sonstiges kodiert. Alle anderen Autorennamen werden mit Journalist kodiert.	1
Suchwörter	Alle im Artikel gefundenen Suchwörter.	0,94

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Wortanzahl	Bei den LexisNexis-Artikeln wird diese mit angegeben. Bei den SZ-Artikeln und den FAZ/S-Artikeln wird der Artikel in ein Word-Dokument kopiert und dort die Wortanzahl ermittelt. Der Kode ist dabei ausschließlich für SZ, FAZ und FAS nur eingeschränkt reliabel.	0,7
Wissenschaftsanteil	Um zu bestimmen, ob in den Artikeln hauptsächlich oder nur im geringen Maße über oder mittels Sozialwissenschaften berichtet wird, wird auf Basis von Absätzen der Anteil errechnet. Dafür wurden die Zahlen der Absätze mit wissenschaftlichem Anteil durch die Gesamtzahlen der Absätze geteilt. Für Artikel von Sozialwissenschaftlern ein Anteil von 100% gesetzt.	0,86
Bilder	Im Artikel wird ein Bild oder ein grafisches Element verwendet. Wenn die Bilder nicht mit ausgegeben wurden, finden sich u. U. als solche gekennzeichnete Bildunterschriften.	1
Ressort	Das Ressort wird in der Regel bei den Artikeln mit angegeben. Fehlte dies oder war nicht eines der folgenden Ressorts genannt, wird Sonstiges kodiert. Kategorial wird kodiert nach <i>Titelseite</i> , <i>Politik</i> (auch Inland, Ausland), <i>Wirtschaft</i> (auch Beruf, Karriere, Finanzen), <i>Feuilleton</i> (auch Kultur, Literatur), <i>Wissenschaft</i> (auch Sachbuch, Campus), <i>Medien</i> (auch TV) und <i>Lokales</i> (auch lokale Wirtschaft, Frankfurt etc.).	1
Artikelthema	Das Thema des Artikels wird darüber zugewiesen, was der Artikel selbst als Hauptthema präsentiert. In erster Linie wird das über Überschrift, Unterüberschrift und Teaser deutlich, bei Artikeln, die dies nicht verständlich zuweisen, wird auf die Konstruktion der Pointe geachtet. Möglichkeiten sind die vier Funktionssysteme Politik, Wirtschaft, Wissenschaft und Medien, im Besonderen aber die Frage, ob das Fach selbst Thema ist (<i>Disziplin</i>). Dieser Kode wird vergeben, wenn etwa über die Veröffentlichung sozialwissenschaftlichen Wissens berichtet wurde. Daneben gibt es den Kode <i>anderes Land</i> . Dieser Kode hat sich aber über das Materialsichten als Topos herausgestellt. Kategorial wird neben der Residualkategorie <i>Sonstiges</i> unterschieden nach <i>Disziplin</i> , <i>Politik</i> , <i>Wissenschaft</i> , <i>Wirtschaft</i> , <i>Medien</i> , <i>Fach</i> und <i>anderem Land</i> als Hauptthema des Artikels.	0,82
Anlass	Der Anlass des Artikels ist derjenige, der im Artikel gegeben wird, den Artikel zu veröffentlichen bzw. zu schreiben. Ebenfalls stehen Überschrift und Aufhänger im Vordergrund, allerdings auch zeitliche Konstruktionen, wenn etwa im Verlauf des Artikels darauf hingewiesen wird, dass jüngst eine Studie zum Artikelthema erschien, die im Folgenden referiert wird. Unter Aktuelle Auszeichnungen wurden neben Preisen auch Jubiläen und Geburtstage gefasst. Aktuelle Veröffentlichungen umfassen Studien, Bücher, Zeitschriftenartikel aber auch Ausstellungen. Daneben wurden wiederum die vier Funktionssysteme, also politische Anlässe in Bezug zu Wahlen, ökonomische etwa bei Firmenfusionen, mediale bei Filmrezensionen (oder medialen Großereignissen), wissenschaftliche bei Anlässen jenseits der drei erhobenen Sozialwissenschaften.	0,7

Kode	Beschreibung	Intrakoder- reliabilität
	Kategorial wurde neben der Residualkategorie <i>Sonstiges</i> unterschieden nach <i>aktuelle Auszeichnung, Wiederkehrendes Ereignis, Veröffentlichung/ Ausstellungseröffnung, mediales Großereignis, Kongress, Medienanlass, politischer Anlass, ökonomischer Anlass</i> und <i>sonstiger wissenschaftlicher Anlass</i> .	
Funktion im Artikel	Das Wissen im Artikel wird benutzt, eine andere <i>Position zu unterstützen</i> . Hierfür sprechen vor allem explizite Formulierungen, wie unterstützen, zustimmen, basiert auf, etc. Es werden sowohl aktive Konstrukte erhoben, wie ein Ökonom, der die Politik der Bundesregierung für gut befindet, als auch passive, wenn eine erfolgreiche Strategie auf einer wissenschaftlichen Expertise begründet wird.	0,78
Funktion im Artikel	Das Wissen im Artikel wird dazu benutzt, eine andere <i>Position infrage zu stellen</i> . Hierfür sprechen vor allem explizite Formulierungen, wie bestreiten, infrage stellen, negieren, etc.; aber auch, wenn im Artikelkontext eine Gegenposition mittels des Wissens stark gemacht wird. Somit steht dieser Kode auch für Kontroversen.	0,78
Funktion im Artikel	Das Wissen wird als <i>Faktenlieferant</i> verwandt. Er wird auch vergeben, wenn das Wissen zu Erläuterungszwecken benutzt wird. Dieser Punkt hat gewisse Nähe zu Unterstützung, gilt aber vor allem dann, wenn das Wissen als objektiv dargestellt wird, ohne direkt in die Begründung einer Position eingespeist zu sein. Explizite Formulierungen wie Berichte, Darstellungen, Datenangaben etc. sind hier zu suchen, also die Darstellung von positivem Wissen.	0,82
Funktion im Artikel	Wird das Wissen lediglich eingeflochten, um den Artikel hochkultureller bzw. bildungsbürgerlicher wirken zu lassen, etwa über ein Mottozitat, über eine Anekdote oder Ähnliches, allerdings auch in Grenzfällen zur bloßen Nennung der Disziplin, gilt <i>der Kode kulturelle Garnierung</i> . Insbesondere steht er im Gegensatz zur Faktenlieferungsfunktion, da hier keine Fakten im engeren Sinn transportiert werden, sondern ein Kontext aufgerufen wird, der mit dem Artikel nicht zwingend verbunden ist.	0,9
Funktion im Artikel	<i>Anderer Funktion</i> dient als Residualkategorie, unter die Fälle fallen, wenn kein anderer Kode greift, aber auch, wenn das sozialwissenschaftlichen Wissens als Hauptthema des Artikels fungiert.	0,82
	Darstellung der Disziplin und Qualifizierung des Wissens	
Wissensträger	Wissensträger sind diejenigen Entitäten, denen das behandelte sozialwissenschaftliche Wissen im Artikel zugeschrieben wird, etwa über Autorschaft. <i>Einzelpersonen</i> sind meist mit einem Namen versehen, können aber auch „ein Soziologe“ sein.	0,94

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Wissensträger	<i>Institute</i> sind sowohl universitäre als auch außer-universitäre Forschungseinrichtungen, die als Organisation mit einem Namen versehen sind. Die Kategorie umfasst also sowohl Museen wie auch ein „Institut für Soziologie“ oder etwa das Ifo bzw. das DIW.	1
Wissensträger	Eine <i>Universität</i> wird die Trägerschaft des Wissens zugeschrieben.	1
Wissensträger	Unter <i>Gruppe</i> wird eine konkrete Gruppe verstanden, die genannt wird, etwa ein Autorenkollektiv.	0,92
Wissensträger	Die <i>Allgemeinheit des Faches</i> trägt das Wissen, wenn etwa die Ökonomik als Fach angesprochen wird oder aber Formulierungen wie „Ethnologen wissen“ auftauchen. Diskriminierung gegenüber Gruppe ist hier die Konkretheit der Gruppe, die in dem Gruppenartkode aufgenommen wird.	0,88
Anzahl Wissenschaftler	Zahl der genannten Wissenschaftler: 0, 1, 2 oder 3 (>2)	0,94
Gruppenart	Wenn keine Gruppe kodiert wurde: <i>keine Gruppe</i> . Wenn die Gruppe aus Fachwissenschaftlern besteht: <i>Fachwissenschaftliche Gruppe</i> ; wenn sie aus Wissenschaftlern mehrerer Disziplinen besteht: <i>Interdisziplinäre Gruppe</i> ; wenn sie aus Wissenschaftlern und anderen Akteuren besteht: <i>Transwissenschaftliche Gruppe</i> .	0,86
Wissensquelle	Hier und im Folgenden lautet die Frage, welche Quellen werden angegeben, um über Sozialwissenschaften und ihr Wissen zu berichten, aber auch, welche Quelle bei der Darstellung von Sozialwissenschaftlern gebraucht werden. <i>Fachzeitschriften</i> sind wissenschaftliche Journals, die als solche konstruiert werden.	1
Wissensquelle	<i>Fachbücher</i> sind Quellenangaben, die wissenschaftliche Kommunikation beinhalten, also Studien in Buchform.	0,98
Wissensquelle	Als <i>Andere Zeitung</i> gelten alle Quellen, die nicht explizit als Fachzeitschriften ausgewiesen sind, also vor allem Tageszeitungen, Zeitschriften und Magazine.	1
Wissensquelle	<i>Populäre Bücher</i> sind alle Bücher, die nicht als Fachbuch gelten, also sowohl Romane als auch popularisierende Sachbücher.	1
Wissensquelle	<i>Studie/Expertisen</i> werden in der Regel als solche benannt. Hierunter fallen auch Gutachten und Stellungnahmen in Textform.	0,94
Wissensquelle	Die Quelle ist eine <i>Pressemitteilung</i> .	0,9
Wissensquelle	<i>Interviews</i> sind Quelle, wenn das sozialwissenschaftliche Wissen über ein Interview vermittelt wird. Dies ist in der Artikelform Interview der Fall, aber auch in Formulierungen in Fließtexten, die auf ein Interview schließen lassen.	0,86
Wissensquelle	Die Quelle ist eine <i>Online-Quelle</i> .	1

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Wissensquelle	Die Quelle ist eine <i>Radio</i> -Quelle.	1
Wissensquelle	<i>TV/Film</i> umfasst Fernsehsendungen und Filme.	1
Wissensquelle	Als Quellenangabe wird eine <i>Konferenz/Vortrag</i> verwendet. Hierunter fallen auch Podiumsdiskussionen und andere Formate öffentlicher Rede mit Publikum.	0,92
Entstehungskontext	Der Entstehungsort des Wissens ist hier die relevante Kategorie. <i>Universitär</i> ist der Kontext, wird eine Universität genannt oder indirekt, etwa über einen Professorentitel, angezeigt.	0,88
Entstehungskontext	<i>Außeruniversitär</i> sind alle Forschungseinrichtungen jenseits von Universitäten.	0,98
Entstehungskontext	Die Beschreibung des Herkunftskontexts des Wissens ist <i>privatwirtschaftlich</i> , wenn ein privater Träger deutlich wird. Das umfasst alle privatwirtschaftlichen Sozialforschungsinstitute, aber auch Forschungsabteilungen etwa von Banken.	0,94
Entstehungskontext	<i>Drittmittelforschung/Auftragsforschung</i> wird benutzt, wenn der Kontext der Entstehung des Wissens als Auftragsforschung oder als Kooperationsprojekt geschildert wird.	0,88
Entstehungskontext	Es wird explizit kein Kontext (<i>ohne Kontext</i>) ausgewiesen. Dies fungiert somit auch als Residualkategorie.	0,82
Temporale Qualität	<i>Neueres Ergebnis</i> , etwa einer Studie: dem Wissen wird ein rezenter Zeitpunkt zugewiesen, was aufgrund des Mediums natürlich recht häufig passiert, es zählen auch jüngst, rezent und andere Adjektive.	0,84
Temporale Qualität	<i>Älteres Ergebnis</i> : dem wissenschaftlichen Wissen wird historische Bedeutung, bzw. ein länger zurückliegender Entstehungskontext oder aber der Vergleich mit jüngeren Ergebnissen zugewiesen.	0,9
Temporale Qualität	<i>Zukünftiges Ergebnis</i> : Das Ergebnis wird als erwartbar konstruiert.	1
Qualität des Wissens	Das Wissen wird als <i>Allgemeines Fachwissen</i> abgebildet, zum Beispiel, dass die Soziologie etwas weiß, etwas die übliche Methode der Ethnologie ist und so weiter. Das Wissen hat in etwa den Status, den allgemeine Einführungen für nicht zitierfähig konstruieren.	0,94
Qualität des Wissens	<i>Tatsachenbehauptungen</i> können nahezu als Normalfall gelten, im Sinne der journalistischen Übermittlung von Tatsachen, die von Sozialwissenschaften geliefert werden. Hierunter fallen also empirisch gestützte Ergebnisse. Allerdings fallen hierunter auch Aussagen, die eine Tatsache behaupten oder eine feststellende Wertung abgeben.	0,78
Qualität des Wissens	<i>Begründete Annahme</i> : Die Aussage wird mit Gründen versehen. Hier geht es auch um Spekulationen und Zukunftsprognosen, die ihre Gründe mitliefern, etwa wenn über Konjunkturaussichten auf Basis von Daten gesprochen wird; oder aber Konstruktionen wie: „auf Basis dessen, kann man ausgehen, dass“.	0,82

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Qualität des Wissens	<i>Unbegründete Annahme:</i> Aussagen, die sich selbst die Grundlage entziehen. Beispiele wären: „ohne die Fakten zu kennen“, „ich spekuliere, dass“.	0,96
Qualität des Wissens	<i>Gescheiterte Prognose/falsche Annahme:</i> Das Scheitern von sozialwissenschaftlichen Wissensbeständen wird explizit thematisiert Paradebeispiel wären das Scheitern einer Prognose oder die fehlerhafte Begründung einer Annahme. In der Konjunkturberichterstattung findet sich dieser Kode recht häufig.	0,96
Genesis & Geltung	Im Artikel werden <i>Methoden</i> des Wissenserwerbs thematisiert. Darunter fallen Beschreibung und Nennung von wissenschaftlichen Methoden, Konstruktionen von Messziffern, Report des Vorgehens usw.	0,84
Genesis & Geltung	<i>Kritik Methoden:</i> Im Artikel werden die Methoden kritisiert, im Sinne von fehlerhaft, falsch gewählt oder anderweit problematisch.	0,98
Genesis & Geltung	Der Artikel thematisiert <i>Theorien</i> der Sozialwissenschaften, die als Grundlage von Forschung oder Ergebnis fungieren, oder es werden sozialwissenschaftliche Theorien genannt. Beispiele sind also Nennungen, oder auch Autorennamen, die mit theoretischen Sätzen verbunden werden.	0,94
Genesis & Geltung	<i>Kritik Theorie:</i> Die genannte Theorie wird kritisiert oder infrage gestellt.	0,96
Genesis & Geltung	<i>Empirie:</i> Die empirische Basis der Forschung wird thematisiert, im Sinne von Material, Fallzahl oder Auswahl. Beispiele wäre der Umfang einer Befragung, die Auswahl von Stücken in Ausstellungen, die als empirisches Material ethnologischer Forschung verstanden werden können, oder die Beschreibung des Datenmaterials aus dem Schlüsse gezogen werden.	0,8
Genesis & Geltung	<i>Kritik Empirie:</i> Die genannte Empirie wird kritisiert, im Sinne von Fehlkonstruktion, Eingeschränktheit oder anderen Kriterien.	1
Genesis & Geltung	Die <i>Geltung</i> des wissenschaftlichen Wissens wird thematisiert. Geltungsansprüche können explizit, „die Aussage gilt (nur) für“, oder implizit gemacht werden.	0,82
Genesis & Geltung	<i>Kritik Geltung:</i> Die Geltungsfrage wird thematisiert und kritisch eingeschränkt. Dies gilt auch für die Fälle, wenn kritisch bemerkt wird, dass die angegebene Geltungsreichweite für den Kontext nicht ausreiche.	0,9
	Kontextualisierung der Disziplin und des Wissens	
Urteile	Ein <i>Fachgenosse</i> trifft Aussagen über Qualität und (Stellen) Wert des Wissens, in Form von Rezensionen, Kritik, Unterstützung etc.. Dies gilt auch, wenn in einem Essay oder Interview der befragte Sozialwissenschaftler etwas über seine Disziplin sagt.	0,98

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Urteile	Das Urteil über das dargestellte Wissen bzw. die Disziplin, wie „Soziologen haben immer versäumt“, „Ökonomik verstrickt sich in Selbstwidersprüche“ etc. stammt von einem <i>Wissenschaftler einer anderen Disziplin</i> . Dies taucht ebenfalls sehr häufig in Rezensionen, Konferenzbesprechungen usw. auf, wenn sich positiv oder negativ mit sozialwissenschaftlichem Wissen beschäftigt wird.	0,96
Urteile	Ein <i>Politiker urteilt</i> über die Leistung und das Wissen der Disziplin, eventuell exemplarisch an einem Fachvertreter bezogen, in dem Sinne, dass das Urteil nicht ausschließlich personalisiert wird.	1
Urteile	Der journalistische Autor eines Artikels gibt eine Wertung ab, etwa in einer Rezension, oder es gibt eine Wertung eines anderen <i>Publizisten/Journalisten</i> .	0,96
Urteile	Ein <i>Unternehmer</i> oder ein sonstiger Akteur, der in einen klaren Wirtschafts-Kontext gesetzt wird, urteilt über eine Disziplin allgemein.	0,98
Urteile	<i>Urteil Sonstiger</i> : Hierbei handelt es sich um eine Residual-kategorie für Wertungen von Akteuren, etwa von religiösen Vertretern oder Künstlern.	0,9
Infragestellung der Disziplin	Die gesamte Disziplin wird in Frage gestellt, etwa die Sinnhaftigkeit der Soziologie. Dies gilt auch, wenn nur Teilbereiche der Disziplinen, allerdings als Ganzes hinterfragt werden.	1
Kritik an Folgen der Disziplin	Wertende Aussagen beziehen sich auf die Folgen der Disziplin. Hier sind negative Folgen gemeint, etwa der Zusammenhang von ökonomischer Theorie und Finanzkrise.	0,96
Konkurrenzen	<i>Intern</i> : Eine Konkurrenz der Geltungsansprüche und Leistungen innerhalb einer der Disziplinen werden angesprochen. Dabei ist unerheblich, ob die Aussage vom Autor des Artikels formuliert, oder einem der auftauchenden Akteure in den Mund gelegt wird.	0,94
Konkurrenzen	<i>Disziplinär</i> : Es kommt zu einer Konstruktion einer Konkurrenzsituation um Wissen, Ressourcen oder Ergebnisse, die sich auf eine andere wissenschaftliche Disziplin als die kodierte bezieht. Der Konkurrenzcode wird jedoch auch vergeben, wenn sich auf konkrete Ergebnisse verschiedener Disziplinen bezogen wird.	0,98
Konkurrenzen	<i>Umwelt</i> : Allgemein werden das wissenschaftliche Wissen der Disziplin, bzw. ihre Aufstellung und ihre Leistung in einen Kontrast zu nicht-wissenschaftlichen Wissensbeständen oder Erklärungsstrategien gesetzt, wird das als Konkurrenz wahrgenommen. Häufig findet sich dies in der Kritik von Wissenschaftlern gegenüber politischen Entscheidungen.	0,82

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Kontraintuitivität	Sozialwissenschaften werden erstaunliche Ergebnisse zugewiesen, so wie das vergleichbar bei Naturwissenschaften vorkommt. Also „anders als gedacht“, „man ist überrascht“ etc. Dies kann u. U. mit Konkurrenzen mit einer Intuitivität des Alltagswissens einhergehen. Ist dies der Fall, wird der Kode vergeben. Überraschungen bei Ergebnissen sowie die Deklaration von absurden Ergebnissen werden durch diesen Kode ebenfalls aufgenommen.	0,96
Nützlichkeiten	Die Disziplin oder das Wissen werden als nützlich für einen <i>politischen/administrativen</i> Kontext konstruiert. Hierunter fallen die Unterstützung politischer Argumentationen, von Planung, Gesetzeskonstruktionen oder administrativer Abläufe.	0,84
Nützlichkeiten	Im Artikel wird die Disziplin oder das Wissen als <i>ökonomisch</i> nützlich beschrieben. Angestrebter Profit ist hier ein sicheres Anzeichen, jedoch auch, wenn in makroökonomischen Kontexten Expertisen mit verbesserten wirtschaftlichen Möglichkeiten verbunden werden, z. B. wenn Nationen als Subjekte besserer ökonomischer Situationen dargestellt werden.	0,86
Nützlichkeiten	<i>Massenmedial/Öffentlich wirksames Wissen</i> : Es wird massenmediale Nützlichkeit konstruiert, mit Wendungen wie „erregt öffentliche Aufmerksamkeit“ oder „ist für Medien wichtig“. Das sozialwissenschaftliche Wissen landet einen Publikumerfolg, etwa in Sinne von Bestsellern oder bei der Beschreibung von gut besuchten Vorträgen. Die Nützlichkeit beschreibt die Eigenschaft der Sozialwissenschaften, breitere Publika anzusprechen bzw. von diesen angenommen zu werden. Ebenfalls wird Wissen hier positiv kodiert, welchem Öffentlichkeitswirksamkeit zugeschrieben wird, was auch bei Personen gilt.	0,78
Nützlichkeiten	Wissenschaftliche Nützlichkeit wird hier als <i>wissenschaftlich wertvolles Wissen</i> konzipiert, es bezieht sich auf einen wissenschaftlichen Fortschritt oder Verbesserung bisheriger Methoden hin zu wissenschaftlichen Revolutionen.	0,9
Nützlichkeiten	Dem sozialwissenschaftlichen Wissen ein positiver Beitrag für künstlerische Tätigkeiten zugewiesen oder aber ästhetische Dimensionen bei der Besprechung des Wissens verwendet werden. Damit wird das Wissen als <i>kulturell wertvolles Wissen</i> präsentiert.	0,98
Anwendbarkeit	Eine Anwendbarkeit oder ein anwendungsbezogenes Wissen wird vorgestellt.	0,9
	Charakterisierung des Wissenschaftlers und der Person	

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Etabliert/Reputiert	Der Wissenschaftler wird als etabliert oder reputiert dargestellt. Etabliertheit und Reputation reichen von der expliziten Nennung hin zur Mitarbeiterstelle an einer Universität/Institut. Insbesondere greift dieser Kode also bei Professoren, Direktoren oder Personen, die als Chef oder Leiter einer Abteilung bezeichnet werden. Er greift aber auch wenn Reputation oder Berühmtheit angesprochen wird, hierunter fallen etwa Nobelpreisträger oder Autorenschaft eines Standardwerkes etc.	0,95
Aufstrebend	Es werden Charakterisierungen verwendet, die eine aufstrebende Position darstellen, also wenn ein Wissenschaftler als zukünftig wichtig etikettiert wird. Dies kann im wissenschaftlichen wie öffentlichen Kontext verstanden werden. Wenn also ein Ökonom in Zukunft wichtig für die politische Diskussion ist, ist der Kode angebracht.	1
Nachwuchswissenschaftler	Der Wissenschaftler wird in einer Nachwuchssituation geschildert, etwa als Student oder als junger Wissenschaftler.	1
Außenseiter	Der Wissenschaftler wird in einer Außenseiter-Position dargestellt, etwa gegen den Mainstream, auch in öffentlichen Kontexten.	1
Empiriker	Der Wissenschaftler wird als empirisch forschender dargestellt; etwa durch Formulierungen wie der Empiriker, der empirisch Forschende, der mehr an Empirie interessierte usw.	0,88
Theoretiker	Der Wissenschaftler wird als Theoretiker bzw. theoretisch forschend beschrieben oder als Produzent von Theorie. Hierunter fallen jedoch auch Wissenschaftler, die als Denker bezeichnet werden oder deren Gedanken referiert werden.	0,9
Intellektueller/Weiser	Die Konstruktion des Charakters des Wissenschaftlers geht dahin, ihn als Intellektuellen oder Weisen darzustellen. Beides funktioniert natürlich explizit. Hier gehen aber auch Konstruktionen ein, die eine öffentliche intellektuelle Position beschreiben. Es werden auch die Wirtschaftsweisen mit diesem Kode versehen. Ebenfalls wird er bei intellektuellen Einwüfen kodiert, wenn sich also Sozialwissenschaftler selbst zu aktuellen politischen Themen äußern.	0,9
Experte	Der Wissenschaftler wird explizit als Experte benannt: wenn Wissenschaftler als Experten gelabelt werden oder als Autoren von Expertisen. Er wird jedoch auch verwendet, wenn Wissenschaftler etwa in Anhörungen in einen Expertenkontext gesetzt werden, z. B. als Sachverständige.	0,95
Motivation	<i>Politiker/politische</i> : Die Person des Wissenschaftlers wird eine <i>politische Motivation</i> zugewiesen. Mit Motivation ist allerdings lediglich die Verstrickung in politische Zusammenhänge gemeint. Das kann die Übernahme eines Postens sein, kann heißen, dass sich zu politischen Themen geäußert wird, jenseits einer indirekten Konstruktion. Üblicherweise finden sich hier Kommentare und Urteile über politische Entscheidungsträger im weiteren Sinne, aber auch Forderungen und Vorschläge politischer Natur.	0,76

Kode	Beschreibung	Intrakoder-reliabilität
Motivation	<i>Unternehmer/Ökonomische</i> : Der Wissenschaftler bekleidet einen Posten (etwa Unternehmenseigner) oder orientiert sich an wirtschaftlichen Werten. Dies findet sich etwa bei Ratgebern, ökonomisch Tätigen, Angestellten (jenseits von wissenschaftlichen Einrichtungen) oder aber bei Personen, denen zugeschrieben wird, mit der Wissenschaft Geld verdienen zu wollen.	0,98
Motivation	<i>publizistische/öffentliche</i> : Publizistische oder auf die Öffentlichkeit gerichtete Motivationen im hier verwendeten Sinne zeichnen sich durch eine besondere Hinwendung zu außerwissenschaftlichen Öffentlichkeiten aus. Dies kann sich bereits aus dem Artikel selbst ergeben, wenn der portraitierte Wissenschaftler als dem Journalisten sehr entgegenkommend geschildert wird. In der Regel sind hiermit aber Positionen im Mediensystem (wie Herausgeberschaften, Verlage) subsumiert, die Herstellung von an breite Publika adressierte Texten (auch Popularisierung) und an die Öffentlichkeit adressierten Aufrufen und Mitteilungen gemeint. Ebenfalls finden sich Zuschreibungen, dass die Person öffentliche Aufmerksamkeit im breitesten Sinne als Wert versteht.	0,83
Motivation	<i>moralische/normative</i> : Moralische und normative Motivationen werden den Personen zugeschrieben, wenn normative Positionen als solche ausgewiesen werden. Hier findet sich auf Seiten von dargestellten Tätigkeiten moralisch motiviertes Engagement (etwa in der Kirche oder bei Hilfsorganisationen), auf der Seite von Aussagen moralisch grundierte Anklagen oder Sollens-Aussagen.	0,93
Darstellung als Gewinn für Gesellschaft	Der Wissenschaftler wird im positiven Sinne als wichtige Person für die Gesamtgesellschaft (die Welt) dargestellt. Hierbei sind, wenn sich keine expliziten Formulierungen finden, mehrere Stellen wichtig, in denen auf die Leistungen des Wissenschaftlers in verschiedenen Kontexten hingewiesen wird.	0,95
Darstellung als Gefahr für Gesellschaft	Dies stellt sozusagen das Spiegelbild des Gewinn-Kodes dar, auch hier handelt es sich um einen resümierenden Kode, der dann zur Anwendung kommt, wenn das Tun eines Wissenschaftlers als gefährlich geframet wird.	1
Darstellung mit Privatleben	Der Wissenschaftler wird in einem über die Wissenschaft und jenseits von Funktionssystemen stehenden Zusammenhang dargestellt, wenn also Ehe, Kinder, Ortswechsel, Wohnort, Hobbys etc. genannt werden.	0,85
Darstellung rein auf Wissenschaft fixiert	Der Wissenschaftler wird rein auf die Wissenschaft zentriert beschrieben, in einem aktiven Sinne.	0,95

8.2 Literatur

- Aderhold, Jens (2010): Probleme mit der Unscheinbarkeit sozialer Innovationen in Wissenschaft und Gesellschaft. In: Howaldt, Jürgen & Heike Jacobsen [Hrsg.]: *Soziale Innovationen. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma*. Wiesbaden (VS), S. 109–126.
- Albaek, Erik; Peter Munk Christiansen & Lise Togeby (2003): Experts in the Mass Media: Researchers as Sources in Danish Daily Newspapers, 1961–2001. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 80(4), S. 937–948.
- Albert, Mathieu (2003): Universities and the market economy: The differential impact on knowledge production in sociology and economics. *Higher Education* 45(2), S. 147–182.
- Albrecht, Clemens (2000): Die Massenmedien und die Frankfurter Schule. In: Albrecht, Clemens; Günter C. Behrmann; Michael Bock; Harald Homann & Friedrich H. Tenbruck: *Die intellektuelle Gründung der Bundesrepublik. Eine Wirkungsgeschichte der Frankfurter Schule*. Frankfurt/M./New York (Campus), S. 203–246.
- Antweiler, Christoph (2005): *Ethnologie. Ein Führer zu populären Medien*. Berlin (Dietrich Reimer).
- Agger, Ben (2007): *Public Sociology: From Social Facts to Literary Acts*. 2. Auflage. Lanham (Rowman & Littlefield).
- Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel [Hrsg.] (2017a): *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus).
- Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel (2017b): Vorwort. In: Dies. [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 9–10.
- Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel (2017c): Zur Einführung: Soziologie und Öffentlichkeit im Krisendiskurs. In: Dies. [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 11–30.
- Badura, Ulrike (1982): Wissenschaftsberichterstattung – Impressionen einer Auszählung. *Soziologie* 1/1982, S. 17–36.
- Balke, Gregor (2015): *Episoden des Alltäglichen – Sitcoms und Gesellschaft. Eine wissenssoziologische und hermeneutische Lektüre*. Weilerswist (Velbrück).
- Bamberg, Florian (2013): *Psychologische Erkenntnisse in Tageszeitungen. Untersuchung am Beispiel der Selbsttötungsserie in einem französischen Unternehmen*. Wiesbaden (Springer VS).
- Bastow, Simon; Patrick Dunleavy & Jane Tinkler (2014): *The Impact of the Social Sciences. How Academics and their Research Make a Difference*. London et al. (Sage).
- Bauer, Martin W. (2012): „Public Attention to Science 1820–2010 – A ‚Longue Durée‘ Picture“. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. Sociology of the Sciences Yearbook 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 35–57.
- Beck, Gerald (2013): *Sichtbare Soziologie. Visualisierung uns soziologische Wissenschaftskommunikation in der Zweiten Moderne*. Bielefeld (transcript).
- Beck, Klaus; Simon Berghofer; Leyla Dogruel & Janine Greyer (2012): *Wirtschaftsberichterstattung in der Boulevardpresse*. Wiesbaden (VS).
- Beck, Ulrich (1986): *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Beck, Ulrich; Anthony Giddens & Scott Lash (1996): *Reflexive Modernisierung: Eine Kontroverse*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Becker, Tobias (2020): „Die neuen Welterklärer“. *Der Spiegel* 41/02.10.2020, S. 118–120.
- Beer, David (2014): *Punk Sociology*. Houndsmills et al. (Palgrave pivot).
- Bellebaum, Alfred (1978): Soziologen–Jargon und anderer Jargon. *Soziologie* 1/1978, S. 72–81.
- Bensaude-Vincent, Bernadette (2001): A genealogy of the increasing gap between science and the public. *Public Understanding of Science* 10(1), S. 99–113.
- Berger, Peter (1963): *Invitation to Sociology: A Humanistic Perspective*. Garden City (Doubleday Anchor).
- Berger, Peter Peter L. & Thomas Luckmann (1972): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. Frankfurt/M. (Fischer).
- Bering, Dietz (1978): *Die Intellektuellen. Geschichte eines Schimpfworts*. Stuttgart (Klett-Cotta).
- Best, Joel (2003): Killing the Messenger: The Social Problems of Sociology. *Social Problems* 50(1), S. 1–13.

- Beste, Dieter (1987): Sozialwissenschaftliche Kompetenz und die Praxis redaktioneller Arbeit. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 10(1), S. 4–14.
- Beyrle, Judith (2016): *Die Form der Nachricht. Zur massenmedialen Konstruktion von Wirklichkeit und Gegenwart*. Weilerswist (Velbrück).
- Bjorklund, Diane (2001): Sociologists as Characters in Twentieth-Century Novels. *The American Sociologist* 32(4), S. 23–41.
- Blau, Judith & Keri E. Iyall Smith [Hrsg.] (2006): *Public Sociologies Reader*. Lanham (Rowman & Littlefield).
- Blöbaum, Bernd; Alexander Görke & Kristina Wied (2004): *Quellen der Wissenschaftsberichterstattung. Inhaltsanalyse und Befragung*. Münster (Institut für Kommunikationswissenschaft).
- Blöbaum, Bernd; Andreas M. Scheu; Annika Summ & Anna-Maria Volpers (2013): Medien, Fächer und Politik. Wie Medien forschungspolitische Entscheidungen in verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen beeinflussen. In: Grande, Edgar; Dorothea Jansen; Ottfried Jarren; Arie Rip; Uwe Schimank & Peter Weingart [Hrsg.]: *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld (transcript), S. 289–309.
- Boden, Petra & Dorit Müller [Hrsg.] (2009): *Populäres Wissen im medialen Wandel seit 1850*. Berlin (Kadmos).
- Böhme-Dürr, Karin & Anette Grube (1989): Wissenschaftsberichterstattung in der Presse. *Publizistik* 34(3), S. 448–466.
- Böhme-Dürr, Karin (1992): Social and Natural Science in German Periodicals. *Communications* 17(2), S. 167–176.
- Boll, Monika (2004): *Nachtprogramm. Intellektuelle Gründungsdebatten in der frühen Bundesrepublik*. Berlin: Lit.
- Bolte, Karl-Martin (1991): Soziologie und gesellschaftliche Entwicklung in der Bundesrepublik Deutschland – Rückblick und Ausblick. In: Zapf, Wolfgang [Hrsg.]: *Die Modernisierung moderner Gesellschaften: Verhandlungen des 25. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1990*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 784–799.
- Bonfadelli, Heinz (2008): Kulturberichterstattung im Wandel. In: ders.; Kurt Imhof, Roger Blum & Ottfried Jarren [Hrsg.]: *Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel*. Wiesbaden (VS), S. 300–319.
- Bonfadelli, Heinz; Birte Fähnrich; Corinna Lühjhe; Jutta Milde; Markus Rhomberg & Mike S. Schäfer [Hrsg.] (2017a): *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden (Springer VS).
- Bonfadelli, Heinz; Birte Fähnrich; Corinna Lühjhe; Jutta Milde; Markus Rhomberg & Mike S. Schäfer (2017b): „Das Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation“. In: Dies. [Hrsg.]: *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden (Springer VS), S. 3–14.
- Borowsky, Peter; Barbara Vogel & Heide Wunder [Hrsg.] (1976): *Gesellschaft und Geschichte 1: Geschichte in Presse, Funk und Fernsehen. Berichte aus der Praxis*. Opladen (Westdeutscher).
- Brantner, Cornelia & Brigitte Huber (2013): How Visible is Communication Studies? Press Coverage of the Discipline in Three German-Language Quality Newspapers. *Studies in Communication & Media* 2(2), S. 247–264.
- Brewer, Paul R. (2013): Science: What's It Up To? The Daily Show and the Social Construction of Science“. *International Journal of Communication* 7, S. 452–470.
- Bucchi, Massimiano & Brian Trench [Hrsg.] (2008): *Handbook of Communication of Science and Technology*. London et al. (Routledge).
- Bucchi, Massimiano & Brian Trench [Hrsg.] (2014): *Handbook of Communication of Science and Technology*. 2. Auflage. London et al. (Routledge).
- Buchmann, Marlis & Carl Oliva (1997): Der Umgang mit Wissenschafts- und Technikkritik. Wahrnehmungen, Bewertungen und Handlungsprioritäten von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern. *Relation: Medien – Gesellschaft – Geschichte* 4(1), S. 93–105.
- Bude, Heinz (2005): Kommentar zu Michael Burawoy: Auf der Suche nach einer öffentlichen Soziologie. *Soziale Welt* 56(4), S. 375–380.
- Bude, Heinz (2018): Adorno für Ruinenkinder. Eine Geschichte von 1968. München (Carl Hanser).
- Bude, Heinz; Thomas Medicus & Andreas Willisch [Hrsg.] (2011): *ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft*. Hamburg (Hamburger Edition).
- Bujard, Martin (2012): Talsohle bei Akademikerinnen durchschritten? Kinderzahl und Kinderlosigkeit in Deutschland nach Bildungs- und Berufsgruppen. *BiB Working Paper 4/2012*. Wiesbaden (Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung).

- Burawoy, Michael (2005): For Public Sociology. *American Sociological Review* 70(1), S. 4–28.
- Burawoy, Michael (2015): *Public Sociology. Öffentliche Soziologie gegen Marktfundamentalismus und globale Ungleichheit*. Herausgegeben von Brigitte Auenbacher und Klaus Dörre mit einem Nachwort von Hans-Jürgen Urban. Weinheim und Basel (Beltz Juventa).
- Burkart, Günter (2000): *Die Entscheidung zur Elternschaft: Eine empirische Kritik von Individualisierungs- und Rational-Choice-Theorien*. Stuttgart (Lucius & Lucius).
- Burkart, Günter (2002): Über die Unmöglichkeit einer Soziologie oder De nobis ipsis non silemus. In: ders. & Jürgen Wolf [Hrsg.]: *Lebenszeiten. Erkundungen zur Soziologie der Generationen*. Opladen (Leske + Budrich), S. 457–478.
- Burzan, Nicole (2017): Zum Wandel von Raum- und Zeitstrukturierungen am Beispiel von Museen. In: Henkel, Anna; Henning Laux & Fabian Anicker [Hrsg.]: *Raum und Zeit. Soziologische Beobachtungen zur gesellschaftlichen Raumzeit*. 4. Sonderband der ZTS. Weinheim und Basel (Beltz Juventa), S. 171–187.
- Cassidy, Angela (2008): Communicating the social sciences. In: Bucchi, Massimiano & Brian Trench [Hrsg.]: *Handbook of Communication of Science and Technology*. London et al. (Routledge), S. 225–236.
- Cassidy, Angela (2014): Communicating the Social Sciences: A Specific Challenge? In: Bucchi, Massimiano & Brian Trench [Hrsg.]: *Handbook of Communication of Science and Technology*. 2. Auflage. London et al. (Routledge), S. 186–197.
- Clawson, Dan; Robert Zussman, Joya Misra; Naomi Gerstel; Ranall Stokes; Douglas L. Anderson & Michael Burawoy [Hrsg.] (2007): *Public Sociology. Fifteen eminent Sociologists debate politics & the profession in the twenty-first century*. Berkeley & Los Angeles (University of California Press).
- Conklin, John E. (2009): Sociology in Hollywood Films. *American Sociologist* 40(3), S. 198–213.
- Cooter, Roger & Stephen Pumfrey (1994): Separate Spheres and Public Places: Reflections of the History of Science Popularization and Science in Popular Culture. *History of Science* 32(3), S. 237–267.
- Corbett, Ronald P. jr. (1994): „Novel“ Perspectives on Probation: Fiction as Sociology. *Sociological Forum* 9(2), S. 307–314.
- Crouch, Colin (2015): *Die bezifferte Welt. Wie die Logik der Finanzmärkte das Wissen bedroht*. Berlin (Suhrkamp).
- Dahrendorf, Ralf (1968): *Die angewandte Aufklärung. Gesellschaft und Soziologie in Amerika*. Frankfurt/M./Hamburg (Fischer Bücherei).
- Damitz, Ralf M. (2013): Öffentliche Soziologie. *Soziologische Revue* 36(3), S. 251–262.
- Daum, Andreas W. (2009): Varieties of Popular Science and the Transformations of Public Knowledge. Some Historical Reflections. *Isis* 100(2), S. 319–332.
- Demirovic, Alex (1999): *Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Depenbrock, Gerd (1976): *Journalismus, Wissenschaft und Hochschule. Eine aussagenanalytische Studie über die Berichterstattung in Tageszeitungen*. Bochum (Studienverlag Dr. N. Brockmeyer).
- DFG (2015): *Förderatlas 2015. Kennzahlen zur öffentlich finanzierten Forschung in Deutschland*. Bonn (DFG).
- Dierkes, Meinolf (1988): Sozialwissenschaften und Praxis – Wünsche und Realitäten. In: Wiebe, Burckhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma), S. 11–16.
- Dierschke, Thomas & Jasper Korte (2012): „... wäre dieses Buch einer der Gründe warum ich von der Soziologie angefixt wurde“: Deutungen soziologischer Klassiker im Diskurs der Laien. *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 35(1): S. 143–159.
- Dietzsch, Ina (2011): Öffentliche Wissenschaft. In: Bude, Heinz; Thomas Medicus & Andreas Willisch [Hrsg.]: *ÜberLeben im Umbruch. Am Beispiel Wittenberge: Ansichten einer fragmentierten Gesellschaft*. Hamburg (Hamburger Edition), S. 198–206.
- Dittmar, Peter (1978): Soziologie in der Zeitung. *Soziologie* 8(1), S. 55–58.
- Donath, Orna (2015): Regretting Motherhood: A Sociopolitical Analysis. *Signs* 40(2), S. 343–367.
- Donath, Orna (2016): *#regretting motherhood. Wenn Mütter bereuen*. München (Knaus).
- Donges, Patrick (2008): *Medialisierung Politischer Organisationen: Parteien in der Mediengesellschaft*. Wiesbaden (VS).
- Dornan, Christopher (1990): Some Problems in Conceptualizing the Issue of „Science and the Media“. *Critical Studies in Mass Communication* 7(1), S. 48–71.

- Drackle, Dorle (1999): Medienethnologie. In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 58–63.
- Dunwoody, Sharon (1983): Mass Media Coverage of Social Science. Some New Answers to Old Questions. <https://files.eric.ed.gov/fulltext/ED232175.pdf> (19 Seiten) [zuletzt zugegriffen am 09.07.2018].
- Dunwoody, Sharon; Dominique Brossard & Anthony Dudo (2009): Socialization or Reward? Predicting U.S. Scientist-Media Interactions. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 86(2), S. 299–314.
- Elmer, Christina; Franziska Badenschier & Holger Wormer (2008): Science for Everybody? How the Coverage of Research Issues in German Newspapers has Increased Dramatically. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 85(4), S. 878–893.
- Ericson, Richard (2005): Publicizing Sociology. *British Journal of Sociology* 56(3), S. 373–378.
- Evans, Michael S. (2009): Defining the public, defining sociology: hybrid science public relations and boundary-work in early American sociology. *Public Understanding of Science* 18(1), S. 5–22.
- Evans, William (1995): The Mundane and the Arcane: Prestige Media Coverage of Social and Natural Science. *Journalism and Mass Communication Quarterly* 72(1), S. 168–177.
- Eyal, Gil & Larissa Buchholz (2010): From the Sociology of Intellectuals to the Sociology of Interventions. *Annual Review of Sociology* 36, S. 117–137.
- Fährnrich, Birte & Corinna Lüthje (2017): Roles of Social Scientists in Crisis Media Reporting: The Case of the German Populist Radical Right Movement PEGIDA. *Science Communication* 39(4), S. 415–442.
- Fährnrich, Birte & Corinna Lüthje (2018): Zur medialen Präsenz von Sozialwissenschaftlern in akuten gesellschaftlichen Krisen – eine Rollentypologie am Beispiel des PEGIDA-Diskurses. In: Hagen, Lutz; Corinna Lüthje; Farina Ohser & Claudia Seifert [Hrsg.]: *Wissenschaftskommunikation. Die Rolle der Disziplinen*. Baden-Baden (Nomos), S. 101–126.
- Falk, Svenja; Dieter Rehfeld; Andrea Römmele; Henrik Schober & Martin Thunert (2008): Neue Entwicklungen in der Politikberatung – Herausforderungen an die Beratungsforschung und die ZPB. *Zeitschrift für Politikberatung* 1(1), S. 3–14.
- Falter, Jürgen W. (2008): Beratung über die Medien. Ein Essay. *Zeitschrift für Politikberatung* 1(1), S. 71–77.
- Farzin, Sina (2018): Editorial. *Soziologie* 47(1), S. 5–6.
- Fatsis, Lambros (2014): *Making Sociology Public: A critical analysis of an old idea and a recent debate*. PhD-Thesis University of Sussex. Verfügbar unter: http://sro.sussex.ac.uk/51588/1/Fatsis%2C_Lambros.pdf [zuletzt zugegriffen am 29.10.2016].
- Felt, Ulrike (2000): Die „unsichtbaren“ Sozialwissenschaftler: Zur Problematik der Positionierung sozialwissenschaftlichen Wissens im öffentlichen Raum. In: Fleck, Christian [Hrsg.]: *Soziologische und historische Analysen der Sozialwissenschaften*. 5. Sonderheft der Österreichische Zeitschrift für Soziologie. Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 177–212.
- Felsch, Philipp (2016): *Der lange Sommer der Theorie. Geschichte einer Revolte 1960–1990*. Frankfurt/M. (Fischer).
- Fenton, Natalie; Alan Bryman; David Deacon & Peter Birmingham (1997): ‚Sod off and find us a boffin‘: journalists and the social science conference. *The Sociological Review* 45(1), S. 1–23.
- Fenton, Natalie; Alan Bryman; David Deacon & Peter Birmingham (1998): *Mediating Social Science*. London, Thousand Oaks & New Delhi (Sage).
- Fitterling, Dorothea (1976): Publizität und Publicity – Möglichkeiten und Grenzen der Öffentlichkeitsarbeit an Hochschulen. In: WZB [Hrsg.]: *Die Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit*. Berlin: WZB, S. 34–46.
- Fleck, Christian (2008): Die Soziologie und ihr Publikum. In: Sigmund, Steffen; Gert Albert; Agathe Bienfait & Mateusz Stachura [Hrsg.]: *Soziale Konstellation und historische Perspektive*. Festschrift für M. Rainer Lepsius. Wiesbaden (VS), S. 391–404.
- Fleck, Christian (2016): *Sociology in Austria*. Houndsmill et al. (Palgrave Macmillan).
- Fleck, Christian & Andreas Hess [Hrsg.] (2016): *Knowledge for whom?: Public Sociology in the Making*. 2. Auflage. Milton Park (Routledge).
- Fleck, Ludwik (1980): *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache: Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Foucault, Michel (2003): Die politische Funktion des Intellektuellen. In: ders.: *Dits et Ecrits – Band III. 1976–1979*. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 145–152.

- Frank, Scott (2003): Reel Reality: Science Consultants in Hollywood. *Science as Culture* 12(4), S. 427–469.
- Franz, Wolfgang (2009): Wirtschaftspolitische Beratung und Wirtschaftspolitik in Deutschland: Eine spannungsreiche Beziehung. *Zeitschrift für Politikberatung* 2(1), S. 96–105.
- Franzen, Martina (2011): *Breaking News. Wissenschaftliche Zeitschriften im Kampf um Aufmerksamkeit*. Baden-Baden (Nomos).
- Franzen, Martina; Peter Weingart & Simone Rödder (2012): Exploring the Impact of Science Communication on Scientific Knowledge Production: An Introduction. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. *Sociology of the Sciences Yearbook* 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 3–14.
- Franzen, Martina; Arlena Jung; David Kaldevey & Jasper Korte [Hrsg.] (2014): *Autonomie revisited. Beiträge zu einem umstrittenen Grundbegriff in Wissenschaft, Kunst und Politik*. 2. Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Freytag, Werner (1924): *Die feuilletonistischen Elemente der Leipziger Zeitung. Ein Beitrag zur Geschichte des Leipziger Zeitungswesens*. Phil. Diss. Leipzig.
- Friedrichsmeier, Andreas; Esther Laukötter & Frank Marcinkowski (2015): Hochschul-PR als Restgröße. Wie Hochschulen in die Medien kommen und was ihre Pressestellen beitragen. In: Schäfer, Mike S.; Silje Kristiansen & Heinz Bonfadelli [Hrsg.]: *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Köln (Herbert von Halem), S. 128–152.
- Gaber, Annaliza (2005): „Media Coverage of Sociology“. *Sociological Research Online*. 10(3). <http://www.socresonline.org.uk/10/3/gaber.html> [zuletzt zugegriffen am 28.03.2014].
- Gaines, Donna (1998): Resurrecting Sociology as a Vocation. *Contemporary Sociology* 27(5), S. 454–457.
- Gandelsmans-Trier, Mijal & Astrid Wonneberger (2009): Editorial. *Ethnoscripts* 11(2), S. 2–11.
- Gans, Herbert J. (1997): Best-Sellers by Sociologists. An Exploratory Study. *Contemporary Sociology* 26(2), S. 131–135.
- Gattone, Charles F. (2006): *The Social Scientist as Public Intellectual. Critical Reflections in a Changing World*. Oxford (Rowman & Littlefield).
- Gattone, Charles F. (2012): The Social Scientist as Public Intellectual in an Age of Mass Media. *International Journal of Politics, Culture, and Society* 25(4), S. 175–186.
- Geretschlaeger, Erich (1979): *Der Fall Schaden und die Publizistik: eine kommunikationswissenschaftliche Analyse mit einem Ausblick auf die Wissenschaftsberichterstattung in österreichischen Zeitungen*. Salzburg (Institut für Publizistik und Kommunikationswissenschaft).
- Geretschlaeger, Erich (1997): Wissenschaft(sberichterstattung) – nein danke! *Relation: Medien – Gesellschaft – Geschichte* 4(1), S. 75–92.
- Gehrke, Hans-Joachim & Miriam Sénécheau [Hrsg.] (2010): *Geschichte. Archäologie. Öffentlichkeit. Für einen neuen Dialog zwischen Wissenschaft und Medien. Standpunkte aus Forschung und Praxis*. Bielefeld (transcript).
- Germer, Hartwig; Stefan Müller-Doohm & Franziska Thiele (2013): Intellektuelle Deutungskämpfe im Raum publizistischer Öffentlichkeit. *Berliner Journal für Soziologie* 23(), S. 511–520.
- Geyer, Anja (1999): Ethnolgie und Journalismus – eine Nichtbeziehung? In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 17–28.
- Gibbons, Michael; Camille Limoges; Helga Nowotny; Simon Schwartzmann; Peter Scott & Martin Trow (1994): *The New Production of Knowledge. The Dynamics of Science and Research in Contemporary Societies*. London (Sage).
- Giddens, Anthony & Christopher Pierson (1998): *Conversations with Anthony Giddens: Making Sense of Modernity*. Stanford (Stanford University Press).
- Gieryn, Thomas F. (1983): Boundary-work and the demarcation of science from non-science: strains and interests in professional ideologies of scientists. *American Sociological Review* 48(6), S. 781–795.
- Gieryn, Thomas F. (1999): *Cultural Boundaries of Science. Credibility on the line*. Chicago & London (University of Chicago Press).
- Girtler, Roland (2011): *Vom Fahrrad aus. Kulturwissenschaftliche Gedanken und Betrachtungen*. Berlin (Lit).
- Glott, Peter (1988): Was erwartet die Gesellschaft von den Sozialwissenschaften? – Beispiel: Politik. In: Wiebe, Burckhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma), S. 17–28.

- Göbel, Esther (2016): *Die falsche Wahl. Wenn Frauen ihre Entscheidung für Kinder bereuen*. München (Droemer Knauer).
- Gollwitzer, Mario; Tobias Rothmund; Christoph Klimmt; Peter Nauroth & Jens Bender (2014): Gründe und Konsequenzen einer verzerrten Darstellung und Wahrnehmung sozialwissenschaftlicher Forschungsbefunde: Das Beispiel der „Killerspiel-Debatte“. *Zeitschrift für Erziehungswissenschaft* 17(Suppl.), S. 101–117.
- Göpfert, Winfried (1996): Scheduled science: TV coverage of science, technology, medicine and social science and programming policies in Britain and Germany. *Public Understanding of Science* 5(4), S. 361–374.
- Göpfert, Winfried & Michael Schanne (1998): *Inhaltsanalyse der Wissenschaftsberichterstattung in ausgewählten Tageszeitungen 1980 und 1995*. Förderprogramm Wissenschaftsjournalismus Robert Bosch Stiftung GmbH. Evaluation – Studie 4. Zürich & Berlin. <https://slidedocument.com/foerderprogramm-wissenschaftsjournalismus-robert-bosch-stiftung-gmbh-evaluation-studie-4-inhaltsanalyse-der-wissenschaftsberichterstattung> [zuletzt zugegriffen am 10.12.2017].
- Grauerholz, Liz & Lori Baker-Sperry (2007): Feminist Research in the Public Domain: Risks and Recommendations. *Gender and Society* 21(2), S. 272–294.
- Greve, Jens (2012): Von prozeduraler Kritik zu prozeduraler Praxis: Öffentliche Soziologie als Transformation kritischer Theorie. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 1(1), S. 137–149.
- Groombridge, Nic (2007): Criminologists Say ...: An Analysis of UK National Press Coverage of Criminology and Criminologists and a Contribution to the Debate on “Public Criminology”. *The Howard Journal* 46(5), S. 459–475.
- Große Kracht (2005): *Die zankende Zunft. Historische Kontroversen in Deutschland nach 1945*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Guha, Anton-Andreas (1978): Soziologie in der Öffentlichkeit. *Soziologie* 8(1), S. 52–55.
- Haaf, Günter (1988): Die Vermittlung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse – Arbeitsbedingungen und Möglichkeiten der Mittler: der Journalist. In: Wiebe, Burkhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma Bohn), S. 111–120.
- Habermas, Jürgen (1977): Umgangssprache – Bildungssprache – Wissenschaftssprache. In: ders. (1981): *Kleine politische Schriften, I–IV*. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 340–363.
- Habermas, Jürgen (1981): *Theorie des kommunikativen Handelns*. 2 Bde. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Hachmeister, Lutz (2014): *Heideggers Testament. Der Philosoph, der Spiegel und die SS*. Berlin (Propyläen).
- Hagenah, Jörg & Heiner Meulemann [Hrsg.] (2012): *Mediatisierung der Gesellschaft?* Schriften des Medienwissenschaftlichen Lehr- und Forschungszentrum Köln. Bd. 3. Berlin (Lit).
- Hagmann, Hans-Peter (1995): *Ethnologie als Thema in der Öffentlichkeit: Analyse der Präsentationsformen in Massenmedien und Diskurs zu zeitgemäßen Vermittlung in der Erwachsenenbildung*. Bonn (Holos).
- Hanemaayer, Ariane & Christopher J. Schneider [Hrsg.] (2014): *The Public Sociology Debate: Ethics and Engagement*. Vancouver (UBC).
- Hark, Sabine & Paula-Irene Villa [Hrsg.] (2015): *Anti-Genderismus. Sexualität und Geschlecht als Schauplätze aktueller politischer Auseinandersetzungen*. Bielefeld (transcript).
- Hark, Sabine & Paula-Irene Villa (2017): *Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*. Bielefeld (transcript).
- Haslam, Cheryl & Alan Bryman [Hrsg.] (1994): *Social Scientists meet the media*. New York (Routledge).
- Heinze, Carsten (2011): Soziologie und Geisteswissenschaften im Film. Beispielhaft untersucht anhand der Filme „Derrida“ (Dick/Ziering) und „Soziologie ist ein Kampfsport“ (Carles). *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 34(2), S. 240–266.
- Heitmeyer, Wilhelm [Hrsg.] (2002–2012): *Deutsche Zustände*. 10 Bde. Frankfurt/M. und Berlin (Suhrkamp).
- Heitmeyer, Wilhelm [Hrsg.] (2012a): *Deutsche Zustände. Folge 10*. Berlin (Suhrkamp).
- Heitmeyer, Wilhelm (2012b): Erfahrungen mit der gesellschaftlichen Verantwortung der Wissenschaft. Eine Bilanz nach zehn Jahren. In: Ders. [Hrsg.]: *Deutsche Zustände. Folge 10*. Berlin (Suhrkamp), S. 321–329.
- Heitmeyer, Wilhelm (2017): Öffentliche Soziologie zu *Gruppenbezogene Menschenfeindlichkeit*. In: Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 213–227.

- Hester, Joe Bob & Rhonda Gibson (2003): The Economy and Second-Level-Agenda-Setting: A Time-Series Analysis of Economic News and Public Opinion about the Economy. *Journalism & Mass Communication Quarterly* 80(1), S. 73–90.
- Hepp, Andreas (2013): The communicative figurations of mediatized worlds: Mediatization research in times of the “mediatization of everything”. *European Journal of Communication* 28(6), S. 615–629.
- Herrmann-Giovanelli, Iris (2013): *Wissenschaftskommunikation aus der Sicht der Forschenden. Eine qualitative Befragung in den Natur- und Sozialwissenschaften*. München (UVK).
- Hilgartner, Stephen (1990): The Dominant View of Popularization: Conceptual Problems, Political Uses. *Social Studies of Science* 20(3), S. 519–539.
- Hömberg, Walter (1978): Soziologie und Sozialwissenschaften in den Massenmedien. Beobachtungen, Fragen, Vorschläge. *Soziologie* 8(1): 5–23.
- Hömberg, Walter (1981): Blindstellen des Wissenschaftsjournalismus. Zur Berichterstattung über Politik-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften in der Tagespresse. *Materialien zur Politischen Bildung* 2/1981, S. 70–76.
- Hömberg, Walter (1989): *Das verspätete Ressort. Die Situation des Wissenschaftsjournalismus*. Konstanz (Universitätsverlag).
- Höpfinger, Francois (1978): Soziologie und Öffentlichkeit: Die Schweiz. *Soziologie* 8(1), S. 64–71 a.
- Hollenstein, Oliver (2017): Sprachbarrieren. In: Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 309–318.
- Holmwood, John (2010): Sociology’s misfortune: disciplines, interdisciplinarity and the impact of audit culture. *British Journal of Sociology* 61(4), S. 639–658.
- Huber, Brigitte (2014): *Öffentliche Experten – Über die Medienpräsenz von Fachleuten*. Wiesbaden (Springer VS).
- Imhof, Kurt (2011): *Die Krise der Öffentlichkeit. Kommunikation und Medien als Faktoren des sozialen Wandels*. Frankfurt/M./New York (Campus).
- Imhof, Kurt; Roger Blum; Heinz Bonfadelli & Otfried Jarren [Hrsg.] (2004): *Mediengesellschaft: Strukturen, Merkmale, Entwicklungsdynamiken*. Wiesbaden (VS).
- Igo, Sarah (2011): Subjects of Persuasion. Survey Research as a Solicitous Science; or, The Public Relations of the Polls. In: Camic, Charles; Neil Gross & Michèle Lamont [Hrsg.]: *Social Knowledge in the Making*. Chicago (University of Chicago), S. 285–306.
- Jäger, Margret; Siegfried Jäger; Ina Ruth; Ernst Schulte-Holtey & Frank Wichert [Hrsg.] (1997): *Biomacht und Medien. Wege in die Bio-Gesellschaft*. Duisburg (DISS).
- Jansen, Thomas & Stefan Müller-Doohm [Hrsg.] (2008): *Fliegende Fische: Eine Soziologie des Intellektuellen in 20 Porträts*. Frankfurt/M. (Fischer).
- Jasper, James M. & Michael P. Young (2007): The Rhetoric of Sociological Facts. *Sociological Forum* 22(3), S. 270–299.
- Jarren, Otfried & Hartmut Weßler (1996): Sozialwissenschaften und Massenmedien – Empirische Ergebnisse, Theorieperspektiven, Erkenntnispotentiale. In: Schader-Stiftung [Hrsg.]: *Gesellschaftswissenschaften in der Medienöffentlichkeit*. Darmstadt (Schader-Stiftung), S. 5–66.
- Jeffries, Vincent [Hrsg.] (2009): *Handbook of Public Sociology*. Lanham (Rowman & Littlefield).
- Jung, Arlena (2009): Mediale Konstrukte von Wissenschaft in den Bereichen Stammzellforschung und Epidemiologie. In: Peters, Hans-Peter [Hrsg.]: *Medienorientierung biomedizinischer Forscher im internationalen Vergleich: die Schnittstelle von Wissenschaft & Journalismus und ihre politische Relevanz*. Jülich (Forschungszentrum Jülich), S. 177–226.
- Jung, Matthias (2016): *Archaische Illusionen. Die Vernutzung der Wissenschaft durch das Fernsehen am Beispiel der SWR-Produktion „Steinzeit. Das Experiment“*. Frankfurt/M. (Humanities Online).
- Kaesler, Dirk (2003): Was sind und zu welchem Ende studiert man die Klassiker der Soziologie? In: ders. [Hrsg.]: *Klassiker der Soziologie. Band 1. Von Auguste Comte bis Norbert Elias*. München (C. H. Beck), S. 11–38.
- Kärtner, Georg (1972): *Wissenschaft und Öffentlichkeit. Die gesellschaftliche Kontrolle der Wissenschaft als Kommunikationsproblem. Eine Analyse anhand der Berichterstattung des Nachrichtenmagazins „Der Spiegel“ und anderer Massenmedien*. 2 Bde. Göppingen (Alfred Kummerle).
- Kattner, Ellen (1999): Medien schaffen Mythen. In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 68–73.

- Kaube, Jürgen (2008): Die Sozialwissenschaften im Feuilleton. *Gegenworte* 19, S. 20–23.
- Kepplinger, Hans Mathias (1976): Öffentlichkeitsnachfrage und Medieninhalte. In: WZB [Hrsg.]: *Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit*. Berlin: WZB, S. 135–160.
- Kepplinger, Hans Mathias (2014): Die Geistes- und Sozialwissenschaften in den Medien. In: Dreyer, Mechthild; Uwe Schmidt & Klaus Dicke [Hrsg.]: *Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität von morgen*. Wiesbaden: Springer, S. 125–127.
- Kiefer, Roman; Christoph Panzer & Hannes Weinbrenner (2018): Das Versprechen der Soziologie. Eine explorative Studie zum Soziologieverständnis von Studierenden. *Soziologie* 47(2), S. 157–175.
- Kieserling, André (2004): *Selbstbeschreibung und Fremdbeschreibung – Beiträge zu einer Soziologie des soziologischen Wissens*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Kircher, Marco (2012): *Wa(h)re Archäologie. Die Medialisierung archäologischen Wissens im Spannungsfeld von Wissenschaft und Öffentlichkeit*. Bielefeld (transcript).
- Kiock, Hartmut (1976): Organisatorische Determinanten der Medieninhalte. In: WZB [Hrsg.]: *Die Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit*. Berlin: WZB, S. 123–134.
- Klinkert, Thomas (2010): *Epistemologische Fiktionen. Zur Interferenz von Literatur und Wissenschaft seit der Aufklärung*. Berlin/New York (de Gruyter).
- Knorr-Cetina, Karin (1991): *Die Fabrikation der Erkenntnis: zur Anthropologie der Naturwissenschaften*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Kohl, Karl-Heinz (1999): Um Aufmerksamkeit kann man nicht buhlen. In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 45–47.
- Kohl, Karl-Heinz (2014): Die kleinen Fächer und die Medien: Das Beispiel der Ethnologie. In: Dreyer, Mechthild; Uwe Schmidt & Klaus Dicke [Hrsg.]: *Geistes- und Sozialwissenschaften an der Universität von morgen*. Wiesbaden: Springer, S. 129–136.
- Kohler, Ursula (1986): Sozialwissenschaften in den schweizerischen Tageszeitungen. In: Schanner, Michael [Hrsg.]: *Wissenschaft' in den Tageszeitungen der Schweiz*. Diskussionspunkt 11. Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich. Zürich: Universität Zürich, S. 83–104.
- Kohring, Matthias (2005): *Wissenschaftsjournalismus. Forschungsüberblick und Theorieentwurf*. Konstanz (UVK).
- Konietzka, Dirk & Michaela Kreyenfeld [Hrsg.] (2013): *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit*. Wiesbaden (Springer VS).
- Köpke, Wulf (1993): Das Verhältnis Museen – Medien – Öffentlichkeit. *Zeitschrift für Ethnologie* 118(1), S. 97–102.
- Korte, Jasper W. & Christoph Mautz (2015): Öffentliche Selbst- und Fremddarstellungen der Soziologie. In: Lessenich, Stephan [Hrsg.] (2015): *Routinen der Krise – Krise der Routinen. Verhandlungen des 37. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Trier 2014*, S. 1664–1672.
- Korte, Jasper W. & Christoph Mautz (2018a): Öffentlichkeit, Soziologie und digitale Selbstdarstellung. In: Selke, Stefan & Annette Treibel [Hrsg.]: *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven*. Wiesbaden (Springer VS), S. 95–117.
- Korte, Jasper W. & Christoph Mautz (2018b): Die öffentliche personale Selbstdarstellung der Soziologie. Pöferl, Angelika & Rainer Keller [Hrsg.]: *Wissenskulturen der Soziologie*. Weinheim und Basel (Beltz Juventa), S. 92–112.
- Krätschmer-Hahn, Rabea (2012): *Kinderlosigkeit in Deutschland. Zum Verhältnis von Fertilität und Sozialstruktur*. Wiesbaden (Springer VS).
- Krekel-Eiben, Elisabeth M. (1990): *Soziologische Wissenschaftsgemeinschaften. Ein struktureller Vergleich am Beispiel der Fachpublikationen in der Bundesrepublik Deutschland und den USA*. Wiesbaden (Deutscher Universitäts-Verlag).
- Kreyenfeld, Michaela & Dirk Konietzka (2013): Kinderlosigkeit in Deutschland. Theoretische Probleme und empirische Ergebnisse. In: Konietzka, Dirk & Michaela Kreyenfeld [Hrsg.]: *Ein Leben ohne Kinder. Ausmaß, Strukturen und Ursachen von Kinderlosigkeit*. Wiesbaden (Springer VS), S. 13–46.
- Kropp, Kristoffer & Anders Blok (2011): Mode-2 social science knowledge production? The case of Danish sociology between institutional crisis and new welfare stabilizations. *Science and Public Policy* 38(3), S. 213–224.

- Krotz, Friedrich (2012): Mediatisierung als Metaprozess. In: Hagenah, Jörg & Heiner Meulemann [Hrsg.]: *Mediatisierung der Gesellschaft?* Schriften des Medienwissenschaftlichen Lehr- und Forschungszentrum Köln. Bd. 3. Berlin (Lit), S. 19–41.
- Kruke, Anja (2006): Responsivität und Medialisierung. Meinungsforschung für Parteien in den sechziger Jahren. In: Bösch, Frank & Norbert Frei [Hrsg.]: *Medialisierung und Demokratie im 20. Jahrhundert*. Göttingen (Wallstein), S. 145–178.
- Krupp, Hans-Jürgen (1988): Die Vermittlung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse – Arbeitsbedingungen und Möglichkeiten der Mittler: der Wissenschaftler. In: Wiebe, Burkhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma Bohn), S. 97–102.
- Lau, Christoph (1984): Soziologie im öffentlichen Diskurs: Voraussetzungen und Grenzen sozialwissenschaftlicher Rationalisierung gesellschaftlicher Praxis. *Soziale Welt* 35(4), S. 407–428.
- Lebaron, Frédéric (2006): „Nobel“ economists as public intellectuals: the circulation of symbolic capital. *International Journal of Contemporary Sociology* 43(1), S. 88–101.
- Leendertz, Ariane (2014): Medialisierung der Wissenschaft. Die öffentliche Kommunikation der Max-Planck-Gesellschaft und der Fall Starnberg (1969–1981). *Geschichte und Gesellschaft* 40(4), S. 555–590.
- Lengfeld, Holger (2008): Sociology goes Public. Über Laienöffentlichkeit, Bürgeruniversität und eine Stiftungsprofessur für Soziologie. *HASG* 06/2008.
- Lepenius, Wolf (2002): *Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft*. Frankfurt/M. (Fischer Taschenbuch).
- Lepenius, Wolf (2010): *Auguste Comte. Die Macht der Zeichen*. München (Carl Hanser).
- Lepsius, M. Rainer (2009): Kritik als Beruf. Zur Soziologie der Intellektuellen. In: ders.: *Interessen, Ideen und Institutionen*. Wiesbaden (Springer), S. 270–285.
- Lindner, Rolf (2007): *Die Entdeckung der Stadtkultur. Soziologie aus der Erfahrung der Reportage*. Frankfurt/M./New York (Campus).
- Löffelholz, Martin [Hrsg.] (2004): *Theorien des Journalismus. Ein diskursives Handbuch*. 2. vollständig überarbeitete Ausgabe. Wiesbaden (VS).
- Logan, Robert A. (2001): Science Mass Communication: Its Conceptual History. *Science Communication* 23(2), S. 135–163.
- Luhmann, Niklas (1990): *Die Wissenschaft der Gesellschaft*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Luhmann, Niklas (1997): *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. 2. Bde. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Luhmann, Niklas (2009): *Die Realität der Massenmedien*. 4. Auflage. Wiesbaden (VS).
- Lutz, Sabine & Christine Suck (1999): Der ethnologische Pressespiegel „Die Schere“. Göttinger Büro für Medienbeobachtung, Dezember 1997 bis Oktober 1998. In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 74–85.
- Maeße, Jens (2012): Ökonomisches Expertentum und transversale Öffentlichkeit. In: Peltzer, Anja; Kathrin Lämmle & Andreas Wagenknecht [Hrsg.]: *Krise, Crash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien*. Konstanz/München (UVK), S. 113–138.
- Maeße, Jens (2017): Deutungshoheit. Wie Wirtschaftsexperten Diskursmacht herstellen. In: Hamann, Julian; Jens Maeße; Vincent Gengnagel & Alexander Hirschfeld [Hrsg.]: *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft. Diskurs- und feldanalytische Perspektiven*. Wiesbaden (Springer), S. 291–318.
- Maeße, Jens (2018): „Financial Wisdom“ as Discursive Position. How financial expertise is constructed in documentary films. In: Parvulescu, Constantin [Hrsg.]: *Global Finance on Screen. From Wall Street to Side Street*. London/New York (Routledge), S. 68–85.
- Maeße, Jens; Hanno Pahl & Jan Sparsam [Hrsg.] (2017): *Die Innenwelt der Ökonomie. Wissen, Macht und Performativität in der Wirtschaftswissenschaft*. Wiesbaden (Springer VS).
- Mai, Manfred (2008): Wissenschaft, Politik und Beratung. Zur Soziologie der wissenschaftlichen Politikberatung. *Zeitschrift für Politikberatung* 1(3/4), S. 457–472.
- Mai, Manfred (2017): Soziologie als „Marke“. *Soziologie* 46(1), S. 7–16.
- Maier, Tanja (2013): *At the Top? Mediale Bilder von Personen in Spitzenpositionen der Wissenschaft und Wirtschaft*. WZB Discussion Paper SP III 2013–601. Berlin (WZB).
- Maranta, Alessandro; Michael Guggenheim; Priska Gisler & Christian Pohl (2003): The Reality of Experts and the Imagined Lay Person. *Acta Sociologica* 46(2), S. 150–165.
- Marcinkowski, Frank (2014): Mediatization of Politics. Reflections on the state of a concept. *Javnost – The Public* 21(2), S. 5–22.

- Marcinkowski, Frank; Matthias Kohring; Andres Friedrichsmaier & Silke Fürst (2013): Neue Governance und die Öffentlichkeit der Hochschulen. In: Grande, Edgar; Dorothea Jansen; Otfried Jarren; Arie Rip; Uwe Schimank & Peter Weingart [Hrsg.]: *Neue Governance der Wissenschaft. Reorganisation – externe Anforderungen – Medialisierung*. Bielefeld: transcript, S. 257–288.
- Martin, Susanne (2013): *Denken im Widerspruch. Theorie und Praxis nonkonformistischer Intellektueller*. Münster (Westfälisches Dampfboot).
- Martin, Susanne (2014): Intellektuellensoziologie als Personalisierung von Intellektualität. In: dies. & Christine Resch [Hrsg.]: *Kulturindustrie und Sozialwissenschaften*. Münster (Westfälisches Dampfboot), S. 120–139.
- McKie, Linda & Louise Ryan [Hrsg.] (2016): *An End to the Crisis of Empirical Sociology? Trends and challenges in social research*. London/New York (Routledge).
- Meleghy, Tamás (2003): Die „Versozialwissenschaftlichung der Soziologie“. Zur Transformation einer Disziplin. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 28(1), S. 3–28.
- Merton, Robert K. & Alan Wolfe (1995): The Cultural and Social Incorporation of Sociological Knowledge. *The American Sociologist* 26(3), S. 15–39.
- Metag, Julia (2017): Rezeption und Wirkung öffentlicher Wissenschaftskommunikation. In: Bonfadedi, Heinz; Birte Fähnrich; Corinna Lüthje; Jutta Milde; Markus Rhomberg & Mike S. Schäfer [Hrsg.]: *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden (Springer VS), S. 251–274.
- Mevisen, Natalie (2019): *Normativität und Werneutralität. Grundlegung zu einer Wissenschaftssoziologie der Soziologie*. Bielefeld (transcript).
- Mikinovic, Stephan (1978): Die Transformation sozialwissenschaftlichen Wissens. Zur selektiven Rezeption der Sozialwissenschaften in der Öffentlichkeit. *Österreichische Zeitschrift für Soziologie* 1/1978, S. 19–26.
- Moebius, Stephan (2010): Der Medienintellektuelle. In: ders. & Markus Schroer [Hrsg.]: *Diven, Hacker, Spekulanten. Sozialfiguren der Gegenwart*. Berlin (Suhrkamp), S. 277–290.
- Moscovici, Serge (2008): *Psychoanalysis. Its Image and Its Publics*. Cambridge (Polity Press).
- Müller, Christian [Hrsg.] (2004): *SciencePop. Wissenschaftsjournalismus zwischen PR und Forschungskritik*. Graz & Wien (Nausner & Nausner).
- Müller, Hans-Peter (2017): Die Grenzen der Soziologie. In: Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 113–118.
- Mundlos, Christina (2015): *Wenn Mutter sein nicht glücklich macht: Das Phänomen Regretting Motherhood*. München (mvg).
- Nadjmabadi, Shahnaz (1999): Vorwort. In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 6–10.
- Nassehi, Armin (2006): *Der soziologische Diskurs der Moderne*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Neef, Katharina (2012): *Die Entstehung der Soziologie aus der Sozialreform. Eine Fachgeschichte*. Frankfurt/M./New York (Campus).
- Nelkin, Dorothy (1987): *Selling Science. How the Press covers Science and Technology*. New York (W.H. Freeman and Company).
- Neun, Oliver (2014): *Daniel Bell und der Kreis der „New York Intellectuals“: Frühe amerikanische öffentliche Soziologie*. Wiesbaden (VS Springer).
- Neun, Oliver (2016): Die Verwendungsdebatte innerhalb der deutschen Soziologie: eine vergessene Phase der fachlichen Selbstreflexion. In: Staubmann, Helmut [Hrsg.]: *Soziologie in Österreich – Internationale Verflechtungen*. Innsbruck (innsbruck university press), S. 333–353.
- Neun, Oliver (2019): *Öffentliche Soziologie*. Baden-Baden (Nomos).
- Nichols, Lawrence T. [Hrsg.] (2007): *Public Sociology. The Contemporary Debate*. New Brunswick (Transaction).
- Nölleke, Daniel (2013): *Experten im Journalismus. Systemtheoretischer Entwurf und empirische Bestandsaufnahme*. Baden-Baden (Nomos).
- Nolte, Paul (2012): Practitioner's Perspective: Medialization and Scholarship: A Historian's Point of View. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. Sociology of the Sciences Yearbook 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 179–186.

- Offe, Claus (1981): Sozialwissenschaften zwischen Auftragsforschung und sozialer Bewegung. In: von Greiff, Bodo [Hrsg.]: *Das Orwellsche Jahrzehnt und die Zukunft der Wissenschaft. Hochschultage der Freien Universität Berlin 1980*. Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 98–108.
- Osborne, Thomas & Nikolas Rose (1999): Do the social sciences create phenomena?: the example of public opinion research. *British Journal of Sociology* 50(3), S. 367–396.
- Osborne, Thomas; Nicolas Rose & Mike Savage (2008): Reinscribing British sociology: some critical reflections. *The Sociological Review* 56(4), S. 519–534.
- Osrecki, Fran (2011): *Die Diagnosegesellschaft: Zeitdiagnostik zwischen Soziologie und medialer Popularität*. Bielefeld: transcript.
- Osrecki, Fran (2012): Diagnosing the Present: Towards a Sociology of Medialized Social Science. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. *Sociology of the Sciences Yearbook* 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 307–332.
- Pahl, Hanno (2011): Die Wirtschaftswissenschaften in der Krise. Vom massenmedialen Diskurs zu einer Wissenssoziologie der Wirtschaftswissenschaften. *Swiss Journal of Sociology* 37(2), S. 259–281.
- Park, David W. (2004): The Couch and the Clinic. The cultural authority of popular psychiatry and psychoanalysis. *Cultural Studies* 18(1), S. 109–133.
- Parvulescu, Constantin [Hrsg.] (2018): *Global Finance on Screen. From Wall Street to Side Street*. London/New York (Routledge).
- Peltzer, Anja; Kathrin Lämmle & Andreas Wagenknecht [Hrsg.] (2012): *Krise, Crash & Kommunikation. Die Finanzkrise in den Medien*. Konstanz/München (UVK).
- Penfold-Mounce, Ruth; David Beer & Roger Burrows (2011): The Wire as Social Science-fiction? *Sociology* 45(1), S. 152–167.
- Peters, Hans Peter (1982): Vergleich physikalischer und soziologischer Wissenschaftsberichterstattung und Darstellung einiger Veränderungen auf den Wissenschaftsseiten von Zeitungen seit 1959. *Soziologie* 1/1982, S. 37–45.
- Peters, Hans Peter (1984): *Entstehung, Verarbeitung und Verbreitung von Wissenschaftsnachrichten am Beispiel von 20 Forschungseinrichtungen*. Berichte der Kernforschungsanlage Jülich – Nr. 1940. Jülich (Kernforschungsanlage Jülich).
- Peters, Hans Peter (1987): Journalismus und Sozialwissenschaften. Zwei feindliche Brüder? *Sozialwissenschaften und Berufspraxis* 10(1), S. 21–36.
- Peters, Hans Peter (1988): Sozialwissenschaften in den Massenmedien – Empirische Bestandaufnahme: Bundesrepublik Deutschland. In: Wiebe, Burckhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma), S. 71–82.
- Peters, Hans Peter (2008): Scientists as public experts. In: Bucchi, Massimiano & Brian Trench [Hrsg.]: *Handbook of Communication of Science and Technology*. London et al. (Routledge), S. 131–145.
- Petersen, Imme; Harald Heinrichs & Hans-Peter Perters (2010): Mass-Mediated Expertise as Informal Policy Advice. *Science, Technology, & Human Values* 35(6), S. 865–887.
- Plesner, Ursula (2009): *Disassembling the Mass Mediation of Research. A study of the construction of texts, relations and positions in the communication of social science*. Roskilde (University of Roskilde). Abrufbar unter: http://cbs.academia.edu/UrsulaPlesner/Papers/389368/Disassembling_the_Mass_Mediation_of_Research [zuletzt zugegriffen am 22.08.2012].
- Plesner, Ursula (2012): The performativity of „media logic“ in the mass mediation of science. *Public Understanding of Science* 21(6), S. 674–688.
- Pressereferat der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde [in Zusammenarbeit mit der AG Ethnologie, Medien, Öffentlichkeit des Instituts für Ethnologie der Universität Heidelberg] [Hrsg.] (1999): *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde).
- Probala, Rolf (1999): Malinowski im Studio oder Wie kommt die Ethnologie in die Newssendung? In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Media-morphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 37–39.
- Ramsey, Shirley (1994): Science and technology: when do they become front page news? *Public Understanding of Science* 3(1), S. 71–82.
- Reichertz, Jo (2018): Wer erbringt hier die Leistung? Oder: Darf ein Autor/eine Autorin von Qualifikationsarbeiten die Ergebnisse von gemeinsamen Daten-Interpretationen nutzen? *Soziologie* 47(2), S. 176–186.

- Reichmann, Werner (2013): Wirtschaftsbilder – Visualisierung wirtschaftswissenschaftlichen Wissens über Gegenwart und Zukunft. In: Lucht, Petra; Lisa-Marian Schmidt & René Tuma [Hrsg.]: *Visuelles Wissen und Bilder des Sozialen. Aktuelle Entwicklungen in der Soziologie des Visuellen*. Wiesbaden (Springer VS), S. 339–354.
- Reichmann, Werner (2018): *Wirtschaftsprognosen. Eine Soziologie des Wissens über die ökonomische Zukunft*. Frankfurt/M./New York (Campus).
- Renn, Joachim (2006): *Übersetzungsverhältnisse. Perspektiven einer pragmatistischen Gesellschaftstheorie*. Weilerswist (Velbrück).
- Renn, Joachim (2012): *Makrotheoretische Tiefenhermeneutik*. Münster (Unveröffentlichtes Manuskript), 11 Seiten.
- Renn, Joachim (2014): Die Form des Milieus – Vergemeinschaftung, multiple Differenzierung und die tiefenhermeneutische Makroanalyse. In: Isenböck, Peter; Linda Nell & Joachim Renn [Hrsg.]: *Die Form des Milieus. Zum Verhältnis von gesellschaftlicher Differenzierung und Formen der Vergemeinschaftung*. 1. Sonderband der Zeitschrift für Theoretische Soziologie. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 304–338.
- Renn, Joachim (2018): Makroanalytische Tiefenhermeneutik. Qualitative Sinnrekonstruktion als Gesellschaftsanalyse. In: Müller, Stella & Jens Zimmermann [Hrsg.]: *Milieu – Revisited. Forschungsstrategien qualitativer Milieuanalyse*. Wiesbaden (Springer VS), S. 157–248.
- Revers, Matthias (2009): Sociologists in the Press. *American Sociologist* 40(4), S. 272–288.
- Richardson, Kay (1998): Signs and Wonders: Interpreting the Economy through Television. In: Bell, Allan & Peter Garrett [Hrsg.]: *Approaches to Media Discourse*. Malden, Ma. (Blackwell), S. 220–250.
- Rieger, Wolfgang (1976): Problemstruktur und Methoden der Sozialwissenschaften und ihre Vermittlung aus der Sicht der Journalisten. In: WZB [Hrsg.]: *Die Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit*. Berlin: WZB, S. 78–93.
- Riesch, Hauke (2011): Changing news: re-adjusting science studies to online newspapers. *Public Understanding of Science* 20(6), S. 771–777.
- Ritzer, George (1998): Writing to be Read: Changing the Culture and Reward Structure of American Sociology. *Contemporary Sociology* 27(5), S. 446–453.
- Rödder, Simone (2009a): *Wahrhaft sichtbar. Humangenomforscher in der Öffentlichkeit*. Baden-Baden (Nomos).
- Rödder, Simone (2009b): Reassessing the concept of a medialization of science: a story from the „book of life“. *Public Understanding of Science* 18(4), S. 452–463.
- Rödder, Simone & Mike Steffen Schäfer (2010): Repercussion and resistance: An empirical study on the interrelation between science and mass media. *Communication* 35(3), S. 249–267.
- Rosenmayr, Leopold (1978): Versuch einer Einschätzung der Öffentlichkeitswirkung der Soziologie in Österreich. *Soziologie* 8(1), S. 59–64.
- Ruhrmann, Georg; Jutta Milde & Arne Freya Zillich [Hrsg.] (2011): *Molekulare Medizin und Medien. Zur Darstellung und Wirkung eines kontroversen Wissenschaftsthemas*. Wiesbaden (VS).
- Ruß-Mohl, Stephan (1983): Sozialwissenschaften in der Medienberichterstattung. Streitbare Thesen zum Verhältnis von Medien- und Wissenschaftsbetrieb. *Soziologie* 9(1), S. 13–27.
- Ruß-Mohl, Stephan (1988): Die Vermittlung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse – Medienberichterstattung und wissenschaftliche Politikberatung. In: Wiebe, Burkhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma Bohn), S. 89–96.
- Russ, Daniela & Julia Schubert (2016): Verwissenschaftlichung der Politik? Eine Analyse massenmedialer Darstellungskontexte politischen Entscheidens (1946–2011). In: Lemke, Matthias & Gebor Wiedemann [Hrsg.]: *Text Mining in den Sozialwissenschaften. Grundlagen und Anwendungen zwischen qualitativer und quantitativer Diskursanalyse*. Wiesbaden (Springer VS), S. 257–288.
- Salzmann, Christian (2007): *Populäre Wissenschaft? Analyse der Wissenschaftskommunikation in populärwissenschaftlichen Zeitschriften*. Dissertation. Bielefeld (<http://bieson.uni-bielefeld.de/volltexte/2008/1267/pdf/gesamt.pdf> [zuletzt zugegriffen am 23.07.2018]).
- Samida, Stefanie (2009): Heinrich Schliemann, Troia und die deutsche Presse: Medialisierung, Popularisierung, Inszenierung. In: Boden, Petra & Dorit Müller [Hrsg.]: *Populäres Wissen im medialen Wandel seit 1850*. Berlin (Kadmos), S. 135–151.
- Savage, Mike & Roger Burrows (2007): The Coming Crisis of Empirical Sociology. *Sociology* 41(5), S. 885–899.

- Saxer, Ulrich (1997): Die prekäre Medienöffentlichkeit der Sozialwissenschaften. *Relation: Medien – Gesellschaft – Geschichte* 4(1), S. 51–60.
- Schanne, Michael [Hrsg.] (1986): ‚Wissenschaft‘ in den Tageszeitungen der Schweiz. Diskussionspunkt 11. Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich. Zürich (Universität Zürich).
- Schader-Stiftung [Hrsg.] (1996): *Gesellschaftswissenschaften in der Medienöffentlichkeit*. Werkstattbericht. Darmstadt (Schader-Stiftung).
- Schader-Stiftung [Hrsg.] (2015): *Öffentliche Wissenschaft. Dokumentation der Tagung am 19. und 20. März 2015*. Darmstadt (Schader-Stiftung).
- Schäfer, Mike Steffen (2007): *Wissenschaft in den Medien. Die Medialisierung naturwissenschaftlicher Themen*. Wiesbaden (VS).
- Schäfer, Mike S. (2008): Medialisierung der Wissenschaft? Empirische Untersuchung eines wissenschaftssoziologischen Konzepts. *Zeitschrift für Soziologie* 37(3), S. 206–225.
- Schäfer, Mike S. (2012): Taking stock: a meta-analysis of studies on the media's coverage of science. *Public Understanding of Science* 21(6), S. 650–663.
- Schäfer, Mike S. (2018): Geisteswissenschaften in den Medien. Ein Überblick über Studien zur medialen Repräsentation der Geisteswissenschaften. In: Luginbühl, Martin & Juliane Schröter [Hrsg.]: *Geisteswissenschaften und Öffentlichkeit – linguistisch betrachtet*. Bern (Peter Lang), S. 17–38.
- Schäfer, Mike S.; Silje Kristiansen & Heinz Bonfadelli [Hrsg.] (2015a): *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Köln (Herbert von Halem).
- Schäfer, Mike S.; Silje Kristiansen & Heinz Bonfadelli (2015b): Wissenschaftskommunikation im Wandel: Relevanz, Entwicklung und Herausforderungen des Forschungsfeldes. In: Dies. [Hrsg.]: *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Köln (Herbert von Halem), S. 10–42.
- Schäfer, Mike S.; Tobias Füchslin; Julia Metag; Silje Kristiansen & Adrian Rauchfleisch (2018): The different audiences of science communication: A segmentation analysis of the Swiss population's perceptions of science and their information and media use patterns. *Public Understanding of Science*. First Published January 16, 2018. <https://doi.org/10.1177/0963662517752886> [zuletzt zugegriffen am 05.03.2018].
- Scheffer, Thomas (2013): Ethnomethodologie mit Durkheim – Sequenz- und Kulturanalysen zum „Fall Köhler“ In: Bogusz, Tanja & Heike Delitz [Hrsg.]: *Émile Durkheim. Soziologie – Ethnologie – Philosophie*. Frankfurt/New York (Campus), S. 179–209.
- Scheffer, Thomas & Robert Schmidt (2013): „Public Sociology. Eine praxeologische Reformulierung“. *Soziologie* 42(3), S. 255–270.
- Schelsky, Helmut (1977): *Die Arbeit tun die anderen. Klassenkampf und Priesterherrschaft der Intellektuellen*. München (dtv).
- Scheu, Andreas M. (2015): Medialisierung der Forschungspolitik: Medialisierungstypen und Einflüsse auf die Medialisierung forschungspolitischer Akteure. In: Schäfer, Mike S.; Silje Kristiansen & Heinz Bonfadelli [Hrsg.]: *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Köln (Herbert von Halem), S. 153–179.
- Scheu, Andreas M. & Anna-Maria Volpers (2017): Sozial- und Geisteswissenschaften im öffentlichen Diskurs. In: Bonfadelli, Heinz; Birte Fähnrich; Corinna Lüthje; Jutta Milde; Markus Rhomberg & Mike S. Schäfer [Hrsg.]: *Forschungsfeld Wissenschaftskommunikation*. Wiesbaden (Springer VS), S. 391–404.
- Schildt, Axel (2020): *Medien-Intellektuelle in der Bundesrepublik*. Göttingen (Wallstein).
- Schmierbach, Mike (2005): Method Matters. The Influence of Methodology on Journalists' Assessment of Social Science Research. *Science Communication* 26(3), S. 269–287.
- Schmitt, Christan & Ulrike Winkelmann (2005): Wer bleibt kinderlos?: Was sozialstrukturelle Daten über Kinderlosigkeit bei Frauen und Männern verraten. *Feministische Studien* 23 (1), S. 9–23.
- Schmitt, Christian & Gert C. Wagner (2006): Kinderlosigkeit von Akademikerinnen überbewertet. *Wochenbericht des DIW Berlin* 21/2006, S. 313–317.
- Schönhuth, Michael (2009): Relevanter werden – Zum Verhältnis zwischen Ethnologie und Öffentlichkeit. Standortbestimmung und Perspektiven. *Ethnoscripts* 11(2), S. 12–39.
- Schorr, Angela (1994): Die Psychologie in den Printmedien. Eine Inhaltsanalyse auflagenstarker Tageszeitungen und Zeitschriften. *Medienpsychologie* 6(3), S. 199–219.
- Schrape, Jan-Felix (2016): Soziologie als „Marke“. Kernkompetenz, gesellschaftlicher Nutzen, Vermittlungswege. *Soziologie* 45(3), S. 279–293.

- Schrenker, Markus & Johannes Giesecke (2016): *Außerwissenschaftliche Kommunikation von Forschung*. Ergebnisse einer Onlineerhebung unter Angehörigen des Wissenschaftssystems in Deutschland. Eine Untersuchung im Auftrag des Deutschen Fachjournalisten-Verbandes. 27 Seiten. Online abrufbar unter: https://www.dfjv.de/documents/10180/178294/DFJV_Studie_Ausserwissenschaftliche_Kommunikation_von_Forschung.pdf [zuletzt aufgerufen am 12.07.2018]
- Schwartz, Pepper (1998): Stage Fright or Death Wish: Sociology in the Mass Media. *Contemporary Sociology* 27(5), S. 439–445.
- Schütz-Ierace, Mirella (2009): Expertise in der Politik-Berichterstattung. Theoretischer Rahmen und Inhaltsanalyse Schweizer Printmedien. *Zeitschrift für Politikberatung* 2(3), S. 405–425.
- Selke, Stephan (2015): Öffentliche Soziologie als Komplizenschaft. Vom disziplinären Bunker zum dialogischen Gesellschaftslabor. *Zeitschrift für Theoretische Soziologie* 4(2), S. 179–207.
- Selke, Stephan (2017): Doing Public Sociology: Das Dilemma öffentlicher Soziologie als öffentliche Nicht-Wissenschaft. In: Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 319–334.
- Selke, Stephan (2020): *Einladung zur öffentlichen Soziologie. Eine postdisziplinäre Passion*. Wiesbaden (Springer VS).
- Selke, Stephan & Annette Treibel [Hrsg.] (2018): *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven*. Wiesbaden (Springer VS).
- Siebel, Catherine & Katherine Clegg Smith (2009): How Public Are We? Coverage of Sociology by the Associated Press. *American Sociologist* 40(4), S. 289–308.
- Singer, Eleanor (1988): Sozialwissenschaften in den Massenmedien – Empirische Bestandsaufnahmen – U. S. A. In: Wiebe, Burckhard [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma), S. 61–69.
- Singer, Eleanor & Phyllis Endreny (1986): The Reporting of Social Science Research in the Mass Media. In: Ball-Rokeach & Muriel G. Cantor [Hrsg.]: *Media, audience, and social structure*. Beverly Hills, Newbury Park, London & New Delhi (Sage), S. 293–312.
- Sinn, Hans-Werner (2018): *Auf der Suche nach der Wahrheit*. Freiburg (Herder).
- Sjöström, Arne; Alexandra Sowka; Mario Gollwitzer; Christoph Klimmt & Tobias Rothmund (2013): Exploring Audience Judgements of Social Science in Media Discourse. The Case of the Violent Video Games Debate. *Journal of Media Psychology* 25(1), S. 27–38.
- Soeffner, Hans-Georg (2010): Entstehung, Wirkung und Ende einer Legende. Vorwort des Vorsitzenden der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, Prof. Dr. Hans-Georg Soeffner. In: van Dyk, Silke & Alexandra Schauer: *... dass die offizielle Soziologie versagt hat. Zur Soziologie im Nationalsozialismus, der Geschichte ihrer Aufarbeitung und der Rolle der DGS*. Herausgegeben von der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Essen (DGS), S. 10–13.
- Späte, Katrin (2005): *Hauptsache Gesellschaft. Westdeutsche Soziologie im Kontext schulischer politischer Bildung*. Schwalbach (Wochenschau Wissenschaft).
- Speich Chassé, Daniel (2013): *Die Erfindung des Bruttosozialprodukts. Globale Ungleichheit in der Wirtschaftsgeschichte der Ökonomie*. Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht).
- Star, Susan Leigh & James R. Griesemer (1989): Institutional Ecology, “Translations” and Boundary Objects: Amateurs and Professionals in Berkeley’s Museum of Vertebrate Zoology, 1907–39. *Social Studies of Science* 19(3), S. 387–420.
- Stehr, Nico (1991): *Praktische Erkenntnis*. Frankfurt/M. (Suhrkamp).
- Stolterfoht, Barbara (1976): Öffentlichkeitsarbeit für definierte Anwendergruppen (am Beispiel des Deutschen Instituts für Urbanistik). In: WZB [Hrsg.]: *Die Vermittlung von sozialwissenschaftlichen Ergebnissen an die Öffentlichkeit*. Berlin: WZB, S. 53–66.
- Stoop, Paul (2018): Diebe, Drängler, Sensationen. Ein Praxisbericht aus der Wissenschafts-PR. In: Selke, Stephan & Annette Treibel [Hrsg.]: *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven*. Wiesbaden (Springer VS), S. 63–78.
- Stutz, Martin (1986): Wer mit Bestrafung rechnet – schweigt. Kritische Anmerkungen zur Kritik in der Wissenschaftsberichterstattung. In: Schanner, Michael [Hrsg.]: *„Wissenschaft“ in den Tageszeitungen der Schweiz*. Diskussionspunkt 11. Seminar für Publizistikwissenschaft der Universität Zürich. Zürich: Universität Zürich, S. 153–172.
- Summ, Annika & Anna-Maria Volpers (2016): What’s science? Where’s science? Science journalism in German print media. *Public Understanding of Science* 25(7), S. 775–790.

- Suttles, Gerald D. [mit Mark D. Jacobs] (2010): *Front Page Economics*. Chicago (Chicago University Press).
- Tannenbaum, Percy H. (1976): Die Verbreitung wissenschaftlicher Informationen. In: Badura, Bernhard [Hrsg.]: *Seminar: Angewandte Sozialforschung. Studien über Voraussetzungen und Bedingungen der Produktion, Diffusion und Verwertung sozialwissenschaftlichen Wissens*. Frankfurt/M. (Suhrkamp), S. 428–440.
- Tenbrunck, Friedrich H. (1984): *Die unbewältigten Sozialwissenschaften oder Die Abschaffung des Menschen*. Graz, Wien & Köln (Styria).
- Todorow, Almut (2008): Feuilletondiskurs und seismographische Funktion von Kulturkommunikation. In: Bonfadelli, Heinz; Kurt Imhof, Roger Blum & Ottfried Jarren [Hrsg.]: *Seismographische Funktion von Öffentlichkeit im Wandel*. Wiesbaden (VS), S. 281–299.
- Trepte, Sabine; Steffen Burkhardt & Wiebke Weidner (2008): *Wissenschaft in den Medien präsentieren: Ein Ratgeber für die Scientific Community*. Frankfurt/M. (Campus concret).
- Treibel, Annette (2017): Für Öffentliche Soziologien – mit und ohne Burawoy. *Soziologische Revue* 40(1), S. 27–43.
- Treibel, Annette (2018): Expertin, Materiallieferantin, Projektionsfläche. Erfahrungen als Öffentliche Soziologin in den Medien. In: Selke, Stephan & Annette Treibel [Hrsg.] (2018): *Öffentliche Gesellschaftswissenschaften. Grundlagen, Anwendungsfelder und neue Perspektiven*. Wiesbaden (Springer VS), S. 119–144.
- Treise, Debbie & Michael F. Weigold (2002): Advancing Science Communication. A Survey of Science Communicators. *Science Communication* 23(3), S. 310–322.
- Trepte, Sabine; Leonard Reinecke & Catherina Bruns (2008): Psychologie in den Medien. In: Batinic, Bernard & Markus Appel [Hrsg.]: *Medienpsychologie*. Heidelberg (Springer Medizin Verlag), S. 555–581.
- Turner, Stephan (2012): De-intellectualizing American sociology. A history, of sorts. *Journal of Sociology* 48(4), S. 346–363.
- Turner, Stephan (2014): *American Sociology. From Pre-Disciplinary to Post-Normal*. Basingstoke (Palgrave Macmillan).
- van Kampen, Wilhelm & Hans Georg Kirchhoff [Hrsg.] (1979): *Geschichte in der Öffentlichkeit*. Stuttgart (Ernst Klett).
- van Treeck, Till (2017): Öffentliche Sozialwissenschaften und Politik: Die Rolle der Wirtschaftswissenschaften. In: Aulenbacher, Brigitte; Michael Burawoy; Klaus Dörre & Johanna Sittel [Hrsg.]: *Öffentliche Soziologie. Wissenschaft im Dialog mit der Gesellschaft*. Frankfurt/M. & New York (Campus), S. 345–356.
- Vanderstraeten, Raf (2010): Scientific Communication: Sociology Journals und Publication Practices. *Sociology* 44(3), S. 559–576.
- Volkmann, Ute; Uwe Schimank & Markus Rost (2014): Two Worlds of Academic Publishing: Chemistry and German Sociology in Comparison. *Minerva* 52(2), S. 187–212.
- Volpers, Anna-Maria & Annika Summ (2015): Der Wandel des einst verspäteten Ressorts – Konstanten und Veränderungen der Wissenschaftsberichterstattung in deutschen Printmedien. In: Schäfer, Mike S.; Silje Kristiansen & Heinz Bonfadelli [Hrsg.]: *Wissenschaftskommunikation im Wandel*. Köln (Herbert von Halem).
- von Randow, Gero (1999): Erzählt mir eine Geschichte. In: Pressereferat der DGV [Hrsg.]: *Die Mediarmorphose der Ethnologie*. Waghäusel (Deutsche Gesellschaft für Völkerkunde), S. 40–41.
- Vowe, Gerhard (2006): Mediatisierung der Politik? Ein theoretischer Ansatz auf dem Prüfstand. *Publizistik* 51(4), S. 437–455.
- Wagenknecht, Susann (2012): Debating Troy in the Mass Media – The Catalytic Impact of Public Controversy on Academic Discourse. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. Sociology of the Sciences Yearbook 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 291–306.
- Walter-Busch, Emil (1994): Gemeinsame Denkfiguren bei Experten und Laien. Über Stufen der Verwissenschaftlichung und einfache Formen sozialwissenschaftlichen Wissens. In: Hitzler, Ronald; Anne Honer & Christoph Maeder [Hrsg.]: *Expertenwissen. Die institutionalisierte Kompetenz zur Konstruktion von Wirklichkeit*. Opladen (Westdeutscher Verlag), S. 83–102.
- Weber, Beat (2005): Das umkämpfte Feld der Wirtschaftsexpertise. WirtschaftsexpertInnen und Wirtschaftspolitik im gesellschaftlichen Wandel. *Kurswechsel* 4/2005, S. 45–64.

- Weber, Max (1992): *Wissenschaft als Beruf*. MWG Band 17. Tübingen (Mohr).
- Webster, Andrew (2007): Crossing Boundaries. Social Science in the Policy Room. *Science, Technology, & Human Values* 32(4), S. 458–478.
- Weigel, Russel H. & Jeffrey J. Pappas (1981): Social Science and the Press. A Case Study and its Implications. *American Psychologist* 36(5), S. 480–487.
- Weigold, Michael F. (2001): Communicating Science. A Review of Literature. *Science Communication* 23(2), S. 164–193.
- Weingart, Peter (2008): *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Weilerswist (Velbrück).
- Weingart, Peter (2012): The Lure of the Mass Media and Its Repercussions on Science. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. Sociology of the Sciences Yearbook 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 17–32.
- Weingart, Peter; Simone Rödder & Martina Franzen (2012): Dimensions of Medialization. Concluding Remarks. In: Rödder, Simone; Martina Franzen & Peter Weingart [Hrsg.]: *The Sciences' Media Connection – Public Communication and its Repercussions*. Sociology of the Sciences Yearbook 28. Dordrecht et al. (Springer), S. 363–373.
- Weischer, Christoph (2004): *Das Unternehmen ‚Empirische Sozialforschung‘: Strukturen, Praktiken und Leitbilder der Sozialforschung in der Bundesrepublik Deutschland*. München (R. Oldenbourg).
- Weiss, Carol H. & Eleanor Singer [unter Mitarbeit von Phyllis Endreny] (1988): *Reporting of social science in the national media*. New York (Russel Sage Foundation).
- Weßler, Hartmut (1995): Die journalistische Verwendung sozialwissenschaftlichen Wissens und ihre Bedeutung für gesellschaftliche Diskurse. Empirische Ergebnisse, theoretische Konzepte und Forschungsperspektiven. *Publizistik* 40(1), S. 20–38.
- Weßler, Hartmut (1996): Sozialwissenschaften in der Drogenberichterstattung der Printmedien – eine Inhaltsanalyse. In: Schader-Stiftung [Hrsg.]: *Gesellschaftswissenschaften in der Medienöffentlichkeit*. Darmstadt (Schader-Stiftung), S. 67–96.
- Weßler, Hartmut (1997): Verschlungene Pfade. Wie sozialwissenschaftliches Wissen in die Medienberichterstattung einfließt. *Relation: Medien – Gesellschaft – Geschichte* 4(1), S. 117–148.
- Wiebe, Burckhard [Hrsg.] (1988a): *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma).
- Wiebe, Burckhard (1988b): Die Vermittlung sozialwissenschaftlicher Forschungsergebnisse – Arbeitsbedingungen und Möglichkeiten der Mittler: der Pressereferent. In: Ders. [Hrsg.]: *Zwischen Marktplatz und Elfenbeinturm – Gesellschaft und Sozialwissenschaften*. Berlin (Edition Sigma), S. 103–110.
- Wien, Charlotte (2009): Commentators on daily news or communicators of scholarly achievements? The role of researchers in Danish news media. *Journalism* 15(4), S. 427–445.
- Willisch, Andreas [Hrsg.] (2012): *Wittenberge ist überall. Überleben in schrumpfenden Regionen*. Berlin (Christoph Links).
- Wilson, William Justus (1998): Engaging Publics in Sociological Dialogue Through the Media“. *Contemporary Sociology* 27(5), S. 435–438.
- Wintzer, Jeannine (2017): „... Deutschlands Frauen bekommen so wenig Kinder wie fast nirgendwo in der Welt ...“ Normierungsprozesse durch Wissensproduktion oder Biopolitik als Praxis der deutschen Bevölkerungsforschung. In: Hamann, Julian; Jens Maeße; Vincent Gengnagel & Alexander Hirschfeld [Hrsg.]: *Macht in Wissenschaft und Gesellschaft. Diskurs- und feldanalytische Perspektiven*. Wiesbaden (Springer), S. 359–380.
- Wisselgren, Per (2013): “Not too many ladies, but too few gentlemen”. On the gendered co-production of social science and its publics. In: Danell, Rickard; Anna Larsson & Per Wisselgren [Hrsg.]: *Social Science in Context. Historical, Sociological, and Global Perspectives*. Lund (Nordic Academic Press), S. 33–47.
- Wissenschaft im Dialog [Hrsg.] (2017): *Wissenschaftsbarometer 2017*. Berlin (Wissenschaft im Dialog).
- Ziegau, Sebastian (2009): *Die Abhängigkeit der Sozialwissenschaften von ihren Medien. Grundlagen einer kommunikativen Sozialforschung*. Bielefeld (transcript).
- Zimmermann, Corinne; Gay L. Bisanz; Jeffrey Bisanz; Juliette S. Klein & Peter Klein (2001): Science at the supermarket: a comparison of what appears in the popular press, experts' advice to readers, and what students want to know. *Public Understanding of Science* 10(1), S. 37–58.

Danksagung

Ich danke allen herzlich, die im Verlauf der Arbeit an diesem Buch emotional und tatkräftig bei der Verwirklichung geholfen haben. Das vorliegende Buch ist eine umgearbeitete, zugleich gekürzte und erweiterte Version der Doktorarbeit, die ich im Oktober 2018 abgegeben habe. In diesem Manuskript findet sich eine ausführliche Danksagung, daher fällt sie hier etwas kürzer aus. Die Arbeit ist im institutionellen Kontext der *Graduate School of Sociology* sowie des *Instituts für Soziologie* der *Westfälischen Wilhelms-Universität Münster* entstanden. Entsprechend geht der Dank für die Unterstützung an die Beteiligten, insbesondere den Lehrstuhlzusammenhängen von Christoph Weischer und Joachim Renn. Der qualitative Teil wäre ohne die *Arbeitsgruppe Makrohermeneutik* nicht möglich gewesen, an alle Beteiligten geht Dank, insbesondere Christoph Mautz. Für die auch finanzielle Unterstützung sei dem *Open-Access-Publikationsfonds* der *WWU* herzlich gedankt. Im Verlauf der letzten Jahre durfte ich Teilergebnisse an verschiedenen Stellen vorstellen, dafür danke ich allen Organisatoren und Teilnehmern. Für die Buchveröffentlichung darf ich mich noch bei Andreas Schmitz für die Hilfe bei den Korrespondenzanalysen und den Mitarbeitern von *Beltz Juventa* bei der Herstellung des Buches bedanken. Es ist sicher, dass das Interesse an Soziologie – auch als reflexives Forschungsobjekt – ohne den Einfluss meines Vaters anders aussehen würde. Ebenso sicher ist, dass meine Mutter meine hermeneutischen Fähigkeiten beeinflusst hat. Meiner ganzen Familie sei hier gedankt. Besonderer und kaum darstellbarer Dank verdient Sonja: Ohne dich und deine Hilfe (nicht nur bei der Korrektur) würde die folgende Arbeit so nicht zur Wirklichkeit werden können.

Und Dank allen, die unzulässiger Weise vergessen wurden.

Alle Fehler und Ungenauigkeiten müssen freilich dem Autor zugerechnet werden.

Abbildungs- und Tabellenverzeichnis

Abbildungen

Abbildung 3.1:	Datenbanktreffer für Tageszeitungen pro Jahr	212
Abbildung 3.2:	Datenbanktreffer für Wochenzeitungen pro Jahr	212
Abbildung 3.3:	Anteil Sozialwissenschaftsberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr	213
Abbildung 3.4:	Anteil Sozialwissenschaftsberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr	214
Abbildung 3.5:	Indexierter Verlauf nach Mediengattungen (1984=100)	215
Abbildung 3.6:	Datenbanktreffer pro Ausgabe	215
Abbildung 3.7:	Datenbanktreffer und Artikel pro Ausgabe	216
Abbildung 3.8:	FAZ-Datenbanktreffer (1950=100)	218
Abbildung 3.9:	Zeit-Datenbanktreffer (1946=100)	219
Abbildung 3.10:	Vergleich der Anteile an der Gesamtberichterstattung	220
Abbildung 3.11:	Artikel in Tageszeitungen pro Ausgabe	220
Abbildung 3.12:	Artikel in Wochenperiodika pro Ausgabe	221
Abbildung 3.13:	Struktur der Berichterstattung	226
Abbildung 3.14:	Qualifizierung des Wissens	228
Abbildung 3.15:	Kontextualisierung	233
Abbildung 3.16:	Sozialwissenschaftsartikeltypen im Raum der Sozialwissenschaftsberichterstattung	240
Abbildung 3.17:	Eigenschaften der Sozialwissenschaftler	244
Abbildung 3.18:	Sozialwissenschaftlertypen im Raum der Sozialwissenschaftsberichterstattung	249
Abbildung 4.1:	Ethnologiedatenbanktreffer in Tageszeitungen pro Jahr	265
Abbildung 4.2:	Ethnologiedatenbanktreffer in Wochenperiodika pro Jahr	265
Abbildung 4.3:	Anteil der Ethnologieberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr	266
Abbildung 4.4:	Anteil der Ethnologieberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr	266
Abbildung 4.5:	Anteile der Ethnologieberichterstattung in Periodikatypen pro Jahr	267
Abbildung 4.6:	Ethnologieartikel in Tageszeitungen pro Ausgabe	268
Abbildung 4.7:	Ethnologieartikel in Wochenperiodika pro Ausgabe	269
Abbildung 4.8:	Ethnologieartikeltypen im Raum der Ethnologieberichterstattung	275

Abbildung 4.9:	Ethnologentypen im Raum der Ethnologieberichterstattung	280
Abbildung 5.1:	Soziologiedatenbanktreffer in Tageszeitungen pro Jahr	311
Abbildung 5.2:	Soziologiedatenbanktreffer in Wochenperiodika pro Jahr	311
Abbildung 5.3:	Anteil der Soziologieberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr	312
Abbildung 5.4:	Anteil der Soziologieberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr	313
Abbildung 5.5:	Anteil der Soziologieberichterstattung in Periodikatypen pro Jahr	313
Abbildung 5.6:	Soziologieartikel in Tageszeitungen pro Ausgabe	314
Abbildung 5.7:	Soziologieartikel in Wochenperiodika pro Ausgabe	314
Abbildung 5.8:	Soziologieartikeltypen im Raum der Soziologieberichterstattung	322
Abbildung 5.9:	Soziologentypen im Raum der Soziologieberichterstattung	326
Abbildung 6.1:	Ökonomikdatenbanktreffer in Tageszeitungen pro Jahr	342
Abbildung 6.2:	Ökonomikdatenbanktreffer in Wochenperiodika pro Jahr	343
Abbildung 6.3:	Anteil Ökonomikberichterstattung in Tageszeitungen pro Jahr	343
Abbildung 6.4:	Anteil Ökonomikberichterstattung in Wochenperiodika pro Jahr	344
Abbildung 6.5:	Anteil Ökonomikberichterstattung in Periodikatypen pro Jahr	344
Abbildung 6.6:	Ökonomikartikel pro Ausgabe in Tageszeitungen	345
Abbildung 6.7:	Ökonomikartikel pro Ausgabe in Wochenperiodika	345
Abbildung 6.8:	Ökonomikartikeltypen im Raum der Ökonomikberichterstattung	354
Abbildung 6.9:	Ökonomentypen im Raum der Ökonomikberichterstattung	358

Tabellen

Tabelle 1.1:	Ausgewählte disziplinäre Anteile nach Depenbrock 1976, S. 123 in Prozent	83
Tabelle 2.1:	Ausgewählte Artikel für die qualitative Analyse (Akademikerinnenfertilität)	160

Tabelle 2.2:	Ausgewählte Artikel für die qualitative Analyse (Regretting Motherhood)	192
Tabelle 3.1:	Disziplinen in Periodika in allen Artikeln in Prozent	221
Tabelle 3.2:	Umfang, Bild- und Wissenschaftsanteil	222
Tabelle 3.3:	Verfassertypen nach Disziplinen in Prozent und häufigste Verfasser in absoluten Zahlen	224
Tabelle 3.4:	Nennungen von Orten und Organisationen in absoluten Zahlen	230
Tabelle 3.5:	Namensnennungen nach Disziplinen in absoluten Zahlen	242
Tabelle 7.1:	Disziplinäre Besonderheiten	368
Tabelle 7.2:	Medialisierung der Sozialwissenschaften	374
Tabelle 7.3:	Verhältnisse	378
Tabelle 8.1:	Periodika	381
Tabelle 8.2:	Disziplinen und Suchwörter	382
Tabelle 8.3:	Periodika Datenbankrecherche	383